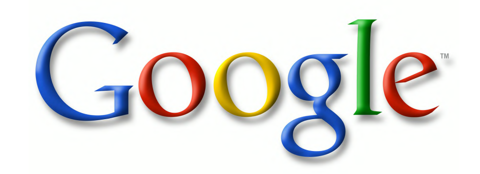
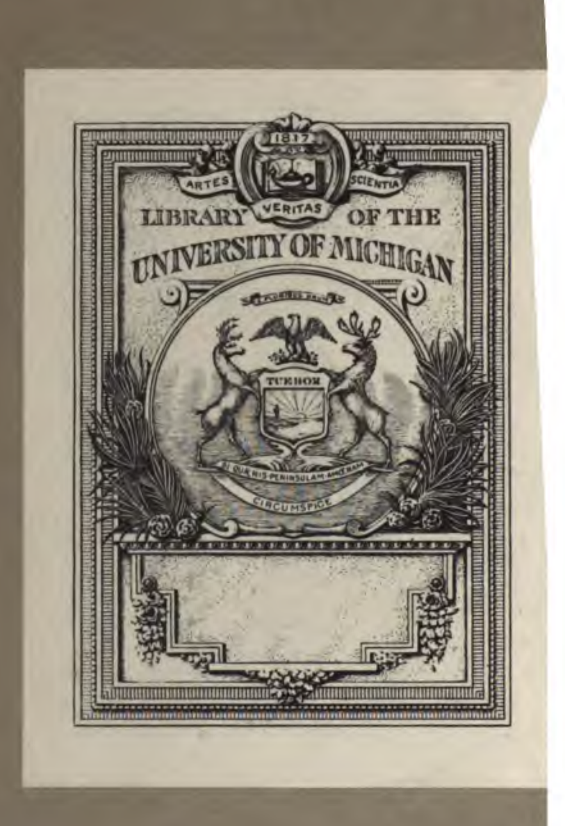
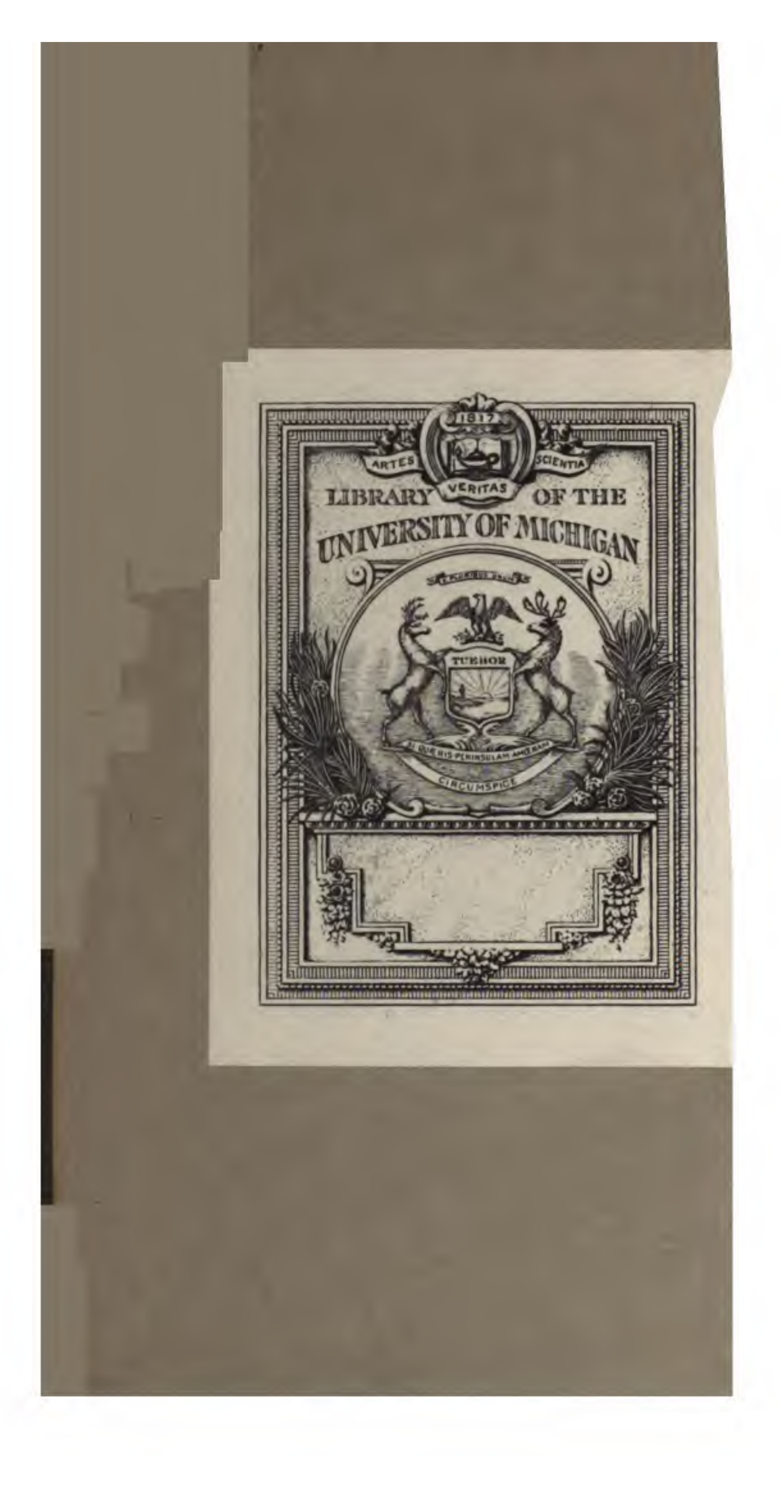






1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Horat. Art. Poet.

Scribendi recte ſapere est et principium et ſ



Versuch
einer
Critischen Dichtkunst
durchgehends
mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert.
Anstatt
einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst
übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert.
Diese neue Ausgabe ist, sonderlich im II. Theile,
mit vielen neuen Hauptstücken vermehret,
von
Johann Christoph Gottscheden.



Vierte sehr vermehrte Auflage, mit allergnädigster Freyheit.

Leipzig, 1751.
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.



Vorrede
zu dieser vierten Ausgabe.

Geneigter Leser!

Und meine Dichtkunst lebet noch! Sie lebet, sage ich, und hat alle die Anfälle überstanden, die man die Zeit her auf sie gethan; und denen ich sie bloß gestellet gelassen, ohne ihr im geringsten zu Hülfe zu kommen. Es ist allen bekannt, was seit etlichen Jahren, für oft wiederholte Feindseligkeiten wider sie ausgeübet worden. Jedes Meßverzeichniß neuer Bücher kündigte ihr einen neuen Angriff an; und man schien nicht ermüden oder aufhören zu wollen, bis man meine arme Dichtkunst mit Strumpf und Stiel ausgerottet hätte. Es ist wahr, diese Schriften waren klein: allein, wer weis nicht, daß auch kleine Tropfen endlich einen Stein aushölen, und durchlöchern können?

Bey allen diesen vielfältigen Antastungen eines meiner ersten und liebsten Bücher, saß ich, zu großer Verwunderung vieler meiner Freunde, ganz still und

unbeweglich. Ich ließ meinem Gegner und seiner kritischen Feder freyen Lauf, ohne mich im geringsten zu regen, oder nur das mindeste Zeichen des Lebens oder einiger Empfindung zu geben. Ich spielte die Rolle eines Stummen, der keine Wiederrede in seinem Munde hat; oder eines ganz Unwissenden, der nicht das geringste, zur Vertheidigung seiner Lehren und Meynungen, vorzubringen weis. So wenig dieses der Sitte der Gelehrten gemäß ist, die insgemein nicht den geringsten Widerspruch erdulden können; ja sich wohl aufs heftigste regen, wenn man gleich ohne alle Nennung ihres Namens, eine von der ihrigen abgehende Meynung behauptet: so wenig habe ich es für rathsam gehalten, dieses mitzumachen. Meine Ursachen will ich hier kürzlich entdecken.

Zuförderst muß ich meinen Lesern, den ersten Grund und Anlaß, solcher Feindseligkeit meines Widersachers, entdecken, und sie zu Richtern darüber machen. Es hatte derselbe, ich weis nicht mehr bey welcher Veranlassung, die Gelegenheits-Gedichte gänzlich verworfen. Ich las solches in einer Zeitung; und wunderte mich, daß solche Meynung von einem gelehrten Manne hatte behauptet werden können. Als mir nun bey einigem Nachdenken vorkam, daß ich die Vertheidigung vieler großen Dichter alter und neuer Zeiten übernehmen würde, wenn ich die Gelegenheitsgedichte beschützen möchte: so machte ich einen kleinen Aufsatz davon, den ich in den neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und Fr. K. drucken ließ. Ich zeigte darinn, daß die meisten griechischen und römischen; ja auch unter den Neuern die meisten wälschen, französischen und englischen Dichter,

eine Menge solcher kleinen Gelegenheitsgedichte verfertiget; und gleichwohl ihren Nationen dadurch keine Schande, großentheils aber viel Ehre gemachet. Ich handelte also diesen Satz ganz allgemein ab, ohne mit einem Worte an den Vertheidiger der obigen neuen Meynung zu denken, viel weniger etwas zu sagen, das ihm anzüglich dünken könnte. Zuletzt erläuterte ich meinen Lehrsatz, mit einem neuern Beyspiele eines schönen Hochzeitgedichtes, von dem berühmten Hrn. Prof. Richey, welches damals ganz neu in meine Hände gefallen war, und welches vieleicht einige Wahrheiten in sich hielt, die einer gewissen neuern Dichter- und Kunstrichtersecte nicht gefallen mochten.

Anstatt nun, daß mein Gegner seine Meynung weiter hätte behaupten, und meine Gründe widerlegen können, schwur er meiner Dichtkunst den Untergang; gleichsam, als ob diese sich an ihm versündiget hätte. Sie war unschuldig; aber das half nichts: seine Rachgier rief ihm unaufhörlich ins Ohr: Carthaginem esse delendam! die kritische Dichtkunst müßte ausgerottet werden. Hinc illæ lacrumæ! Was daraus erfolget sey, habe ich oben erwähnet: und meine Leser mögen selber urtheilen, ob die Ursache zum Zorne rechtmäßig gewesen?

So bald der erste Pfeil auf meine Dichtkunst abgedrucket worden, kam mir derselbe zu Gesichte. Ich sah ihn mit begierigen Augen an, und hielt es nicht für unmöglich, daß doch etwas Gutes darinn seyn könnte. Es war mir nur gar zu bekannt, daß ich nicht unfehlbar wäre: denn wer ist es wohl in der Welt? Ich kannte auch den großen Umfang der kritischen Wahrheiten, die zur Dichtkunst gehören, oder einigen Einfluß darein haben. Wie leicht konnten mir nun unter denselben etli-

che entwischet seyn? Viele Augen sehen mehr, als zwey: und ich habe mich niemals für allwissend gehalten. Zwar wollten mich einige gute Freunde versichern, daß mein Gegner der Mann nicht wäre, der mich eines bessern belehren könnte. Sie hätten ihn genau gekannt, als er vor wenigen Jahren, die ersten Begriffe von der Dichtkunst, aus meinem Buche selbst geschöpfet hätte; er würde also schwerlich im Stande seyn, seinen Lehrer zu hofmeistern. Allein dieses störte mich nicht, in dem Lesen seiner ersten Schrift: weil ich wohl wußte, daß Leute von außerordentlicher Fähigkeit, in wenigen Jahren auch ihre Lehrer übersehen, und alle ihre Vorgänger übertreffen können.

Allein, was geschah? Anstatt daß mich das Durchblättern dieser Schrift hätte beunruhigen sollen: so legte ich sie weit ruhiger aus der Hand, als ich sie genommen hatte. Ich will und kann mich hier nicht ausführlicher erklären: nur so viel kann ich sagen; daß ich wegen meiner Dichtkunst eben nicht furchtsamer und verzagter ward, als vorhin; sondern vielmehr fest beschloß, sie ihrem Schicksale, und allen Pfeilen ihres Gegners zu überlassen, ohne ihr im geringsten beyzustehen.

Denn, sprach ich bey mir selbst: sind die Regeln und Lehrsätze des griechischen und römischen Alterthums, die du in deiner Dichtkunst vorgetragen hast, wohl gegründet: so werden sie gewiß auch diese Angriffe überstehen; wie sie sich so viel Jahrhunderte in der Hochachtung aller Verständigen erhalten haben. Du hast dir nämlich keine neue Kunstgriffe in der Poesie erdacht; die vieleicht auf einem so seichten und lockern Grunde stehen möchten, daß sie der geringste Gegner über einen Haufen stoßen könnte. Wäre dieses, so

hättest

hättest du allerdings viel zu besorgen. Allein die alten Wahrheiten, die du nur fortzupflanzen gesuchet hast, stehen fest genug; und werden sich schon zu erhalten wissen, wenn du gleich schweigest, und sie allen Widersachern bloß stellest. Diese haben schon manchem Feinde, wie jene Feile im **Phädrus**, der Natter zugeruffen:

> Quid me, inquit, stulta, dente captas lædere?
> Omne adsuevi ferrum quæ corrodere.

Und, wie **Fontaine** die Sittenlehre dieser Fabel ausgedrücket: so konnte es allemal heißen:

> Ceci s'adresse à Vous, esprits du dernier ordre!
> Qui, n'étans bons à rien, cherchez sur tout à mordre.
> Vous vous tourmentez vainement!
> Croyez-vous, que vos dents impriment leurs outrages,
> Sur tant de beaux Ouvrages?
> Ils sont pour vous d'acier, d'airain, de diamant.

Diese meine Gedanken bestärkten sich noch mehr, durch folgende Betrachtungen. Ist dein Buch schlecht, dachte ich, und kann es ein jeder, der sich drüber machet, umstoßen: so mag es doch immer fallen; denn es ist gar nicht werth, daß es daure, und daß du ihm beystehst. Ist es aber gut, und gründlich geschrieben, so fürchtest du umsonst seinen Untergang. Deutschland ist schon so aufgeklärt, daß man ihm so leicht keinen blauen Dunst vor die Augen machen kann. Es wird bald sehen, ob die Gründe deines Gegners Stich halten; oder ob deine Lehrsätze gegründet sind? Ueberlaß es also der Zeit, den Ausschlag zu geben. Diese wird dich in kurzem lehren, wer recht gehabt hat, oder nicht.

Meine Muthmaßung ist eingetroffen: und ich darf es nicht sagen, daß sie zu meinem Vergnügen

ausgeschlagen ist. Die dritte Auflage meiner kritischen Dichtkunst ist abgegangen; und der Herr Verleger hat eine neue veranstalten müssen, die Liebhaber zu vergnügen. So schmäuchelhaft dieses für mich geschienen; so wenig habe ich mich dadurch gegen mein Buch verblenden lassen. Wie ich jederzeit gegen meine Arbeiten mistrauisch gewesen; so habe ich dieses auch hier bewiesen. Ich habe diese Dichtkunst nochmals bedächtig durchgelesen, und sie mit noch größerer Aufmerksamkeit, als bey der vorigen Ausgabe geprüfet. Damals war ich mit Verwaltung öffentlicher Aemter, und was das meiste ist, mit der Ausgabe des baylischen Wörterbuches beschäfftiget. Diese große Arbeit ließ mir so viel Zeit nicht übrig, an viele Zusätze zu meinem Buche zu denken. Ich übersah also nur das alte, und war zufrieden, daß ich hin und wieder einige kleine Verbesserungen und Erläuterungen einschaltete: die aber dem Werke sein ganzes Ansehen ließen. Itzo aber hat mich kein solches unumgängliches Hinderniß abgehalten, so zu reden, die letzte Hand an ein Buch zu legen, welches das Glück gehabt, bisher so wohl aufgenommen zu werden. Und von diesen Verbesserungen und Zusätzen muß ich itzo Rechenschaft geben.

Der erste allgemeine Theil meiner Dichtkunst ist beynahe durchgehends geblieben, wie er bisher gewesen. Er enthält noch eben die Grundsätze der Alten von der Poesie, in eben so vielen Hauptstücken, und in eben der Ordnung, als vorhin. Ich habe noch nichts zu wiederrufen, nichts abzuschaffen, oder zu verwerfen darinn gefunden: ungeachtet ich mir vieleicht nicht ohne Grund schmäuchele, durch Nach-

denken

denken und Bücherlesen, zu mehrerer Kenntniß und Einsicht in kritischen Dingen gelanget zu seyn. Die Natur des Menschen, und seiner Seelenkräfte ist noch eben dieselbe, als sie seit zweytausend Jahren gewesen: und folglich muß der Weg, poetisch zu gefallen, noch eben derselbe seyn, den die Alten dazu so glücklich erwählet haben. Doch habe ich hin und wieder kleine Einschiebsel gemacht, um das vorige theils zu erläutern, theils zu bestärken, theils auf gewisse neuere Misbräuche und Abwege zu deuten, auf welche einige neuere Dichter verfallen sind. Habe ich hier zuweilen auf die Erfinder neuer Griffe gezielet, die in den freyen Künsten das Unterste zu Oberst zu kehren suchen: so kann ich nicht dafür. Steht es ihnen frey, zu lehren, was sie wollen: warum sollte es mir verbothen seyn, vor Irrthümern zu warnen, oder sie nur anzuzeigen?

Ganz anders ist es mit dem II. Theile meiner Dichtkunst beschaffen gewesen. Ich habe in demselben viele Mängel bemerket, die ich gleich anfangs nicht gewahr geworden war: und diesen habe ich hier, meiner Einsicht nach, völlig abgeholfen. Man glaube nicht, daß dieses irgend die Regeln und Lehrsätze betreffe, denen ich vorhin gefolget war. Keinesweges! diese waren ja nur Folgerungen, aus den Grundsätzen des ersten Theiles. Stunden nun diese fest; wie konnte ich von jenen abgehen? Hatte ich also keine Fehler zu verbessern, so fand ich destomehr Lücken auszufüllen; die ich in den vorigen Ausgaben gelassen hatte. Es gab noch viele Arten von Gedichten, von welchen ich gar nicht gehandelt; und andere, von welchen ich nur beyläufig geredet hatte. Diese lagen mir nun so sehr am Herzen,

daß ich nicht umhin konnte, diese Mängel zu ergänzen, und eine gute Anzahl neue Hauptstücke auszuarbeiten. Der Augenschein wird solches den geneigten Leser selbst lehren: wenn er nur auf das Verzeichniß der Hauptstücke dieses Theiles einen Blick werfen, und dasselbe, mit den Hauptstücken der vorigen Auflagen zusammen halten will.

Gleichwohl habe ich diese Hauptstücke nicht alle durch einander geworfen, wie sie mir in den Kopf gekommen. Nach reifer Ueberlegung habe ich es für gut befunden, diejenigen Arten der Gedichte, die von den Alten schon erfunden worden, von den Erfindungen der Neuern abzusondern; ungeachtet ich in allen meinen wälschen, französischen, englischen und deutschen Vorgängern kein Exempel davon vor mir sah. Der erste Abschnitt dieses Theiles enthält also XIV. Hauptstücke, darinn ich diese bekannten Arten alter Gedichte zureichend abgehandelt; und zwar in eben der Ordnung, darinn sie allem Ansehen nach, zuerst erfunden worden: so viel als man aus den vorhandenen Ueberbleibseln derselben urtheilen kann.

Hierauf folgen nun die neuern Gattungen der Gedichte in IX Hauptstücken, deren jedes aber, mehr als eine Art derselben in sich hält. Ich hielt nämlich dafür, daß gewisse verschwisterte Arten sich schon mit einander vertragen würden: angesehen mir sonst die Zahl der Hauptstücke zu groß geworden seyn möchte. Auch hier habe ich allemal auf den Ursprung und die Zeit der Erfindung gesehen. Ich habe den ersten Quellen vieler Gedichte bey den Franzosen, Wälschen, und Provenzaldichtern des XII und XIII Jahrhunderts nachgespüret; und glaube darinn manche Ent-

deckung

deckung gemacht zu haben, die auch dem Minturno, Crescimbeni, und Muratori, so gelehrt und scharfsinnig sie sonst gewesen, entwischet waren.

Ich habe mir ferner angelegen seyn lassen, in allen diesen neuen Hauptstücken; ja auch in den Alten, die da geblieben, die nöthigsten historischen Nachrichten, von denen Dichtern zu geben, die sich dadurch hervorgethan. Um nicht in eine verdrüßliche Einträchtigkeit zu fallen, habe ich bald von den Auswärtigen, bald von den Deutschen, bald von den Alten den Anfang gemacht: nachdem die Sachen es erfoderten. Bald habe ich es im Anfange, bald in der Mitte, bald gegen das Ende der Capitel gethan: und ich hoffe, daß dieser kleine Vorschmack, von meiner weit größern Geschichte der deutschen Poesie, niemanden misfallen, oder zum Ekel werden wird. Es ist allemal was schönes, und lehrreiches, die Vorgänger in einer freyen Kunst zu kennen, deren Beyspielen man entweder zu folgen, oder deren Spuren man zu fliehen Ursache hat. Und ich schmäuchele mir, daß noch keine deutsche Dichtkunst, in diesem Stücke so viel Nachrichten gegeben hat, als die meinige.

Weil nun alle diese ansehnlichen Zusätze sehr vielen Platz brauchten; ich aber mein Buch den Käufern und Liebhabern nicht viel theurer machen wollte: so war kein anderer Rath, als die Exempel unserer Dichter, bey allen den Hauptstücken wegzulassen, wo ich sie hingesetzet hatte. Ich habe den Lesern ohnedieß so viel Poeten angepriesen, und kleine Stücke aus ihren Schriften zur Probe gegeben; daß ich hoffen kann, sie werden sich selbst eine auserlesene Sammlung derselben anzuschaffen bedacht seyn. Außerdem habe ichs

mit

mit den Exempeln meinen Tadlern niemals recht machen können. Gab ich anfänglich meine eigene: so schrien sie: das sey eine unerhörte Sache, daß man seine eigenen Muster andern zur Nachahmung vorlege. Wurde nun gleich dieser Vorwurf, in den hällischen Bemühungen einer groben Unwahrheit überführet: so wich ich doch, aus Liebe zum Frieden, und gab fremde Beyspiele zu Mustern. Aber auch dabey traf ichs nicht recht. Man rückte mir vor, ich hätte den alten Dichtern manche unrechte Lesart gegeben: wenn ich irgend Anfängern zu gut, nur manchen Archaismum ein wenig gebessert hatte. Wohlan, ich mache es auch itzt, wie jener Mann in Kanitzens Fabel, der es niemals recht machen konnte. Nun bleiben alle Exempel weg: und sonder allen Zweifel, wird auch dieses nicht recht seyn. Dem sey aber, wie ihm wolle: hinfort werde ich meinen Kopf auch aufsetzen, und mit eben dem Manne sagen:

> = = Sollt ich mich in alle Leute schicken:
> So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

Wie nämlich meine Dichtkunst itzo ist, so soll sie bleiben: meine Widerbeller mögen sagen, was sie wollen. Der geneigte Leser lasse sich meinen Eifer ihm zu dienen, und den Flor der schönen Wissenschaften zu befördern, gütigst gefallen, und bleibe mir ferner gewogen. Dieß wird der süßeste Lohn meiner Bemühungen seyn.

Geschr. den 10 des Weinm.
1751.

Gottsched.

Inhalt.

Inhalt.



Des ersten Theils

Des zweyten Theiles erster Abschnitt.

Von den Gedichten, die von den Alten erfunden worden.

V. Von

Des zweyten Theiles zweyter Abschnitt.

Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

Vorrede zur dritten Auflage,

von 1742.

Mein Vergnügen, das ich bey der andern Aus-
gabe dieses Buches, vor vier bis fünf Jah-
ren bezeuget habe, hat sich billig bey dieser
ritten verdoppeln müssen. Die wiederholten zahlrei-
)en Abdrücke desselben, haben sich in der halben Zeit
erkaufen lassen, darinn die erste Auflage von 1729. ab-
egangen war; und mir also einen doppeltstarken Be-
)eis, von der guten Aufnahme dieser poetischen Anwei-
ing an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den
ngenehmen Empfindungen eines Schriftstellers über-
issen, womit ihn die Eigenliebe bey solchen Vorfällen
:füllen kann: so hätte ich hier die schönste Gelegenheit
azu. Wenn andere, deren Bücher Ladenhüter bleiben,
uf den verderbten Geschmack unsrer Landesleute schel-
n: so dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der
'äufer und Leser meiner Dichtkunst trotzen; und dar-
us entweder den gereinigten Geschmack der deut-
hen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß mein
Buch nicht ohne Nutzen gewesen seyn müsse. So ge-
cht aber hierinnen meine Folgerungen vieleicht seyn
ürden, so will ich sie doch nicht selber machen; sondern
lieber der unparteyischen Nachwelt überlassen, ein
eyes Urtheil davon zu fällen: welches weder ein Freund,
r mir eine Vorrede dazu machte, noch ein Feind, dem
is Glück meines Buches ein Dorn in den Augen wäre,
it solchem Nachdrucke abfassen könnte.

Ich übergehe also diese schmäuchelhafte Betrach-
ng billig mit Stillschweigen; und rechne es mir mit
ößerm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vor-
ze, eine kritische Dichtkunst zu schreiben, seit einiger
it einen Nachfolger bekommen habe. Ein gelehrter
ann und Kunstrichter in Zürich hat sich die Mühe ge-

nommen, diejenige Bahn, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schriftsteller zuerst gebrochen, auch zu betreten, und ein doppelt stärkeres und folglich theureres Buch, als dieses meinige ist, von der Dichtkunst ans Licht zu stellen. Und was das angenehmste bey der ganzen Sache ist, so hat dieser tiefsinnige Mann, seiner gelehrten Waare keinen bessern und reizendern Titel geben zu können geglaubet; als wenn er ihn meinem Buche abborgete, und das seinige gleichfalls eine **kritische Dichtkunst** betitelte.

Ich weis wohl, daß es eigensinnige Köpfe giebt, die sich einbilden, ein Schriftsteller, der sich einmal gewisser Wörter bemächtiget hat, seiner Schrift einen Namen zu geben, der habe sich dadurch, nach dem Rechte der Natur, das Recht des Eigenthumes darauf erworben, und sey nunmehr befugt, alle andere von dem Gebrauche derselben auszuschließen. Noch andere glauben mit dem scharfsinnigen Bäyle, und nach dem Beyspiele gewisser Schriftsteller voriger Zeiten: es sey eine Beschimpfung für den Urheber eines Buches, wenn sich bald darauf ein anderer über dieselbige Materie hermacht, und in einerley Absichten die Feder ansetzet. Denn, sagen sie, glaubte dieser neue Schriftsteller, daß sein Vorgänger seine Pflicht recht erfüllet, und sein Vorhaben zulänglich ausgeführet hätte: so würde er sich gewiß nicht zum andernmale daran gemachet haben. Eine **Ilias** nach dem **Homer** zu schreiben, das heißt also, nach der Meynung dieser Richter, eben so viel; als diesen Dichter mit seiner Arbeit verwerfen, und ihm auf eine verdeckte Art in die Augen sagen: daß sein Werk nichts tauge, und noch einmal ausgearbeitet werden müsse.

Allein so wahrscheinlich auch immermehr diese Schlüsse zu seyn scheinen mögen: so kann ich mich doch denenselben nicht ergeben. Ich sehe es gar zu deutlich ein, daß man mir durch solche Einstreuungen die Freude versalzen will, die ich über einen **kritischen** Nachfolger von solcher

cher Wichtigkeit, billig empfunden habe. Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erste gewesen, der unserer Nation eine kritische Dichtkunst zu liefern das Herz, oder die Verwegenheit gehabt. Hätte ich nun darinn, nach dem Urtheile der Kenner, eine unnöthige Mühe übernommen; und wären andere aufgestanden, welche die Poesie von dem Joche der Beurtheilungskunst zu befreyen unternommen hätten: so wäre dieses unstreitig eine Kränkung für mich gewesen; zumal, wenn diese gar einen größern Beyfall bekommen, und das Andenken aller Kritik gleichsam verhaßt und ehrlos gemachet hätten. Allein dieses harte Schicksal hat mich, zu allem Glücke, nicht betroffen. Die gelehrtesten Männer in Zürich bestärken durch ihren Beyfall mein Urtheil, daß es nöthig sey, eine Dichtkunst kritisch einzurichten: ja, was das meiste ist, sie folgen selber meinem Exempel nach, und führen etwas von demjenigen, nach ihrer Art, weitläuftiger aus, was ich mit so gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte.

Bey dieser Vorstellung nun rühren mich die vorigen Einwürfe gar nicht. Der Gebrauch der Wörter ist ja von der Art derjenigen Dinge, die in dem Rechte der Natur, nach Art der Luft, des Sonnenlichtes und des Wassers großer Flüsse, bey allem Gebrauche derselben, unerschöpflich sind, und also allen gemein bleiben müssen. Warum sollte also nicht ein Schriftsteller das Recht haben, sein Kind zu taufen, wie er will; wenn gleich ein anderer dem Seinigen eben den Namen gegeben hat? Warum sollte dasjenige in Zürch niemanden freystehen, was mir in Leipzig freygestanden hat? Oder, warum sollte ich böse werden, daß ein anderer meine Erfindung, auf die kräftigste Art, die nur erdacht werden kann, gebilliget hat?

Der andere Einwurf scheint noch gefährlicher zu seyn, ist es aber in der That nicht; wenn man nur die Sache in genauere Betrachtung zieht. Es kömmt bey den Büchern nicht nur auf ihren Titel, sondern auch auf den Inhalt an. So gleichlautend oft jener auf zweyen

Werken ist, so ungleich kann doch dieser letztere seyn: und ich darf mich, ohne stolz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger kritische Dichtkunst beruffen. Der Inhalt unserer Bücher ist in den allermeisten Stücken und Capiteln soweit von einander unterschieden, daß man sie schwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man sie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben habe; dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieselben richtig zu beurtheilen: so hält die zürcherische Dichtkunst nichts von dem allen in sich. Man wird daraus weder eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedicht, noch eine Elegie; weder ein poetisches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerspiel; weder eine Komödie, noch eine Oper, machen lernen. Alles dieses, sage ich, steht in der zürcher Dichtkunst nicht: es sey nun, weil etwa in allen diesen Stücken die Kritik nichts zu sagen hat; oder weil man ein Poet seyn kann, ohne eins von allen diesen Stücken zu verfertigen. Wer also dieselbe in der Absicht kaufen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunst von zween starken Octavbänden stehen könne, wenn es an den wesentlichsten Theilen eines solchen Buches fehlet? Allein diese Frage wird mir gewiß niemand machen, als der sich nicht besinnet: daß der Urheber derselben einer von den bekannten zürcher **Malern** sey, welche vor zwanzig Jahren, in ihren sogenannten **Discursen**, die Sitten ihrer Stadt abgeschildert haben.

Hat

Hat nun Herr von **Fontenelle** richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit solchen Augen ansehe, die sich zu seinen Absichten schicken; der Held z. E. für einen schönen Platz, Menschen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflanzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhlerischen Abentheuern u. s. w. was war wohl von unserm Maler anders zu vermuthen, als daß er die ganze Dichtkunst in eine **Kunst zu malen**, verwandeln, und von lauter **poetischen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben** handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten zürcher Malern, von einem Kunstverständigen aus Hamburg, in einem schönen Sinngedichte gegeben worden, das im III B. der Poesie der Niedersachsen, auf der 250 Seite steht; und verlangt er von mir zu wissen, ob sie in diesem Buche besser beobachtet worden, als in jenen sittlichen Malereyen? so muß ich ihm aus Höflichkeit die Antwort so lange schuldig bleiben, bis wir in Leipzig die zürcherische Bergsprache besser werden gelernet haben.

Wie also, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die **Ilias Homers**, durch die neuere **Ilias** desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden; der sich vorgenommen hatte, den ganzen trojanischen Krieg zu besingen, und tausend schöne Sachen nachzuholen, die sein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr diese vermeynte größere **Ilias**, vom **Aristoteles**, in Ansehung der homerischen, die **kleine Ilias** genennet worden: also könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weise mit dem **Homer** zu vergleichen, als mit dessen Werke mein Buch gar keine Aehnlichkeit hat), daß auch die zürcherische Dichtkunst, so stark sie ihrer Größe und Absicht nach ist, dennoch bey dem Mangel so vieler nöthigen Hauptstücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine **kleine Dichtkunst** genennet würde.

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf **Zürich**, und nicht auf die ganze Schweiz bezogen; ganz anders, als bisher von vielen unserer misvergnügten Schriftsteller geschehen; die insgemein die Schuld von ein Paar Kunstrichtern, der ganzen löblichen Eidgenossenschaft auf den Hals gewälzet haben. Und gesetzt, ich wäre selbst bisher, auch wohl in dieser neuen Auflage meiner Dichtkunst, in dieses Versehen gefallen: so will ich doch hiermit selbiges allen andern Einwohnern dieses ansehnlichen Landes abgebethen haben; seitdem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern, aus benachbarten Cantons, belehret und versichert worden: **daß die ganze Schweiz den zürcherischen Kunstrichtern in ihren Lehrsätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieselben dazu bevollmächtiget habe, allem deutschen Witze Hohn zu sprechen.** Ich will doch, weil man mir in **Zürich** das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein **Mathanasius** thun, und Stellen aus ein Paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurzem, und in währendem Drucke dieses Buches, erhalten habe.

Der erste vom 1 des Wintermonats hat folgendes:

> Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen gesehen, daß Bodmer und Breitinger hin und her in Deutschland hergenommen werden. Der Hochmuth und die Einbildung dieser Leute ist unerträglich. Es ist sich aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben große Einbildung, weilen sie in dem ersten Canton der Schweiz gebohren sind. Es ist unglaublich, wie groß die Einbildung der Herren von Zürich wegen diesem Vorsitz ist, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich versichere sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner entstanden, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird. Die Sitten, die Sprache, die Lebensart, die Kleidung der Züricher ist von der unsern so unterschieden, daß man glauben sollte, sie wären mehr denn hundert Meilen von uns entfernet. Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leute, aber in geist- u. vernünftigen Sitten werden sie noch lange Zeit grobe Schweizer bleiben.

Das

Das andere Schreiben ist vom 3 desselben Monats, und darinn drücket man sich so aus:

Wir nehmen an dem Kriege, den unsere Landesleute von Zürich wider die ganze deutsche Nation vorgenommen haben, kein Theil. Fertiget man sie ferner ab, wie es in einem periodischen Werke zu Leipzig erst vor kurzem geschehen ist, so wird ihnen die Lust vergehen. Wir wünschen unsern Landsleuten mehrere Liebe zum Frieden und zum Natürlichen; so werden sie von Deutschland ablassen, und mit Miltons Liebhabern anbinden.

Nach solchen feyerlichen und einstimmigen Erklärungen zweener berühmten schweizerischen Gelehrten, habe ich meinem Gewissen nach, nicht anders gekonnt, als daß ich, anstatt der allgemeinen Benennung, die besondere erwählet; werde es auch künftig allemal so halten, wenn man mich nöthigen sollte, wider meine Neigung, meine Feder zu kritischen Streitschriften zu ergreifen.

Kürzlich noch etwas von den Vorzügen dieser neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten Leser folgendes melden. Zuförderst habe ich in diesem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgebessert; als worinn man immer, nach Verfließung einiger Zeit, kleine Unachtsamkeiten entdecket, die man gleich Anfangs nicht wahrgenommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorschriften, zu mehrerer Erläuterung und Bestärkung derselben, noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht gestanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführet, worinn dasjenige mit mehrerm nachgelesen werden kann, was ich nur kurz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verschiedenen Orten, denen Einwürfen begegnen müssen, die man in öffentlichen kritischen Schriften, zumal aus Zürich her, dagegen gemacht: doch habe ich mich sowohl der Namen meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten, billig enthalten; als welche nichts zur Sache thun, und vielmehr einen Uebelstand machen würden. Habe ich aber, was den miltonischen Geschmack betrifft,

den man uns, nach Verbannung des marinischen, mit Gewalt aufdringen will, mich bisweilen, von der Sache selbst harter Redensarten bedienet: so bedenke man, daß der Eifer wider ein besorgliches Uebel, welches den bisherigen Glanz unserer Muttersprache und freyen Künste bald wieder verdunkeln könnte, uns leicht zuweilen einnehmen, und solche Ausdrückungen in den Mund legen kann, die man sonst ungern gebrauchen würde.

Endlich so ist das Wichtigste, und wodurch diese Ausgabe unfehlbar einen großen Vorzug vor allen vorigen erhalten wird, dieses: daß ich nicht nur im ersten Theile dieses Buches, mehr Exempel aus guten und schlechten Dichtern angeführet; sondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit stunden, lauter Meisterstücke von unsern besten Dichtern eingeschaltet habe.* Ich habe aber dieselben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neuesten, die ohnedem in aller Händen sind, und die auch ohne mein Zuthun gelesen werden; sondern aus den ältern, als **Opitzen**, **Flemmingen**, **Dachen**, **Racheln**, **Neukirchen** u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieset, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich sie zu Mustern anführe, nicht eben alle kleine Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaßes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibsel des vorigen Jahrhunderts anmerken wird. Nein, ich will nur den gesunden und männlichen Geschmack dieser Helden in unserer Sprache und Dichtkunst anpreisen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünstelt, versteckt und unergründlich zu schreiben, die sich hin und her reget, zu steuren. Erlange ich dieses, so wird mich auch in diesem Stücke mein gefaßter Entschluß niemals gereuen.

Geschrieben im Jänner, 1742.

Gottsched.

Vor-

* Dieses galt von der III. Auflage.

Vorrede zur zweyten Auflage, von 1737.

Geneigter Leser,

Hiermit habe ich das Vergnügen, dir eine neue und durchgehends verbesserte Auflage meiner kritischen Dichtkunst zu liefern. Es sind nunmehr eben acht Jahre verflossen, da ich dieses Buch zum erstenmale ans Licht stellete, und in währender Zeit ist dasselbe gänzlich abgegangen: obgleich die Regeln der Poesie eben nicht so häufig, als die Anleitungen zu andern freyen Künsten und Wissenschaften gesuchet werden. Wenn ich mir schmäucheln darf, daß dadurch viele einen bessern Begriff von der wahren Dichtkunst bekommen haben, als man vorhin insgemein gehabt: so ist mir die darauf verwandte Mühe reichlich belohnet worden. Zum wenigsten habe ich das Vergnügen gehabt, von vielen Orten her, schriftliche Versicherungen von unbekannten Personen, zu erhalten, daß sie, aus meiner Dichtkunst allererst, das rechte Wesen der Poesie einsehen gelernet. Ja was noch mehr ist, ich habe es mit Lust wahrgenommen, wie seit der Zeit nicht nur in Leipzig, sondern an sehr vielen andern Orten, die Schriften angehender Poeten ein ganz anderes Ansehen gewonnen: daraus denn nicht undeutlich zu spüren gewesen, daß die in meiner Dichtkunst enthaltenen Regeln, ihnen zur Richtschnur gedienet hätten.

Doch indem ich dieses süßen Vergnügens, als einer natürlichen Belohnung meiner kritischpoetischen Bemühungen, erwähne: so ist es keinesweges ein Stolz oder eine Ruhmredigkeit, die mir solches in den Mund leget. Ich weis es nur gar zu wohl, wie wenige, von denen guten Früchten, die meine Dichtkunst getragen, mir eigenthümlich zugehören. Diejenigen großen Leute, die alles, was sie schreiben, aus ihrem eigenen fruchtbaren Geiste hernehmen, und keinem Lehrmeister etwas zu verdanken haben, mögen auf ihre Schriften stolz werden. Sie haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht streitig machen

kann. Sie sind so glücklich, dasjenige in sich selbst zu finden, was Leute von meiner Gattung, nach Art ämsiger Bienen, erst auf fremden Fluren, mit vieler Mühe, zusammen suchen müssen! Ihr unerschöpflicher Witz vertritt bey ihnen die Stelle großer Büchersäle, und einer langweiligen Belesenheit. Daher können sie ungescheut diejenigen Opfer sich selbst anzünden, die wir andern, unsern Vorgängern und Lehrern zu bringen pflegen. Was ist billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er geschöpfet hat! Und ich bin versichert, daß niemand von diesen großen Geistern mir das Bekenntniß misgönnen wird, das ich schon in der Vorrede der ersten Ausgabe gethan habe: daß ich nämlich alles, was etwa in meiner kritischen Dichtkunst Gutes enthalten seyn würde, nicht mir selbst, sondern den größten Kritikverständigen alter und neuer Zeiten zu verdanken hätte. Ich erzählte nämlich daselbst gleichsam meinen poetischen Lebenslauf, und rühmte diejenigen, aus deren Einsicht ich meinen größten Vortheil gezogen, und durch deren Schriften und mündliche Unterredungen, mir gleichsam die Augen zuerst aufgegangen wären. Und durch das alles war ich bemüht, meinen Lesern zu zeigen, wie ich allmählich auf den Vorsatz gebracht worden, eine kritische Dichtkunst zu schreiben.

Dieses alles nun zu erwähnen, hatte ich dazumal die größte Ursache: indem ich als ein angehender Scribent noch in dem Ansehen nicht stund, welches meinen Regeln ein Gewicht geben, und meinem Buche, durch mich selbst, eine gute Aufnahme hätte versprechen können. Wie nöthig aber dieses bey allen sey, die sich zu öffentlichen Lehrern aufwerfen wollen, das sah ich nicht nur damals ein; sondern ich erkenne es noch diese Stunde. Wem ist es unbekannt, wie wenige Leser in diesem Falle unparteyisch sind, und bloß auf die Gründe, die jemand anführet, zu sehen pflegen? Und wenn ich gleich itzo die weitläuftige Erzählung weglasse, dadurch ich dazumal meinen kritischen Regeln einigen Glauben zu erwerben suchte: so geschieht es keinesweges aus der Ursache, als ob ich mein ei-

genes Ansehen itzo schon für zulänglich hielte, meine Vorschriften und Urtheile zu bestätigen. Nein, ich erkenne es gar zu wohl, wie viel mir daran fehlet: und wenn bey vielen die von mir angegebenen Gründe nicht zulangen sollten, die vorgetragenen Lehren zu rechtfertigen; so muß ich von neuem, zu denen fliehen, die meine Vorgänger und Lehrmeister in der kritischen Dichtkunst gewesen. Ich trage also auch bey dieser neuen Auflage kein Bedenken, zu gestehen, daß ich alle meine kritischen Regeln und Beurtheilungen, alter und neuer Gedichte, nicht aus meinem Gehirne ersonnen; sondern von den größten Meistern und Kennern der Dichtkunst erlernet habe. **Aristoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Bossü, Dacier, Perrault, Bouhours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callieres** und **Füretiere**; ja endlich noch **Shaftesbury, Addison, Steele, Castelvetro, Muralt** und **Voltaire**, diese alle, sage ich, waren diejenigen Kunstrichter, die mich unterwiesen, und mich einigermaßen fähig gemacht hatten, ein solches Werk zu unternehmen.

Daß dieses mein Geständniß aufrichtig gewesen sey, das haben alle Blätter meines Buches sattsam darthun können: und ich habe darinnen auch selbst das Urtheil der Widriggesinnten für mich anzuführen, die mir gar einen Vorwurf daraus gemacht haben. Sie haben mich beschuldiget: ich hätte nur die Franzosen ausgeschrieben: und wäre nicht einmal über die rechten gekommen. Ich danke zuförderst diesen gelehrten Scribenten, für ein solch öffentliches Zeugniß: ob sie es wohl ohne große Scharfsinnigkeit haben ablegen können; nachdem ich selbst alle obige Schriftsteller alter und neuer Zeiten namhaft gemacht, und alles, was in meinem Buche gut war, ihnen zugeeignet hatte. Ich habe es schon oben erwähnet, daß ich so glücklich nicht bin, als gewisse große Geister, die ohne ihre Vorgänger in Künsten und Wissenschaften gelesen zu haben, dennoch ihrem Vaterlande lauter Meisterstücke vorlegen können. Und in dieser Empfindung mei-

ner eigenen Schwäche beneide ich an Ihnen, alle die neuen Einfälle und Entdeckungen, womit sie die Kritik schon bereichert haben.

Was aber das verhaßte Wort, ausschreiben, anlangt; dessen sich diese scharfsinnige Kunstrichter, nach der ihnen zukommenden dictatorischen Macht auf dem Parnasse, zu bedienen beliebet: so überlasse ich es zwar der Beurtheilung meiner Leser. Diese mögen es entscheiden, ob es nicht ein wenig zu hart sey; zumal von Leuten, die selbst noch nichts, als etliche zusammengeraffte Noten, und ein halb Schock Uebersetzungen gewisser Stellen haben drucken lassen. Doch gesetzt, sie behielten Recht; so würde ich doch vor ihrem Machtspruche so wenig erschrecken, daß ich ihnen vielmehr mit dem berühmten Rollin, aus seiner Vorrede zur alten Historie, antworten würde: Pour embellir & enrichir mon Livre, je declare, que je ne me fais point un scrupule, ni une honte, de piller par tout, souvent même sans citer les Auteurs que je copie: parce que quelquefois je me donne la liberté d'y faire quelques changemens. Je profite, autant que je puis, des solides Reflexions, que l'on trouve dans - - Je tire aussi de grands secours de - - Il en sera ainsi de tout ce qui me tombera sous la main, dont je ferai tout l'usage, qui pourra convenir à la composition de mon livre, & contribuer à sa perfection.

Wollen sie wissen, wie ich diese meine Freyheit verantworten wolle: so werde ich ihnen, mit folgenden Worten eben dieses großen Mannes, die Erklärung geben: Je sens bien, qu'il y a moins de gloire à profiter ainsi du travail d'autrui, & que c'est en quelque sorte renoncer à la qualité d'Auteur: mais je n'en suis pas fort jaloux & serois fort content, & me tiendrois très-heureux, si je pouvois être un bon Compilateur, & fournir un livre passable à mes Lecteurs, qui ne se mettront pas beaucoup en peine, s'il vient de mon fonds ou non, pourvû qu'il leur plaise. Und bey dieser Verantwortung werde ich so kühn, daß ich auch das Herz fasse, noch mehrere alte und neue Scribenten anzuführen, die ich bey dieser neuen Auflage gebrau-

brauchet habe, um mich theils in meinen alten Begriffen zu bestärken, theils aber auch dieselben noch vollkommener ins Licht zu setzen. Diese sind nun, von Italienern Riccoboni, in seiner Historie der italienischen Schaubühne; ferner das Paragone della Poesia Tragica d'Italia con quella di Francia, eines Ungenannten, nebst der langen Einleitung des Herrn Muratori zu seinem Theatro Italiano, so er 1728 in dreyen Octavbänden zu Verona herausgegeben. Von Franzosen sind mir P. Rapin in seinen Reflexions sur la Poetique, und in den Comparaisons des grands Hommes; der Pater Brumois in seinem Theatre des Grecs; des Abts Hedelin von Aubignac Pratique du Theatre, die uns der gelehrte Herr von Steinwehr neulich so geschickt ins Deutsche übersetzet hat; und des Herrn Remond de St. Mard Reflexions sur la Poesie en general, & sur les autres petits Poemes, in meiner Arbeit behülflich gewesen. Von Engländern habe ich den Tractat eines Unbekannten, The Taste of the Town in all publick diversions; ferner des Herrn Ramseys Travels of Cyrus, und des Herrn Pope Essay of Criticism, nebst seiner Litterary Correspondence fleißig zu Rathe gezogen, und beständig vor Augen gehabt. Ja auch von Alten habe ich mir aus des Plato Buche von der Republik, auch aus dem Cicero, Quintilian und Seneca so manches; von neuern Kunstrichtern aber den Casaubonus de Poesi Satyrica, des Heinsius Buch de Tragœdiæ constitutione, den Isaac Vossius de Poematum cantu & viribus Rhythmi; des Seb. Regulus Erklärung über das I B. der Aeneis, nebst Rappolts Poetica Aristotelica, zu Nutze gemacht. Und hiermit lege ich also allen, die gern Machtsprüche von Büchern fällen, ohne sie gelesen zu haben, nochmals das spottleichte Urtheil in den Mund: er hat ausgeschrieben!

Ob ich aber bey diesem meinen Ausschreiben, wie es ferner heißt, über die unrechten Bücher gerathen; das ist gleichfalls eine Sache, die ich lediglich dem Urtheile meiner Leser und allen Verständigen überlasse. Es kann

Werken ist, so ungleich kann doch dieser letztere seyn; und ich darf mich, ohne stolz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger kritische Dichtkunst beruffen. Der Inhalt unserer Bücher ist in den allermeisten Stücken und Capiteln soweit von einander unterschieden, daß man sie schwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man sie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben habe; dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieselben richtig zu beurtheilen: so hält die zürcherische Dichtkunst nichts von dem allen in sich. Man wird daraus weder eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedicht, noch eine Elegie; weder ein poetisches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerspiel; weder eine Komödie, noch eine Oper, machen lernen. Alles dieses, sage ich, steht in der zürcher Dichtkunst nicht: es sey nun, weil etwa in allen diesen Stücken die Kritik nichts zu sagen hat; oder weil man ein Poet seyn kann, ohne eins von allen diesen Stücken zu verfertigen. Wer also dieselbe in der Absicht kaufen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunst von zween starken Octavbänden stehen könne, wenn es an den wesentlichsten Theilen eines solchen Buches fehlet? Allein diese Frage wird mir gewiß niemand machen, als der sich nicht besinnet: daß der Urheber derselben einer von den bekannten zürcher **Malern** sey, welche vor zwanzig Jahren, in ihren sogenannten **Discursen**, die Sitten ihrer Stadt abgeschildert haben.

Hat

Hat nun Herr von **Fontenelle** richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit solchen Augen ansehe, die sich zu seinen Absichten schicken; der Held z. E. für einen schönen Platz, Menschen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflanzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhlerischen Abentheuern u. s. w. was war wohl von unserm Maler anders zu vermuthen, als daß er die ganze Dichtkunst in eine **Kunst zu malen**, verwandeln, und von lauter **poetischen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben** handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten zürcher Malern, von einem Kunstverständigen aus Hamburg, in einem schönen Sinngedichte gegeben worden, das im III B. der Poesie der Niedersachsen, auf der 250 Seite steht; und verlangt er von mir zu wissen, ob sie in diesem Buche besser beobachtet worden, als in jenen sittlichen Malereyen? so muß ich ihm aus Höflichkeit die Antwort so lange schuldig bleiben, bis wir in Leipzig die zürcherische Bergsprache besser werden gelernet haben.

Wie also, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die **Ilias Homers**, durch die neuere Ilias desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden; der sich vorgenommen hatte, den ganzen trojanischen Krieg zu besingen, und tausend schöne Sachen nachzuholen, die sein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr diese vermeynte **größere Ilias**, vom **Aristoteles**, in Ansehung der homerischen, die **kleine Ilias** genennet worden: also könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weise mit dem **Homer** zu vergleichen, als mit dessen Werke mein Buch gar keine Aehnlichkeit hat), daß auch die zürcherische Dichtkunst, so stark sie ihrer Größe und Absicht nach ist, dennoch bey dem Mangel so vieler nöthigen Hauptstücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine **kleine Dichtkunst** genennet würde.

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf **Zürich**, und nicht auf die ganze Schweiz bezogen; ganz anders, als bisher von vielen unserer misvergnügten Schriftsteller geschehen; die insgemein die Schuld von ein Paar Kunstrichtern, der ganzen löblichen Eidgenossenschaft auf den Hals gewälzet haben. Und gesetzt, ich wäre selbst bisher, auch wohl in dieser neuen Auflage meiner Dichtkunst, in dieses Versehen gefallen: so will ich doch hiermit selbiges allen andern Einwohnern dieses ansehnlichen Landes abgebethen haben; seitdem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern, aus benachbarten Cantons, belehret und versichert worden: **daß die ganze Schweiz den zürcherischen Kunstrichtern in ihren Lehrsätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieselben dazu bevollmächtiget habe, allem deutschen Witze Hohn zu sprechen.** Ich will doch, weil man mir in **Zürich** das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein **Marbanasius** thun, und Stellen aus ein Paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurzem, und in währendem Drucke dieses Buches, erhalten habe.

Der erste vom 1 des Wintermonats hat folgendes:

> Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen gesehen, daß Bodmer und Breitinger hin und her in Deutschland hergenommen werden. Der Hochmuth und die Einbildung dieser Leute ist unerträglich. Es ist sich aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben große Einbildung, weilen sie in dem ersten Canton der Schweiz gebohren sind. Es ist unglaublich, wie groß die Einbildung der Herren von Zürich wegen diesem Vorsitz ist, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich versichere sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner entstanden, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird. Die Sitten, die Sprache, die Lebensart, die Kleidung der Züricher ist von der unsern so unterschieden, daß man glauben sollte, sie wären mehr denn hundert Meilen von uns entfernet. Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leute, aber in geist- u. vernünftigen Sitten werden sie noch lange Zeit grobe Schweizer bleiben.

Das

Das andere Schreiben ist vom 3 desselben Monats, und darinn drücket man sich so aus:

> Wir nehmen an dem Kriege, den unsere Landesleute von Zürich wider die ganze deutsche Nation vorgenommen haben, kein Theil. Fertiget man sie ferner ab, wie es in einem periodischen Werke zu Leipzig erst vor kurzem geschehen ist, so wird ihnen die Lust vergehen. Wir wünschen unsern Landsleuten mehrere Liebe zum Frieden und zum Natürlichen; so werden sie von Deutschland ablassen, und mit Miltons Liebhabern anbinden.

Nach solchen feyerlichen und einstimmigen Erklärungen zweener berühmten schweizerischen Gelehrten, habe ich meinem Gewissen nach, nicht anders gekonnt, als daß ich, anstatt der allgemeinen Benennung, die besondere erwählet; werde es auch künftig allemal so halten, wenn man mich nöthigen sollte, wider meine Neigung, meine Feder zu kritischen Streitschriften zu ergreifen.

Kürzlich noch etwas von den Vorzügen dieser neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten Leser folgendes melden. Zuförderst habe ich in diesem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgebessert; als worinn man immer, nach Verfließung einiger Zeit, kleine Unachtsamkeiten entdecket, die man gleich Anfangs nicht wahrgenommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorschriften, zu mehrerer Erläuterung und Bestärkung derselben, noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht gestanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführet, worinn dasjenige mit mehrerm nachgelesen werden kann, was ich nur kurz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verschiedenen Orten, denen Einwürfen begegnen müssen, die man in öffentlichen kritischen Schriften, zumal aus Zürich her, dagegen gemacht: doch habe ich mich sowohl der Namen meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten, billig enthalten; als welche nichts zur Sache thun, und vielmehr einen Uebelstand machen würden. Habe ich aber, was den miltonischen Geschmack betrifft,

den man uns, nach Verbannung des marinischen, mit Gewalt aufdringen will, mich bisweilen, von der Sache selbst harter Redensarten bedienet: so bedenke man, daß der Eifer wider ein besorgliches Uebel, welches den bisherigen Glanz unserer Muttersprache und freyen Künste bald wieder verdunkeln könnte, uns leicht zuweilen einnehmen, und solche Ausdrückungen in den Mund legen kann, die man sonst ungern gebrauchen würde.

Endlich so ist das Wichtigste, und wodurch diese Ausgabe unfehlbar einen großen Vorzug vor allen vorigen erhalten wird, dieses: daß ich nicht nur im ersten Theile dieses Buches, mehr Exempel aus guten und schlechten Dichtern angeführet; sondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit stunden, lauter Meisterstücke von unsern besten Dichtern eingeschaltet habe.* Ich habe aber dieselben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neuesten, die ohnedem in aller Händen sind, und die auch ohne mein Zuthun gelesen werden; sondern aus den ältern, als **Opitzen**, **Flemmingen**, **Dachen**, **Racheln**, **Neukirchen** u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieset, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich sie zu Mustern anführe, nicht eben alle kleine Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaßes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibsel des vorigen Jahrhunderts anmerken wird. Nein, ich will nur den gesunden und männlichen Geschmack dieser Helden in unserer Sprache und Dichtkunst anpreisen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünstelt, versteckt und unergründlich zu schreiben, die sich hin und her reget, zu steuren. Erlange ich dieses, so wird mich auch in diesem Stücke mein gefaßter Entschluß niemals gereuen.

Geschrieben im Jänner, 1742.

Gottsched.

Vor-

* Dieses galt von der III. Auflage.

Vorrede zur zweyten Auflage, von 1737.

Geneigter Leser,

Hiermit habe ich das Vergnügen, dir eine neue und durchgehends verbesserte Auflage meiner kritischen Dichtkunst zu liefern. Es sind nunmehr eben acht Jahre verflossen, da ich dieses Buch zum erstenmale ans Licht stellete, und in währender Zeit ist dasselbe gänzlich abgegangen: obgleich die Regeln der Poesie eben nicht so häufig, als die Anleitungen zu andern freyen Künsten und Wissenschaften gesuchet werden. Wenn ich mir schmäucheln darf, daß dadurch viele einen bessern Begriff von der wahren Dichtkunst bekommen haben, als man vorhin insgemein gehabt: so ist mir die darauf verwandte Mühe reichlich belohnet worden. Zum wenigsten habe ich das Vergnügen gehabt, von vielen Orten her, schriftliche Versicherungen von unbekannten Personen, zu erhalten, daß sie, aus meiner Dichtkunst allererst, das rechte Wesen der Poesie einsehen gelernet. Ja was noch mehr ist, ich habe es mit Lust wahrgenommen, wie seit der Zeit nicht nur in Leipzig, sondern an sehr vielen andern Orten, die Schriften angehender Poeten ein ganz anderes Ansehen gewonnen: daraus denn nicht undeutlich zu spüren gewesen, daß die in meiner Dichtkunst enthaltenen Regeln, ihnen zur Richtschnur gedienet hätten.

Doch indem ich dieses süßen Vergnügens, als einer natürlichen Belohnung meiner kritischpoetischen Bemühungen, erwähne: so ist es keinesweges ein Stolz oder eine Ruhmredigkeit, die mir solches in den Mund leget. Ich weis es nur gar zu wohl, wie wenige, von denen guten Früchten, die meine Dichtkunst getragen, mir eigenthümlich zugehören. Diejenigen großen Leute, die alles, was sie schreiben, aus ihrem eigenen fruchtbaren Geiste hernehmen, und keinem Lehrmeister etwas zu verdanken haben, mögen auf ihre Schriften stolz werden. Sie haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht streitig machen

Horaz, einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, konnte aus einem gerechten Eifer für den guten Geschmack, den Stolz solcher Stümper nicht leiden: zumal, da er sehen mußte, daß der große Hause seiner Mitbürger von diesen unzeitigen Sylbenhenkern ganz eingenommen war. Denn die Römer waren auch zu Augusts Zeiten lange so gescheid noch nicht, als vormals die Athenienser in Griechenland gewesen waren. Die freyen Künste hatten in Italien spät zu blühen angefangen, und der gute Geschmack war damals noch lange nicht allgemein geworden: Manentque adhuc vestigia ruris, hieß es auch in diesem Stücke. Nach Regeln von Dingen zu urtheilen, das ist ohnedieß kein Werk für unstudirte Leute, ja nicht einmal für Halbgelehrte: und daher kam es, daß Horaz theils seinen Römern eine Anleitung geben wollte, wie sie die Schriften ihrer Poeten recht prüfen könnten; theils auch der großen Anzahl der damaligen Versmacher die Augen zu öffnen suchte, damit sie nicht ferner, aus blinder Eigenliebe, ihre Misgeburten für Meisterstücke ausgeben möchten.

In dieser Absicht nun, trug er aus den griechischen Scribenten, die vor ihm davon geschrieben hatten, die vornehmsten Hauptregeln zusammen, und verfertigte ein herrliches Gedicht daraus. Er richtete solches an die Pisonen, das ist an den Vater Piso, der mit dem Drusus Libo im 738sten Jahre der Stadt Rom, als Horaz 51 Jahre alt war, Bürgermeister geworden; und an dessen beyde Söhne. Dieser Piso war ein Liebhaber und großer Kenner der Poesie, und sein ältester Sohn mochte selbst viel Lust und Naturell dazu haben, wie aus dem Gedichte sattsam erhellen wird. Solchen ansehnlichen Leuten nun, die am kaiserlichen Hofe in großen Gnaden stunden, wollte Horaz eine Richtschnur in die Hand geben, darnach sie sich in Beurtheilung aller Gedichte achten könnten: zu gleicher Zeit aber wollte er den guten Geschmack des Hofes, in ganz Rom und Italien ausbreiten; nachdem er sich selbst, durch unabläßigen Fleiß in griechischen Büchern, sonderlich durch Lesung der kritischen Schriften des Aristoteles,

Krito,

Krito, **Zeno**, **Demokritus** und **Neoptolemus von Paros**, in den Regeln desselben recht fest gesetzet hatte.

Indessen muß niemand denken, daß hier der Poet ein vollständiges systematisches Werk habe machen wollen. Die größten Bewunderer desselben gestehen: daß es ohne alle Ordnung geschrieben sey, ja daß es bey weitem nicht alle Regeln in sich fasse, die zur Poesie gehören. Der Verfasser hat sich an keinen Zwang einer philosophischen Einrichtung binden wollen; sondern als ein Poet, nach Veranlassung seiner Einfälle, bald diese, bald jene poetische Regel in einer edlen Schreibart versweise ausgedrückt, und mit Exempeln guter und schlechter Poeten erläutert. Aber alles, was er sagt, ist höchst vernünftig: und man kann sich von seinen Vorschriften kein Haar breit entfernen, ohne zugleich von der Wahrheit, Natur und gesunden Vernunft abzuweichen. Die unordentliche Vermischung seiner Regeln dienet nur dazu, daß durch diese Mannigfaltigkeit und unvermuthete Abwechselung der Sachen, der Leser destomehr belustiget und eingenommen wird.

Es ist diese horazische Dichtkunst bereits ins englische von dem Graf **Roscommon** gebracht, der sie unter dem Titel Horace's Treatise concerning the Art of Poetry, drucken lassen. Französisch hat sie **Dacier** mit allen übrigen Gedichten desselben ans Licht gestellet; und auch nach ihm hat dieses **Sanadon** gethan. Bey uns ist sie schon von dem berühmten Herrn von **Eckardt** ins Deutsche übersetzt worden, und in den poetischen Nebenstunden, die er unter den Buchstaben H. A. E. G. v. D. herausgegeben, anzutreffen.* Ob ich es nun besser oder schlimmer getroffen habe, als diese gelehrten Männer, das mag der geneigte Leser selbst beurtheilen. Ich hatte die eckardische Uebersetzung mehr als einmal durchgelesen, als ich schlüßig ward, mich selbst einmal an eben dieselbe Arbeit zu wagen: ich bildete mir aber nicht ein, daß es mir so viel Mühe kosten würde, als ich hernach in der That gewahr

ward.

* Auch der berühmte Herr M. Lange in Lübeck hat nach der Zeit, als die meine schon fertig und gedruckt war, eine gleiche Arbeit ans Licht gestellet, der ich ihren Werth im geringsten nicht abspreche.

ward. Die nachdrückliche Wortfügung der lateinischen Sprache, der zuweilen abgebrochene Ausdruck des Horaz, nebst vielerley Kunstwörtern und Alterthümern, die sich so schwer deutsch geben lassen; dieses alles, sage ich, machte mir die Arbeit so sauer, daß ich sie beynahe wieder hätte liegen lassen, als ich schon den dritten Theil davon fertig hatte. Doch nach Jahresfrist griff ich sie von neuem an, und brachte endlich das ganze Gedicht in den Stand, darinn ich es hier ans Licht stelle.

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte: denn beydes ist zum theil unnöthig, theils auch, aus obenerwähnten Ursachen, unmöglich gewesen. Aus fünfhundert lateinischen Versen habe ich mich genöthiget gesehen, fast siebenhundert deutsche zu machen; wiewohl ich die Regel stets vor Augen hatte: Ein Uebersetzer müsse kein Paraphrast oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptsächlichen Dingen nichts versehen, oder geändert: so wird mans verhoffentlich so genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horazischen Sylben und Buchstaben nicht erreichet worden. Ein prosaischer Uebersetzer muß es hierinn genauer nehmen: einem poetischen aber muß man, in Ansehung des Zwanges, dem er unterworfen ist, schon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur diesen Mangel durch eine angenehme und leichtfließende Schreibart ersetzet.

Dieses ist nun eine von den vornehmsten Absichten gewesen, die ich mir in diesem Gedichte vorgesetzet habe. Ich wollte Horazen gern so übersetzen, daß man ihn ohne Anstoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unsrer Sprache lesen könnte. Diesen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich kein Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unsrer deutschen Wortfügung, nebst der Reinigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu setzen. Das Gehör unsrer Landesleute ist im Absehen auf diese äußerliche Stücke überaus zärtlich. Kein Mensch liest itzo mehr Lohensteins Gedichte: das macht, sie sind, bey so vielen gelehrten Sachen, viel zu hart und zu rauh. Selbst Hofmannswaldau ist nicht

mehr so beliebt, als er sonst gewesen: das macht, daß er von seinen Nachfolgern, auch in der Reinigkeit der Verse, weit übertroffen worden. Ja diese Zärtlichkeit geht zuweilen so weit, daß man deswegen die allerelendesten Reime, die nur etwas ungezwungen fließen, bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedanken, für schön; und hingegen, bey einer kleinen Härte des Ausdruckes, die schönsten Gedichte großer Meister für elend und mager ausruffet. Wie ich aber itzo denen hier das Wort nicht reden will, die in der Rauhigkeit des Ausdruckes eine Schönheit suchen; sondern ihnen immer mit dem **Horaz** zuruffe:

Non satis est, pulchra esse poemata; dulcia sunto!

so kann ich auch deren Geschmack nicht verwerfen, die lieber ein angenehm fließendes, als ein gezwungenes Gedicht lesen. Habe ich also nicht Ursache gehabt, mich auch vor dem Ekel der zärtlichsten Ohren zu hüten; sonderlich in einem Gedichte, daraus sie die innern Schönheiten der wahren Poesie sollen beurtheilen lernen?

Ist es mir nun darinn nach Wunsche gelungen, so trage ich keinen Zweifel, daß meine Arbeit ihren Nutzen haben werde. Es ist nicht eines jeden Werk, sich mit dem Lateine der alten Poeten so bekannt zu machen, daß er seinen **Horaz** ohne Mühe verstehen, geschweige denn mit Lust lesen könnte. In deutscher Sprache wird er also vielen verständlicher seyn, und auch Anfänger auf einen guten Weg weisen, die sich vieleicht sonst durch üble Anführer hätten verderben lassen. Daß es bereits vielen so gegangen sey, daran ist wohl kein Zweifel: daß aber auch viele durch **Horazen** von ihren Irrwegen wieder zurecht gebracht worden, das könnte ich durch mein eigen Exempel erweisen, wenn es wichtig genug wäre. Doch **Benjamin Neukirch** wird vermuthlich Ansehens genug haben, uns zu zeigen: daß auch Leute, die bereits in ganz Deutschland für große Poeten gehalten werden, in unserer horazischen Dichtkunst noch genug zu lernen finden. Er hat solches in einem Hochzeitgedichte von sich selbst öffentlich gestanden, welches

er 1700. allem Ansehen nach, aus Berlin nach Breslau abgeschicket hat, und woraus ich hier ein paar Stellen anführen will. Es steht in seinen von mir ans Licht gestellten Gedichten a. d. 198. S.

Er ruffet gleich anfangs die Musen um Hülfe an, weil er abermals ein Gedicht nach Schlesien zu verfertigen vorhätte; dabey er denn besorgen müßte, daß es nicht mehr so gut, als die vorigen, würde aufgenommen werden.

Ihr Musen! helft mir doch, ich soll schon wieder singen,
Und ein verliebtes Paar in deutsche Verse bringen;
Und zwar in Schlesien. Ihr kennt dieß Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie sonst Budorgis sich,
Zum Theil an mir ergetzt. Itzt scheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehrentheils zuwider.

Die Ursache, sagt er, wäre die Aenderung, so mit seiner Poesie vorgegangen. Er habe aufgehöret, seinen Vers mit Muscatellersaft und Amberkuchen zu nähren. Es sey weder Zibeth noch Bisam, kein Plautus, Tacitus, Seneca oder Plato mehr darinn zu spüren; ja er habe auch so gar die Sinnbilder gänzlich ausgemustert.

Mein Reim ist mehrentheils ganz matt und ohne Kraft:
Das macht, ich tränk ihn nicht mit Muscatellersaft,
Ich speis ihn auch nicht mehr mit theuren Amberkuchen;
Denn er ist alt genug, die Nahrung selbst zu suchen.
Zibeth und Bisam hat ihm manchen Dienst gethan:
Itzt will ich einmal sehn, was er alleine kann.
Alleine? fraget ihr: Ja, wie gesagt, alleine:
Denn was ich vormals schrieb, war weder mein, noch seine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
Dort hatt ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwan anderswo den Tacitus bestohlen.
Auf diesen schwachen Grund, ich sag es unverholen,
Baut ich von Versen oft ein ganzes Götterhaus,
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus.

Darauf sagt er, daß ihm alle diese Putzwerke itzo ganz lächerlich vorkämen, ungeachtet sie sonst viel hundert Leser verblendet, und ihm selbst viel Ruhm gebracht hätten. Man hätte ihn gar dem großen Opitz vorgezogen, den er doch noch niemals hätte erreichen können.

Wie oftmals muß ich doch der abgeschmackten Sachen,
Wenn ich zurücke seh, noch bey mir selber lachen!
Gleichwohl gefielen sie, und nahmen durch den Schein,
So schlecht er öfters war, viel hundert Leser ein.
Ha! schrie man hier und dar: vor dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erstlich könnt erreichen.
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,
So ist es auch geschehn. Ich habe manche Nacht,
Und manchen Tag geschwitzt: allein ich muß gestehen,
Daß ich ihm noch umsonst versuche nachzugehen.

Endlich bricht er in den feurigen Ausdruck aus, der uns die Quelle anzeiget, daraus diese merkliche Veränderung seines Geschmackes in der Poesie hergeflossen. Es heißt:

O grausamer Horaz! was hat dich doch bewegt,
Daß du uns so viel Last im Dichten auferlegt?
So bald ich nur dein Buch mit Witz und Ernst gelesen,
So ist mir auch nicht mehr im Schreiben wohl gewesen.
Vor kamen Wort und Reim; itzt lauf ich ihnen nach:
Vor flog ich Himmel an; itzt thu ich ganz gemach.
Ich schleiche wie ein Dachs aus dem Poetenorden,
Und bin mit größer Müh noch kaum dein Schüler worden.
Kommt, sprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir:
Ihr seyd mir viel zu theur, bey diesen schweren Jahren;
Ich habe jung verschwendt, ich will im Alter sparen.

Wie viel Schüler würde nicht Horaz noch bekommen, wenn alle deutsche Poeten, die dessen bedürftig wären, dem Exempel dieses wackern Mannes folgen wollten!

Die kleinen Anmerkungen, die ich unter den Text gesetzet, werden vermuthlich nicht ohne Nutzen seyn, und in mancher Sache ein gutes Licht geben. In Versen lassen sich nicht alle Alterthümer so erklären, daß man sie sattsam verstehen könnte, wenn man von der Zeit des Scribenten fast ein paar tausend Jahre entfernet ist. Gelehrtere Leser, die derselben nicht nöthig haben, können sie nach Belieben ungelesen lassen: wie mans mit den lateinischen Noten bey alten Scribenten zu machen pflegt, wenn man darinn schon geübt ist. Ich habe meinen Zweck völlig erreichet, wenn nur Anfänger meinen Poeten daraus etwas besser verstehen lernen.

Q. HORATII FLACCI
DE ARTE POETICA
AD PISONES.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Iungere si velit, & varias inducere plumas,
Undique collatis membris; ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne:
Spectatum admissi risum teneatis amici!
Credite, Pisones, isti tabulae fore librum
Persimilem, cujus, velut ægri somnia, vanæ
Fingentur species: ut nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ. „Pictoribus atque poëtis
„Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas„
Scimus, & hanc veniam petimusque damusque vicissim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.
Incœptis gravibus plerumque & magna professis
Purpureus, late qui splendeat, unus & alter
Assuitur pannus; cum lucus, & ara Dianæ,

Et

1. Fürwahr ein artig Bild! Diese Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt gleich an, sein Gleichniß von einem seltsamen Gemälde vorzutragen. Allein da sichs im Deutschen nicht in einen einzigen Satz bringen ließ, und also zertrennet werden mußte; so macht dieser Anfang den Leser aufmerksam, und sagt ihm kurz, was er zu gewarten habe.

2. Des Malers. Die alten Maler pflegten ihre neuverfertigte Stücke zur öffentlichen Schau auszustellen, um die Urtheile der Vorbeygehenden darüber zu vernehmen. Die Historie vom Apelles und dem Schuster, ist bekannt. Wer nun so was ungereimtes gemalt hätte, der würde gewiß aller Welt zum Gelächter geworden seyn.

3. Schrift. Eigentlich ein Buch; aber nach alter Art: da auch ein kleines Gedichte, auf eine eigene Rolle geschrieben, ein Buch heißen konnte. Dieses Gleichniß kann zwar auch von ungebundenen Schriften gelten; darinn oftmals eben so wenig Zusammenhang, Ordnung und Geschick, als in einem solchen Bilde zu finden ist. Allein Horaz redet hier hauptsächlich von Poesien, sonderlich vom Heldengedichte und den Schauspielen, die mit einer besondern Kunst angeordnet werden müssen.

4. Man

Horaz
Von der Dichtkunst,
an die Pisonen.

Fürwahr, ein artig Bild! (1) Es steht ein Menschenkopf
Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verschiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr schönes Angesicht,
Von unten wirds ein Fisch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers (2) Thorheit schonen.
Indessen glaubet mir, ihr trefflichen Pisonen,
Dafern mein Wort was gilt: daß eine tolle Schrift, (3)
Wo weder Haupt noch Schwanz geschickt zusammen trifft,
Und nicht mehr Ordnung herrscht, als wann ein Kranker träumet,
Sich unvergleichlich wohl zu solchem Bilde reimet.
Ich weis wohl, was man glaubt. Man spricht (4) und bleibt dabey:
Ein Maler und Poet folgt seiner Phantasey;
Er kann sich seiner Kunst nach eigner Lust bedienen,
Und sich durch Geist und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.
Ganz recht, ich geb es zu, (5) und mach es selber so:
Allein man mische nie das Feuer in das Stroh;
Kein Tyger zeug ein Lamm; kein Adler hecke Schlangen.
Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen,
Man schmückt sie hin und her mit Edelsteinen (6) aus,
Beschreibt Dianens Hayn, Altar und Götterhaus,

Ent-

4. **Man spricht.** Dieß ist die Meynung derer, die ihren Einfällen gern alles erlauben, und sich einbilden, die poetischen Sachen wären ganz willkührlich. Daher pfleget man sich vergebens auf diese Stelle zu berufen, wenn man was ungereimtes entschuldigen will: Pictoribus atque etc. Dieß sind nicht Horazens, sondern eines Stümpers Worte.

5. **Ich geb es zu 2c.** Dacier will in seinen Anmerkungen über diese Stelle: dieses wären nicht Horazens Worte, sondern er habe sie im Namen seines Gegners vorgebracht. Allein ich sehe nicht, warum? Horaz konnte wohl sagen: Ein Poet habe Macht, nach Belieben zu dichten; da er so gleich die Bedingung hinzusetzt, daß es nur nicht wider die Wahrscheinlichkeit laufen müsse.

6. **Mit Edelsteinen.** Ich hätte auch Purpurstreifen setzen können, welches dem Grundtexte näher kömmt: aber wegen der alten Art der römischen Kleidung, die bey uns nicht mehr bekannt ist, habe ichs lieber so gemacht. Denn es ist nur auf einen übelangebrachten Zierrath angesehen. Dazu müssen nun unsern Poeten sonderlich die Diamanten und Rubinen, Schmaragden

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus.
Sed nunc non erat his locus. Et fortasse cupressum
Scis simulare; quid hoc? si fractis enatat exspes
Navibus, ære dato qui pingitur? Amphora cœpit
Institui: currente rota, cur urceus exit?
Denique sit quodvis, simplex duntaxat & unum.

Maxima pars vatum, pater, & juvenes patre digni,
Decipimur specie recti. Brevis esse laboro,
Obscurus fio; sectantem levia, nervi
Deficiunt animique; professus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium, timidusque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter unam;
Delphinum sylvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.
Aemilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet, & molles imitabitur ære capillos:
Infelix operis summa; quia ponere totum
Nesciet. Hunc ego me, si quid componere curem,
Non magis esse velim, quam pravo vivere naso,
Spectandum nigris oculis, nigroque capillo.

Sumi-

ragden und Sapphire, Carniolen und Amethisten dienen.

7. Das alles ist schon gut. Dieses gehört für die unendlichen poetischen Maler, die ihren Leser mit ihren ewigen Schildereyen bald zu Tode malen, wo er nicht aus Ekel und Ueberdruß das Buch weglegt. Eine lebhafte Beschreibung ist gut; aber lauter Bilder und Beschreibungen sind verdrüßlich zu lesen. Warum giebt man uns nun noch ganze Bücher von solchen poetischen Malereyen heraus? als ob das Hauptwerk der ganzen Dichtkunst darauf ankäme. Dichten heißt nicht bloß malen.

8. Dein stolzer Anfang etc. Es heißt eigentlich gleichnißweise nach Herrn Eckardts Uebersetzung:

Du willst ein groß Gefäß aus deinem Tone treiben,
Und dennoch kömmt zuletzt ein Töpflein von der Scheiben.

Allein ich dachte, daß es nützlicher wäre, die darunter versteckte Wahrheit ungekünstelt herauszusagen.

9. Schlecht und einfach. Simplex & unum. Das heißt, nicht gar zu bunt und kauderwälsch durch einander gemischt; als wenn man alle Theile seiner Kleidung aus einer andern Farbe machen wollte. Diese natürliche Einfalt dünkt manchem ein Fehler zu seyn; sie ist aber die größte Kunst. Ein Heldengedicht beschreibt eine einzige Fabel: das ist nun

schlecht

Entwirft mit großer Kunst des Rheinstroms Wasserwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles ist schon gut: (7) nur hier gehörts nicht her.
Dort stürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Gesetzt, du könntest nun Cypressenwälder schildern,
Was hilft dir diese Kunst? da sich in deinen Bildern
Der Schiffbruch zeigen soll, den jener für sein Geld,
Nach überstandner Noth, mit Fleiß bey dir bestellt.
Dein stolzer Anfang pralt von seltnen Wundersachen, (8)
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles, was du schreibst, muß schlecht und einfach seyn. (9)

Doch, Piso, trügt uns oft des Guten falscher Schein.
Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunkel klingen:
Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig singen.
Wer hoch hinaus will, schwillt. Wenn jener furchtsam schreibt,
Geschieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer sich bemüht, ein Ding sehr vielfach vorzustellen, (10)
Malt leicht den Stör ins Holz, den Eber in die Wellen.
So leicht ist es geschehn, auch wenn man sich bemüht,
Von Fehlern frey zu seyn, daß sich der Kiel versieht.
Man läßt ein Fechterspiel aus dichtem Erzte gießen:
Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füßen,
Und jedes Haar des Haupts sehr künstlich ausgedrückt: (11)
Die ganze Bildung nur ist plump und ungeschickt;
Weil Ordnung und Gestalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünsch ich mir, bey schwarzem Haar und Augen,
Ein scheußlich Angesicht und krummes Nasenbein,
Als daß ein Vers von mir, wie dieses Bild soll seyn.

Ihr

schlecht und einfach, aber weit künstlicher, als Ovids Verwandlungen; worinn wohl etliche hundert Fabeln stehen. Eine Komödie vom Moliere hat nur eine einzige Fabel zum Inhalte. Ein gut Stück aus dem Corneille und Racine ist gleichfalls einfach. Im Theatre Italien aber ist alles vielfach und buntscheckigt. Jenes ist regelmäßig, dieses unförmlich und häßlich. NB. Ein gutes Gedicht muß aus dem vollen geschnitten werden, wie ein gut Kleid; nicht aus mancherley bunten Lappen zusammen geflickt seyn, wie ein Harlekinsrock. Hierinn hat Miltons Paradies gefehlt, darinn geistliches und weltliches, christliches und heydnisches, altes und neues, sehr seltsam durch einander laufen.

10. Sehr vielfach vorzustellen. Das ist der Fehler unsrer poetischen Maler. Sie mischen Himmel und Erde durch einander, und kein Ding behält seine Stelle. Die Sterne sind Blumen des Himmels; und die Blumen Sterne der Erden. Die Sonne das Auge der Welt, und das Auge die Sonne des Angesichts u. s. w. Milton malt eine Erde mit Bergen und Thälern, mit Tag und Nacht, Süd, Nord und Osten, in den Himmel, und baut Palläste in die Hölle ꝛc. Das heißt Fische in den Wald, und das Wild in die See malen.

11. Und jedes Haar ꝛc. Das heißt,

die

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, æquam
Viribus: et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri. Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo.
Ordinis hæc virtus erit, & Venus, aut ego fallor,
Ut jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat, & præſens in tempus omittat.
Hoc amet, hoc ſpernat promiſſi carminis auctor.
In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis;
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte neceſſe eſt,
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum;
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia ſumta pudenter.
Et nova fictaque habebunt nuper verba fidem, ſi
Græco fonte cadent parce detorta. Quid autem
Cæcilio, Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio, Varioque? ego, cur, acquirere pauca
Si poſſum, invideor? cum lingua Catonis, & Enni
Sermonem patrium ditaverit, & nova rerum
Nomi-

die Stümper verfallen auf Kleinigkeiten in ihren Beſchreibungen. Sie malen uns alle Sonnenſtäubchen, die ſie in der Luft haben fliegen ſehen: aber im Ganzen iſt weder Art noch Geſchick. König in ſeinem Gedichte, Auguſt im Lager, beſchreibet Pferde, Lackeyen und Kutſcher bis auf die Schnüre ihrer Kleider, Aufſchläge der Aermel und Knäbelbärte: aber die ganze Fabel taugt nichts.

12. Ihr Dichter wagt ꝛc. Mancher will ein Heldengedicht ſchreiben, ehe er noch weis, daß es Regeln in der Welt giebt, darnach es eingerichtet werden muß. Ariſtoteles und andre, die davon geſchrieben, ſind ihm unbekannt: doch wagt er ſich. Mancher will Komödien machen, oder Tragödien ſchreiben, und weis nichts von der innerlichen Einrichtung, von den Schönheiten und Fehlern dieſer Poeſien. Daher dichtet er die unmöglichſten Sachen zuſammen; z. E. nach Athen, zu Demokrits Zeiten, Könige, Glockenthürme, Fiſchbeinröcke u. d. g. wie Regnard in ſeinem Demokritus gethan hat.

13. Räthſelhaft entdeckt. Dieß geht wieder auf die großen Arten der Gedichte. Ein Heldengedicht und ein theatraliſches Stück meldet gleich von vorne, wovon es handeln wird, aber nur dunkel; damit nicht der Zuhörer Aufmerkſamkeit ein Ende nehme, ehe alles aus iſt. Die völlige Auflöſung der ganzen Verwirrung muß ganz aufs letzte bleiben. Unſre Romanſchreiber pflegen dieſe Regel ziemlich gut in Acht zu nehmen: wenn ſie ihre Fabeln in der Mitten anfangen, und allmählig das vorhergegangene nachholen.

14. Klug im Unterſcheiden. Eine kluge Wahl macht einen guten Poeten. Die erſten Einfälle ſind nicht immer die beſten. In einer Hauptfabel können viele Nebenfabeln vorkommen: aber ſie ſind nicht alle gleich gut.

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl versteht! (12)
Versuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: so wird nach klugem Wählen,
Den Versen weder Kunst, noch Licht, noch Ordnung fehlen.
Mich dünkt, daß sich allda der Ordnung Schönheit zeigt,
Wenn man das Wichtigste von vorne zwar verschweigt,
Doch räthselhaft entdeckt; (13) und klug im Unterscheiden (14)
Die schönsten Sachen wählt; die schlechten weis zu meiden.
In neuer Wörter Bau, sey kein Poet zu kühn; (15)
Das älteste läßt sich oft auf neue Sachen ziehn, (16)
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.
Doch, sollten Kunst und Fleiß ein neues Ding gewähren:
So stellt mans ungescheut durch einen Ausdruck dar,
Der unsern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß bescheiden thut, dem kann mans nicht verwehren: (17)
Zuweilen kann man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. (18) Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kann ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret,
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein solches Wesen macht,

Wenn

gut. Der Poet muß einen Unterschied zu machen wissen.

15. Zu kühn. Wider diese Regel haben nicht nur die Zesianer und andre Gesellschafter, aus mancherley Orden in Deutschland, auf eine lächerliche Art gesündiget; sondern es treten auch heutiges Tages noch viele in ihre Fußstapfen. Sie machen täglich ein paar Dutzend neue Wörter, und es kömmt kein Gedicht von ihnen zum Vorschein, darinn sie nicht ihrer Meynung nach, die Sprache bereichert hätten. Sie verhunzen auch die Wortfügungen, und meynen nicht eher sinnreich zu schreiben, als wenn sie Sprachschnitzer machen.

16. Das älteste rc. Die Fügung der Wörter giebt oft alten Wörtern einen neuen Verstand. Wenn nun der Scribent sie so verbindet, daß man ohne Mühe sieht, was er haben will, so ists gut. Der Grundtext kann auch von der Zusammenziehung zweyer einfachen Wörter verstanden werden. Z. E. Bank und Sänger ist beydes bekannt: wenn ich aber einen schlechten Poeten einen Bänkelsänger nenne, so ist es neu. Die Lateiner pflegten dergleichen zu thun, aber die Griechen weit häufiger. Wir Deutschen haben die Freyheit auch: aber man muß das Ohr zu Rathe ziehen, und die Aehnlichkeit der Sprachlehre beobachten.

17. Bescheiden thut. Z. E. wenn man une Courtisane eine Buhldirne, ein Original ein Vorbild, eine Idee ein Denkbild nennet; so wird wohl die Bescheidenheit noch nicht verletzet. Wer aber den Spiegel einen Gleicher, die Nase einen Schnauber, den Fuß einen Trittling nennen wollte; der würde gewiß verstoßen.

18. Griechenland. Was Horaz von Griechenland sagt, das gilt bey uns von Frankreich. Es giebt einige Wörter, die wir von ihnen nehmen müssen; weil wir sie nicht ohne große Umschweife deutsch geben können.

Z. E.

ward. Die nachdrückliche Wortfügung der lateinischen Sprache, der zuweilen abgebrochene Ausdruck des Horaz, nebst vielerley Kunstwörtern und Alterthümern, die sich so schwer deutsch geben lassen; dieses alles, sage ich, machte mir die Arbeit so sauer, daß ich sie beynahe wieder hätte liegen lassen, als ich schon den dritten Theil davon fertig hatte. Doch nach Jahresfrist griff ich sie von neuem an, und brachte endlich das ganze Gedicht in den Stand, darinn ich es hier ans Licht stelle.

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte; denn beydes ist zum theil unnöthig, theils auch, aus obenerwähnten Ursachen, unmöglich gewesen. Aus fünfhundert lateinischen Versen habe ich mich genöthiget gesehen, fast siebenhundert deutsche zu machen; wiewohl ich die Regel stets vor Augen hatte: Ein Uebersetzer müsse kein Paraphrast oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptsächlichen Dingen nichts versehen, oder geändert: so wird mans verhoffentlich so genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horazischen Sylben und Buchstaben nicht erreichet worden. Ein prosaischer Uebersetzer muß es hierinn genauer nehmen: einem poetischen aber muß man, in Ansehung des Zwanges, dem er unterworfen ist, schon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur diesen Mangel durch eine angenehme und leichtfließende Schreibart ersetzet.

Dieses ist nun eine von den vornehmsten Absichten gewesen, die ich mir in diesem Gedichte vorgesetzet habe. Ich wollte Horazen gern so übersetzen, daß man ihn ohne Anstoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unsrer Sprache lesen könnte. Diesen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich kein Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unsrer deutschen Wortfügung, nebst der Reinigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu setzen. Das Gehör unsrer Landesleute ist im Absehen auf diese äußerliche Stücke überaus zärtlich. Kein Mensch liest itzo mehr Lohensteins Gedichte: das macht, sie sind, bey so vielen gelehrten Sachen, viel zu hart und zu rauh. Selbst Hofmannswaldau ist nicht

mehr

mehr so beliebt, als er sonst gewesen: das macht, daß er von seinen Nachfolgern, auch in der Reinigkeit der Verse, weit übertroffen worden. Ja diese Zärtlichkeit geht zuweilen so weit, daß man deswegen die allerelendesten Reime, die nur etwas ungezwungen fließen, bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedanken, für schön; und hingegen, bey einer kleinen Härte des Ausdruckes, die schönsten Gedichte großer Meister für elend und mager ausruffet. Wie ich aber itzo denen hier das Wort nicht reden will, die in der Rauhigkeit des Ausdruckes eine Schönheit suchen; sondern ihnen immer mit dem **Horaz** zuruffe:

Non ſatis eſt, pulchra eſſe poemata; dulcia ſunto!

so kann ich auch deren Geschmack nicht verwerfen, die lieber ein angenehm fließendes, als ein gezwungenes Gedicht lesen. Habe ich also nicht Ursache gehabt, mich auch vor dem Ekel der zärtlichsten Ohren zu hüten; sonderlich in einem Gedichte, daraus sie die innern Schönheiten der wahren Poesie sollen beurtheilen lernen?

Ist es mir nun darinn nach Wunsche gelungen, so trage ich keinen Zweifel, daß meine Arbeit ihren Nutzen haben werde. Es ist nicht eines jeden Werk, sich mit dem Lateine der alten Poeten so bekannt zu machen, daß er seinen **Horaz** ohne Mühe verstehen, geschweige denn mit Lust lesen könnte. In deutscher Sprache wird er also vielen verständlicher seyn, und auch Anfänger auf einen guten Weg weisen, die sich vieleicht sonst durch üble Anführer hätten verderben lassen. Daß es bereits vielen so gegangen sey, daran ist wohl kein Zweifel: daß aber auch viele durch **Horazen** von ihren Irrwegen wieder zurecht gebracht worden, das könnte ich durch mein eigen Exempel erweisen, wenn es wichtig genug wäre. Doch **Benjamin Neukirch** wird vermuthlich Ansehens genug haben, uns zu zeigen: daß auch Leute, die bereits in ganz Deutschland für große Poeten gehalten werden, in unserer horazischen Dichtkunst noch genug zu lernen finden. Er hat solches in einem Hochzeitgedichte von sich selbst öffentlich gestanden, welches

Quis tamen exiguos elegos emiserit auctor,
Grammatici certant; & adhuc sub judice lis est.

Archilochum proprio rabies armavit iambo.
Hunc socci cepere pedem, grandesque cothurni;
Alternis aptum sermonibus, & populares
Vincentem strepitus, & natum rebus agendis.

Musa dedit fidibus divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, & equum certamine primum,
Et juvenum curas, & libera vina referre.

Descriptas servare vices, operumque colores,
Cur ego, si nequeo, ignoroque, poëta salutor?
Cur nescire, pudens prave, quam discere malo?

Versibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem privatis, ac prope socco
Dignis carminibus narrari, cœna Thyestæ.

Singu-

24. Archilochus erfand. Nicht als wenn vor ihm keine Jamben wären gemacht worden: denn nach Aristotels Berichte hat schon Homer auf einen gewissen Margites eine Satire gemacht, die fast aus lauter jambischen Versen bestanden: sondern weil er sich sonderbar damit hervorgethan.

25. Sehr geschickt. Weil es nämlich im Griechischen und Lateinischen, so wohl als itzo im Deutschen, überaus leicht fiel, jambische Verse zu machen; und weil dieses Sylbenmaaß von der natürlichen prosaischen Rede nicht sehr unterschieden ist.

26. Geräusch. Ohne Zweifel dasjenige, welches in den Schauplätzen entstund, wenn viele Zuschauer vorhanden waren. Weil nun die ungereimten jambischen Verse fast wie die ungebundene Rede klungen, und doch eine gewisse Anmuth hatten: so hörte das Volk desto aufmerksamer zu. Bey uns, und bey den Franzosen machens die Reime, daß unsre poetische Schauspiele von der Prosa gar zu sehr unterschieden sind: denn Italiener und Engländer machen alle ihre Lustspiele und Trauerspiele in ungereimten Versen, wie die Alten. Von den Opern ist hier die Rede nicht.

27. Der Musen. Im Grundtexte steht nur eine Muse, und es soll vielleicht Kalliope seyn; die ihren Sohn Orpheus, nach der XII. Ode des I. Buchs Horatii, zuerst singen gelehret: wiewohl es gewiß ist, daß lange vor dem Orpheus schon Lieder gesungen worden.

28. Oden. Dieß ist der allgemeine Namen aller Lieder, und begreift vielerley Gattungen unter sich; Hymnos, Encomia, Threnos und Bacchica. Die ersten waren geistlich, und den Göttern zu Ehren gemacht; die andern weltlich, und hielten das Lob der Könige, Helden und Sieger bey den griechischen Spielen, in sich; die dritten verliebt, und beklagten die unglücklichen Schicksale der Poeten in der Liebe; die vierten lustig, und wurden beym Trunke gebraucht. Die Hymni hießen auch Pæanes, die Encomia

Wer sie zuerst erdacht, ist nicht so leicht zu sagen,
Da die Gelehrten selbst, sich noch darum befragen.

Archilochus erfand das jambische Gedicht, (24)
Darinnen trat das Lust- und Trauerspiel ans Licht:
Es ist auch sehr geschickt Gespräche drinn zu setzen, (25)
Bezwingt des Volks Geräusch (26) und kann das Ohr ergetzen.

Der Götter hohes Lob, der Völker Alterthum,
Berühmter Helden Preis, der Kämpfer Kranz und Ruhm,
Und was ein Jüngling thut, den Wein und Liebe zwingen,
Befahl der Musen Mund (27) in Oden (28) abzusingen.

Wenn ich von allem nun nichts gründliches versteh,
Und mich in jeder Art der Poesie vergeh, (29)
Bin ich denn ein Poet? Ich bins nicht; das sey ferne!
Was stört mich denn die Scham, daß ich die Kunst nicht lerne?

Wo Lust und Armuth herrscht, da schreibt man nicht betrübt: (30)
Hingegen wo Thyest (31) ein blutig Gastmahl giebt,
Da wird dein Trauerspiel sehr widersinnisch klingen,
Dafern dein matter Reim es niedrig wird besingen.

Nicht

comia wurden auch Scolia genennet: die Threnos nannte man auch Melos, und die Bacchica hießen auch wohl Dithyrambi, darinnen oft was satirisches vorkam: wiewohl man diese Namen nicht immer so genau unterschieden hat. Man sehe Scaligers Poetik nach.

29. In jeder Art. Wer die verschiedenen Charactere, der Heldengedichte, Elegien, Satiren, Trauerspiele, Lustspiele und Oden nicht zu beobachten weis, der darf sich nicht rühmen, daß er ein Poet ist. Horaz ist selbst so bescheiden, daß er sich solches nicht zuschreibt. Man kann leicht sehen, wie wenige deutsche Poeten diese Charactere beobachtet. Opitz hat nicht viel Nachfolger gefunden, die, so wie er, in die Fußtapfen der Alten getreten. Man macht Heldengedichte in elegischen, und verliebte Klagen in heroischen Versen. Man macht Lobgedichte in der gemeinen satirischen Schreibart: und die Satire wird bald so hoch, als ein Heldenlied, bald gar in der Sprache des Pöbels abgefasset.

30. Betrübt. In tragischen Versen soll man nicht von komischen Sachen reden, heißt es eigentlich. Dawider verstößt z. E. Schackespear, der auch in seinem Julius Cäsar, gleich im Anfange einen Schuhflicker mit den niedrigsten plautinischen Possen einführet. Die Komödie aber hat die lächerlichen Thorheiten des Mittelstandes vor sich, und fodert also eine ungekünstelte, natürliche Art des Ausdruckes. Die Tragödie hergegen stellt die unglücklichen Schicksale hoher Personen vor, und muß also in erhabener und prächtiger Schreibart gemacht werden. Wer dieses vermischet, der verräth seine Unwissenheit.

31. Thyest. Ennius hatte davon ein Trauerspiel gemacht. Es hatte ihm Atreus seine eigene Kinder gesotten, und zu essen vorgesetzt, die er auch unwissend verzehret hatte. Diese grausame Begebenheit vertritt hier die Stelle aller andern tragischen Fabeln, und zeigt, wie ungereimt es seyn würde, von dergleichen schrecklichen Dingen eine niederträchtige Schreibart zu gebrauchen.

 32. Nicht

Singula quæque locum teneant sortita decenter.
Interdum tamen & vocem comœdia tollit:
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.
Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri
Telephus, & Peleus: cum pauper, & exsul uterque,
Projicit ampullas, & sesquipedalia verba;
Si curat cor spectantis tetigisse querela.

Non satis est, pulcra esse poëmata; dulcia sunto:
Et quocunque volent animum auditoris agunto!
Ut ridentibus arrident, ita flentibus adsunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe, vel Peleu; male si mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Tristia mœstum
Vultum verba decent; iratum plena minarum;
Ludentem lasciva; severum seria dictu.

Format

32. Nicht jede Schreibart 2c. Diese Regel Horazens ist von grosser Wichtigkeit, und erfodert viel Verstand und Beurtheilungskraft bey einem Scribenten: daher denn vielfältig dawider verstoßen wird. Z. E. Günther in seiner Heldenode auf den Prinzen Eugen, der bald sehr erhaben; bald wieder höchst niederträchtig schreibt: oder wie in dem vorgedachten Trauerspiele Schackespears die Schreibart zu niedrig ist.

33. Des Lustspiels Ton erhöhn. Die Natur gewisser Affecten bringt hochtrabende Redensarten, und einen verwägenen Ausdruck nach dem andern hervor. Z. E. der Zorn, davon Chremes in Terentii Komödien ein Beyspiel giebt. Auch Molierens Misantrop kann zum Beyspiele dienen. Soll nun ein Zorniger auch in der Komödie natürlich sprechen, so muß man ihn tragisch, das ist stolz und trotzig reden lassen. Dieß ist eine Ausnahme von der obigen Regel.

34. Im Klagen senkt sich 2c. Die Natur der Traurigkeit erfodert eine niedrige und gemeine Art der Ausdrückungen. Telephus und Peleus, sind ein paar Helden in einer Tragödie gewesen, die Euripides gemacht hat, und worinn er diese beyde vertriebenen Prinzen in einem Bettlerhabite ganz kläglich redend eingeführet hat. Sie sind beyde nicht mehr vorhanden.

35. Wörterpracht. Ampullas & sesquipedalia verba. Das erste geht auf die hohen Gedanken, das andre auf die langen zusammen gesetzten Wörter, dadurch sonderlich im Griechischen die Schreibart erhoben wurde. Beydes würde in dem Munde eines Traurigen sehr seltsam klingen.

36. Bezaubern. Schöne Worte machens noch nicht, daß ein Gedicht schön ist: es muß auch durch den Inhalt einnehmen, bewegen, entzücken, ja fast gar bezaubern. Alle poetische Blümchen, aller Zibeth, Mosch und Ambra, Nectar und Ambrosia sind vergeblich; alle Rosen und Nelken, Lilien und Jasminen sind umsonst;

aller

Nicht jede Schreibart kann auf jeder Stelle stehn, (32)
Zuweilen darf sich auch des Lustspiels Ton (33) erhöhn:
Wenn Chremes zürnt und dräut, im Herzen Galle kochet,
Und bey geschwollner Brust mit frechen Worten pochet.
Im Klagen senkt sich auch das Trauerspiel mit recht, (34)
Darum spricht Telephus und Peleus platt und schlecht
Ohn allen Wörterpracht: (35) denn soll man mit ihm weinen,
So muß uns erst sein Schmerz ganz ungekünstelt scheinen.

Laß deine Lieder nicht nur schön und zierlich seyn,
Dein wohlgemachter Vers nehm Herz und Geister ein,
Und muß des Lesers Brust bezaubern (36) und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läßt auch Thränen rinnen,
Wenn andre traurig sind. Drum, wenn ich weinen soll;
So zeige du mir erst dein Auge thränenvoll: (37)
Alsdann, o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein ist an dir selbst kein wahrer Schmerz zu spüren:
So schläft man drüber ein, und du wirst ausgelacht. (38)
Ein weinend Angesicht, das kläglich Worte macht,
Ist der Natur gemäß. Ein Eifriger muß zürnen,
Der Scherz spricht frech und geil, der Ernst mit krauser Stirnen.

Der

aller Purpur und Marmor, alles Gold und Helfenbein, machen nichts: wenn die innerliche Beschaffenheit der Gedanken nicht das Herz rühret, die Affecten rege machet, und das Gemüth des Lesers oder Zuschauers, in Schauspielen oder im Lesen, nach Gefallen hin und her treibt.

37. So zeige du mir erst. Diese Regel geht auch die prosaischen an. Cicero hat in seinem andern Buche vom Redner weitläuftig genug davon gehandelt. Es ist unmöglich, die Affecten andrer Leute zu rühren, wenn man nicht selbst dergleichen an sich zeiget. Polus, ein römischer Komödiant, sollte die Elektra vorstellen, die ihren Bruder beweinet. Weil ihm nun eben sein einziger Sohn gestorben war, so holte er dessen wahrhaften Aschenkrug auf die Schaubühne, und sprach die dazu gehörigen Verse mit einer so kräftigen Zueignung auf sich selbst aus; daß ihm sein eigner Verlust wahrhafte Thränen auspreßte. Und da war kein Mensch auf dem Platze, der sich der Thränen hätte enthalten können. Man sehe auch das 18 Kapitel von Aristotels Poetik nach.

38. Ausgelacht. So geht es gemeiniglich denen, die kein Geschick haben, eine Sache dem gehörigen Affecte nach auszusprechen, und alles in einem Tone herbethen. Man kann es nicht glauben, daß es ihnen ein Ernst sey; und also rühret es auch nicht. Zum Demosthenes kam einer, und verlangte von ihm, jemanden anzuklagen, der ihn geschlagen hätte. Er erzählte aber solches sehr kaltsinnig; so, daß Demosthenes es nicht glauben konnte. Er machte ihm daher viel Einwürfe: es könnte unmöglich seyn, daß er geschlagen worden; denn beleidigte Leute pflegten mit größerer Bewegung zu reden, als er: bis jener sich endlich erzürnete, und mit großer Heftigkeit und kläglichen Worten seine Klage zu wiederholen anfing. Nunmehr glaube ich dir, gab der Redner zur Antwort: denn so pflegt ein Beleidigter zu sprechen.

 39 Der

Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit, & angit;
Post effert animi motus interprete lingua.

Si dicentis erunt fortunis absona dicta:
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum, Davusne loquatur, an herus;
Maturusne senex, an adhuc florente juventa
Fervidus; an matrona potens; an sedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus, an Assyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam sequere, aut sibi convenientia finge,
Scriptor. Honoratum si forte reponis Achillem;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget sibi nata; nihil non arroget armis!
Sit Medea ferox invictaque; flebilis Ino;

Per-

39. Der Seelen Innerstes ꝛc. Hier giebt Horaz den philosophischen Grund seiner Regeln an: und daher sieht man, wie nöthig es auch Dichtern sey, die Weltweisheit gelernt zu haben, sonderlich den Menschen wohl zu kennen; welches ohne die Geist- und Sittenlehre nicht geschehen kann.

40. Spricht irgend ꝛc. Die Rede ist noch immer von den Schauspielen, wo der Poet jede Person so muß reden lassen, wie es ihr Character erfodert, Die Komödianten finden hier gleichfalls ihre Regel, was die Aussprache betrifft. Ja auch die Aufseher der Bühnen haben hier ein Gesetz, ihre Rollen so auszutheilen, daß nicht ein altes Weib die Person eines jungen Mädchens, oder ein weibischer Kerl die Person eines Helden zu spielen bekomme. Denn dieses kann sich niemals recht schicken. Doch muß man nicht denken, die andern Poeten wären hier ausgenommen. Ein jeder, der andere Personen redend einführet, muß sie nach ihrem Character reden lassen. Hierinn sind Homer und Virgil große Meister gewesen.

41. Das ganze Rom ꝛc. Eigentlich die Edlen, und das gemeine Volk: Die Römer hatten schon einen ziemlichen Geschmack, und konnten es leicht merken, wenn jemand auf der Schaubühne dergleichen Fehler machte. Unsere Zuschauer sind so geübt noch nicht, daß sie dergleichen Urtheil fällen könnten; weil sie wenig Schauspiele gesehen haben: Es wäre denn, wenn Fehler ganz handgreiflich sind. Z. E. wenn man einen dummen Herrn, so, wie einen dummen Jungen reden läßt.

42. Herr ꝛc. Knechte ꝛc. Davusne loquatur an herus. Andere setzen für Herus, Heros, und für Davus, Divus, wie z. E. Dacier will: weil er meynt, die Götter, so in alten Tragödien vorkommen, sollten anders reden, als die Helden. Dieß ist zwar nicht zu leugnen; doch da beyde in erhabner Schreibart sprechen müssen: so giebt es keinen großen Unterscheid. Mir kömmt es also wahrscheinlicher

vor,

Der Seelen Innerstes sey erst in uns bewegt, (39)
Von Zorn und Eifersucht und Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerschlagen:
Alsdann wird auch der Mund schon Centnerworte sagen.

Spricht irgend die Person, wie sichs für sie nicht schickt, (40)
So lacht das ganze Rom, (41) so bald es sie erblickt.
Drum unterscheide man Stand, Alter und Geschlechte:
Ganz anders spricht ein Herr, ganz anders reden Knechte. (42)
Es ist nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und muntrer Jüngling spricht. Dieß Wort steht Ammen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann spricht wie Bauren, (43)
Kein Kolcher redet so, als ob er Babels Mauren,
Von Jugend auf gekannt. Wen Argos Bürger heißt,
Spricht nie Thebanern gleich. Drum lenke deinen Geist
Entweder auf ein Werk aus wirklichen Geschichten:
Wo nicht, so mußt du doch nichts ungereimtes dichten. (44)
Führst du, wie dort Homer, den Held Achilles ein:
So muß er zornig, hart, und unerbittlich seyn;
Er trete Billigkeit, Gesetz und Recht mit Füssen,
Und wolle sonst von nichts, als Macht und Waffen wissen.
Medeen schildre frech, (45) Irion (46) komme mir
Ganz treulos und verstockt, und Ino (47) kläglich für.

Wenn

vor, Davus und Herus, ein Knecht und Herr, sey von dem Poeten einander entgegen gesetzt worden; und da ist die Verschiedenheit der Charactere groß genug. Kömmt Davus mehr in Komödien als Tragödien vor: so ist nichts daran gelegen. Diese Regel ist allgemein für uns, und trifft alle Schauspiele.

43. Bauren. Hier ist es augenscheinlich, daß Horaz auch auf die Komödie seine Absichten gerichtet, denn Kaufleute und Bauren kommen in Tragödien fast gar nicht vor. Dacier sucht sich hier vergeblich auszuwickeln. Aristophanes hat diese Regel, nach Plutarchs Urtheile, recht beobachtet: denn so viel verschiedene Personen er auffuhret, so viel Gattungen des Ausdruckes giebt er ihnen. Auch Des Touches ist ein großer Meister darinnen, wie denn auch Herr Baron Hollberg die es Lob verdient.

44. Nichts ungereimtes. Nun kömmt der Poet von der Sprache auf die Charactere der Personen, die in dramatischen und epischen Gedichten vorkommen. Diese müssen nun dergestalt gemacht werden, daß die Handlungen derselben wahrscheinlich herauskommen, und es niemanden Wunder nehme, daß dieser oder jener so oder anders verfahren ist. Denn so wie man geartet ist, so handelt man auch. Das Exempel Achills macht die Sache klar.

45. Medeen. Euripides hat sie in einer Tragödie so abgeschildert. Sie ermordet mit eigner Hand ihre zwey Kinder, schicket ihrer Nebenbuhlerinn ein Kleid, welches sich entzündet, und sie verzehret. u. s. w. S. den Seneca.

46. Irion. Er soll der erste Mörder in Griechenland gewesen seyn. Er bath seinen Schwiegervater Dejonejus zu Gaste, und brachte ihn ums Leben. Als ihn Jupiter aus den Händen der Richter befreyete, und zu sich in den Him-

Perſidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.
Si quid inexpertum ſcenæ committis, & audes
Perſonam formare novam; ſervetur ad imum,
Qualis ab incœpto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota, indictaque primus.
Publica materies privati juris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres; nec deſilies imitator in arctum,
Vnde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex.

Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo, & nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Par-

Himmel nahm, wollte er die Juno nothzüchtigen. Darum ſtürzte ihn der Gott in die Hölle, wo er auf einem Rade liegend, immer in die Runde läuft. Aeſchylus hatte davon eine Tragödie gemacht.

47. Ino. Eine Tochter des Kadmus, ſtürzte ſich mit einem ihrer Kinder ins Meer, als ihr Mann Athamas raſend geworden war, ihren älteſten Sohn umgebracht hatte, und den andern auch tödten wollte. Euripides hatte ſie deswegen in einem Trauerſpiele ſehr kläglich redend aufgeführet.

48. Jo, des Jnachus Tochter, ward vom Jupiter geliebet, in eine Kuh verwandelt, und von der eiferſüchtigen Juno raſend gemacht: da ſie denn viele Länder durchſtrichen, und endlich in Aegypten wieder ihre vorige Geſtalt bekommen, und unter dem Namen Iſis verehret worden. Aeſchylus hat ſie in ſeinem Prometheus bis ins innerſte Scythien kommen laſſen.

49. Oreſtes, war der Sohn Agamemnons und der Klytemneſtra, der den Tod ſeines Vaters an ſeiner Mutter rächete, und deswegen raſend ward. Man leſe die Elektra des Sophokles nach. Euripides hat ein eigen Trauerſpiel von ihm gemacht, und ſeinen Zuſtand ſo jämmerlich abgebildet, daß er mehr einem Geſpenſte und Schatten, als einem lebendigen Menſchen ähnlich ſah. So groß war ſein Unglück, ſeine Wuth und Raſerey geworden.

50. An neue Fabeln. Vorher wies Horaz, wie man Perſonen, die in den Fabeln ſchon bekannt ſind, charakteriſiren ſolle; nämlich ſo, wie ſie von den Alten beſchrieben worden: itzo zeigt er, wie man die Charactere der Perſonen in neuen Fabeln bilden ſolle; nämlich nicht widerſinniſch, ſondern gleichförmig mit ſich ſelbſt. Ein Stolzer muß ſich ſtolz, ein Furchtſamer furchtſam, ein Geiziger geizig bezeigen; und bis ans Ende der Fabel ſo bleiben. Dieſes iſt nichts leichtes. Indeſſen hat Homer den Ulyſſes und Achilles, Virgil den Aeneas, Plautus ſeinen Großſprecher, Terentius ſeinen Schmarutzer; Gryphius ſeinen Schulfuchs, Sempronius, und Hollberg ſeinen Iean de France ſo entworfen.

51. In neue Verſe. Homers Ilias hat zu vielen Tragödien Anlaß gegeben; ob wohl Ariſtoteles ſagt, daß

nicht

Wenn Jo (48) flüchtig irrt; so muß Orestes (49) klagen.
Hingegen willst du dich an neue Fabeln (50) wagen:
So richte die Person nicht widersinnisch ein,
Und laß sie mit sich selbst in allem einig seyn.
Es ist in Wahrheit schwer, was eignes anzufangen:
Du wirst noch eins so leicht im Schreiben Ruhm erlangen,
Wenn du Atridens Zorn in neue Verse schränkst, (51)
Als wenn du selbst zuerst ein Trauerspiel erdenkst.
Es steht ja Dichtern frey, sich aus bekannten Sachen, (52)
Durch Witz und Kunst und Fleiß ein Eigenthum zu machen:
Dafern die Feder nur nicht allzu sklavisch schreibt,
Und Uebersetzern gleich, an Worten kleben bleibt.
Ein Thor ahmt ängstlich nach, (53) mit kläglichem Bemühen,
Wo er sich endlich schämt den Fuß zurück zu ziehen.

Man fange kein Gedicht (54) so stolz und schwülstig an,
Als jenes Stümpers Kiel aus Unverstand gethan:
Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen singen!
Was wird der Praler doch für Wunderwerke bringen!

nicht mehr, als eine, oder höchstens zwo daraus gemacht werden können. Man hatte aber nur Gelegenheit davon genommen, und viel dazu gedichtet, welches denn einem Poeten allezeit erlaubt gewesen. Dieses räth uns der Poet, als etwas leichtes. Des Tasso befreytes Jerusalem hat gleichfals viele Tragödien und Opern veranlasset.

52. Bekannten Sachen. Die alten Gedichte der Griechen, die in jedermanns Händen waren. Von einem Helden, ja von derselben Handlung eines Helden, können viele Tragödien gemacht werden. Z. E. Oedipus ist vom Sophokles, Corneille und Voltaire; Sophonisbe vom Corneille, Lee, Mairet und Lohenstein; Julius Cäsar vom Schackespear, von der Jungfer Barbier, und von Voltairen; Cato vom Addison, des Champs und von mir beschrieben worden; aber alle haben die Fabel anders gemacht.

53. Ahmt ängstlich. Die Nachahmung alter Fabeln muß mit Verstande geschehen. Nicht alles, was man von gewissen Personen findet, läßt sich auf der Schaubühne vorstellen: denn die Regeln der Schauspiele, sind ganz anders, als die Regeln des Heldengedichtes. Wer nun über der Nachahmung seine Absicht vergäße, der würde mitten im Gedichte stecken bleiben; weil er bald sehen würde, daß es sich nicht ausführen ließe.

54. Kein Gedicht rc. Nun scheint Horaz aufs Heldengedicht zu kommen. Er tadelt die pralerischen Anfänge desselben; und führt das Exempel des Mävius an, der den ganzen Lebenslauf Priams in ein Gedicht gebracht hatte; weswegen er ihn Scriptorem cyclicum nennet. Statius ist auch ein solcher cyclicus Scriptor, weil er den ganzen Lebenslauf Achills beschrieben; und dieser hat es, ungeachtet dieser Regel des Horaz, die ihm nicht unbekannt seyn konnte, doch noch viel ärger gemacht. Er hebt an:

> Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
> Progeniem, & vetitam patrio succedere cœlo,
> Diva refer!

Im Deutschen hat ein Freyherr von Lichnovsky des Prinzen Eugens Lebenslauf als ein solcher Scriptor cyclicus, in Versen entworfen. Er ist aber nicht gedruckt worden.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi musa virum, captæ post tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit, & urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat; ut speciosa dehinc miracula promat:
Antiphaten, Scyllamque & cum Cyclope Charybdim.
Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Semper ad eventum festinat, & in medias res,
Non secus ac notas, auditorem rapit; & quæ
Desperat tractata nitescere posse, relinquit;
Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Tu, quid ego, & populus mecum desideret, audi.

Si

55. **Bescheidner.** Die Klugheit lehrte diesen Poeten ganz gelassen anfangen, und kein groß Geschrey machen, als er seine Odyssee schrieb. Virgil hat es eben so gemacht. Lucan, Statius und Claudian hergegen sind von der rechten Bahn wieder abgewichen. Z. E. Dieser letzte fängt seinen raptum Proserpinæ so an:

Inferni raptoris equos, afflataque curru
Sidera Tenario, caligantesque profundæ
Iunonis thalamos, audaci promere cantu
Mens congesta jubet.

56. **Der Dampf erzeugt das Licht.** Eigentlich, der Dampf geht vor dem Glanze her. Wie der Rauch vor der vollen Flamme entsteht: so muß der Anfang eines Gedichts seyn; nicht aber wie Stoppeln, die gleich lichterlohe brennen, aber auch gleich wieder verlöschen und lauter Rauch machen. Wer den Anfang eines Gedichts gar zu hoch und künstlich macht, der sinkt hernach allmählich. Wer also schwach anfängt, und sich hernach erhebt, der versteht die Kunst besser.

57. **Diomeds.** Antimachus, ein griechischer Poet, hatte von der Rückreise Diomeds ein Gedicht geschrieben, und den Anfang dazu vom Tode Meleagers vor Troja, gemacht; der doch gar nicht dazu gehörte.

58. **Von Ledens Eyern an.** Der Urheber der kleinen Ilias hatte sich vorgenommen, den ganzen trojanischen Krieg zu besingen: davon Homer nur einen kleinen Theil in seinem Gedichte beschrieben hat. Er fieng aber die ganze Fabel von forne an; wie nämlich

Er kreißt, wie jener Berg, der eine Maus gebahr.
Wer sieht nicht, daß Homer hier viel bescheidner (55) war?
Ihr Musen! zeigt mir den, der Trojens Burg bestritten,
Und nach der Teukrer Fall so vieler Völker Sitten;
So manche Stadt gesehn. Hier folgt das Finstre nicht
Auf heller Blitze Glanz; der Dampf erzeugt das Licht. (56)
Er fängt ganz niedrig an, um destomehr zu steigen,
Und wird allmählich schon die größten Wunder zeigen:
Den Riesen Polyphem, Charybdens Strudelmund,
Der Menschenfresser Grimm, und Scyllens wüsten Schlund.
Den Vortrab wird er nie von weit gesuchten Sachen,
Zur Rückkunft Diomeds (57) vom Trojer Kriege machen,
Wo Meleager fiel. Wo fängt der große Mann
Der Teukrer Untergang von Ledens Eyern an? (58)
Er eilt dem Zwecke zu, (59) und wird von vielen Dingen,
Die er berühren muß, als längstbekannten, singen.
Was gar nicht fähig ist, wohl ausgeputzt zu seyn,
Das übergeht er gar: und mischt er Fabeln ein,
Die er ersonnen hat; (60) so wird in allen Stücken,
Der Anfang sich genau zu seinem Ende schicken.

Vernimm denn (61) was nebst mir das Römervolk begehrt:
Denn willst du, daß man nicht, indem dein Schauspiel währt,

Nach

nämlich Helena, nebst dem Castor und Pollux gebohren wäre: bloß weil der Raub dieser Prinzeßinn die Ursache des ganzen Krieges gewesen war. Das war nun viel zu weit hergeholt.

59. Dem Zwecke zu. Ein jedes Heldengedicht hat einen Hauptzweck, oder seine Absicht. In der Ilias ist es die Rache Achills an dem Hektor: in der Odyssee die Wiedererlangung des Regiments auf der Insel Ithaka. Dahin eilt Homer gleichsam, und mischt keine fremde Zwischenfabeln ein, die nicht ganz unentbehrlich wären. Das ist sein großes Kunststück. Er setzte zum voraus, daß seine Leser den Ursprung des trojanischen Krieges, und andre damit verknüpfte Sachen schon wissen würden.

60. Die er ersonnen hat. Der Poet sagt, Homer habe so gelogen, und das Wahre mit dem Falschen so geschickt vermischet, daß rc. Die Seele des Heldengedichts und einer Tragödie ist die Fabel, die der Poet erdichtet; nicht aber eine wahrhafte Historie: wie sich viele fälschlich einbilden. Wenn die Fabel erdacht ist, alsdann sucht der Poet in der Historie erst eine ähnliche Begebenheit, und giebt seinen Personen die bekannten Namen aus derselben, damit sie desto wahrscheinlicher werde. Das heißt, das Wahre mit dem Falschen vermischen; wie Aristoteles solches in seiner Poetik, und Bossu in seinem Tractate von Heldengedichten weitläuftig zeigen.

61. Vernimm rc. Hier kömmt Horaz wieder auf die Schauspiele, und will zeigen, worinn ihre Schönheit bestehe. Dieses müssen sich alle diejenigen wohl merken, die ihr Glück auf der Schaubühne versuchen wollen, damit sie nicht ungereimtes Zeug machen.

62. Der

Si plauſoris eges, aulæa manentis, & usque
Seſſuri, donec cantor, Vos plaudite! dicat;
Aetatis cujusque notandi ſunt tibi mores
Mobilibusque decor naturis dandus, & annis.

Reddere qui voces jam ſcit puer, & pede certo
Signat humum; geſtit paribus colludere, & iram
Colligit ac ponit temere, & mutatur in horas.
Imberbis juvenis, tandem cuſtode remoto,
Gaudet equis, canibusque, & aprici gramine campi;
Cereus in vitium flecti; monitoribus aſper,
Vtilium tardus proviſor, prodigus æris,
Sublimis, cupidusque, & amata relinquere pernix.
Converſis ſtudiis, ætas, animusque virilis
Quærit opes, & amicitias, inſervit honori;
Commiſiſſe cavet quod mox mutare laboret.
Multa ſenem circumveniunt incommoda, vel quod
Quærit, & inventis miſer abſtinet, ac timet uti;
Vel quod res omnes timide, gelideque miniſtrat:
Dilator, ſpe longus, iners, avidusque futuri;
Difficilis, querulus, laudator temporis acti,
Se puero, cenſor, caſtigatorque minorum.
Multa ferunt anni venientes commoda ſecum;
Multa recedentes adimunt. Ne forte ſeniles

Ma

62. Der Sänger. Vermuthlich meynt der Poet der ganze Chor, welcher zwiſchen den verſchiedenen Handlungen der Schauſpiele ganze Oden abzuſingen pflegte, und am Ende mit dem Worte Plaudite! den Schluß machte. Doch war es hauptſächlich der Choragus, oder der Anführer des Chores, der im Namen des ganzen Chores zu reden pflegte.

63. Der Menſchen ꝛc. Dieß iſt nothwendigſte Eigenſchaft eines P ten, der theatraliſche Stücke verfe gen will. Er muß die Morale verſteh oder den Menſchen mit allen sei verſchiedenen Neigungen und Begi den kennen. Ohne dieſe Wiſſenſch wird er lauter Fehler machen. grösten Meiſter habens zuweilen hi inn verſehen: was wird denn Stü

Nach Hause laufen soll; und daß man bis zum Ende,
Dabey der Sänger (62) ruft: Nun klopfet in die Hände!
Geduldig, ja noch mehr, durch Klatschen und Geschrey,
Ein Zeuge deiner Kunst und dein Verehrer sey:
So zeige, daß du dich mit ganzem Ernst beflissen,
Der Menschen Unterscheid, (63) Natur und Art zu wissen.

Ein Kind, das reden lernt, und dessen sichrer Schritt,
Den Boden allbereit ohn alle Furcht betritt,
Vertreibt die Zeit im Spiel, und scherzt mit seines gleichen;
Ist bald zum Zorn gereizt, auch leichtlich zu erweichen,
Und stets voll Unbestand. Wird nun der Knabe groß,
Der Aeltern strenger Zucht, der Lehrer Aufsicht los:
So lacht ihm stets das Herz bey Hunden, Wild und Pferden;
Kann leicht aus Unverstand der Laster Sklave werden;
Haßt jeden, der ihn straft; bedenkt nicht, was ihm nützt;
Verzehrt mehr als er hat; ist stolz, vor Lust erhitzt,
Und kann doch, was er liebt, in kurzem wieder hassen.
Ganz anders ist ein Mann, der alles das verlassen.
Gesetzt und standhaft seyn, das ist sein Eigenthum:
Er strebt nach Geld und Gut, nach Freundschaft, Gunst und Ruhm,
Und nimmt sich wohl in acht, damit er nichts begehe,
Daraus ihm Schimpf und Spott und späte Reu entstehe.
Ein abgelebter Greis wird mit den Jahren matt,
Verlangt was ihm gebricht, geneußt nicht was er hat;
Ist furchtsam was zu thun, und gar zu karg im Geben;
Schiebt alles länger auf, und hofft ein langes Leben;
Ist träge, wünscht zu viel, hat stets ein schlechtes Jahr,
Und lobt die alte Zeit, da er ein Jüngling war;
Ist immer voll Verdruß, bedroht und straft die Jugend,
Und setzt sein eigen Werk zur Regel aller Tugend.
Der Jahre Wachsthum bringt uns Stärke, Muth und Kraft,
Und wenn das Alter kömmt, wird alles hingerafft.
Drum laß den Jüngling nie des Greises Rolle (64) machen;

Kein

Stümpern zu hoffen seyn, die von der Philosophie, so zu reden, nicht einmal gehöret haben? Gleichwohl haben wir in Deutschland eine Menge verwegener Komödienmacher gehabt, an welchen nichts mehr zu loben ist, als daß sie das wenigste haben drucken lassen: so, daß es uns gleichwohl von Ausländern nicht zur Schande kann vorgerücket werden. Auch itzo, nachdem unsre Bühne ein besseres Ansehen gewonnen, finden sich Leute, die keine Person zu characterisiren wissen, und z. E. dem Apollo, anstatt der Leyer, das Bild der Klugheit in die Hand geben, u. d. gl. und sich doch für Meister der Schaubühne ausgeben.

64. Des Greises Rolle. Das heißt nicht: Keinem jungen Komödianten die Partie eines alten Mannes zu spielen

Mandentur juveni partes, pueroque viriles:
Semper in adjunctis, ævoque morabimur aptis.

Aut agitur res in ſcenis, aut acta refertur.
Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus, & quæ
Ipſe ſibi tradit ſpectator. Non tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam; multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præſens.
Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus:
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Neve minor, neu ſit quinto productior actu
Fabula, quæ poſci vult, & ſpectata reponi.
Nec deus interſit, niſi dignus vindice nodus

Inci-

len geben; ſondern einem Jünglinge der im Schauſpiele ſelbſt einen jungen Menſchen vorſtellen ſoll, nicht die Gemüthsart eines Alten andichten. Denn da jenes ſehr wohl angeht, ſo läuft dieſes wider alle Wahrſcheinlichkeit. Hieher gehört, daß man die Rolle einer tugendhaften Perſon, die des Zuſchauers Hochachtung erwerben ſoll, nicht einem verhaßten oder verächtlichen Komödianten; und hingegen die Perſon eines Laſterhaften, keinem beliebten und angenehmen Schauſpieler auftrage. Siehe davon des Zuſchauers VI. Band 446. Stück.

65. Erzählt man bloß. Man kann nicht alles ſichtbarlich auf der Schaubühne vorſtellen, was in einer Tragödie oder Komödie vorkömmt. Bisweilen iſt die Zeit, bisweilen auch der Ort Schuld daran; bisweilen aber auch die Natur der Sache ſelbſt. Die Franzoſen laſſen ſowohl, als die alten Griechen, auf ihren Bühnen kein Blut vergießen, weil ſie ſo weichlich und wollüſtig von Natur ſind, als jene waren. Wenn alſo ein Todtſchlag vorgeht, ſo wird er nur erzählt, als wenn er hinter den Scenen vorgegangen wäre. Die Engeländer und wir Deutſchen haben dergleichen blutige Dinge gern; wenige Perſonen ausgenommen, die kein Blut ſehen können. Doch iſt es der Wahrſcheinlichkeit wegen beſſer, ſich dieſer Vorſtellungen zu enthalten.

66. Medea. Wir haben oben gehöret, daß ſie ihre beyde Kinder ermordet habe. Wenn nun ein Poet ein Trauerſpiel davon machte, ſo darf er ſie dieſe ſchändliche Mordthat nicht vor den Augen der Zuſchauer begehen laſſen. Seneca hat es indeſſen in ſeiner Tragödie doch gethan, und alſo des Horaz Regel überſchritten: der aber, wie leicht erhellet, nicht alle, ſondern nur die grauſamſten Mordthaten auf der Schaubühne für unanſtändig erkläret; wie denn alle drey griechiſche Tragödienſchreiber ſich nicht

gän-

Kein Greis sey Knaben gleich. Man muß in allen Sachen,
Auf das, was sich geziemt, und auf den Wohlstand sehn.

Was sich nicht spielen läßt, so wie es ist geschehn,
Davon erzählt man bloß (65) die Nachricht auf den Bühnen.
Doch, was das Ohr nur hört, so kräftig es geschienen,
Dringt lange nicht so tief in die Gemüther ein,
Als was man selber sieht. Doch solltens Dinge seyn,
Die man nicht zeigen mag, die darf das Volk nicht sehen:
Man trägt sie mündlich vor, als wären sie geschehen.
Medea (66) darf den Mord an ihrer Leibesfrucht
Nicht öffentlich begehn. Des Atreus Eifersucht,
Giebt dem Thyestes zwar das Fleisch gekochter Knaben;
Doch darf man Topf und Heerd nicht selbst gesehen haben,
Wo sie gesotten sind. Verwandelt Progne sich; (67)
Wird Kadmus eine Schlang; alsdann bediene dich
Der Freyheit nimmermehr, dergleichen sehn zu lassen:
Ich glaub es wahrlich nicht, und werd es ewig hassen.

Ein Schauspiel, das beliebt und angenehm soll seyn,
Das theile man genau nur in fünf Aufzüg' ein. (68)
Man mische keinen Gott (69) in seiner Helden Thaten,
Bis es nicht möglich ist, der Wunder zu entrathen.

Es

gänzlich der blutigen Handlungen enthalten haben.

67. Progne soll sich in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall, Kadmus aber in eine Schlange verwandelt haben. In der Fabel ist dieß angenehm zu lesen, aber es wird lächerlich, ja unglaublich, wenn man es sichtbar vorstellen wollte. Daher kann man urtheilen, was von der Verwandlung eines Mannes in einen Hund zu halten sey, die uns gleichwohl in einer gewissen neuen Komödie auf der Schaubühne hätte gezeiget werden sollen, wenn sie jemals gespielet worden wäre.

68. Fünf Aufzüge. Einige Neuern haben zwar zuweilen nur drey gemacht: aber alsdann bekömmt jeder Aufzug gar zu viel Scenen oder Auftritte, so, daß dem Zuschauer Zeit und Weile darüber lang wird. Es ist also besser, man bleibe bey dieser Regel des Horaz, und folge lieber dem Exempel der alten Griechen nach, als den heutigen Italiänern: die ohne Zweifel die Urheber der Stücke mit dreyen Aufzügen sind. Man hat bey uns die Actus schon vor 100 Jahren Aufzüge genennet.

69. Keinen Gott. Die alten Tragödienschreiber pflegten zuweilen ohne Noth, die Götter in ihre Fabeln zu mischen: sonderlich wenn sie ihren Helden in solche Umstände hatten gerathen lassen, daß er ohne ein solches Wunder nicht aus oder ein gewußt hätte. Dieses verbiethet Horaz, ohne die höchste Noth nicht zu thun. Es ist auch in der That eine schlechte Kunst, die Verwirrung, darein man seinen Held gestecket, durch eine göttliche Hülfe zurecht zu bringen. Das heißt, den Knoten zerschneiden, nicht auflösen. Daher erhellet denn, daß die größte Schönheit der Opern, die den Pöbel so blendet, ich meyne die Maschinen, nichts als theatralische Fehler sind; zumal die meisten recht bey den Haaren herzugezogen werden.

70. Ih.

Inciderit: nec quarta loqui persona laboret.
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non proposito conducat, & hæreat apte.
Ille bonis faveatque, & concilietur amicis:
Et regat iratos, & amet peccare timentes.
Ille dapes laudet mensæ brevis: ille salubrem
Iustitiam, legesque, & apertis otia portis.
Ille tegat commissa, deosque precetur, & oret,
Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Tibia non, ut nunc, orichalco vincta, tubæque
Æmula; sed tenuis simplexque, foramine pauco,
Adspirare, & adesse choris erat utilis; atque
Nondum spissa nimis complere sedilia flatu.
Quo sane populus numerabilis, utpote parvus,
Et frugi, castusque, verecundusque coibat.
Postquam cœpit agros extendere victor, & urbem

Latior

70. Ihrer drey. Dieses ist eine Regel, dawider fast in allen neuern theatralischen Poesien gehandelt wird. Die Alten hatten gemeiniglich nur zwey, selten drey, und fast niemals viere auf einmal mit einander sprechen lassen. Der lateinische Ausdruck läßt sich auch so erklären, daß die vierte Person, sich nicht ohne Noth zum Reden dringen solle. Die Franzosen indessen haben zuweilen wohl fünf Personen auf der Schaubühne in einem Auftritte reden lassen. Es ist auch zuweilen fast unentbehrlich, nur es muß keine Verwirrung dadurch verursacht werden.

71. Der Chor. Das war bey den Alten eine Menge von Leuten, die auf der Schaubühne, als Zuschauer der Handlung, die daselbst gespielet ward, vorgestellet wurden. Die Wahrscheinlichkeit erfoderte es damals so. Die Thaten der Könige und Helden giengen fast immer auf öffentlichem Markte, oder doch auf solchen Plätzen vor, wo eine Menge Volks ihnen zusah. So mußten denn diese auch auf der Schaubühne vorkommen. Die Bürger der Stadt hatten auch mehrentheils an den Handlungen ihrer Könige Theil: daher sagt hier Horaz, der ganze Chor soll auf der Bühne die Stelle einer mitspielenden Person vertreten; das heißt, zuweilen etwas darzwischen reden. Es sprachen aber nicht alle Personen des Chores auf einmal; sondern der Führer (Choragus oder Coryphäus) redete im Namen der übrigen.

72. Nichts ungeschicktes. Einige Poeten hatten den Chor nur dazu gebrauchet, daß er zwischen den Handlungen was singen mußte: und die Lieder schickten sich gar nicht zu der Tragödie. Das kam nun eben so heraus, als wenn itzo die Musikanten allerley lustige Stücke darzwischen spielen. Aber Horaz will, daß alles, was der Chor redet und singet, sich zur Sache schicken, und mit dem ganzen Spiele zusammen hängen soll: wie es Sophokles in seinen Tragödien gemacht hat.

73. Er

Es sprechen auf einmal nicht mehr als ihrer drey; (70)
Man sorge, daß der Chor zwar mit im Spiele sey: (71)
Doch daß sein Singen nicht die Handlung unterbreche,
Und er nichts thörichtes, nichts ungeschicktes spreche. (72)
Er sey der Tugend hold, er gebe guten Rath, (73)
Und bändige den Zorn. Wer eine Frevelthat
Sich scheuet zu begehn, den muß er willig preisen.
Er lobt die Mäßigkeit der aufgetragnen Speisen,
Liebt Recht und Billigkeit, und der Gesetze Flor,
Erhebt ein ruhig Volk bey unbewachtem Thor,
Verhehlt des andern Fehl, und ruft mit heißem Flehen
Zu Gott: den Armen reich, den Stolzen arm zu sehen.

Vorzeiten durfte nur die Pfeife schlecht und klein, (74)
Nicht mit Metall (75) geziert, Trompeten ähnlich seyn,
Und dennoch ließ sie sich, bey den beliebten Chören,
Auch mit vier Löchern (76) schon ganz hell und lieblich hören:
Indem der Schauplatz noch durch jene kleine Schaar
Des tugendhaften Volks, so sehr besetzt nicht war.
Allein nachdem das Schwert der Römer durchgedrungen,
Bald dieß bald jenes Land bestritten und bezwungen;

Seit

73. **Er sey 2c.** Hier erklärt der Poet die ganze Pflicht des Chores. Er soll den Tugendhaften geneigt seyn, den Hülfbedürftigen mit Rath an die Hand gehen, die Zornigen besänftigen, die Unschuldigen vertheidigen, die Sparsamkeit loben, Recht und Billigkeit lieben, u. s. w. Dadurch ward nun eben die Tragödie der Alten eine Schule des Volkes, und die Poeten, die dem Chore solche nützliche Sachen in den Mund legten, wurden öffentliche Lehrer der Tugend. Man lernte im Schauplatze mehr Morale und rechtschaffenes Wesen, als in den Tempeln der Heyden von so vielen müßigen Götzenpfaffen, die nichts, als ihre Ceremonien zu beobachten wußten. So sollten von rechtswegen alle Schauspiele eingerichtet werden, nicht aber so, daß sie zu Lastern reizen.

74. **Die Pfeife 2c.** Womit man bey dem Gesange des Chores in Tragödien zu spielen pflegte. Wie nun diese, sowohl in Griechenland, als nachmals in Rom, anfänglich schlecht waren; nachmals aber allmählich immer künstlicher und kostbarer gemacht wurden; nachdem die Republik selbst in Flor kam, und die Musik vollkommener wurde: so gieng es auch mit der Poesie, oder den Liedern des Chores; davon der Poet hier noch fortfährt zu reden. Erst waren sie einfältig, hernach wurden sie immer besser, und endlich gar so künstlich und tiefsinnig, daß sie den Orakeln nicht viel nachgaben.

75. **Metall 2c.** Orichalcum war eine Art köstliches Metalls, das wir itzo nicht mehr kennen. Plinius schreibt, man habe es gar eine Zeitlang dem Golde vorgezogen. Einige meynen, es müsse Aurichalcum, d. i. Golderzt heißen; aber es ist griechischer Abkunft, ὀρείχαλκον, und heißt Bergerzt.

76. **Vier Löchern 2c.** Nach dem Berichte Varrons sind die ältesten Pfeifen nicht mit mehr als vier Löchern versehen gewesen: ich habe also dieses mit eingerückt, ungeachtet Horaz nur von wenigen Löchern gedenket.

Latior amplecti murus, vinoque diurno
Placari Genius festis impune diebus;
Accessit numerisque modisque licentia major.
Indoctus quid enim saperet, liberque laborum
Rusticus, urbano confusus, turpis honesto?
Sic priscæ motumque & luxuriam addidit arti
Tibicen, traxitque vagus per pulpita vestem.
Sic etiam fidibus voces crevere severis,
Et tulit eloquium insolitum facundia præceps:
Utiliumque sagax rerum, & divina futuri
Sortilegis non discrepuit sententia Delphis.

Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
Mox etiam agrestes Satyros nudavit; eo quod
Illecebris erat, & grata novitate morandus

Sp

77. Bey Tage prassen. Die alten Römer schmauseten nicht sehr; und wenn sie es ja thaten, so geschah es des Abends. Aber als der Ueberfluß die Bürger wollüstig gemacht hatte, pflegten sie es auch bey hellem Tage zu thun; und das ward ihnen von keinem Sittenrichter, oder sonst von jemanden verbothen.

78. Ein Bauer. Die alten Römer trieben fast alle den Ackerbau, und man hat wohl eher einen Bürgermeister oder Dictator hinter dem Pfluge suchen müssen. Solche Landleute nun waren keine sonderliche Kenner von Poesie und Musik: es war schon gut genug für sie, so schlecht es auch immer seyn mochte.

79. Der Pfeifer. Die Musikanten gehörten mit zum Chore der Alten, und stunden also mit auf der Bühne, so, daß man sie sah. Da nun ihre Musik sehr künstlich, zärtlich und wollüstig geworden war: so trugen sie auch prächtige lange Kleider mit großen Schweifen, dergleichen die andern tragischen Personen hatten.

80. Die Cither. Die Leyer, H
se, oder wie man das Wort Fi
geben will. Sie ward vorzeiten
Griechenland, eben sowohl als
Pfeifen in Rom, beym Chore der T
gödien gebraucht. Siehe den Vos
de poëmatum cantu, sive de v
bus Rhythmi, apud veteres. H
will hier sagen, daß sie auch anfäng
nur schlecht weg, und ohn alle K
gespielet worden; allmählich a
ganz zärtlich, wollüstig und frech
worden, das heißt: Fidibus sev
voces crevere. Was von der M
gesagt worden, das gilt auch von
Poesie der Griechen; wie die fol
den Verse zeigen.

81. Geschwulst. Horaz sagt
quium insolitum, und facundia p
ceps, beydes zeigt die hochtrabende
des Ausdruckes, und die schwül
Dunkelheit der griechischen Oden
die der Chor singen mußte. Die
muß freylich wohl eine edle Schreib
haben: aber die Poeten triebens
hoch, und machtens endlich so arg,

n

Seit dem der Mauren Kreis sich weiter ausgedehnt,
Die reichen Bürger sich das Schmausen angewöhnt,
Weil sie kein Richter schilt, wenn sie bey Tage prassen: (77)
So hat auch Reim und Ton den alten Klang verlassen.
Denn was verstund davon ein Bauer, (78) dessen Fleiß
Von schwerer Arbeit kam; der meistens voller Schweiß
In unsern Schauplatz trat; wohin sich alles drängte,
Wo Pöbel, Herr und Knecht sich durcheinander mengte.
Drum hat Musik und Tanz die alte Kunst erhöht,
Der Pfeifer, (79) der so stolz stets hin und wieder geht,
Schleppt itzt den langen Rock ganz prächtig auf den Bühnen;
So mußt in Griechenland die Cither (80) gleichfalls dienen.
Die Uebung samt der Kunst hat sehr beredt gemacht,
Und öfters ist der Reim so voll Geschwulst (81) und Pracht,
Als wenn Apollo spricht; der dort aus finstern Klüften
In seine Priesterinn Orakel pflegt zu düften. (82)
Der Dichter, (83) der zuerst sich durch ein tragisch Lied,
Um einen schlechten Bock, als den Gewinnst, bemüht,
Entblößte (84) bald darauf die bäurischen Satyren,
Und ließ bey seinem Ernst auch Scherz und Stacheln spüren.
Kein Wunder, denn das Volk verlangte zu der Zeit,
Durch neue Reizungen und lauter Lustigkeit,

Hin-

man sie nicht besser verstehen konnte, als die Antworten der Orakel, die doch ganz zweydeutig zu seyn pflegten. Hiemit tadelt er alle die Poeten, die ihre Schreibart, zumal in den Schauspielen, gar zu tiefsinnig machen, und ihre Gedanken so verstecken, daß man sehr listig seyn muß, um ihre Meynung zu errathen.

82. Düften. Es ist bekannt, daß zu Delphis aus einer unterirdischen Höle ein gewisser Dampf aufgestiegen, welcher nach dem gemeinen Aberglauben, der auf einem Dreyfusse darüber sitzenden Priesterinn, die prophetische Wissenschaft künftiger Dinge von unten zu eingehauchet. Diese prophezeihende Schreibart nahmen die Poeten in den Oden ihrer Chöre an; und überschritten die Schranken der Wahrscheinlichkeit dadurch sehr.

83. Der Dichter. Er redet hier von dem Pratinas, dem Erfinder der Komödien. Es hatte derselbe vorher auch Tragödien gemacht, die dazumal noch nichts, als bloße Lieder waren, die von einer grossen Anzahl Sänger auf Dörfern und Marktflecken den Leuten vorgesungen wurden. Es hat zu seiner Zeit schon mehrere gegeben, die mit einander um den Vorzug gestritten, und der Preis, der zum Gewinnste aufgesetzt war, ist ein Bock gewesen. Dieser Pratinas lebte nach Plutarchs Berichte, gleich nach dem Thespis, der die Tragödie erfunden hat.

84. Entblößte ꝛc. Dieser Poet Pratinas hat den ganzen Chor aus nackten Satyren, unter der Anführung Silens, ihres Obersten, bestehen lassen; und also eine Art von satyrischen Tragödien aufgebracht. Es waren aber die Stachelreden dieser sogenannten Satyren nicht so lustig und scherzhaft, als die Komödien. Dieses hätte sich mit der tragischen Ernsthaftigkeit nicht zusammen gereimet; darum sagt Horaz, incolumi gravitate, jocum tentavit asper. Sie sind mehr beißend und scharf, als lächerlich gewesen. Wir haben nur eine Probe von dieser Art, nämlich des Euripides Cyklops, übrig behalten, darinn die List des Ulysses vorgestellet

wird.

Spectator, functusque sacris, & potus, & exlex.
Verum ita risores, ita commendare dicaces
Conveniet Satyros, ita vertere seria ludo:
Ne, quicunque deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conspectus in auro nuper, & ostro,
Migret in obscuras humili sermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubeis & inania captet.
Effutire leves indigna tragœdia versus,
Ut festis matrona moveri jussa diebus,
Intererit Satyris paullum pudibunda protervis.

Non ego inornata, & dominantia nomina solum,
Verbaque, Pisones, Satyrorum scriptor, amabo:
Nec sic enitar tragico differre colori,
Ut nihil intersit, Davusne loquatur, & audax
Pythias, emuncto lucrata Simone talentum;

An

wird, womit er sich aus Polyphems Händen befreyet hat.

85. An Feyertagen. Die heidnische Religion war sehr lustig. Der vornehmste Gottesdienst bestund im Opfern, dabey man wacker schmausete, und dem Gotte Bacchus zu Ehren, sich einen Rausch trunk. Die ersten Tragödien waren nichts anders, als Lieder, die demselben zu Ehren gesungen wurden, und die Stelle der Nachmittagsandachten vertraten. Da man nun zwischen die Lieder des Chores die redenden Personen eingeschaltet hatte, die eine besondere Fabel spieleten, dazu sich auch der Chor hernach schicken mußte: so hatte durch diese neue Erfindung der Poeten, der Gott Bacchus gleichsam seine ganze Verehrung eingebüßet. Das trunkene Volk hergegen war dieser beliebten Gottheit noch sehr gewogen: daher bequemte sich dieser Poet einestheils dieser Neigung, und mischte unter die ernsthaften tragischen Vorstellungen Chöre von Satiren, die auch etwas Lustiges mit darunter machten.

86. Wagt sich unter uns. In Rom sind dieser Art Schauspiele niemals eingeführet worden: obgleich einige die Fabulas Atellanas dahin haben rechnen wollen. Gleichwohl giebt Horaz auf allen Fall Regeln, die allen Satyrenschreibern dienen können. Unsere Nachspiele, wenn sie ehrbar sind, vertreten ihre Stelle.

87. Ein Gott, ein Held. Diese Personen gehören eigentlich nicht in die Komödien, sondern in die Tragödien: doch in den atellanischen Fabeln, pflegten die Römer auch diese aufzuführen, und was Lustiges mit unterzumischen. Eine solche Atellana war gleichsam das Nachspiel einer Tragödie in Rom, wie Dacier will; und ward von eben denselben Personen gespielt, die im Vorspiele in Kron und Purpur erschienen waren. Wollen wir uns diese Anmerkung zu Nutze machen, so verdammt Horaz hier auch diejenigen Komödianten, die in der Hauptvorstellung einen König oder Helden vorgestellet, und gleich im Nachspiele ein lächerliche Person spielen. Dieses ist vernünftigen Zuschauern höchst zuwider. Ein tragischer

Schau-

Hineln gelockt zu seyn; wenn es an Feyertagen (85)
Den Gottesdienst vollbracht, und dann bey Saufgelagen,
Sich toll und voll gezecht. So fieng das Lustspiel an.
Doch wagt sich unter uns ein neuer Dichter dran: (86)
So muß er seinen Scherz und sein satirisch Lachen
Nicht frech und regellos, vielmehr so klüglich machen;
Daß, wenn ein Gott, ein Held (87) sich auf der Bühne zeigt,
Der Gold und Purpur trägt, und kaum vom Throne steigt;
Sein Mund sich weder ganz zum tiefsten Pöbel neige,
Noch gar zu voller Schwulst die Wolken übersteige. (88)
So ehrbar eine Frau, (89) wenn sie ein hohes Fest,
Nach unsrer Stadt Gebrauch, zum Tanze rufen läßt,
In ihrem Reihen geht: so pflegt sich bey Satyren
Das hohe Trauerspiel ganz schamhaft aufzuführen.
Wenn ihr denn selbst einmal ein solch Gedichte schreibt: (90)
So denkt nicht, daß ihr nur bey schlechten Worten bleibt,
Bey Namen stolzer Art, von Königen und Kronen,
Die sonst kein Putz erhöht; ihr trefflichen Pisonen!
Auch unterscheidet sich mein Reim vom Trauerspiel,
Im Ausdruck nicht so sehr; als wär es mir gleichviel, (91)
Ob Davus etwas sagt? ob Pythia gelogen,
Die Simons schnöden Geiz um ein Talent betrogen?

Ob

Schauspieler verliert viel von seiner Hochachtung, wenn er gleich wieder einen Lumpenkerl vorstellet. Siehe des Zuschauers 446. Blatt.

88. Sich weder 2c. noch 2c. Die Schreibart in dieser Art von Schauspielen soll das Mittel halten; weder pöbelhaft und niederträchtig, noch gar zu hochtrabend und aufgeblasen seyn. Die Römer hatten noch Fabulas Tabernarias, da auf der Bühne die Hütten schlechter Leute vorgestellt worden, und worinn lauter schlechte Leute auftraten, die ganz gemein redeten. Zwischen diesen und den tragischen Ausdrückungen sollen die atellanischen Fabeln das Mittel halten.

89. So ehrbar eine Frau. Dieß Gleichniß ist überaus geschickt, das obige zu erläutern. Eine Matrone mußte zwar an Festtagen tanzen: aber ganz ehrbar: nicht so lustig, als junge Mägdchen, die sich recht ergetzen wollten. So sollte auch diese Art von Tragödien seyn. Es waren aber nur gewisse Feste, da die Frauen in Rom den Göttern zu Ehren tanzen durften, und sie wurden von den Priestern dazu gewählet. Das heißt moveri jussa.

90. Ein solch Gedicht. Im Grundtexte Satyrorum Scriptor, ein Schreiber solcher satyrischen Gedichte, oder solcher atellanischen Tragikomödien. Dieß giebt allen Nachspielmachern eine treffliche Regel. Sie sollen nicht grob, bäurisch und gemein reden; sondern auch das Nachspiel hat seinen Adel im Ausdrucke. Z. E. Euripides in dem Cyklops, einem satyrischen Stücke, läßt den Ulysses durch den Silenus fragen: Weil ihr nun die schöne Helena aus Troja wiedergeholet, habt ihr sie nicht alle ein wenig lieb gehabt; weil sie doch ohnedem ihre Männer gern wechseln mag? Was für Zoten hätte da nicht ein heutiger Possenreißer einem solchen Satyr in den Mund geleget?

91. Als wär es mir gleich viel. Der Character der Personen muß doch in Acht genommen werden: und wenn gleich in der Tragödie alles erhaben

 und

An custos, famulusque dei Silenus alumni.
Ex noto fictum carmen, sequar, ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum, frustraque laboret
Ausus idem: tantum series, juncturaque pollet;
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

Silvis deducti caveant, me judice, Fauni,
Ne, velut innati triviis, ac pæne forenses,
Aut nimium teneris juvenentur versibus unquam,
Aut immunda crepent, ignominiosaque dicta.
Offenduntur enim, quibus est equus, & pater, & res:
Nec si quid fricti ciceris probat, & nucis emtor,
Æquis accipiunt animis, donantve corona.

Syllaba longa brevi subjecta, vocatur Iambus,
Pes citus: unde etiam trimetris accrescere jussit
Nomen Iambeis, cum senos redderet ictus.
Primus ad extremum similis sibi; non ita pridem,
Tardior ut paullo, graviorque veniret ad aures,
Spondæos stabiles in jura paterna recepit.

Com-

und edel klingen soll; so muß doch der Knecht Davus nicht so reden, wie Pythia, die in Lucils Komödie einen alten Simon ums Geld gebracht; vielweniger, wie Silenus selbst, des Gottes Bacchus Hofmeister, der im Trunke auch wohl eine Zote mit unterlaufen ließ.

92. Nach etwas wahrem. Die damaligen Poeten mochten sich in den atellanischen Tragödien eben die Freyheit nehmen, die in Komödien gilt, und ihre Fabeln nicht aus der Historie ziehen. Aber Horaz will, man soll es eben so, wie mit andern tragischen Fabeln machen, die am besten sind, wenn sie aus den Geschichten gezogen worden. Davon gehen unsre Nachspiele sehr ab.

93. So viel kömmt ꝛc. Dieses handelt nicht von der Schreibart, sondern von der Einrichtung eines Schauspieles: woselbst die artige Verknüpfung der Begebenheiten auch gemeine und bekannte Sachen beliebt macht, und ihnen ein neues Ansehen giebt.

94. Nehmt. Horaz kömmt noch einmal auf die Mittelstraße, die in satirischen Schauspielen wegen des Ausdruckes beobachtet werden soll. Die gar zu große Zierde und Zärtlichkeit der damaligen Römer schickte sich nicht für die Satyren, die vom Lande hergeholet waren; aber auch keine Unfläthereyen, die gewiß in üppigen Städten eher, als auf dem Lande bey der Einfalt gefunden werden. Virgil ist in seinen Schäfergedichten so keusch, daß er nicht einmal seinen

Ob gar der bäurische verlebte Greis Silen,
Der sich geschickt erwies, dem Bacchus vorzustehn,
Sich redend hören läßt. Ich werde zwar was dichten;
Doch meine Fabel stets nach etwas wahrem richten, (92)
Das jeder kennt und weis. Ein jeder, der es sieht,
Wird glauben: es sey leicht. Doch wenn er sich bemüht,
Mir wirklich nachzugehn, wird er vergeblich schwitzen,
Und bey dem größten Fleiß umsonst darüber sitzen.
So viel kömmt auf die Art und die Verbindung an; (93)
Indem die Fügung auch was schlechtes adeln kann.
Nehmt (94) euch auch wohl in acht, ihr Künstler in Satyren!
Sie nicht nach Römerart ganz artig aufzuführen,
Wie sonst die Zärtlichkeit der edlen Jugend spricht.
Doch überhäuft den Vers mit schnöden Fratzen nicht;
Schreibt niemals ärgerlich, und lernt das Lästern meiden:
Den Unflath kann kein Mensch von gutem Stande leiden;
Kein züchtiges Gemüth, das Ehr und Tugend liebt.
Denn ob der Pöbel euch gleich seinen Beyfall giebt, (95)
Wird doch ein edler Geist euch allezeit verhöhnen,
Und eure Scheiteln nie mit Lorberzweigen krönen.
Ein Jambus heißt vorlängst in unsrer Kunst ein Fuß,
Da eine Sylbe kurz, die andre lang seyn muß.
Er fließt ganz schnell und leicht: daher man solchen Zeilen,
Darinn er sechsmal klappt, den Namen läßt ertheilen,
Daß man sie dreyfach nennt. (96) Von Anfang hat er sich
Mit andern nicht vermischt: nur neulich aber wich
Derselbe hier und dar den langsamen Spondäen,
Um desto männlicher damit einherzugehen. (97)

Doch

seinen Silenus etwas anstößiges sagen läßt. Er verspricht seinen Zuhörern, die gern Verse hören wollten, was vorzusingen; seiner Nymphe Aegle aber, etwas anders zur Belohnung: Carmina quæ vultis, cognoscite; Carmina vobis; (scil. dabo) Huic (scil. Aeglae) aliud mercedis erit. Wie hätte er sich hier züchtiger ausdrücken sollen? Unsere neuern Dichter würden hier grobe Zweydeutigkeiten gemacht haben.

95. Der Pöbel. Fricti ciceris aut nucis emtor. Man verkaufte in Rom gekochte Erbsen und gebratne Nüsse, oder vieleicht Castanien: und diese kaufte wohl auf der Gasse nur das gemeinste Volk. Solche Leute liebten damals auch die unflätigsten Possen; aber die Vornehmern hatten einen bessern Geschmack.

96. Dreyfach. Der Jambus ist geschwinde in der Aussprache; denn die erste Sylbe ist kurz, und man fällt also fort mit dem Accente auf die andere lange. Sechsfüßige Jamben, hießen also dreyfache; weil man gleichsam zween Jamben zusammen nahm, und als einen gedoppelten Fuß zählete. Im Deutschen gehen unsre sechsfache Jamben so geschwinde nicht von der Zunge; weil unsre Sprache zu viel Mitlauter hat, die bey den kurzen Sylben sowohl, als bey den langen häufig vorkommen.

97. Desto männlicher. Die Spondäen klingen freylich männlicher, weil sie aus zwo langen Sylben bestehen: und

Commodus & patiens; non ut de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter. Hic & in Acci
Nobilibus trimetris apparet rarus, & Enni.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut operæ celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratæ premit artis crimine turpi.
„Non quivis videt immodulata poëmata judex:
„Et data Romanis venia eſt indigna poëtis.
Idcircone vager, ſcribamque licenter? an omnes
Viſuros peccata putem mea, tutus, & intra
Spem veniæ cautus? Vitavi denique culpam,
Non laudem merui. Vos exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

At noſtri proavi Plautinos & numeros, &
Laudavere ſales: nimium patienter utrumque,

Ne

und daher haben die lateiniſchen Poeten gemeiniglich etliche derſelben unter ihre Jamben gemiſcht. Im Deutſchen iſt es uns auch ſo ungewöhnlich nicht, daß wir manche lange Sylbe da dulden, wo' eigentlich eine kurze ſtehen ſollte; daraus an ſtatt des Jambi ein Spondäus entſteht. Rechnen dieſes einige unter die poetiſchen Freyheiten: ſo könnte man es zuweilen gar für eine Schönheit halten: wenn ſie nur auf die von dem Horaz angewieſene Stelle kommen, als wo ſie am erträglichſten ſind. Dieß iſt wohl zu merken.

98. Man ſpürt ihn. Nämlich den Spondäus; aber nicht ſo regelmäßig und auf den gehörigen Stellen. Ja dieſe alten Poeten haben wohl zuweilen ganze ſpondäiſche Zeilen, darinn nur der letzte Fuß jambiſch iſt, unter ihre Jamben fließen laſſen: nicht anders, als es unſere alte Meiſterſänger gemacht, auch wohl einige neuere noch thun, welches aber ihre Verſe rauh und hart machet; geſetzt, die Gedanken wären noch ſo ſchön. Gewiſſe Grillenſänger wollen wohl gar eine Schönheit in ſolchen ſtolpernden Verſen finden.

99. Zu richten. Dieſes müſſen ſich die Kunſtrichter gewiſſer Landſchaften geſagt ſeyn laſſen, deren Sprache ſo rauh iſt, daß ſie von dem Wohlklange gar keinen Begriff haben. Sie loben oft, was einem zarten Ohre unerträglich klingt, Schnitzer wider die Sprachkunſt.

100. Mehr als tadelfrey. Horaz will nicht nur untadelhafte Verſe ſchreiben; ſondern er will auch Lob verdienen. Keine Schnitzer wider die Regeln machen, das iſt gut, und nothwendig: aber es macht noch keinen Poeten. Es gehört weit mehr dazu. Was würde

Horaz

Doch so gefällig er in diesem Stücke war;
So wich er doch nicht ganz. Das zweyt und vierte Paar
Der Sylben hat er sich beständig vorbehalten.
Man spürt ihn auch bereits in mancher Schrift der Alten. (98)
Es hat ihn Accius und Ennius gebraucht:
Hingegen wem es itzt was ungemeines daucht,
Den Jamben gar zu viel Spondäen einzumengen,
Als wenn sie prächtiger auf unsern Bühnen klängen:
Da dächt ich, daß man sie gewiß in Eil gemacht,
Wo nicht, doch an die Kunst der Musen nie gedacht,
Die Regeln nie gelernt. „Von Liedern und Gedichten,
„Weis nicht ein jedes Ohr, wie sichs gebührt, zu richten. (99)
„Wie mancher Stümper hat, ohne alle Kunst und Fleiß,
„Bey unserm Römervolk der Dichtkunst hohen Preis
„Bisher gar oft erlangt!“ Soll ich deswegen hoffen,
Es stehe mir der Weg zu jeder Freyheit offen?
Soll ich verwegen seyn, weil irgend niemand sieht,
Wie oft mein Kiel gefehlt? und wenn das gleich geschieht,
Dieweil man mir auch dann die Fehler leicht vergiebet?
Fürwahr! so denkt kein Geist, der Ruhm und Ehre liebet;
Und ich verlange mehr, als tadelfrey zu seyn. (100)
Ihr Freunde, blättert doch bey Sonn- und Mondenschein,
Bey Tage, wie bey Nacht, der Griechen alte Schriften: (101)
Denn diese werden euch den schönsten Vortheil stiften.

Hat unsrer Väter (102) Mund des Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt; so wars aus blinder Gunst. (103)

Man

Horaz von der Menge unserer Versmacher sagen, die es zum höchsten so weit bringen, daß man nichts sonderliches an ihren Versen tadeln kann? Wir werden hernach noch was von mittelmäßigen Poeten finden.

101. Der Griechen. Was bey den Römern die Griechen waren, das sind für uns itzo die Franzosen. Diese haben uns in allen großen Gattungen der Poesie sehr gute Muster gegeben, und sehr viel Discurse, Censuren, Kritiken und andere Anleitungen mehr geschrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich schäme mich nicht, unsern Nachbarn in diesen Stücken den Vorzug zu geben; ob ich gleich meine Landesleute in andern Stücken ihnen vorziehe. Aber die alten Griechen und Römer sind uns deswegen nicht verbothen: denn ohne sie hätte uns Opitz nimmermehr eine so gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Lesung der Alten ist er ein Poet geworden; und wer ihm nicht folget, der wird es nimmermehr werden.

102. Zwar unsrer Väter. Eigentlich unserer Altväter &c. Dacier meynt, dieses sey ein Einwurf, den die Pisonen, oder sonst jemand, dem Poeten gemacht: weil Horaz, als eines Freygelassenen Sohn, dieses von sich nicht sagen können. Allein was brauchts dieser Schärfe im Reden? Horaz war ein Römer, also konnte er ja alle alte Einwohner seiner Stadt, seine Vorfahren nennen; zumal da er nicht sagt, meine Vorväter, sondern unsre.

103. Aus blinder Gunst. Horaz erkühnt sich seiner ganzen Vaterstadt ein unrichtiges Urtheil vorzuwerfen. Plautus ist im Sylbenmaaße sehr unrichtig:

Inciderit: nec quarta loqui persona laboret.
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non proposito conducat, & hæreat apte.
Ille bonis faveatque, & concilietur amicis:
Et regat iratos, & amet peccare timentes.
Ille dapes laudet mensæ brevis: ille salubrem
Iustitiam, legesque, & apertis otia portis.
Ille tegat commissa, deosque precetur, & oret,
Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Tibia non, ut nunc, orichalco vincta, tubæque
Æmula; sed tenuis simplexque, foramine pauco,
Adspirare, & adesse choris erat utilis; atque
Nondum spissa nimis complere sedilia flatu.
Quo sane populus numerabilis, utpote parvus,
Et frugi, castusque, verecundusque coibat.
Postquam cœpit agros extendere victor, & urbem

Latior

70. Ihrer drey. Dieses ist eine Regel, dawider fast in allen neuern theatralischen Poesien gehandelt wird. Die Alten hatten gemeiniglich nur zwey, selten drey, und fast niemals viere auf einmal mit einander sprechen lassen. Der lateinische Ausdruck läßt sich auch so erklären, daß die vierte Person, sich nicht ohne Noth zum Reden dringen solle. Die Franzosen indessen haben zuweilen wohl fünf Personen auf der Schaubühne in einem Auftritte reden lassen. Es ist auch zuweilen fast unentbehrlich, nur es muß keine Verwirrung dadurch verursacht werden.

71. Der Chor. Das war bey den Alten eine Menge von Leuten, die auf der Schaubühne, als Zuschauer der Handlung, die daselbst gespielet ward, vorgestellet wurden. Die Wahrscheinlichkeit erfoderte es damals so. Die Thaten der Könige und Helden giengen fast immer auf öffentlichem Markte, oder doch auf solchen Plätzen vor, wo eine Menge Volks ihnen zusah. So mußten denn diese auch auf der Schaubühne vorkommen. Die Bürger der Stadt hatten auch mehrentheils an den Handlungen ihrer Könige Theil: daher sagt hier Horaz, der ganze Chor soll auf der Bühne die Stelle einer mitspielenden Person vertreten; das heißt, zuweilen etwas darzwischen reden. Es sprachen aber nicht alle Personen des Chores auf einmal; sondern der Führer (Choragus oder Coryphäus) redete im Namen der übrigen.

72. Nichts ungeschicktes. Einige Poeten hatten den Chor nur dazu gebrauchet, daß er zwischen den Handlungen was singen mußte: und die Lieder schickten sich gar nicht zu der Tragödie. Das kam nun eben so heraus, als wenn itzo die Musikanten allerley lustige Stücke darzwischen spielen. Aber Horaz will, daß alles, was der Chor redet und singet, sich zur Sache schicken, und mit dem ganzen Spiele zusammen hängen soll: wie es Sophokles in seinen Tragödien gemacht hat.

73. Er

Es sprechen auf einmal nicht mehr als ihrer drey;(70)
Man sorge, daß der Chor zwar mit im Spiele sey: (71)
Doch daß sein Singen nicht die Handlung unterbreche,
Und er nichts thörichtes, nichts ungeschicktes spreche. (72)
Er sey der Tugend hold, er gebe guten Rath, (73)
Und bändige den Zorn. Wer eine Frevelthat
Sich scheuet zu begehn, den muß er willig preisen.
Er lobt die Mäßigkeit der aufgetragnen Speissen,
Liebt Recht und Billigkeit, und der Gesetze Flor,
Erhebt ein ruhig Volk bey unbewachtem Thor,
Verhehlt des andern Fehl, und ruft mit heißem Flehen
Zu Gott: den Armen reich, den Stolzen arm zu sehen.

Vorzeiten durfte nur die Pfeife schlecht und klein, (74)
Nicht mit Metall (75) geziert, Trompeten ähnlich seyn,
Und dennoch ließ sie sich, bey den beliebten Chören,
Auch mit vier Löchern (76) schon ganz hell und lieblich hören:
Indem der Schauplatz noch durch jene kleine Schaar
Des tugendhaften Volks, so sehr besetzt nicht war.
Allein nachdem das Schwert der Römer durchgedrungen,
Bald dieß bald jenes Land bestritten und bezwungen;

Seit

73. Er sey 2c. Hier erklärt der Poet die ganze Pflicht des Chores. Er soll den Tugendhaften geneigt seyn, den Hülfsbedürftigen mit Rath an die Hand gehen, die Zornigen besänftigen, die Unschuldigen vertheidigen, die Sparsamkeit loben, Recht und Billigkeit lieben, u. s. w. Dadurch ward nun eben die Tragödie der Alten eine Schule des Volkes, und die Poeten, die dem Chore solche nützliche Sachen in den Mund legten, wurden öffentliche Lehrer der Tugend. Man lernte im Schauplatze mehr Morale und rechtschaffenes Wesen, als in den Tempeln der Heyden von so vielen müßigen Götzenpfaffen, die nichts, als ihre Ceremonien zu beobachten wußten. So sollten von rechtswegen alle Schauspiele eingerichtet werden, nicht aber so, daß sie zu Lastern reizen.

74. Die Pfeife 2c. Womit man bey dem Gesange des Chores in Tragödien zu spielen pflegte. Wie nun diese, sowohl in Griechenland, als nachmals in Rom, anfänglich schlecht waren; nachmals aber allmählich immer künstlicher und kostbarer gemacht wurden; nachdem die Republik selbst in Flor kam, und die Musik vollkommener wurde: so gieng es auch mit der Poesie, oder den Liedern des Chores; davon der Poet hier noch fortfährt zu reden. Erst waren sie einfältig, hernach wurden sie immer besser, und endlich gar so künstlich und tiefsinnig, daß sie den Orakeln nicht viel nachgaben.

75. Metall 2c. Orichalcum war eine Art köstliches Metalls, das wir itzo nicht mehr kennen. Plinius schreibt, man habe es gar eine Zeitlang dem Golde vorgezogen. Einige meynen, es müsse Aurichalcum, d. i. Golderzt heißen; aber es ist griechischer Abkunft, ὀρειχαλκον, und heißt Bergerzt.

76. Vier Löchern 2c. Nach dem Berichte Varrons sind die ältesten Pfeifen nicht mit mehr als vier Löchern versehen gewesen: ich habe also dieses mit eingerückt, ungeachtet Horaz nur von wenigen Löchern gedenket.

Latior amplecti murus, vinoque diurno
Placari Genius festis impune diebus;
Accessit numerisque modisque licentia major.
Indoctus quid enim saperet, liberque laborum
Rusticus, urbano confusus, turpis honesto?
Sic priscæ motumque & luxuriam addidit arti
Tibicen, traxitque vagus per pulpita vestem.
Sic etiam fidibus voces crevere severis,
Et tulit eloquium insolitum facundia præceps:
Utiliumque sagax rerum, & divina futuri
Sortilegis non discrepuit sententia Delphis.

Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
Mox etiam agrestes Satyros nudavit; eo quod
Illecebris erat, & grata novitate morandus

Spe-

77. **Bey Tage prassen.** Die alten Römer schmauseten nicht sehr; und wenn sie es ja thaten, so geschah es des Abends. Aber als der Ueberfluß die Bürger wollüstig gemacht hatte, pflegten sie es auch bey hellem Tage zu thun; und das ward ihnen von keinem Sittenrichter, oder sonst von jemanden verbothen.

78. **Ein Bauer.** Die alten Römer trieben fast alle den Ackerbau, und man hat wohl eher einen Bürgermeister oder Dictator hinter dem Pfluge suchen müssen. Solche Landleute nun waren keine sonderliche Kenner von Poesie und Musik: es war schon gut genug für sie, so schlecht es auch immer seyn mochte.

79. **Der Pfeifer.** Die Musikanten gehörten mit zum Chore der Alten, und stunden also mit auf der Bühne, so, daß man sie sah. Da nun ihre Musik sehr künstlich, zärtlich und wollüstig geworden war: so trugen sie auch prächtige lange Kleider mit großen Schweifen, dergleichen die andern tragischen Personen hatten.

80. **Die Cither.** Die Leyer, Harfe, oder wie man das Wort Fides geben will. Sie ward vorzeiten in Griechenland, eben sowohl als die Pfeifen in Rom, beym Chore der Tragödien gebraucht. Siehe den Vossius de poëmatum cantu, sive de viribus Rhythmi, apud veteres. Horaz will hier sagen, daß sie auch anfänglich nur schlecht weg, und ohn alle Kunst gespielet worden; allmählich aber ganz zärtlich, wollüstig und frech geworden, das heißt: Fidibus severis voces crevere. Was von der Musik gesagt worden, das gilt auch von der Poesie der Griechen; wie die folgenden Verse zeigen.

81 **Geschwulst.** Horaz sagt eloquium insolitum, und facundia preceps, beydes zeigt die hochtrabende Art des Ausdruckes, und die schwülstige Dunkelheit der griechischen Oden an, die der Chor singen mußte. Die Ode muß freylich wohl eine edle Schreibart haben: aber die Poeten triebens zu hoch, und machtens endlich so arg, daß man

Seit dem der Mauren Kreis sich weiter ausgedehnt,
Die reichen Bürger sich das Schmausen angewöhnt,
Weil sie kein Richter schilt, wenn sie bey Tage prassen: (77)
So hat auch Reim und Ton den alten Klang verlassen.
Denn was verstund davon ein Bauer, (78) dessen Fleiß
Von schwerer Arbeit kam; der meistens voller Schweiß
In unsern Schauplatz trat; wohin sich alles drängte,
Wo Pöbel, Herr und Knecht sich durcheinander mengte.
Drum hat Musik und Tanz die alte Kunst erhöht,
Der Pfeifer, (79) der so stolz stets hin und wieder geht,
Schleppt itzt den langen Rock ganz prächtig auf den Bühnen;
So mußt in Griechenland die Cither (80) gleichfalls dienen.
Die Uebung samt der Kunst hat sehr beredt gemacht,
Und öfters ist der Reim so voll Geschwulst (8) und Pracht,
Als wenn Apollo spricht; der dort aus finstern Klüften
In seine Priesterinn Orakel pflegt zu düften. (82)
Der Dichter, (83) der zuerst sich durch ein tragisch Lied,
Um einen schlechten Bock, als den Gewinnst, bemüht,
Entblößte (84) bald darauf die bäurischen Satyren,
Und ließ bey seinem Ernst auch Scherz und Stacheln spüren.
Kein Wunder, denn das Volk verlangte zu der Zeit,
Durch neue Reizungen und lauter Lustigkeit,

Hin-

man sie nicht besser verstehen konnte, als die Antworten der Orakel, die doch ganz zweydeutig zu seyn pflegten. Hiemit tadelt er alle die Poeten, die ihre Schreibart, zumal in den Schauspielen, gar zu tiefsinnig machen, und ihre Gedanken so verstecken, daß man sehr listig seyn muß, um ihre Meynung zu errathen.

82. Düften. Es ist bekannt, daß zu Delphis aus einer unterirdischen Höle ein gewisser Dampf aufgestiegen, welcher nach dem gemeinen Aberglauben, der auf einem Dreyfusse darüber sitzenden Priesterinn, die prophetische Wissenschaft künftiger Dinge von unten zu eingehauchet. Diese prophezeihende Schreibart nahmen die Poeten in den Oden ihrer Chöre an; und überschritten die Schranken der Wahrscheinlichkeit dadurch sehr.

83. Der Dichter. Er redet hier von dem Pratinas, dem Erfinder der Komödien. Es hatte derselbe vorher auch Tragödien gemacht, die dazumal noch nichts, als bloße Lieder waren, die von einer grosen Anzahl Sänger auf Dörfern und Marktflecken den Leuten vorgesungen wurden. Es hat zu seiner Zeit schon mehrere gegeben, die mit einander um den Vorzug gestritten, und der Preis, der zum Gewinnste aufgesetzt war, ist ein Bock gewesen. Dieser Pratinas lebte nach Plutarchs Berichte, gleich nach dem Thespis, der die Tragödie ersunden hat.

84. Entblößte rc. Dieser Poet Pratinas hat den ganzen Chor aus nackten Satyren, unter der Anführung Silens, ihres Obersten, bestehen lassen; und also eine Art von satyrischen Tragödien aufgebracht. Es waren aber die Stachelreden dieser sogenannten Satyren nicht so lustig und scherzhaft, als die Komödien. Dieses hätte sich mit der tragischen Ernsthaftigkeit nicht zusammen gereimet; darum sagt Horaz, incolumi gravitate, jocum tentavit asper. Sie sind mehr beißend und scharf, als lächerlich gewesen. Wir haben nur eine Probe von dieser Art, nämlich des Euripides Cyklops, übrig behalten, darinn die List des Ulysses vorgestellet wird.

Spectator, functusque sacris, & potus, & exlex.
Verum ita risores, ita commendare dicaces
Conveniet Satyros, ita vertere seria ludo:
Ne, quicunque deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conspectus in auro nuper, & ostro,
Migret in obscuras humili sermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubeis & inania captet.
Effutire leves indigna tragœdia versus,
Ut festis matrona moveri jussa diebus,
Intererit Satyris paullum pudibunda protervis.

Non ego inornata, & dominantia nomina solum,
Verbaque, Pisones, Satyrorum scriptor, amabo:
Nec sic enitar tragico differre colori,
Ut nihil intersit, Davusne loquatur, & audax
Pythias, emuncto lucrata Simone talentum;

An

wird, womit er sich aus Polyphems Händen befreyet hat.

85. An Feyertagen. Die heidnische Religion war sehr lustig. Der vornehmste Gottesdienst bestund im Opfern, dabey man wacker schmausete, und dem Gotte Bacchus zu Ehren, sich einen Rausch trunk. Die ersten Tragödien waren nichts anders, als Lieder, die demselben zu Ehren gesungen wurden, und die Stelle der Nachmittagsandachten vertraten. Da man nun zwischen die Lieder des Chores die redenden Personen eingeschaltet hatte, die eine besondere Fabel spieleten, dazu sich auch der Chor hernach schicken mußte: so hatte durch diese neue Erfindung der Poeten, der Gott Bacchus gleichsam seine ganze Verehrung eingebüßet. Das trunkene Volk hergegen war dieser beliebten Gottheit noch sehr gewogen: daher bequemte sich dieser Poet einestheils dieser Neigung, und mischte unter die ernsthaften tragischen Vorstellungen Chöre von Satiren, die auch etwas Lustiges mit darunter machten.

86. Wagt sich unter uns. In Rom sind dieser Art Schauspiele niemals eingeführet worden: obgleich einige die Fabulas Atellanas dahin haben rechnen wollen. Gleichwohl giebt Horaz auf allen Fall Regeln, die allen Satyrenschreibern dienen können. Unsere Nachspiele, wenn sie ehrbar sind, vertreten ihre Stelle.

87. Ein Gott, ein Held. Diese Personen gehören eigentlich nicht in die Komödien, sondern in die Tragödien: doch in den atellanischen Fabeln, pflegten die Römer auch diese aufzuführen, und was Lustiges mit unterzumischen. Eine solche Atellana war gleichsam das Nachspiel einer Tragödie in Rom, wie Dacier will; und ward von eben denselben Personen gespielt, die im Vorspiele in Kron und Purpur erschienen waren. Wollen wir uns diese Anmerkung zu Nutze machen, so verdammt Horaz hier auch diejenigen Komödianten, die in der Hauptvorstellung einen König oder Helden vorgestellet, und gleich im Nachspiele ein lächerliche Person spielen. Dieses ist vernünftigen Zuschauern höchst zuwider. Ein tragischer Schau=

Hineln gelockt zu seyn; wenn es an Feyertagen (85)
Den Gottesdienst vollbracht, und dann bey Saufgelagen,
Sich toll und voll gezecht. So fieng das Lustspiel an.
Doch wagt sich unter uns ein neuer Dichter dran: (86)
So muß er seinen Scherz und sein satirisch Lachen
Nicht frech und regellos, vielmehr so klüglich machen;
Daß, wenn ein Gott, ein Held (87) sich auf der Bühne zeigt,
Der Gold und Purpur trägt, und kaum vom Throne steigt;
Sein Mund sich weder ganz zum tiefsten Pöbel neige,
Noch gar zu voller Schwulst die Wolken übersteige. (88)
So ehrbar eine Frau, (89) wenn sie ein hohes Fest,
Nach unsrer Stadt Gebrauch, zum Tanze rufen läßt,
In ihrem Reihen geht: so pflegt sich bey Satyren
Das hohe Trauerspiel ganz schamhaft aufzuführen.
Wenn ihr denn selbst einmal ein solch Gedichte schreibt: (90)
So denkt nicht, daß ihr nur bey schlechten Worten bleibt,
Bey Namen stolzer Art, von Königen und Kronen,
Die sonst kein Putz erhöht; ihr trefflichen Pisonen!
Auch unterscheidet sich mein Reim vom Trauerspiel,
Im Ausdruck nicht so sehr; als wär es mir gleichviel, (91)
Ob Davus etwas sagt? ob Pythia gelogen,
Die Simons schnöden Geiz um ein Talent betrogen?

Ob

Schauspieler verliert viel von seiner Hochachtung, wenn er gleich wieder einen Lumpenkerl vorstellet. Siehe des Zuschauers 446. Blatt.

88. **Sich weder** ꝛc. **noch** ꝛc. Die Schreibart in dieser Art von Schauspielen soll das Mittel halten; weder pöbelhaft und niederträchtig, noch gar zu hochtrabend und aufgeblasen seyn. Die Römer hatten noch Fabulas Tabernarias, da auf der Bühne die Hütten schlechter Leute vorgestellt worden, und worinn lauter schlechte Leute auftraten, die ganz gemein redeten. Zwischen diesen und den tragischen Ausdrückungen sollen die atellanischen Fabeln das Mittel halten.

89. **So ehrbar eine Frau.** Dieß Gleichniß ist überaus geschickt, das obige zu erläutern. Eine Matrone mußte zwar an Festtagen tanzen; aber ganz ehrbar; nicht so lustig, als junge Mägdchen, die sich recht ergetzen wollten. So sollte auch diese Art von Tragödien seyn. Es waren aber nur gewisse Feste, da die Frauen in Rom den Göttern zu Ehren tanzen durften, und sie wurden von den Priestern dazu gewählet. Das heißt moveri jussa.

90. **Ein solch Gedicht.** Im Grundtexte Satyrorum Scriptor, ein Schreiber solcher satyrischen Gedichte, oder solcher atellanischen Tragikomödien. Dieß giebt allen Nachspielmachern eine treffliche Regel. Sie sollen nicht grob, bäurisch und gemein reden; sondern auch das Nachspiel hat seinen Adel im Ausdrucke. Z. E. Euripides in dem Cyklops, einem satyrischen Stücke, läßt den Ulysses durch den Silenus fragen: Weil ihr nun die schöne Helena aus Troja wiedergeholet, habt ihr sie nicht alle ein wenig lieb gehabt; weil sie doch ohnedem ihre Männer gern wechseln mag? Was für Zoten hätte da nicht ein heutiger Possenreißer einem solchen Satyr in den Mund geleget?

91. **Als wär es mir gleich viel.** Der Character der Personen muß doch in Acht genommen werden: und wenn gleich in der Tragödie alles erhaben

und

An custos, famulusque dei Silenus alumni.
Ex noto fictum carmen, sequar, ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum, frustraque laboret
Ausus idem: tantum series, juncturaque pollet;
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

Silvis deducti caveant, me judice, Fauni,
Ne, velut innati triviis, ac pæne forenses,
Aut nimium teneris juvenentur versibus unquam,
Aut immunda crepent, ignominiosaque dicta.
Offenduntur enim, quibus est equus, & pater, & res:
Nec si quid fricti ciceris probat, & nucis emtor,
Æquis accipiunt animis, donantve corona.

Syllaba longa brevi subjecta, vocatur Iambus,
Pes citus: unde etiam trimetris accrescere jussit
Nomen Iambeis, cum senos redderet ictus.
Primus ad extremum similis sibi; non ita pridem,
Tardior ut paullo, graviorque veniret ad aures,
Spondæos stabiles in jura paterna recepit.

Com-

und edel klingen soll; so muß doch der Knecht Davus nicht so reden, wie Pythia, die in Lucils Komödie einen alten Simon ums Geld gebracht: vielweniger, wie Silenus selbst, des Gottes Bacchus Hofmeister, der im Trunke auch wohl eine Zote mit unterlaufen ließ.

92. Nach etwas wahrem. Die damaligen Poeten mochten sich in den atellanischen Tragödien eben die Freyheit nehmen, die in Komödien gilt, und ihre Fabeln nicht aus der Historie ziehen. Aber Horaz will, man soll es eben so, wie mit andern tragischen Fabeln machen, die am besten sind, wenn sie aus den Geschichten gezogen worden. Davon gehen unsre Nachspiele sehr ab.

93. So viel kömmt rc. Dieses handelt nicht von der Schreibart, sondern von der Einrichtung eines Schauspieles: woselbst die artige Verknüpfung der Begebenheiten auch gemeine und bekannte Sachen beliebt macht, und ihnen ein neues Ansehen giebt.

94. Nehmt. Horaz kömmt noch einmal auf die Mittelstraße, die in satirischen Schauspielen wegen des Ausdruckes beobachtet werden soll. Die gar zu große Zierde und Zärtlichkeit der damaligen Römer schickte sich nicht für die Satyren, die vom Lande hergeholet waren; aber auch keine Unflätereyen, die gewiß in üppigen Städten eher, als auf dem Lande bey der Einfalt gefunden werden. Virgil ist in seinen Schäfergedichten so keusch, daß er nicht einmal

seinen

Ob gar der bäurische verlebte Greis Silen,
Der sich geschickt erwies, dem Bacchus vorzustehn,
Sich redend hören läßt. Ich werde zwar was dichten;
Doch meine Fabel stets nach etwas wahrem richten, (92)
Das jeder kennt und weis. Ein jeder, der es sieht,
Wird glauben: es sey leicht. Doch wenn er sich bemüht,
Mir wirklich nachzugehn, wird er vergeblich schwitzen,
Und bey dem größten Fleiß umsonst darüber sitzen.
So viel kömmt auf die Art und die Verbindung an; (93)
Indem die Fügung auch was schlechtes adeln kann.
Nehmt (94) euch auch wohl in acht, ihr Künstler in Satyren!
Sie nicht nach Römerart ganz artig aufzuführen,
Wie sonst die Zärtlichkeit der edlen Jugend spricht.
Doch überhäuft den Vers mit schnöden Fratzen nicht;
Schreibt niemals ärgerlich, und lernt das Lästern meiden:
Den Unflath kann kein Mensch von gutem Stande leiden;
Kein züchtiges Gemüth, das Ehr und Tugend liebt.
Denn ob der Pöbel euch gleich seinen Beyfall giebt, (95)
Wird doch ein edler Geist euch allezeit verhöhnen,
Und eure Scheiteln nie mit Lorberzweigen krönen.
Ein Jambus heißt vorlängst in unsrer Kunst ein Fuß,
Da eine Sylbe kurz, die andre lang seyn muß.
Er fließt ganz schnell und leicht: daher man solchen Zeilen,
Darinn er sechsmal klappt, den Namen läßt ertheilen,
Daß man sie dreyfach nennt. (96) Von Anfang hat er sich
Mit andern nicht vermischt: nur neulich aber wich
Derselbe hier und dar den langsamen Spondäen,
Um desto männlicher damit einherzugehen. (97)

Doch

seinen Silenus etwas anstößiges sagen läßt. Er verspricht seinen Zuhörern, die gern Verse hören wollten, was vorzusingen; seiner Nymphe Aegle aber, etwas anders zur Belohnung: Carmina quae vultis, cognoscite; Carmina vobis; (scil. dabo) Huic (scil. Aeglae) aliud mercedis erit. Wie hätte er sich hier züchtiger ausdrücken sollen? Unsere neuern Dichter würden hier grobe Zweydeutigkeiten gemacht haben.

95. Der Pöbel. Fricti ciceris aut nucis emtor. Man verkaufte in Rom gekochte Erbsen und gebratne Nüsse, oder vieleicht Castanien: und diese kaufte wohl auf der Gasse nur das gemeinste Volk. Solche Leute liebten damals auch die unflätigsten Possen; aber die Vornehmern hatten einen bessern Geschmack.

96. Dreyfach. Der Jambus ist geschwinde in der Aussprache; denn die erste Sylbe ist kurz, und man fällt alsofort mit dem Accente auf die andere lange. Sechsfüßige Jamben, hießen also dreyfache; weil man gleichsam zween Jamben zusammen nahm, und als einen gedoppelten Fuß zählete. Im Deutschen gehen unsre sechsfache Jamben so geschwinde nicht von der Zunge; weil unsre Sprache zu viel Mitlauter hat, die bey den kurzen Sylben sowohl, als bey den langen häufig vorkommen.

97. Desto männlicher. Die Spondäen klingen freylich männlicher, weil sie aus zwo langen Sylben bestehen: und

Commodus & patiens; non ut de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter. Hic & in Acci
Nobilibus trimetris apparet rarus, & Enni.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut operæ celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratæ premit artis crimine turpi.
„Non quivis videt immodulata poëmata judex:
„Et data Romanis venia eſt indigna poëtis.
Idcircone vager, ſcribamque licenter? an omnes
Viſuros peccata putem mea, tutus, & intra
Spem veniæ cautus? Vitavi denique culpam,
Non laudem merui. Vos exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

At noſtri proavi Plautinos & numeros, &
Laudavere ſales: nimium patienter utrumque,

Ne

und daher haben die lateiniſchen Poeten gemeiniglich etliche derſelben unter ihre Jamben gemiſcht. Im Deutſchen iſt es uns auch ſo ungewöhnlich nicht, daß wir manche lange Sylbe da dulden, wo eigentlich eine kurze ſtehen ſollte; daraus an ſtatt des Jambi ein Spondäus entſteht. Rechnen dieſes einige unter die poetiſchen Freyheiten: ſo könnte man es zuweilen gar für eine Schönheit halten: wenn ſie nur auf die von dem Horaz angewieſene Stelle kommen, als wo ſie am erträglichſten ſind. Dieß iſt wohl zu merken.

98. Man ſpürt ihn. Nämlich den Spondäus; aber nicht ſo regelmäßig und auf den gehörigen Stellen. Ja dieſe alten Poeten haben wohl zuweilen ganze ſpondäiſche Zeilen, darinn nur der letzte Fuß jambiſch iſt, unter ihre Jamben fließen laſſen: nicht anders, als es unſere alte Meiſterſänger gemacht, auch wohl einige neuere noch thun, welches aber ihre Verſe rauh und hart machet; geſetzt, die Gedanken wären noch ſo ſchön. Gewiſſe Grillenſänger wollen wohl gar eine Schönheit in ſolchen ſtolpernden Verſen finden.

99. Zu richten. Dieſes müſſen ſich die Kunſtrichter gewiſſer Landſchaften geſagt ſeyn laſſen, deren Sprache ſo rauh iſt, daß ſie von dem Wohlklange gar keinen Begriff haben. Sie loben oft, was einem zarten Ohre unerträglich klingt, Schnitzer wider die Sprachkunſt.

100. Mehr als tadelfrey. Horaz will nicht nur untadelhafte Verſe ſchreiben; ſondern er will auch Lob verdienen. Keine Schnitzer wider die Regeln machen, das iſt gut, und nothwendig: aber es macht noch keinen Poeten. Es gehört weit mehr dazu. Was würde

Horaz

Doch so gefällig er in diesem Stücke war;
So wich er doch nicht ganz. Das zweyt und vierte Paar
Der Sylben hat er sich beständig vorbehalten.
Man spürt ihn auch bereits in mancher Schrift der Alten. (98)
Es hat ihn Accius und Ennius gebraucht:
Hingegen wem es itzt was ungemeines daucht,
Den Jamben gar zu viel Spondäen einzumengen,
Als wenn sie prächtiger auf unsern Bühnen klängen:
Da dächt ich, daß man sie gewiß in Eil gemacht,
Wo nicht, doch an die Kunst der Musen nie gedacht,
Die Regeln nie gelernt. „Von Liedern und Gedichten,
„Weis nicht ein jedes Ohr, wie sichs gebührt, zu richten. (99)
„Wie mancher Stümper hat, ohne alle Kunst und Fleiß,
„Bey unserm Römervolk der Dichtkunst hohen Preis
„Bisher gar oft erlangt!“ Soll ich deswegen hoffen,
Es stehe mir der Weg zu jeder Freyheit offen?
Soll ich verwegen seyn, weil irgend niemand sieht,
Wie oft mein Kiel gefehlt? und wenn das gleich geschieht,
Dieweil man mir auch dann die Fehler leicht vergiebet?
Fürwahr! so denkt kein Geist, der Ruhm und Ehre liebet;
Und ich verlange mehr, als tadelfrey zu seyn. (100)
Ihr Freunde, blättert doch bey Sonn- und Mondenschein,
Bey Tage, wie bey Nacht, der Griechen alte Schriften: (101)
Denn diese werden euch den schönsten Vortheil stiften.

Hat unsrer Väter (102) Mund des Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt; so wars aus blinder Gunst. (103)

Man

Horaz von der Menge unserer Versmacher sagen, die es zum höchsten so weit bringen, daß man nichts sonderliches an ihren Versen tadeln kann? Wir werden hernach noch was von mittelmäßigen Poeten finden.

101. Der Griechen. Was bey den Römern die Griechen waren, das sind für uns itzo die Franzosen. Diese haben uns in allen großen Gattungen der Poesie sehr gute Muster gegeben, und sehr viel Discurse, Censuren, Kritiken und andere Anleitungen mehr geschrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich schäme mich nicht, unsern Nachbarn in diesen Stücken den Vorzug zu geben; ob ich gleich meine Landesleute in andern Stücken ihnen vorziehe. Aber die alten Griechen und Römer sind uns deswegen nicht verbothen: denn ohne sie hätte uns Opitz nimmermehr eine so gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Lesung der Alten ist er ein Poet geworden; und wer ihm nicht folget, der wird es nimmermehr werden.

102. Zwar unsrer Väter. Eigentlich unserer Altväter ꝛc. Dacier meynt, dieses sey ein Einwurf, den die Pisonen, oder sonst jemand, dem Poeten gemacht: weil Horaz, als eines Freygelassenen Sohn, dieses von sich nicht sagen können. Allein was brauchts dieser Schärfe im Reden? Horaz war ein Römer, also konnte er ja alle alte Einwohner seiner Stadt, seine Vorfahren nennen; zumal da er nicht sagt, meine Vorväter, sondern unsre.

103. Aus blinder Gunst. Horaz erkühnt sich seiner ganzen Vaterstadt ein unrichtiges Urtheil vorzuwerfen. Plautus ist im Sylbenmaaße sehr unrichtig,

Ne dicam stulte, mirati: si modo ego & vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto;
Legitimumque sonum digitis callemus, & aure.

Ignotum tragicæ genus invenisse Camœnæ
Dicitur, & plaustris vexisse poëmata Thespis:
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.
Post hunc personæ, pallæque repertor honestæ,
Æschylus, & modicis instravit pulpita tignis.
Et docuit, magnumque loqui, nitique cothurno.
Successit vetus his comœdia non sine multa
Laude; sed in vitium libertas excidit, & vim
Dignam lege regi: lex est accepta, chorusque

Tur-

richtig; und in seinen Scherzreden sehr schmutzig und garstig. Das erste hat er in seiner eigenen Grabschrift selbst gestanden; indem er seine Verse numeros innumeros nennt. Von dem andern aber könnte man, ihm nachzuahmen, sagen, daß er sales insulsos, oder facetias inficetas gemacht habe. Die plautinischen Zoten gefielen Horazen nicht: und ob er wohl selbst in seinen andern Gedichten von diesem Fehler nicht ganz frey ist; so haben wir uns doch mehr an seine Regeln, als an sein Exempel, zu kehren. Dieses müssen sich die Komödianten merken, die auch in solche Stücke Zoten mengen, wo weder der Verfasser, noch Uebersetzer dergleichen gemacht, wie es in dem Gespenste mit der Trummel gegangen.

104. Ein erlaubter Scherz. Horaz unterscheidet hier ausdrücklich die erlaubten Scherzreden von den häßlichen Zoten, die in Plauti Komödien vorkommen. An dieser Einsicht fehlt es vielen, die sich doch für scharfe Richter ausgeben. Man könnte leicht durch ein paar Regeln den Unterscheid bestimmen, oder zum wenigsten ein Kennzeichen der Zoten angeben. Der berühmte D. Swift sagt irgendwo, daß die Wits oder sinnreichen Köpfe seiner Zeit, allen ihren Geist in den allegorischen Beschreibungen der Erzeugung eines Menschen, und was dem anhängig ist, zeigeten; und daß sie bey Verstopfung dieser Quelle, mit ihrer Scharfsinnigkeit auf einmal verstummen würden. Daß es bey uns nicht besser gehe, lehrt die Erfahrung.

105 Aufgebracht. Nicht, als wenn Thespis der allererste Erfinder der Schauspiele wäre. Plato in seinem Minos berichtet ausdrücklich, daß man lange vor ihm Tragödien gemacht, welcher Name damals auch die Komödien noch unter sich begriffen hat. Aber Thespis hat eine neue Art darinn eingeführt, und die alten Lieder merklich ausgebessert.

106. Gesang und Spiel, quæ canerent agerentque. Die Veränderung, die Thespis eingeführt, hat vornehmlich darinn bestanden, daß er zwischen die Oden des singenden Chores, eine Person auf seinen mit Brettern belegten Wagen treten lassen, welche etwa eine merkwürdige Begebenheit eines grossen Helden in Versen erzählen müssen.

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeschätzet;
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergetzet;
Was ein erlaubter Scherz, (104) was grob und garstig ist,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unsern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.
Das edle Trauerspiel hat Thespis aufgebracht, (105)
Indem vor seiner Zeit kein andrer dran gedacht.
Er fuhr von Dorf zu Dorf mit seinen Sängerchören,
Und ließ Gesang und Spiel (106) auf schlechten Wagen hören.
Mit Hefen salbte man den Sängern das Gesicht,
Bis Aeschylus hernach die Larven zugericht, (107)
Die Kleidung ausgedacht, und auf erhöhten Bühnen,
Mit stolzer Wörterpracht und hohem Schuh erschienen. (108)
Das Lustspiel folgte bald dem Trauerspiele nach, (109)
Davon man auch sogleich mit vielem Lobe sprach:
Allein die Freyheit wuchs in dem verwegnen Singen,
Und ließ sich endlich kaum durch die Gesetze zwingen.
Die Frechheit gieng zu weit, man schrieb ihr Regeln vor: (110)
Drauf ließ die Schmähsucht nach; so ward zuletzt der Chor

Mit

müssen. Dieses legte den Grund zu den nachfolgenden Vollkommenheiten der Tragödie, und war freylich etwas wichtigers, als daß er seinen Leuten das Gesicht mit Hefen überstrichen, oder sie auf Wagen herumgeführet.

107. Aeschylus. Dieser hat die Larven und langen Kleidungen seiner Komödianten erfunden. Allein das Beste hat Horaz vergessen, welches uns aber Aristoteles meldet. Er hat auch das Singen des Chores eingeschränket, und zu der einen Person, die Thespis darzwischen eingeschaltet hatte, noch eine andre auf die Bühne gestellt, die sich mit der ersten unterreden konnte. Das machte nun die Tragödie schon sehr ansehnlich; zumal da er auch zuerst die Idee einer Hauptperson in seinen Fabeln erdacht hat. s. Baylen in dies. Art.

108. Hohem Schuh. Cothurnus, war eine Art von Schuhen, die bey den Alten nur von fürstlichen oder andern vornehmen Personen getragen wurde. Die tragischen Fabeln des Aeschylus, bestunden nun aus Begebenheiten der Könige und Helden, darum hat er sie auch standesmäßig kleiden müssen. Es war also der Wahrscheinlichkeit gemäß, sie auch in der Tragödie so vorzustellen; und nur die Dummheit ist vermögend, Stelzen daraus zu machen. Hernach ist dieß Wort auch von der erhabenen Schreibart gebraucht worden, die in der Tragödie vorkam, und gleichfalls vom Aeschylus zuerst gebraucht worden; weil sie sich für Könige und Fürsten wohl schickte.

109. Das Lustspiel. Die Komödie ist neuer, als die Tragödie, beyde aber sind aus den singenden Chören der Bacchusbrüder entstanden. Einige Sänger und Poeten machtens hübsch ehrbar; und daraus entstund die Tragödie. Andre waren frech, und machten allerley grobe Possen; daraus kam die Komödie: aber nur die alte Komödie, wie Horaz sagt; denn es hat sich dieselbe hernach geändert, so, daß eine mittlere und neue entstanden ist. Jene war noch sehr unflätig, bäurisch und grob, wie auch ihr Name zeiget, der eigentlich so viel, als ein Dorflied bedeutet. Sie ward auch anfangs nur auf Dörfern gespielet, bis sie sich besserte; und darauf kam sie auch in der Stadt empor.

110. Die Frechheit. Zu der Zeit, da Cratinus, Epicharmus, Crates, Eupo-

lis

Turpiter obticuit, ſublato jure nocendi.

Nil intentatum noſtri liquere poëtæ:
Nec minimum meruere decus, veſtigia Græca
Auſi deſerere, & celebrare domeſtica facta;
Vel qui prætextas, vel qui docuere togatas.
Nec virtute foret, clarisve potentius armis,
Quam lingua, Latium; ſi non offenderet unum-
Quemque poëtarum limæ labor, & mora. Vos o,
Pompilius ſanguis! carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coërcuit, atque
Præfectum decies non caſtigavit ad unguem.

Ingenium miſera quia fortunatius arte
Credit, & excludit ſanos Helicone poetas

Demo-

lis und Ariſtophanes lebten, welche alle Komödien ſchrieben, nahm man ſich in Athen die Freyheit, die vornehmſten Leute auf den Schaubühnen namentlich aufzuführen und lächerlich zu machen. Sie ſpielten keine Fabeln, ſondern lauter wahre Hiſtorien. Sie malten gar die Larven ſo künſtlich, daß ſie denen ähnlich ſahen, die ſie vorſtellen wollten. Aber als Lyſander ſich der Republik bemächtigte, ſo hatte dieſe Luſt des Volks ein Ende. Denn ſo lange das Volk in Athen regierte, ſah es der Pöbel gern, daß die Großen wacker von den Poeten herumgenommen wurden. Das war nun die mittlere Komödie, die bis auf Alexanders Zeiten gedauert.

111. Der Chor ꝛc. ſtumm. Der Chor ward in der mittlern Komödie noch eben ſo wohl, als in der Tragödie beybehalten, und abſonderlich angewandt, die Großen der Stadt Athen und ihr übles Regiment durchzuziehen. So bald dieſes den Poeten unterſaget ward, hörten ſie ganz und gar auf, in den Komödien Lieder ſingen zu laſſen; und huben an, an ſtatt wahrer Hiſtorien, Fabeln aufzuführen. Da entſtund nun die neue Komödie, die ſeit der Zeit noch immer beybehalten worden. Nur zwiſchen den Handlungen wurde von den Pfeifern was Luſtiges geblaſen.

112. So wohl der ꝛc. als ꝛc Die römiſchen Poeten, Pacuvius, Accius, Afranius, Titinius und Q. Atta hatten allerley Schauſpiele gemacht. Sie beſtunden theils aus vornehmen obrigkeitlichen Perſonen, und hieſſen Fabulæ prætextatæ, von denen mit Purpur eingefaßten Kleidern, die ſie trugen. Theils Fabeln aber waren nur togatæ ſchlecht weg; weil nur gemeine Bürger darinn aufgeführet wurden. Noch andre hießen Tabernariæ. Jene kamen den Tragödien bey, dieſe aber waren Komödien. Der Poet braucht dabey das Wort docuere: denn ſo redeten die Alten, eine Tragödie lehren, eine Komödie lehren. Dieſes zeigt, wie nutzbar die Poeſien damals geweſen, und daß man ſie mehr zum Unterrichte, als zur Luſt beſtimmet habe. Daher wurden die Poeten, die Schauſpiele machten, Διδασκαλοι, Lehrmeiſter genennet: weil ſie die einzigen öffentlichen Lehrer des Volks waren; indem ihre poetiſche

Stücke

Mit seiner Bosheit stumm, (111) und schonte zarter Ohren,
So bald er Fug und Recht zur Lästerung verlohren.
Wir Römer haben auch nicht wenig Lob erjagt,
Seit unsre Dichter sich an alles das gewagt,
Und sich zugleich erkühnt von jenen abzuweichen,
Und unsrer Helden Ruhm in Fabeln zu erreichen.
Ist nicht bey uns sowohl der stille Bürgerstand,
Als edler Fürsten Muth auf Bühnen schon bekannt? (112)
Und wirklich würde Rom durch Tugend und durch Waffen,
Sich keinen größern Preis, als durch die Sprache schaffen:
Wenn unsern Dichtern nur der Ausputz nicht so schwer,
Geduld und langer Fleiß so unerträglich wär. (113)
O ihr Pompilier! (114) so edel von Geblüthe,
Als aufgeweckt am Geist, und redlich im Gemüthe:
Verwerft doch jeden Vers, (114) den nicht so manche Nacht,
Und manches Tages Fleiß recht ins Geschick gebracht;
Und den sein Meister nicht, an Worten und an Sprüchen,
Wohl zehnmal übersehn, wohl zehnmal ausgestrichen.
Verwirft Demokritus die Regeln der Vernunft,
Und lobt er nur den Geist an der Poetenzunft; (116)

Ja

Stücke bey den Heyden die Stelle unserer Predigten vertraten.

113. **Wenn unsern Dichtern.** Horaz klagt über die Faulheit der lateinischen Poeten. Sie wollten sich nicht die Mühe nehmen, was rechtes zu machen: daher sagt auch Quintilian, *in Comœdia maxime claudicamus.* Bey uns Deutschen gehts eben so, denn unter so viel hundert Stücken, die von deutschen Komödianten gespielt werden, taugen sehr wenige was: wo es nicht aus dem Französischen übersetzt ist; ja selbst diese sind nicht alle gut. Mit andern Gedichten geht es nicht viel besser.

114. **Pompilier.** Die Pisonen, an welche Horaz diesen Tractat schrieb, sollten vom Numa Pompilius herstammen: drum nennet er sie Pompilier.

115. **Verwerft doch** &c. Das ist eine scharfe Regel. Wo werden da die geschwinden Poeten bleiben, die ganze Bogen in ein paar Stunden, und alle Jahre ganze Bände voller Gedichte liefern, ohne daß sie das geringste Wort darinn ausstreichen dürfen? Sie müssen wohl ganz außerordentliche Geister haben, daß sie alles auf einmal recht machen können! Zu Horazens Zeiten gab es dergleichen große Dichter auch: aber es waren nur Bavii und Mävii, oder Crispini, die auf einem Beine stehend 200 Verse hersagen konnten. Virgil hat seine Verse, wie der Bär seine Jungen, gemacht.

116. **Den Geist.** *Ingenium*. Cicero im I. Buche vom Wahrsagen schreibt, Demokritus habe dafür gehalten, daß ohne die Raserey, oder Begeisterung, niemand ein großer Poet seyn könne. Gewisser maßen hat er recht gehabt. Aber wenn er von seinem Geiste die Regeln der Kunst und die Vernunft ausschloß: so hat er lauter unsinnige Poeten auf dem Parnaß haben wollen, wie Horaz spricht: *excludit sanos Helicone poëtas*: und Plato wird recht gehabt haben, wenn er in seiner Republik keine Dichter leiden wollen. Indessen halten doch bis auf den heutigen Tag die meisten dafür, die Poeten würden gebohren, und wüchsen gleichsam, wie die Pilze, fix und fertig aus der Erden. Höchstens meynen sie, man dörfe sich nur die Regeln der Versmacherkunst,

vom

Democritus; bona pars non ungues ponere curat,
Non barbam: ſecreta petit loca, balnea vitat.
Nanciſcetur enim pretium nomenque poetæ,
Si tribus Anticyris caput inſanabile, nunquam
Tonſori Licino commiſerit. O ego lævus!
Qui purgor bilem ſub verni temporis horam:
Non alius faceret meliora poemata! Verum
Nil tanti eſt. Ergo fungar vice cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus & officium, nil ſcribens ipſe, docebo:
Unde parentur opes, quid alat formetque poetam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?
Scribendi recte, ſapere eſt & principium & fons.
Rem tibi Socraticæ poterunt oſtendere chartæ:
Verbaque præviſam rem non invita ſequentur.

Qui didicit, patriæ quid debeat, & quid amicis,

Quo

vom Scandiren und Reimen ein wenig bekannt machen; das übrige gäbe ſich von ſelbſt. Wenn Pritſchmeiſter Poeten wären, ſo hätten ſie ganz recht.

11. So putzt ſich ꝛc. Die Poeten in Rom waren auf die Grille gerathen: ein geiſtreicher Poet könnte bey ſeinen hohen Gedanken nicht ſo ſorgfältig auf den Wohlſtand ſehen, als andre Leute. Darum fiengen alle Sylbenhenker an, ſchmutzig einherzugehen, damit man ſie nur für Poeten anſehen ſollte. Hat nicht das Beyſpiel gewiſſer unordentlich lebender Poeten, bey manchen jungen Leuten eben die Wirkung gehabt; daß ſie große Dichter zu werden geglaubt, wenn ſie nur wilde lebten?

118. So würde mich ꝛc. Wenn er ſich nämlich die Galle nicht abführen möchte, ſo könnte er endlich auch ſo raſend davon werden, als die andern Poeten waren; und folglich einen hohen Rang auf dem Parnaſſe bekommen. Es iſt eine bloße Ironie.

119. Ich trachte ꝛc. Iſokrates hat dieſes zuerſt geſagt, als man ihn fragte, wie er doch andere ſo beredt machen könnte, da er ſelbſt keine Reden hielte? Horaz ſagt aber, er ſchreibe nichts: nämlich keine großen Heldengedichte, Tragödien und Komödien, denn das ſind eigentlich Gedichte; und daher gab er ſich für keinen Poeten aus. Bey uns denkt man, durch ein paar Bogen Hochzeitverſe voller Poſſen, ein Poet zu werden. Es gehört mehr dazu.

120. Den

Ja meynt er gar, der Sitz, den Phöbus sich erkohren,
Der hohe Pindusberg, gehöre nur für Thoren:
So putzt sich mancher itzt kaum Nägel oder Bart, (117)
Entflieht aus Eigensinn der Menschen Gegenwart,
Lebt schmutzig, und verhofft, ein solch verkehrtes Leben
Werd ihm in aller Welt den Dichternamen geben.
Drum trägt sein wüster Kopf, dem Niesewurz so gar
Das Hirn nicht saubern kann, ein unverschnittnes Haar.
Bin ich denn nicht ein Thor, daß ich zu Frühlingszeiten,
Durch manche Cur gesucht die Galle wegzuleiten?
O ließ ich doch, wie sie, dieß albre Wesen stehn!
So würde mich kein Mensch im Dichten übergehn. (118)
Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten (119)
Hinfort ein Sporn zu seyn, ein Antrieb ihrer Flöten.
Denn wie ein Wetzstein schärft, und selbst nicht schneiden kann;
So schreib ich selbst zwar nichts, doch zeig ich lehrend an,
Woher der Reichthum kömmt, der sich in Versen findet;
Was einen Dichter zeugt, ernähret, stärket, gründet;
Was wohl und übel steht, wie Geist und Tugend führt,
Und wie der Unverstand im Irrthum sich verliert.
Vernunft und Klugheit sind die Quellen schöner Lieder! (120)
Durchblättert nur mit Fleiß die Bücher hin und wieder,
Darinn des Sokrates berühmte Weisheit steht: (121)
So findet ihr den Stoff, der ein Gedicht erhöht.
Wo nun der Zeug nicht fehlt, den wir in Verse binden,
Da wird der Ausdruck sich schon von sich selber finden. (122)
Wer wohl gelernet hat, (123) was Freund und Vaterland,
Für Pflichten von ihm heischt; die Schuldigkeit erkannt,

Die

120. **Vernunft und Klugheit.** Dieses setzt er denen entgegen, die da meynten, die Raserey machte Poeten. Er behauptete gerade das Gegentheil. Eine gesunde Vernunft und gute Einsicht in philosophische Wissenschaften legen den Grund zur wahren Poesie.

121. **Des Sokrates** rc. Die sokratischen, das ist, philosophischen und sonderlich moralischen Bücher soll ein künftiger Poet fleißig lesen. Sokrates selbst hat zwar nichts geschrieben; aber seine Schüler, Plato, Xenophon, Cebes und andre, desto mehr. Ein Poet soll also die Weltweisheit und sonderlich die Sittenlehre wohl inne haben: denn ohne sie kann er keinen einzigen Character recht machen.

122. **Der Ausdruck.** Es ist thöricht, auf Worte zu sinnen, wenn man die Sachen nicht versteht. Wer die Materien, davon er schreiben will, wohl inne hat, und voller guter Gedanken ist, der wird leicht Worte finden, sie an den Tag zu legen. Was taugen also die poetischen Lexica von schönen Redensarten, Beywörtern, Beschreibungen, und andern solchen Raritäten?

123. **Gelernet hat** rc. So viel fodert Horaz von einem Poeten. Das ist eine schwere Lection für diejenigen, welche die Poesie für ein Werk der ersten Jugend halten: da doch sehr wenige in ihren männlichen Jahren alle die Wissenschaft besitzen, die zu einem wahren Dichter unentbehrlich ist.

124. Bil-

Quo sit amore parens, quo frater amandus, & hospes;
Quod sit conscripti, quod judicis officium; quæ
Partes in bellum missi ducis: ille profecto
Reddere personæ scit convenientia cuique.
Respicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum imitatorem, & vivas hinc ducere voces.
Interdum speciosa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, sine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur;
Quam versus inopes rerum, nugæque canoræ.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui; præter laudem nullius avaris.
Romani pueri, longis rationibus, assem
Discunt in partes centum diducere. Dicat
Filius Albini: si de quincunce remota est
Uncia, quid superat? poteras dixisse triens. Heus!

Rem

124. Bilden will. Im Lateinischen heißt es, nachahmen. Ein Poet ist ein Nachahmer der Natur, wenn ich so sagen darf: und zwar soll er ein gelehrter Nachahmer seyn, wie Horaz schreibt: das ist ein geschickter, geübter Maler.

125. Ein Gedicht. Der Poet versteht ein Schauspiel, denn er nennt es Fabula. Hierinn müssen die guten Charactere das Beste thun: denn wann nur die Gemüthsart jeder Person wohl ausgedruckt wird: so übersieht das Volk viel andre Fehler in den Versen, und in der ganzen Einrichtung der Fabel: wie die Engländer bey ihren Schauspielen zu thun pflegen.

126. Den Griechen. Horaz kömmt immer wieder auf die Griechen, ohne Zweifel, weil die römischen Versmacher seiner Zeiten, entweder kein Griechisch lernen wollten; oder doch keine griechische Bücher lasen, sondern von sich selbst alle Weisheit haben wollten. Heutiges Tages gehts uns eben so. Wenige von unsern Poeten kennen die Alten, oder auch die neuern Kunstrichter auf diese schmählen wohl gar einige, ohne sie zu verstehen, oder gelesen zu haben. Man bemerket auch, daß alle die Poeten, denen damals Horaz die Versäumung griechischer Schriften vorrückt, verlohren gegangen, und nicht bis auf die Nachwelt gekommen. So wird es unsern selbstgewachsenen Dichtern vermuthlich auch gehen.

127. Sie geizen nicht. Der Geiz ist gemeiniglich nicht ein poetischer Affect. Die Ehrbegierde ist den guten Poeten allezeit mehr eigen: daher kömmts auch, daß die, welche ums Geld singen, ihre Sachen so obenhin machen: die

Die Kindern zugehört; die Art, wie Brüder leben;
Was Rath und Richteramt für Lebensregeln geben;
Wie Feldherr und Soldat im Kriege sich beträgt:
Der hat den rechten Grund zur Poesie gelegt;
Der wird nichts thörichtes, nichts ungereimtes dichten,
Und den Character stets nach den Personen richten.
Wer klüglich bilden will, (124) der schaue die Natur
Und Art der Menschen an, und folge dieser Spur:
So wird er fähig seyn, sie lebhaft abzuschildern.
Oft rühret ein Gedicht (125) mit wohlgetroffnen Bildern,
Darinnen hier und dar ein schöner Lehrspruch liegt,
So schlecht der Ausputz auch ein zartes Ohr vergnügt,
Viel kräftiger das Volk; als Verse, die wie Schalen,
Darinn kein Kern mehr ist, mit leeren Tönen pralen.
  Den Griechen ist das Chor der Kastalinnen hold: (126)
Das macht, sie geizen nicht nach Silber oder Gold; (127)
Sie streben nur berühmt und stets beliebt zu bleiben;
Drum sind sie reich an Geist, im Reden und im Schreiben.
In Rom hergegen fängt ein Kind, das reden kann,
Die güldne Rechenkunst (128) mit vielem Eifer an,
Und lernt des Groschens Werth durch hundert Brüche theilen.
Geht, fragt den Sohn Albins, (129) das kleine Kind, zuweilen:
Fünf hab ich, zwey davon, was bleibt, mein Söhnchen? Drey.
Vortrefflich schön! mein Kind. Ganz recht! es bleibt dabey;
Du wirst dein Glück einmal zum höchsten Gipfel bringen:
Wer diese Kunst versteht, dem kann es nicht mislingen.

Noch

die aber auf ihre Ehre sehen, und auf die Nachwelt denken, ihre Sachen weit fleißiger und sorgfältiger ausarbeiten. Von dem einzigen Pindarus hat le Clerc in seinen Parrhasianen erweisen wollen, daß er geizig gewesen; weil er auf die Ueberwinder in den olympischen Spielen Lieder für Geld gemacht. Aber eine Schwalbe macht keinen Frühling: von allen übrigen Griechen kann Horaz sagen, daß sie nach nichts, als nach Ehre gegeizet.

128. Die güldne Rechenkunst. Die Römer führten einen großen Staat, und lebten wollüstig; ja der Reichthum war ihnen auch an sich unentbehrlich, weil jeder Orden der Bürger ein gewisses Vermögen besitzen mußte: so gar, daß einer, der dasselbe verminderte, auch seinen Adel etc. verlohr. Wer auch zu Aemtern in der Republik gelangen wollte, mußte das Volk durch kostbare Schauspiele gewinnen, welche oft Tonnen Goldes betrugen. Ja Antonius hatte endlich gar gesagt; niemand wäre reich, als der ein Kriegesheer auf eigne Kosten ins Feld stellen könnte. Daher war es kein Wunder, daß man die Jugend gleich in den ersten Jahren zur Haushaltung, und folglich zum Rechnen anführete. Dieses war nun eine schlechte Vorbereitung zur Poesie.

129. Albinus war ein berühmter Wucherer damaliger Zeit, der seinen Sohn zu nichts anders, als zum Rechnen anführete. Horaz denkt auch in der VI. Sat. des I. B. daß die großen Stadt-Hauptleute, Centuriones, es nicht anders gemacht. Boileau hat in seiner siebenten Satire diese Stelle nachgeahmet.

Rem poteris ſervare tuam. Redit uncia: quid fit?
Semis. At, hæc animos ærugo & cura peculi
Cum ſemel imbuerit; ſperamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro, & lævi ſervanda cupreſſo.

Aut prodeſſe volunt, aut delectare poetæ:
Aut ſimul & jucunda & idonea dicere vitæ.
Quidquid præcipies, eſto brevis: ut cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.
Omne ſupervacuum pleno de pectore manat.
Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris;
Nec quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi:
Neu pranſæ Lamiæ vivum puerum extrahat alvo.
Centuriæ ſeniorum agitant expertia frugis:
Celſi prætereunt auſtera poemata Rhamnes.
Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci;
Lectorem delectando, pariterque monendo.
Hic meret æra liber Soſiis: hic & mare tranſit,
Et longum noto ſcriptori prorogat ævum.

Sunt delicta tamen, quibus ignoviſſe velimus.

Nam

130. Unvergänglich. Im Grundtexte heißt es: Verſe, die man mit Cederuſafte überſtreichen, und in Cypreſſenholze aufbehalten wird. Der Cederſaft hat eine erhaltende Kraft, weil die Schaben und Motten dasjenige nicht freſſen, was damit gerieben worden. Und die Schachteln von Cypreſſenholz haben eben die Tugend an ſich. Horaz ſpottet der Römer, daß ſie bey ſolcher Zucht, große Poeten zu erziehen hofften. Große Finanzräthe werden ſehr magere Poeten.

131. Entweder 2c. Nicht, als wenn es nach Horazens Meynung recht wäre, einige Gedichte zur Luſt, und andere des Nutzens halber zu machen: ſondern, weil einige Poeten dieſes, die andern jenes zum Endzwecke haben. Ein theatraliſcher Poet ſoll ſich beydes vorſetzen: wiewohl es ſcheint, daß er hier nur von Komödien allein reden wolle. Es ſoll alſo ein Komödienſchreiber nicht nur durch lauter Harlekinspoſſen ein Gelächter zu erwecken ſuchen; ſondern ſich auch bemühen, ſeinen Zuſchauern zu nutzen, das iſt, ſie klüger und tugendhafter zu machen.

132. Ueberflüßig. Horaz braucht das Gleichniß von einem Gefäße, in welches man mehr gießen will, als es faſſen kann. Wie nun das übrige herunter fleußt, und alſo vergebens verſchwendet iſt; ſo ſind auch die überflüßigen Lehren umſonſt. Man giebt nicht mehr acht, wenn ſie zu langweilig ſind; und läßt ſie zu einem Ohre hinein, zum andern aber heraus. Das lehret uns: die Sittenlehren in theatraliſchen Poeſien müſſen kurz gefaſſet ſeyn, und nicht über ein paar Zeilen austragen. Dieſe Lection gehört für die Poeten, die erbaulich ſchreiben wollen.

133. Die Fabel. Dieſe Regel geht diejenigen an, die nur durch ihre Fabeln beluſtigen wollen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt dasjenige, was ſie vor allen Dingen beobachten ſollen. Dichten iſt

keine

Noch mehr: Ich habe fünf, und setze drey darzu,
Was machts, mein Söhnchen? acht. Ach Kind! wie klug bist du?
Bey solcher feinen Zucht erwachsen unsre Knaben;
Und doch hofft Rom dereinst Gedichte gnug zu haben,
Darinn der Zeit zu Trost, das prächtige Latein
Bis auf die späte Welt soll unvergänglich seyn. (130)
Entweder ein Poet sucht Nutzen oder Lust; (131)
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit kluger Brust.
Im Lehren sey man kurz, die nutzerfüllten Sachen,
Gemüthern guter Art nicht gar verhaßt zu machen.
Was überflüßig ist, (132) vergißt man gar zu leicht.
Die Fabel laute so, daß sie der Wahrheit gleicht. (133)
Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube.
Man reiße nicht das Kind den Hexen (134) aus dem Leibe,
Die es bereits verzehrt. Die Aeltesten der Stadt, (135)
Verachten ein Gedicht, das nichts gesetztes hat:
Der hohe Ritterstand (136) mag lauter Ernst nicht hören.
Der wird vollkommen seyn, der theils geschickte Lehren,
Und theils was liebliches durch seinen Vers besingt;
Zum Theil dem Leser nützt, zum Theil Ergetzung bringt.
Ein solch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet;
Bis es dem Dichter gar Unsterblichkeit gebühret.
Zwar Dichter fehlen auch; (137) und man verzeiht es leicht,
Indem die Seyte doch nicht stets den Ton erreicht,

Den

keine Kunst: aber so dichten, daß es noch einigermaßen gläublich herauskomme, und der Natur ähnlich sey; das ist dem Poeten ein Lob.

134. Den Hexen, Lamiæ. Die Alten glaubten einen König der Lestrigonier, Lamius, der Menschenfleisch fressen sollte. Man sehe, was Homer in der Odyssee davon geschrieben. Daher dichtete man auch eine Königinn, Lamia, die Kinder fressen mußte. Die Römer machten nachmals eine grausame Zauberinn daraus, und schreckten ihre Kinder damit. Ohne Zweifel hatte etwa ein damaliger Poet eine solche Hexe auf die Bühne gebracht, und ihr das verzehrte Kind wieder aus dem Leibe reißen lassen. Das ist nun die unglaublichste Sache von der Welt; so groß auch die Macht einer Hexe immermehr angenommen wird.

135. Die Aeltesten. Die ansehnlichsten Männer von reifem Verstande und ernsthaftem Wesen, mögen kein Schauspiel sehen, darinn nichts kluges vorkömmt. Kinderpossen und lauter lustige Schwänke schicken sich für ihre Jahre nicht. Bey uns gehts eben so. So lange man lauter italienische Burlesken, oder deutsche Possenspiele von Hanswürsten, dummen Jungen, Petern und Kuchenfressern, aufführen wird, so lange hat man keine ansehnliche Zuschauer zu hoffen. Man spiele aber ernsthafte Trauerspiele, und regelmäßige Lustspiele, so werden die vernünftigsten Männer sich in den Schauplatz dringen.

136. Der hohe Ritterstand. Celsi Rhamnes. Die Römer waren vom Romulus in drey Classen getheilet worden, davon waren die Rhamnenser die ersten. Das Wort Celsi machts also, daß man nicht den römischen Pöbel, sondern den Adel dadurch versteht, da man sonst das ganze Volk dadurch verstehen könnte. Die Ritter und Edlen nun, mochten in Rom kein gar zu ernsthaftes Wesen gern hören, sondern lieb-

Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus, & mens:
Poſcentique gravem perſæpe remittit acutum;
Nec ſemper feriet quodcunque minabitur arcus.
Verum ubi plura nitent in carmine; non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura. Quid ergo?
Ut ſcriptor, ſi peccat idem librarius usque,
Quamvis eſt monitus, venia caret; & citharœdus
Ridetur, chorda qui ſemper oberrat eadem:
Sic mihi, qui multum ceſſat, fit Chœrilus ille,
Quem bis terque bonum, cum riſu miror; & idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.
Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Ut pictura, poeſis erit, quæ, ſi propius ſtes,
Te capiet magis, & quædam, ſi longius abſtes.

Hæc

ten was Luſtiges; dergleichen die Komödien waren. Daher folgt, ein Poet müſſe ſich nach allen beyden richten.

137. Zwar Dichter fehlen auch. Poeten ſind auch Menſchen: daher können ſie leicht fehlen; und verdienen auch, daß man ihnen zuweilen etwas überſieht. Aber ihre Fehler müſſen weder aus Unwiſſenheit, noch aus Nachläßigkeit herkommen, wenn ſie Vergebung hoffen wollen. Die menſchliche Schwachheit und unvermeidliche Nothwendigkeit allein entſchuldiget ſie, wie folgende Verſe zeigen.

138. Hier und da. Die Fehler müſſen ſehr ſelten kommen, wenn man ſie überſehen ſoll. Wo ein Gedicht von Schnitzern wimmelt, da fodert man vergebens ein gelindes Urtheil. Das Schöne muß das Schlechte weit übertreffen, wenn ich einem etwas zu gute halten ſoll. An Opitzen, Flemmingen, und Dachen entſchuldige ich viele Fehler wider die Reinigkeit, die ich einem heutigen Stümper hoch anrechne. Das macht, ihre Schriften ſind ſo voller Geiſt und Feuer, als die heutigen voller Schnee und Waſſer.

139. Stets falſche Griffe. Ein Fehler muß nicht vielmal wiederkommen, wenn man ihn überſehen ſoll. Denn wo er oft begangen wird, da zeigt er entweder von ſeines Meiſters Unwiſſenheit, oder Nachläßigkeit.

140. Chörilus. Nicht der, ſo in der 75 Olympias gelebt, und auf den Sieg der Athenienſer über den Xerxes ein ſo ſchönes Gedicht gemacht, daß man ihm für jede Zeile eine goldene Münze zur Vergeltung gegeben, und befohlen, ſein Werk, nebſt Homero, öffentlich zu leſen. Sondern dieß war derjenige Chörilus, der zu des großen Alexanders Zeiten gelebt, und bey dieſem Prinzen mehr Glück als Verdienſte gehabt. Er muß auch wohl zuweilen ein paar kluge Zeilen mit darunter gemacht haben. Horaz ſpricht ihm dieſes nicht ab. Aber

es

Den Hand und Ohr verlangt. Es soll oft niedrig klingen:
Doch läßt die Laute gar den höchsten Ton erzwingen.
Ein Bogen trifft nicht stets, wornach er abgezielt.
Allein wenn ein Poet dem Phöbus nachgespielt,
Und seine Lieder uns fast durch und durch gefallen,
Dann mag nur hier und da was hartes drunter schallen. (138)
Es geht ganz menschlich zu. Wie leicht ist es geschehn.
Daß wir zu sorglos sind, und irgend was versehn!
Was folgt indessen draus? Wie wir der Schreiber lachen,
Die, wenn man sie gleich straft, doch stets die Fehler machen,
Davor man sie gewarnt; und wie ein Leyermann,
Der nur sein altes Lied auf einer Seyte kann,
Ein Spott der Kinder wird: so setz ich den Poeten,
Der keinen Ton versteht, und auf den heischen Flöten
Stets falsche Griffe macht, (139) zu jenem Chörilus; (140)
Bey dessen Versen ich verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was leidliches getroffen.
Hingegen schmerzt es mich, wann wider Wunsch und Hoffen
Homer einmal entschläft: (141) obwohl es leicht geschieht,
Daß ein so langes Werk den Schlummer nach sich zieht.
Ein Vers ist Bildern gleich, (142) wo manches uns gefällt,
Wenn mans genau besieht, und nah vor Augen stellt;
Indem sich andre nur von ferne trefflich zeigen.
Dem einen ist die Nacht und Dunkelheit fast eigen: (143)

Das

er sagt, daß er darüber lachen müsse, und sich verwundre, daß er gleichwohl zuweilen was gutes zuwege gebracht.

141. Homer entschläft. Man führt diese Worte gemeiniglich verstümmelt an, da sie denn eine ganz andere Bedeutung haben. Der Poet will nicht sagen, daß der gute Homer auch zuweilen fehle: sondern er will sagen, daß es ihm leid sey, wenn der gute Mann einmal was versehen habe. Es schmerzt ihn, daß dieser große Dichter hier und da was schläfriges mit einfließen lassen. Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus. Quandoque heißt hier quoties, nicht interdum. Das ist ein großes Lob für den Homer. Das Gute ist bey ihm in großer Menge; die Fehler aber sind nur in geringer Anzahl zu finden. Und auch diese können noch durch die Größe seiner Gedichte entschuldiget werden.

142. Ein Vers ist Bildern gleich. Dacier erklärt dieses auch von lauter guten Gedichten, und meynt, daß mancher guter Vers bey genauer Prüfung Stich halte, ein andrer aber nur obenhin angesehen werden müsse: nicht anders, als wie Bilder von gewisser Art ihre gewisse Stellung oder Entfernung erfodern. Von Gemälden hat dieses seine Richtigkeit: aber von Versen ist es ganz anders. Ein Gedicht, das nicht die Prüfung eines Richters aushält, taugt so wenig, als das Gold, welches nicht Strich hält. Das Gleichniß Horatii muß von solchen Bildern verstanden werden, die im Dunkeln, oder von weitem schön zu seyn scheinen, aber in der That schlecht sind: da hingegen andere desto mehr Schönheiten zeigen, je länger und genauer man sie betrachtet.

143. Dem einen ist die Nacht. Das sind die schönen Werke der Poeten, die bey dem Pöbel so viel Beyfall finden; Kennern aber nicht gefallen. Man muß sie gleichsam nur bey neblichtem Wetter lesen; sonst gefallen sie ei-

Hæc amat obſcurum: volet hæc ſub luce videri,
Judicis argutum quæ non formidat acumen.
Hæc placuit ſemel; hæc decies repetita placebit.
O major juvenum, quamvis & voce paterna
Fingeris ad rectum, & per te ſapis; hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi. Conſultus juris, & actor
Cauſarum mediocris, abeſt virtute diſerti
Meſſallæ, nec ſcit quantum Caſcellius Aulus;
Sed tamen in pretio eſt: mediocribus eſſe poetis,
Non Di, non homines, non conceſſere columnæ.
Ut gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum unguentum, & Sardo cum melle papaver
Offendunt; poterat duci quia cœna ſine iſtis:
Sic animis natum inventumque poema juvandis,
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

Ludere qui neſcit, campeſtribus abſtinet armis;
Indoctusque pilæ, diſcive trochive quieſcit;

Ne

nem nicht. Ich will ſagen, man muß einen finſtern Verſtand haben, wenn man ſie bewundern will. Bey dem Lichte einer geſunden Kritik verſchwinden alle ihre Schönheiten. Daher fürchten auch ihre Urheber nichts mehr, als die Prüfung eines ſcharfſichtigen Kenners.

144. Caſcellius und Meſſalla. zween groſſe Redner damaliger Zeiten. Dieſer hieß Meſſala Corvinus, deſſen Horaz auch in der XXI. Ode des III. B. gedenkt, und an den auch Tibullus ein Gedicht geſchrieben. Jener heißt Aulus Caſcellius, und war zugleich ein gründlicher Rechtsgelehrter, von groſſem Anſehen: der das Herz gehabt, ſich dem Triumvirate Antons, Octavs und des Lepidus zu widerſetzen.

145. Nur mittelmäßig. Wenn die Verſe nicht ſchön ſind, ſo taugen ſie ſchon nichts. Und wenn ſie weiter nichts guts an ſich haben, als daß ſie rein und ungezwungen fließen: ſo ſind ſie ſchon ſchlecht. Daher ſieht man, daß ſo viele Dichter, die eben nicht ſehr fehlerhaft bey uns geſchrieben, gleich unter die Bank gerathen, und nicht geleſen werden. Das macht, ſie ſind nur mittelmäßig.

146. Kein Muſenchor. Phöbus und ſeine Schweſtern geſtehens nicht, daß ſie dem Dichter ſo was ſchlechtes eingegeben: weil es ihnen zur Schande gereichen würde, nur mittelmäßige Gedichte hervorgebracht zu haben.

147. Bücherkram, Columnæ. Es

gab

Das andre liebt den Tag und volles Sonnenlicht,
Und scheuet dergestalt die schärfste Prüfung nicht.
Dieß mag man einmal kaum; und jenes zehnmal leiden:
Denn man erblickt es stets mit neuer Lust und Freuden.
Drum merk, o Piso, dir die güldne Regel an,
Wiewohl des Vaters Wort dich sattsam leiten kann,
Und du schon selber weist die Sachen zu entscheiden:
Man kann in mancher Kunst die Mittelstraße leiden.
Ein Rechtsgelehrter darf nur mittelmäßig seyn.
Ein Redner ebenfalls darf nicht so ungemein,
Als ein Cascellius und ein Messalla sprechen; (144)
Doch hält man beyde werth, und wird sich nicht entbrechen,
Sie lobend zu erhöhn. Allein daß ein Poet
Nur mittelmäßig ist, und nicht aufs höchste geht: (145)
Das hat kein Musenchor, kein Phöbus zugegeben; (146)
Das wird kein kluger Mensch, kein Bücherkram (147) erheben.
Musiken sonder Kunst, und voller Uebelklang,
Ein halbverfaultes Oel, und Salben voll Gestank,
Ein herber Honigseim, (148) das Werk der Sarderbienen;
Was werden die zur Lust bey fetten Tafeln dienen?
Wie man nun ohne sie sich leicht behelfen kann;
So sieht man kein Gedicht mit holden Augen an,
Das kein Vergnügen giebt (149) wozu mans doch erfunden,
Als man zum erstenmal das Sylbenmaaß gebunden.
So bald ein matter Vers den Gipfel nicht erreicht,
Bemerkt man, daß er sinkt, und in der Tiefe kreucht.
Wer kein Turnier versteht, (150) enthält sich doch der Waffen:
Wer nie den Ball gespielt, hat nichts damit zu schaffen;

Denn

gab Pfeiler in Rom, wo man die Titel von neuen Büchern anschlug. Einige meynen, die Poeten hätten solches gethan, um bekannt zu machen, wenn und wo sie ihre neue Gedichte den Liebhabern vorlesen wollten. Aber es ist wahrscheinlicher, daß die Buchhändler solches gethan; welche gewiß die Poeten nicht lobten, wenn ihre Sachen schlecht abgiengen.

148. Ein herber Honigseim. In Sardinien giebt es solche bittre Kräuter und Blumen, daß selbst das Honig davon bitter schmecken soll: Virgil schreibt in der VIII Ecloge. Immo ego Sardois videar tibi amarior herbis.

149. Das kein Vergnügen giebt. Eine Sache, die nicht geschickt ist, ihre Absicht zu erreichen, die taugt gewiß nicht. Die Poesie aber soll zum Vergnügen der Menschen gereichen: also wird sie verwerflich seyn, wenn sie solches nicht erweckt. Was soll man denn von den harten und gezwungenen Versen einiger Neuern sagen?

150. Turnier. Ludere hieß bey den Lateinern, alle diejenigen Uebungen mit machen, die auf dem martialischen Gefilde, von der römischen Jugend unternommen wurden. Dahin gehörte das Reiten, Ringen, Schwimmen, Ballspielen, Tellerwerfen, der Kreisel u. d. gl. Das alles heißt hier der Poet campestria arma. Ich habe das Wort Turner gebraucht, weil die alten Spiele uns nicht mehr

Ne ſpiſſæ riſum tollant impune coronæ:
Qui neſcit, verſus tamen audet fingere. Quid ni?
Liber & ingenuus, præſertim cenſus equeſtrem
Summam numorum, vitioque remotus ab omni.

Tu nihil invita dices faciesve Minerva:
Id tibi judicium eſt, ea mens. Si quid tamen olim
Scripſeris, in Meti deſcendat judicis aures,
Et patris & noſtras; nonumque prematur in annum.
Membranis intus poſitis delere licebit,
Quod non edideris: neſcit vox miſſa reverti.

Silveſtres homines ſacer, interpresque deorum
Cædibus, & victu fœdo deterruit Orpheus:
Dictus ob hoc lenire tigres, rabidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanæ conditor arcis,
Saxa movere ſono teſtudinis, & prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit hæc ſapientia quondam,
Publica privatis ſecernere, ſacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis

Oppi-

bekannt ſind. Es läuft aber auf eins hinaus.

151. Jeder Verſe macht. Liber & ingenuus, das ſind die freyen Römer, und die von Knechten herſtammen. Horaz ſpricht dieſen Leuten nicht die Fähigkeit zur Poeſie ab. Er war ſelbſt der Sohn eines Freygelaſſenen, wie er in einem Schreiben an den Mäcenas geſteht. Aber es miſchte ſich in Rom alles in die Poeſie.

152. Geld und Titel. Equeſtrem ſummam numorum. Wer in Rom 400000 Seſtertien, oder 25000 Kaiſergulden beſaß, der konnte in den Ritterſtand kommen. Er mußte aber auch ſonſt von guter Aufführung ſeyn. Weil es nun unter Leuten von dieſem Vermögen und Stande zu Rom viel eingebildete Poeten gab: ſo macht ſich Horaz den Einwurf: Warum ſollte einer, der vom Ritterſtande iſt, und nicht nur reich, ſondern auch wohlgeſittet iſt, nicht ein Poet ſeyn können? Ein recht vortrefflicher Schluß!

153. Du zwingſt. Der Poet redet den jungen Piſo an, und lobt ihn, daß er von dieſem Vorurtheile frey ſey. Gemeiniglich führt man es als eine Regel an: welches außer dem Zuſammenhange wohl angeht; aber im Texte nicht.

154. Tarpens Ohr. Spurius Metius Tarpa, ein ſcharfer Kriticus, der nebſt andern vom Auguſt beſtellet war, die Gedichte der damaligen Poeten zu cenſiren. Sie verſammleten ſich in dem Tempel Apollons, der zum Vorleſen poetiſcher Sachen im kaiſerlichen Pallaſte gewidmet war. Dieſe poetiſche Geſellſchaft hat auch nach Auguſts Abſterben noch eine Weile gedauret. Onuphrius Panvinius erzählt, daß

unter

Denn wer sich so vergeht, wird häßlich ausgelacht.
Hingegen nimmt man wahr, daß jeder Verse macht, (151)
Der doch die Kunst nicht kann. Warum nicht? Geld und Titel, (152)
Sind ihrer Meynung nach der wahren Dichtkunst Mittel.
Du zwingst dich zwar zu nichts, was Pallas dir versagt; (153)
Das zeigt, wie klug du bist: doch, wenn dein Witz es wagt,
Hinführo auch einmal ein Probestück zu dichten:
So laß erst Tarpens Ohr (154) und deinen Vater richten,
Und dann mich selbst vieleicht, wie dirs damit geglückt;
Dann werd es noch neun Jahr bedächtig unterdrückt. (155)
So lang es bey dir liegt, ist leicht was ausgestrichen:
Kein Wort kehrt wieder um, so bald es dir entwichen.
Von schnöder Lebensart, von Mord und Unverstand
Hat Orpheus, der Poet, die Menschen abgewandt; (156)
Die wilden Thieren gleich in wüsten Wäldern tobten,
Und nachmals seine Kunst als übermenschlich lobten.
Drum sagt man sonst, daß er der Tyger Wuth gezähmt,
Der Löwen Raserey zur Lindigkeit bequemt.
Amphion ebenfalls (157) soll durch die Dichtergaben,
Und seiner Cither Klang ein Schloß erbauet haben:
Weil auf der Seyten Ton sich Stein und Holz bewegt,
Bis Thebens Mauer sich freywillig angelegt.
Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten, (158)
Zu zeigen, was für gut und strafbar sey zu halten,
Was recht und schändlich war, der Unzucht feind zu seyn,
Den Beyschlaf abzuthun, den Ehstand einzuweihn,

Die

unter Domitians Regierung, ein junger Mensch, L. Valerius Pudens, besage einer Inscription, mit einhälligen Stimmen der Richter gekrönet worden: Coronatus est inter Poetas latinos, omnibus sententiis Judicum. Horaz gedenkt dieses Tarpa auch in der X. Sat. des I. B.

155. Noch neun Jahr. Catullus gedenkt, daß sein guter Freund Cinna, sein Gedicht, Smyrna genannt, so lange fertig gehabt, ehe ers heraus gegeben. Isokrates hat über seinem Panegyricus 10 Jahre zugebracht. Doch will Horaz nicht, daß aus der Behutsamkeit in der Ausbesserung, eine unendliche Arbeit werden soll: er will nur der Uebereilung steuren, und setzt eine bestimmte Zahl für eine unbestimmte.

156. Orpheus. Ein alter Poet, der zu Mosis Zeiten, anderthalb tausend Jahre vor Christi Geburt, gelebet. Die Oden, die man unter seinem Namen noch zeiget, sind nicht von ihm.

157. Amphion. Kadmus hatte Theben erbauet. Etwa dreyßig Jahre nach ihm kam Amphion, der durch seine Musik, Poesie und Beredsamkeit es so weit brachte, daß die Thebaner eine Mauer um die Stadt baueten, ja auch ein festes Schloß anlegten.

158. Die Weisheit 2c. Die ersten Poeten waren eigentlich Weltweise und kluge Staatsleute, insoweit es ihre Zeiten zuließen. Sie bedienten sich nur der Poesie, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die widerspenstigen Gemüther dadurch zu bändigen. Ihre Absicht war, das wilde Volk die natürlichen Gesetze der Vernunft, oder das Recht der Natur zu lehren, und es zum gesellschaftlichen Leben anzuführen. Kurz, die Poeten

waren

Oppida moliri, leges incidere ligno.
Sic honor, & nomen divinis vatibus, atque
Carminibus venit. Poſt hos inſignis Homerus
Tyrtæusque, mares animos in martia bella
Verſibus exacuit: dictæ per carmina ſortes;
Et vitæ monſtrata via eſt: & gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus,
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Muſa lyræ ſollers, & cantor Apollo.

Natura fieret laudabile carmen, an arte?
Quæſitum eſt: ego nec ſtudium, ſine divite vena,
Nec rude quid proſit video ingenium. Alterius ſic
Altera poſcit opem res, & conjurat amice.
Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer: ſudavit, & alſit
Abſtinuit Venere & vino. Qui Pythia cantat
Tibicen, didicit prius, extimuitque magiſtrum.
Nunc ſatis eſt dixiſſe: Ego mira poemata pango!
Occupet extremum ſcabies; mihi turpe relinqui eſt,
Et quod non didici, ſane neſcire fateri.

Vt præco, ad merces turbam qui cogit emendas,
Aſſentatores jubet ad lucrum ire poeta:
Dives agris, dives poſitis in fœnore nummis.

Si

waren die erſten Philoſophen, Rechtsverſtändigen und Gottesgelehrten.

159. Tyrtäus war ein kleiner, lahmer und pucklichter Schulmeiſter zu Athen. Die Athenienſer ſchickten ihn aus Spott den Lacedämoniern zum Feldherrn wider die Meſſenier: weil ſie auf Befehl des Orakels einen Hauptmann aus Athen holen ſollten. Er verlohr anfänglich etliche Schlachten, zuletzt aber las er an der Spitze ſeines Heeres derſelben ein ſo bewegliches Gedicht von ſeiner Arbeit vor, daß ſie von neuem ein Herz faßten, die Meſſenier angriffen und überwanden.

160. Was künftig war. Horaz zielt auf die Orakel, die man in dieſem andern Alter der Poeſie in Verſen zu geben angefangen, da ſie vorher nur proſaiſch geantwortet hatten.

161. Man fragt. Nichts iſt bey jungen Leuten gewöhnlicher, als dieſe Frage; zumal, wenn ſie hören, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Haben ſie nun etwa ein gutes Naturell zum Reimen: ſo bilden ſie ſich ein, ſie brauchten nun keiner beſchwerlichen Regeln mehr; als die doch ohne dieß keinen Poeten machten. Sie ſchreiben alſo in den Tag hinein, und dichten auf ein gerathe wohl. Alle ihre Einfälle müſſen gut, und alle Fehler lauter

Orakel

Die Städte zu erbaun, Gesetze vorzuschreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.
Tyrtäus (159) und Homer hat nachmals dargethan,
Wie muthig ein Gedicht zum Streite machen kann:
Man hat, was künftig war, in Versen angezeiget, (160)
Des Lebens Pflicht gelehrt, der Fürsten Herz geneiget;
Das Lust- und Trauerspiel erdacht und ausgeschmückt,
Daran sich das Gemüth nach langer Müh erquickt.
Drum schäme dich nur nicht, der Musen lauten Chören,
Und was Apollo singt, o Piso, zuzuhören.
Man fragt, ob Kunst und Fleiß den Dichternamen bringt, (161)
Und ob es nicht vielmehr durch die Natur gelingt?
Doch ich kann weder sehn, was Fleiß ohn alle Gaben,
Noch Gaben ohne Fleiß, für Nutz und Vortheil haben.
Eins hilft dem andern auf, Natur und Kunst stimmt ein;
Und beydes wird also dem Dichter nöthig seyn.
Wer das erwünschte Ziel im Laufen will ereilen,
Der thut und duldet viel, und schwitzt und friert zuweilen,
Vermeidet Lieb und Wein. Ja wenn an Phöbus Fest
Ein Pfeifer seinen Ton vor andern hören läßt:
So hat er längst zuvor die schwere Kunst gefasset,
Und ist in strenger Zucht gar oft vor Furcht erblasset.
Doch itzo ists genug, wenn jemand selber spricht:
Ich dichte trefflich schön! (162) zum mindsten darf ich nicht
Der allerletzte seyn; (163) vielweniger gestehen,
Ich hätt es nicht gelernt, den Regeln nachzugehen.
So wie der Mäkler sonst das Volk, das ihn umringt,
Zu der verlegnen Waar in einen Klumpen zwingt:
So lockt ein Dichter oft die Schmäuchler seiner Künste,
Weil er begütert ist, zum schändlichsten Gewinnste. (164)

Wer

Orakel seyn. Andere, die kein Fünkchen natürlichen Witz besitzen, wollen alles aus Regeln lernen. Aber beyde fehlen, und Horaz hilft ihnen zurecht.

162. Ich dichte trefflich schön. Die schlimmen Poeten krönen sich immer am ersten, und loben sich fleißig. Sie haben Ursache dazu; denn andere wollen es nicht thun. Der eine meynt, in Scherzgedichten sey er glücklich; der andre sagt, seine Stärke sey in Satiren: der dritte hält sich in Lobgedichten für einen Meister u. s. w. Daher halten sie es für überflüßig, die Regeln der Alten zu lesen, oder sonst Lehren anzunehmen.

163. Der allerletzte seyn. Wer sich lange mit Regeln aufhält, der bleibt hinten, und kann nicht so geschwinde ganze Bände, mit seinen Gedichten angefüllet, herausgeben. Andre kommen ihm zuvor, und werden eher Poeten: daher hat er keine Zeit, die Kunst recht zu fassen. Man wird es auch ohne dieß wohl glauben müssen, daß er sie verstanden habe: es mag sich sonst um die Regeln bekümmern, wer da will.

164. So lockt. Horaz kömmt hier auf ein anderes nöthiges Stück. Natur und Kunst ist noch nicht genug. Ein Poet muß auch gute Freunde haben, die seine Gedichte scharf beurtheilen. Daran fehlt es nun den reichen Poeten, und

denen,

Si vero est, unctum qui recte ponere possit,
Et spondere levi pro paupere, & eripere atris
Litibus implicitum: mirabor, si sciet inter-
Noscere mendacem verumque beatus amicum.

Tu seu donaris, seu quid donare voles cui,
Nolito ad versus tibi factos, ducere plenum
Lætitiæ: clamabit enim, pulchre, bene, recte!
Pallescet super his; etiam stillabit amicis
Ex oculis rorem; saliet, tundet pede terram.
Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura, dolentibus ex animo: sic
Derisor, vero plus laudatore, movetur.

Reges dicuntur multis urgere culullis,
Et torquere mero, quem perspexisse laborent.
An sit amicitia dignus? Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi sub vulpe latentes.
Quinctilio si quid recitares: Corrige, sodes,
Hoc, ajebat, & hoc. Melius te posse negares,
Bis, terque expertum frustra; delere jubebat,
Et male tornatos incudi reddere versus.
Si defendere delictum, quam vertere, malles:
Nullum ultra verbum, aut operam insumebat inanem.

Quin

denen, die bey Hofe viel zu bedeuten scheinen. Jedermann scheuet sich, ihnen die Wahrheit zu sagen. Das macht, sie tractiren ihre Schmäuchler gut, oder machen ihnen viel Verheißungen und Luftschlösser: und aus Erkenntlichkeit lobet man sie dafür. Dahin gehört das Gleichniß von dem Mäkler.

165. Ein Spötter. Man kann die Häuchler fast an der Verwegenheit ihrer Lobsprüche kennen. Wenn der vernünftige Richter sagt, ein Gedicht sey hübsch und wohlgerathen: so nennt es der Schmäuchler unvergleichlich, unverbesserlich. Das mäßige Lob eines scharfen Kenners, ja nur der bloße Beyfall eines Kunstrichters vergnüget mich weit mehr, als der entzückte Ausruff eines Unverständigen, und die verstellte Bewunderung eines eigennützigen und falschen Freundes.

166. Fuchspelz. Animi sub vulpe latentes. Horaz zielt hier ohne Zweifel auf die Fabel vom Fuchse und Raben, der den Käse gestohlen hatte.

167. Quintil. Dieß ist Quintilius

Varius

Wer oft ein Gastmahl giebt, und wohl bewirthen kann,
Für Schuldner Bürge wird, und manchen armen Mann,
Der in Processen steckt, vermögend ist zu retten;
Von dem erkühn ich mich ohn alle Scheu zu wetten:
Für Liebe zu sich selbst erkennt er selber nicht,
Des wahren Freundes Wort, und was ein Häuchler spricht.
Beschenkst du einen Freund; so zeige nur dein Blatt
Demselben, nicht alsdann, wenn ers empfangen hat,
Voll Lust und Freuden ist. Sonst wird er sich nicht scheuen:
Vortrefflich, ungemein! auf jedes Wort zu schreyen.
Er wird entzücket stehn; ein heißer Thränenguß
Wird aus den Augen thaun; und sein gestampfter Fuß
Wird tanzend lustig seyn. Denn so, wie bey den Leichen
Die nächsten Erben fast den Klageweibern weichen,
Die man für Geld gedingt, zu heulen und zu schreyn:
So wird ein Spötter auch weit mehr gerühret seyn, (165)
Als Freunde guter Art, die deiner Dichtkunst Proben
Vernünftig eingesehn, und mit Verstande loben.
Man sagt, daß Könige zum Trunke zwingen sollen,
Wenn sie der Diener Herz und Art erforschen wollen;
Bevor sie sich vertraun. Machst du nun ein Gedicht,
So traue doch durchaus den schlauen Schmäuchlern nicht.
Ihr glatter Fuchspelz deckt ein hinterlistig Wesen (166)
So oft man dem Quintil (167) was pflegte vorzulesen,
So sprach er: Aendre dieß, und jenes beßre noch
Ich kann nicht, sage man; und gleichwohl hab ichs doch
Mehr als einmal versucht. So muß die Zeile weichen! (168)
War sein gewohnter Rath; sie ist leicht auszustreichen:
Dann mustre deinen Vers, und setz an seiner statt
Was bessers an den Ort, wo er gestanden hat.
Vertheidigte man sich, und blieb bey seinen Grillen: (169)
So sprach er weiter nichts, um solches Dünkels willen;

Und

Varius, der dritte Hofpoet des Kaisers Augusti, ein guter Freund Virgils und Horazens. Er war schon gestorben, als dieser seine Dichtkunst schrieb, denn wir finden eine Ode auf seinen Tod L. I. Od. 24. Drum redet Horaz von ihm in der vergangenen Zeit. So pflegte sich ein römischer Poet des andern Beurtheilung zu unterwerfen. Varius beurtheilte den Virgil und Horaz, und diese ihn wieder: daher wurden sie so vollkommen. Bavius und Mävius waren für sich allein klug, und ließen sich nicht beurtheilen: darum blieben sie Stümper.

168. So muß die Zeile weichen. Das ist eine scharfe Censur. Viele meynen, wenn sie eine schlechte Stelle ihrer Gedichte nicht ausbessern können, wiewohl sie alle ihre Mühe daran gewandt: so sey es schon genug. Sie halten sich nunmehr schon für berechtiget, sie, so schlecht sie ist, stehen zu lassen. Allein vergebens! Es ist noch ein Mittel übrig. Man streiche sie gar aus! Ja, spricht man, es ist gleichwohl ein schöner Gedanken!

Quin sine rivali teque & tua solus amares.
Vir bonus & prudens versus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverso calamo signum, ambitiosa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget,
Arguet ambigue dictum, mutando notabit:
Fiet Aristarchus. Nec dicet: Cur ego amicum
Offendam in nugis? hæ nugæ seria ducent
In mala, derisum semel exceptumque sinistre.
Ut mala quem scabies aut morbus regius urget,
Aut fanaticus error, & iracunda Diana:
Vesanum tetigisse timent fugiuntque poetam,
Qui sapiunt; agitant pueri, incautique sequuntur.
Hic, dum sublimes versus ructatur, & errat,
Si veluti merulis, intentus decidit auceps
In puteum, foveamve: licet; Succurrite, longum
Clamet, io cives! non sit, qui tollere curet.
Si quis curet opem ferre, & demittere funem;
Qui scis, an prudens huc se dejecerit, atque
Servari nolit? Dicam, siculique poetæ
Narrabo interitum. Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
Insiluit. Sit jus, liceatque perire poetis.

Invi-

danken! Umsonst, wenn der Vers nicht auch schön ist. Man setze einen an die Stelle, der noch schöner ist, und doch wohl klappt. Ein Poet muß keine Affenliebe gegen seine Einfälle haben.

169. Vertheidige man sich. Gewisse Leute bitten einen um seine Censur. Man entschuldigt sich anfangs; man lobt sie, man will nicht daran. Allein umsonst: sie lassen nicht nach. Endlich gehorcht man ihnen, und erinnert bald hie, bald da etwas. Aber was hilfts? Sie wissen alles besser. Man sage, was man will: sie ändern dennoch nichts. Was man tadelt, das bewundern sie destomehr, und es stecken allezeit verborgene Schönheiten in ihren Fehlern. Was ist da zu thun? Man mache es, wie Varius gethan, und lasse die Affen gehn.

170. So machts. Dieß ist eine schöne Stelle für poetische Gesellschaften, und andere Kunstrichter. Sie haben dreyerley Pflichten zu beobachten. Sie müssen verbessern, ausmustern und hinzusetzen.

171. Arh

Und ließ den Affen gehn, der seine Jungen liebt,
Wenn ihm gleich sonst kein Mensch den mindsten Beyfall giebt.
So machts ein kluger Mann, (170) er tadelt matte Zeilen,
Verwirft ein hartes Wort, bemerkt auch wohl zuweilen,
Am Rande, wo der Vers was ungeschicktes zeigt.
Er meistert allen Schmuck, der gar zu prächtig steigt.
Was unverständlich ist, das heißt er klärer machen,
Bestraft den Doppelsinn, und wird in allen Sachen
Ein andrer Aristarch. (171) Er fragt nicht kummervoll,
Warum er einen Freund um nichts verscherzen soll?
So schlecht dieß alles scheint, so wirkt es doch zu Zeiten,
In Wahrheit, etwas mehr, als schlechte Kleinigkeiten; (172)
Dein Schmäucheln macht ihn stolz, dein hoflicher Betrug
Bläst einen Dichter auf: so wird er nimmer klug.
Und wie man Leute fleucht, die sich die Krätze schaben,
Die Gelbsucht, Raserey, und Mondenkrankheit haben;
So wird ein kluger Mensch, vor tollen Dichtern fliehn,
Die Knaben werden ihn, zum Hohngelächter ziehn:
Nur von der dummen Schaar, der Witz und Vorsicht fehlet,
Wird er der kleinen Zahl der Dichter beygezählet.
Wie sonst ein Vogler oft, wenn er nach Amseln stellt,
Aus Unvorsichtigkeit in Brunn und Grube fällt:
So stürzt sich ein Poet, der hohe Verse speyet,
Oft selber in Gefahr. Gesetzt nun, daß man schreyet:
Ihr Leute! rettet, helft! Ist doch kein Mensch zu sehn.
Wer weis auch in der That, obs nicht mit Fleiß geschehn?
Und ob er auch einmal, wenn man ihm helfen sollte,
Das zugeworfne Seil, mit Dank ergreifen wollte?
Er kömmt mit Willen um. Ich spreche nicht zu scharf:
Wie sich Empedokles (173) in Aetnens Klüfte warf,
Als ihm das kalte Blut so melancholisch worden,
Daß er dadurch verhofft, zum hohen Götterorden,

Sich

171. Aristarch. Das war ein großer Kriticus, der zu den Zeiten des Ptolomäus Philadelphus gelebt. Er hat vier und zwanzig Bücher, Erklärungen über den Homer, Aristophanes und andere griechische Poeten geschrieben. Es ist Schade, daß dieselben verlohren worden. Er hat eine so scharfe Beurtheilungskraft im Beurtheilen gewiesen, daß man ihn einen Propheten genennet; weil ihm das verborgenste klar und entdeckt geschienen.

172. Mehr als Kleinigkeiten. Dieß ist sehr vernünftig gesprochen. Kleine Dinge ziehen vielmal was Großes nach sich. Die Schmäucheley gegen einen Poeten macht ihn stolz. Der Stolz lehrt ihn hernach alles andere verachten, ja er selbst wird bey Kennern auslachens würdig. Das ärgste ist, daß solche Leute hernach gar aufhören, Lehre anzunehmen. Sie halten sich schon für vollkommen: darum wollen sie sich nicht mehr bessern, wenn sie gleich könnten.

173. Empedokles. Ein Weltweiser und

Invitum qui servat, idem facit occidenti.
Nec semel hoc fecit, nec si retractus erit, jam
Fiet homo, & ponet famosæ mortis amorem.
Nec satis apparet, cur versus factitet? utrum
Minxerit in patrios cineres, an triste bidental
Moverit incestus? certe furit, ac velut ursus,
Objectus caveæ, valuit si frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat recitator acerbus.
Quem vero arripuit, tenet occiditque legendo:
Non missura cutem, nisi plena cruoris, hirudo.

Sich selber zu erhöhn: so geht es hier wohl an.
Man laß es ihm denn zu, daß er verderben kann.
Wer wider Willen hilft, wird schlechten Dank erwerben;
Drum lasse man getrost den tollen Dichter sterben.
Es ist sein erstes nicht, daß er nach Unglück ringt; (174)
Und wenn man ihn gleich itzt mit Fleiß zurechte bringt,
So wird er darum doch die Thorheit nicht verlassen,
Vielweniger den Weg zum Untergange hassen.
Man sieht auch endlich nicht, warum ein böser Geist,
Poeten solcher Art zum Versemachen reißt.
Ob sie des Vaters Grab (175) durch ihren Harn entweihet?
Ob sie kein Heiligthum in ihrer Wuth gescheuet? (176)
Ob ihre Frevelthat der Götter Haus befleckt?
Das weis ich, sie sind toll; und wie ein Bär uns schreckt,
Wenn er des Kerkers Schloß und Riegel durchgebrochen;
So flüchtet alles weg, wenn sie ein Wort gesprochen.
Denn wer ergriffen wird, daß er sie hören muß,
Der kömmt so bald nicht los, und stirbt fast vor Verdruß:
Weil sie, den Egeln gleich, nicht eh die Haut verlassen,
Bis sie nicht fähig sind, mehr Blut in sich zu fassen.

und Poet in Sicilien, der noch vorm Aristoteles gelebt, und ein poetisches Werk von der Naturlehre geschrieben hat; wie nachmals Lucretius im Lateinischen gethan. Man beschuldigt den Empedokles, daß er gern vergöttert worden wäre, weswegen er in den feuerspeyenden Berg Aetna gesprungen, damit man nicht wissen könne, wo er hingekommen, und also schließen möchte: er wäre gen Himmel gefahren. Allein, seine Pantoffeln, die er entweder oben gelassen, oder die vom Feuer ausgeworfen worden, haben die Art seines Endes verrathen.

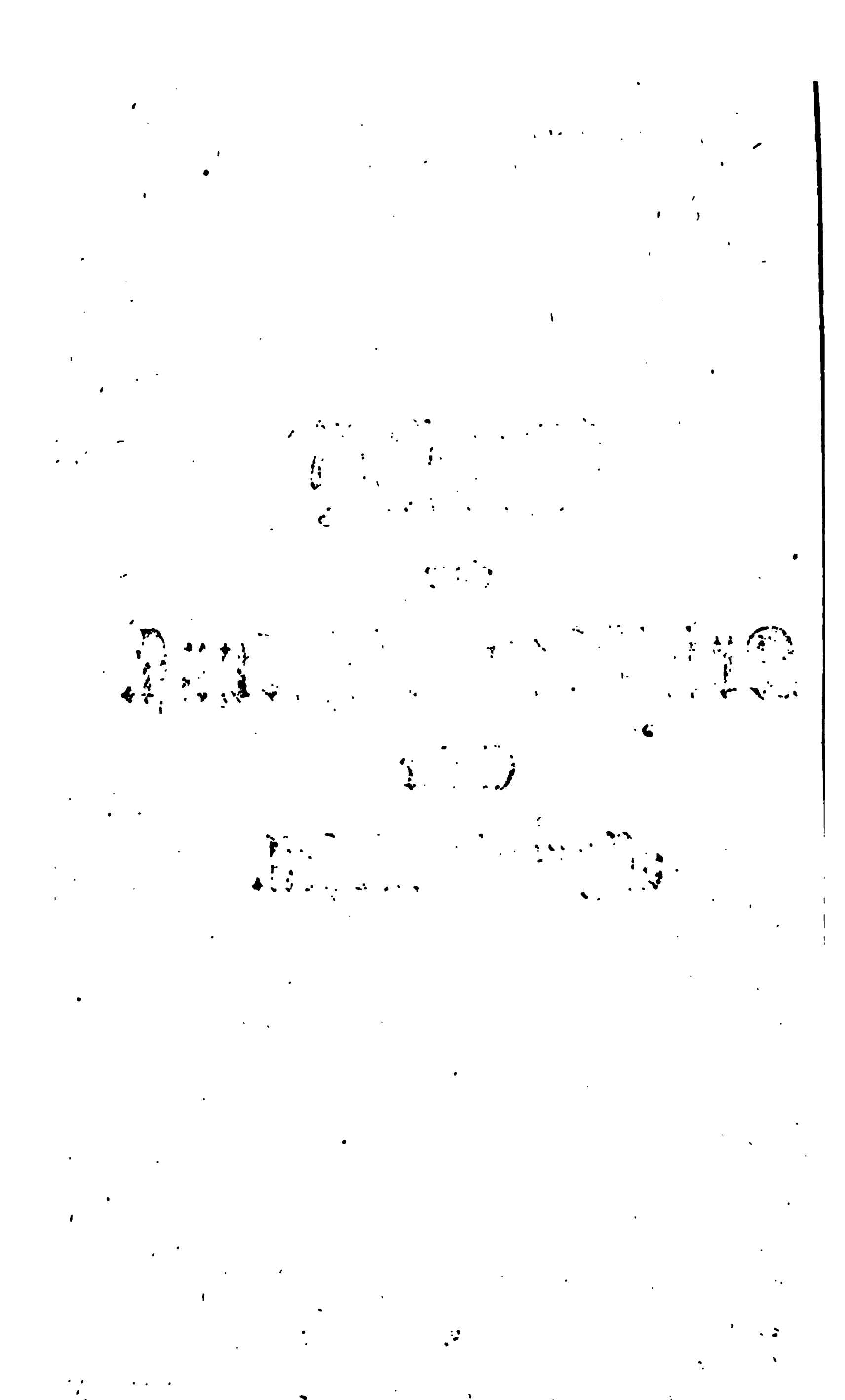
174. Nach Unglück ringt: Die römischen Poeten machten sich durch ihre, obwohl theatralische Stücke, überaus viel Feinde, und kamen zuweilen mit ihrer handgreiflichen Satire in Komödien sehr übel an.

175. Des Vaters Grab. Die Gräber der Alten waren heilig, und durften durch nichts unreines befleckt werden. Im Lateinischen heißt es zwar, ob er seinen Harn in die Asche seines Vaters gelassen; weil man nämlich die römischen Todten verbrannte. Allein es läuft auf eines hinaus.

176. Kein Heiligthum. Triste bidental. Dieses war ein vom Donner getroffener Ort, von welchem man viel Wesens in Rom machte. Man umzäumte ihn rings umher, und es mußte sich demselben niemand nähern, vielweniger die Gränzen desselben verrücken. Dergleichen große Uebelthaten nun, vermuthet Horaz von solchen Poeten, die gleichsam zur Strafe, von den Göttern mit der Reimsucht heimgesuchet würden, weil man sonst nicht absehen könnte, warum sie Verse machten.

Ver-

Versuch
einer
Kritischen Dichtkunst.
Erster
allgemeiner Theil.





Das I. Hauptstück.

Vom Ursprunge und Wachsthume der Poesie überhaupt.

1. §.

Wenn das Alterthum einer Sache ein Ansehen geben, oder ihr einen besondern Werth beylegen kann: so ist gewiß die Poesie eine von den wichtigsten freyen Künsten, ja der vornehmste Theil der Gelehrsamkeit. Sie ist so alt, daß sie auch vor der Sternwissenschaft hierinn den Vorzug behaupten kann; die doch von den uralten Chaldäern, bald nach der Sündfluth, oder wie andre meynen, erst von den Aegyptern, eifrig getrieben worden. Und das ist kein Wunder. Die Astronomie hat ihren Ursprung außer dem Menschen, in der sehr weit entlegenen Schönheit des Himmels: die Poesie hergegen hat ihren Grund im Menschen selbst, und geht ihn also weit näher an. Sie hat ihre erste Quelle in den Gemüthsneigungen des Menschen. So alt also diese sind, so alt ist auch die Poesie: und wenn sie ja noch einer andern freyen Kunst weichen soll, so wird sie bloß die Musik, so zu reden, für ihre ältere Schwester erkennen.

2. §. Einige wollen behaupten, daß die allerersten Menschen das Singen von den Vögeln gelernet haben. Es kann solches freylich wohl nicht ganz und gar geleugnet werden; vielmehr hat es eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich.

Leute, die im Anfange der Welt mehr in Gärten oder angenehmen Lustwäldern, als in Häusern wohneten, mußten ja täglich das Gezwitscher so vieler Vögel hören, und den vielfältigen Unterscheid ihres Gesanges wahrnehmen. Von Natur waren sie, sowohl als die kleinesten Kinder, uns Erwachsene selbst nicht ausgenommen, zum Nachahmen geneigt: daher konnten sie leicht Lust bekommen, den Gesang desjenigen Vogels, der ihnen am besten gefallen hatte, durch ihre eigene Stimme nachzumachen; und ihre Kehle zu allerley Abwechselungen der Töne zu gewöhnen. Diejenigen, welche vor andern glücklich darinn waren, erhielten den Beyfall der andern: und weil man sie gern hörete, so legten sie sich desto eifriger auf dergleichen Melodeyen, die gut ins Gehör fielen; bis endlich diese vormaligen Schüler des wilden Gevögels, bald ihre Meister im Singen übertrafen.

3. §. Allein es ist nicht nöthig, auf solche Muthmaßungen zu verfallen. Der Mensch würde, meines Erachtens, gesungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte. Lehret uns nicht die Natur, alle unsere Gemüthsbewegungen, durch einen gewissen Ton der Sprache, ausdrücken? Was ist das Weinen der Kinder anders, als ein Klagelied, ein Ausdruck des Schmerzes, der ihnen eine unangenehme Empfindung verursachet? Was ist das Lachen und Frohlocken anders, als eine Art freudiger Gesänge, die einen vergnügten Zustand des Gemüthes ausdrücken? Eine jede Leidenschaft hat ihren eigenen Ton, womit sie sich an den Tag leget. Seufzen, Aechzen, Dräuen, Klagen, Bitten, Schelten, Bewundern, Loben, u. s. w. alles fällt anders ins Ohr; weil es mit einer besondern Veränderung der Stimme zu geschehen pflegt. Weil man nun angemerket hatte, daß die natürlich ausgedrückten Leidenschaften, auch bey andern, eben dergleichen zu erwecken geschickt wären: so ließen sichs die Freudigen, Traurigen, Zürnenden, Verliebten u. s. w. destomehr angelegen seyn, ihre Gemüthsbeschaffenheit auf eine bewegliche Art an den Tag zu legen; um dadurch auch andre, die ihnen zuhöreten, zu rühren, das ist, ihnen etwas vorzusingen.

4. §.

4. §. Wie nun, bisher erwähnter maßen, auch bloße Stimmen die innerlichen Bewegungen des Herzens ausdrücken; indem z. E. die geschwinde Abwechselung wohl zusammen stimmender scharfer Töne lustig, die langsame Abänderung gezogener und zuweilen übellautender Töne traurig klingt, u. s. f: so ist es doch leicht zu vermuthen, daß man nicht lange bey bloßen Stimmen, oder Tönen im Singen geblieben seyn, sondern auch bald gewisse Worte dabey wird ausgesprochen haben. Man höret es freylich auch auf musikalischen Instrumenten schon, ob es munter oder kläglich, trotzig oder zärtlich, rasend oder schläfrig klingen soll: und geschickte Virtuosen wissen ihre Zuhörer, bloß durch ihre künstliche Vermischung der Töne, zu allen Leidenschaften zu zwingen. Allein es ist kein Zweifel, daß Worte, die nach einer geschickten Melodey gesungen werden, noch viel kräftiger in die Gemüther wirken.

5. §. Sonderlich muß man dieses damals wahrgenommen haben, als die Gesangweisen so vollkommen noch nicht waren, als itzo, da die Musik aufs höchste gestiegen ist. Es war also sehr natürlich, daß die ersten Sänger den Anfang macheten, anstatt unvernehmlicher Töne, verständliche Sylben und deutliche Wörter zu singen. Dadurch konnten sie dasjenige, was sie bey sich empfunden hatten, desto lebhafter ausdrücken, ihre Gedanken ausführlicher an den Tag geben, und bey ihren Zuhörern den gewünschten Endzweck erreichen. Abgesungene Worte, die einen Verstand in sich haben, oder gar einen Affect ausdrücken, nennen wir Lieder; oder, welches gleich viel ist: ein Lied ist ein Text, der nach einer gewissen Melodie abgesungen werden kann. Die Gesänge sind dergestalt die älteste Gattung der Gedichte, und die ersten Poeten sind Liederdichter gewesen.

6. §. Man kann sich aber leicht einbilden, wie diese ersten Oden mögen geklungen haben. Alle Dinge sind anfänglich rauh und grob, oder doch voller Einfalt. Die Zeit bessert alles aus; die lange Uebung in einer Kunst bringt sie endlich zu größerer Vollkommenheit: nur findet sich der Ausputz oft sehr spät, wenn gleich die Sache längst

erfunden gewesen. Ich stelle mir die neuerfundenen Lieder nicht anders vor, als die Evangelien, das Vater Unser, und andre in ungebundner Rede abgefaßte Lieder, die man noch itzo an vielen Orten singt; nämlich die Litaney, den Lobgesang Mariä, die Collecten u. d. m. Sätze von ungleicher Größe, ohne eine regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben; ja so gar ohne alle Reime, waren bey den ersten Sängern schon eine Poesie. Die Psalmen der Hebräer, das Lied Mosis, der Gesang, den Mirjam beym Durchgange durchs rothe Meer angestimmet; u. a. m. können uns davon sattsam überzeugen. So mühsam sich einige Gelehrte, mit dem **Hieronymus**, haben angelegen seyn lassen, in diesen alten hebräischen Liedern ein gewisses Sylbenmaaß zu finden: so leicht wird doch ein jeder Unparteyischer sehen, daß alle ihre Arbeit vergebens gewesen. Sie haben es mehr hinein gezwungen, als darinn gefunden; und es ist weder wahrscheinlich noch nöthig, daß die Poesie der ältesten Nationen eben die Zierde und Vollkommenheit gehabt haben muß, als sie nachmals bey den Griechen und Römern erlanget. Man hält es also billig mit Jos. Scaligern, der in seinen Anmerkungen über den **Eusebius** schreibt: „Die hebräische „Sprache ist durchaus nicht auf die Regeln des griechischen „oder lateinischen Sylbenmaaßes zu bringen; wenn man „gleich Himmel und Erde durch einander mischen wollte. Man weis, daß der Engländer, der kürzlich von dem Sylbenmaaße der Psalmen neue Entdeckungen gemacht zu haben, vorgegeben, nichts besonders geleistet. Zum wenigsten hat ers nicht erweislich gemacht, daß es so sorgfältig, als bey den Lateinern und Griechen eingerichtet gewesen.

7. §. Selbst die ersten Poeten unsrer Vorfahren habens nicht besser zu machen gewußt. Im Norden hat man in der **Edda** solche Ueberbleibsel alter Lieder, wo weder Sylbenmaaß noch Reime gefunden werden. **Morhof** im Unterrichte von der deutschen Sprache auf der 294. Seite führet folgendes an:

Latur sa er hakon heitir	d. i. Facit ille qui Haquinus vocatur,
Han rakir lid bannat	Ille populum regit prohibere
Jord kan frelsa findum	Patriam poteſt, defendere provincias
Fridroß kongar oßa	Pacis rupturæ rex inſolentiam
Sialfur rådr alt och Elfar	Ipſemet adminiſtrat omnia et Goth-
Eira ſtillir amilli	Solus repit inter (albim
Gramur ofgifft ad fremri	Rex valde virtuoſus et præ aliis
Gandwikz Josur Landi	Gandwicum Terræ Dominus provinciam.

Imgleichen hat Schilter in der Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 10. §. T. 1. Theſ. Antiqu. Germ. dieſe Probe gegeben:

Fe ock fierwi	d. i. Pecunia et vita
Rånſi firthakind	Spoliavit hominum prolem
Sa himm grimmi Greppur	Sæva illa Mors
Yfr tha Gautu	Trans illam ſemitam
Er han warthathi	Quam ipſa cuſtodivit,
Nathi einginn kwikur komaſt.	Potuit nemo vivens venire.

Daß dieſe alte Schwediſche Sprache wo nicht eine Mutter, wie Rudbek in ſeiner Atlantica, nebſt andern Schweden behaupten wollen, doch zum wenigſten eben ſo wohl eine Tochter der ſcythiſchen, und alten celtiſchen geweſen ſey, als unſre deutſche, die daher ihren Urſprung hat; das zeigen ſo viele Wörter, die in dieſen beyden Proben, an Verſtand und Buchſtaben mit unſern heutigen übereinkommen: wenn man nur die lateiniſche Ueberſetzung zu Hülfe nimmt, und ſonderlich der plattdeutſchen Mundart mächtig iſt. Z. E. **heitir**, iſt heißet; **lid** heißt leiten, **bannat** verbannet, **Jord**, Erde; **kan** iſt völlig kann; **Fridroß** Friedensbruch oder Riß; **Kongar**, König; **ſialfur**, ſelber; **alt**, alles; **och**, auch; **ad**, und; **landi**, land. Und in dem andern heißt **ok** auch; **firthakind**, Menſchenkind, **grimmi**, grimmige, **yfr**, über, **tha**, die, **warthathi**, wartete, **einginn**, einiger, **komaſt**, kommeſt. Doch dieſes nur beyläufig.

8. §. Fragen wir alſo, worinn die damalige Poeſie der Alten denn eigentlich beſtanden? ſo müſſen wir ſie, im Abſehen auf das Aeußerliche, bloß in der ohngefähr getroffenen Gleichheit der Zeilen ſuchen. Es traf ſich irgend ſo, daß die kurzen Abſchnitte der Rede, oder die kleinen Theile der Lieder,

fast einerley Anzahl der Sylben hatten. Doch gieng es damit so genau nicht zu. Es kam ihnen darauf nicht an, ob die eine Zeile etliche Sylben mehr oder weniger hatte, als die andre. Die Geschwindigkeit des Singens verkürzte die langen, und die Langsamkeit der Aussprache verlängerte die kurzen; so, daß sie sich so ziemlich zur Melodie schicketen. Wir können uns dieses noch heute zu Tage an alten geistlichen Gesängen, imgleichen an den Liedern der Bergleute vorstellen; die es auch so genau nicht nehmen; und die Zeilen ihrer Verse gleichsam nur mit einem Hölzchen abzumessen pflegen. Und wenn sie sich von der ungebundenen Rede noch in sonst was unterschieden haben; so muß es bloß in den erhabenen Gedanken, und dem edlen Ausdrucke derselben, in prächtigen Figuren, Fabeln, Gleichnissen und schönen Redensarten gesuchet werden: wie solches aus der morgenländischen Poesie zu ersehen ist.

9. §. Solche Lieder nun wird man gesungen haben, als **Jubal** allerley musikalische Instrumente erfunden; und als **Laban** dem **Jakob** sagte: daß er ihn mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen hätte begleiten wollen. Dergleichen Lieder haben **Mirjam**, **Moses**, und nachmals **Debora** gesungen. Dergleichen Lieder haben auch **David**, **Assaph**, **Salomo**, **Jeremias** und viele andere gedichtet: ja die ganze hebräische Poesie weis von keinen andern: so daß es lächerlich ist, wenn **Josephus** schreibt, das Buch **Hiobs** sey in Hexametern geschrieben. In solchen Versen haben auch ohne Zweifel **Linus**, **Musäus**, **Orpheus** und **Amphion** in Griechenland noch gesungen, die doch so großen Ruhm mit ihrer Dichtkunst erlanget haben. Solcher Art sind endlich auch die alten salischen Lieder bey den Römern gewesen, die **Numa** eingeführet, und die fescenninischen Verse, die nachmals in Italien im Schwange gegangen. Kurz, so sind die Poesien der alleraltesten Völker in der ganzen Welt beschaffen gewesen. Ein Poet aber und ein Musikus, das war damals einerley: weil viele Sänger sich ihre Lieder selbst macheten, und die Dichter die ihrigen selbst sungen. Daher kam denn nachmals die Gewohnheit, daß die Poeten ihre Leyern, Cithern, Seyten, Flöthen

then und Schalmeyen immer anredeten, wenn sie gleich nicht selber spielen konnten. Weil nämlich die Alten beydes zugleich gekonnt hatten: so blieben auch die Neuern noch bey der Sprache ihrer Vorgänger, und entschuldigten sich gemeiniglich mit einer tropischen Redensart; die uns erlaubet, das Nebending an statt der Hauptsache zu setzen.

10. §. Mit der Zeit fieng man an, die Sylben in poetischen Zeilen etwas genauer abzuzählen, damit sie sich desto besser zu den Melodeyen schicken möchten. Die Griechen mögen wohl die ersten gewesen seyn, die solches gethan haben: obwohl noch allezeit einige Lieder bey ihnen im Schwange blieben, darinn sich die Poeten viel Freyheiten heraus nahmen. Man lese nur nach, was Scaliger in seiner Poetik, von dithyrambischen und päanischen Gesängen geschrieben. Ja dieses witzige Volk ließ es auch dabey nicht bewenden. Denn wie es ein sehr zartes Gehör hatte, und also zur Musik sehr geschickt und geneigt war: also bemerkte es bald, daß es auch mit der bloßen Sylbenzahl in einem Liede nicht ausgerichtet wäre. Die eine Zeile hatte immer einen bessern Wohlklang, als die andre, und schickte sich besser zur Musik, wenn sie gleich beyde auf einerley Art gesungen wurden: und bey genauer Aufmerksamkeit fand man, daß die Ursache in der Abwechselung langer und kurzer Sylben zu suchen wäre. Man bemerkte derowegen, welche Art der Vermischung sich zu dieser oder jener Gesangweise am besten schickte: und daher entstunden sehr viel verschiedene Gattungen der Verse, die in so großer Menge bey den Griechen und Lateinern vorkommen, daß man sie fast nicht zählen kann. Man sehe hierbey nach, was **Js. Vossius** in seinem Tractate de Poematum cantu, et viribus Rhythmi geschrieben hat.

11. §. Die nordlichen Völker, Thracier, Gothen, Celten und Gallier liebten zwar auch das Singen, hatten aber kein so zärtliches Gehör; und verfielen also auch auf dieses künstliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht. An dessen statt geriethen sie auf den Gleichlaut der letzten Sylben in zwoen Zeilen ihrer Lieder, und fanden ein besonderes Be-

lieben an einem übereinstimmenden Klange, den sie den Reim nenneten. Sie gewöhnten auch ihre Ohren dergestalt daran, daß sie diesen Reim endlich für das wesentlichste Stück der Poesie hielten; ja die Verse und alle Gedichte überhaupt, nicht anders, als Reime nennten. Diesen Reim nun zu haben, spareten sie weder Kunst noch Mühe; ja sie verwehrten sich dabey auch keine Freyheit. Zum wenigsten wußten sie eine Aehnlichkeit der letzten Wörter herauszubringen, wenn gleich keine völlige Gleichheit zu erhalten möglich war. Z. E. Ottfrieds Vorrede zu seinem Evangelio hebt so an:

Hludouuig ther snello
Thes Uuisduames follo
Er Ostarrichi rihtet al
so Frankono Kuning scal u. s. w.

12. §. Nun haben zwar einige, als Huetius in dem Buche vom Ursprunge der Romane, den Ursprung der Reime den Arabern zuschreiben wollen, die sie im achten Jahrhunderte nach Spanien gebracht haben sollen; welchem auch Campanella beypflichtet. Allein nichts ist leichter zu zeigen, als daß die Reime in Deutschland, Wälschland und Frankreich schon im fünften Jahrhunderte im Schwange gewesen, ehe noch die Araber aus Asien gegangen: vielmehr haben selbige diese Kunst in Spanien bey den Gothischen und Vandalischen Völkern gefunden, die daselbst vor ihnen geherrschet hatten. Gyrald holet sie aus Sicilien her, und Claude Fauchet aus der Provence in Frankreich; die aber ebenfalls ihre Reime von den Gothen und Franken gelernet, die daselbst vorher schon eingefallen waren. * Andre wollen die Kunst gar den Rabbinen der Juden zueignen, die doch erst seit des David Kimchi Zeiten dergleichen zu machen angefangen; und es ohne Zweifel von den europäischen Christen gelernt haben. Noch andre haben gar die Reime schon bey den alten Lateinern und Griechen finden wollen. Ob es nun wohl nicht zu leugnen ist, daß man nicht hier und dar einige solche Verse finden sollte, da sich entweder zweene Zeilen am Ende, oder eine für sich, in

* S. des neuen Büchersaals V. B. a. d. 118. u. f. S. imgl. meine deutsche Sprachkunst a. d. 554. u. f. S. der II. Aufl.

in der Mitte und am Ende reimet: so ist doch dieses nur von ohngefähr gekommen, und man hat wenigstens keine solche Schönheit darinn gesucht, als die alten Deutschen. Der einzige Kaiser **Hadrian** hat in seiner Animula vagula blandula, eine Reimsucht bewiesen, die er ohne Zweifel von den Deutschen gelernet, mit denen er viel zu thun gehabt. Die Versus Leonini sind auch in Italien allererst im fünften Jahrhunderte aufgekommen, und haben den Namen von einem gewissen Leonio, einem Canonico, der sich damit zuerst hervorgethan. Damals aber, wie bekannt ist, waren die deutschen Völker schon eingefallen, und hatten also ihre Reimart mit sich dahin gebracht. Die Gelehrten verliebten sich auch bey der einreißenden Barbarey und dem Verfalle des guten Geschmackes so sehr ins Reimen, daß sie sich nicht satt reimen konnten. Es war nicht genug, daß zwey Zeilen mit einander reimeten. Z. E.

Vt mens ſe videat poſita caligine fumi;
Quis vetat appoſito lumen de lumine ſumi?

Sondern es mußte sich auch wohl Mittel und Ende eines Verses reimen. Z. E.

Hic jacet Henricus ſemper pietatis amicus.

Oder wie die salernitanische Schule die Gesundheitsregeln abgefasset. Z. E.

Caſeus et panis, ſunt optima fercula ſanis.

Kaum war dieses erdacht, als man gar dreyfache Reime machte: Z. E.

Vos eſtis, Deus eſt teſtis! teterrima peſtis.

Und auch darüber fanden sich noch andere Künstler, die ihre Vorgänger in der Reimsucht übertreffen wollten; indem sie eine noch künstlichere Verschränkung der gereimten Zeilen erdachten, wie dieß Exempel zeigen wird:

Ianua mortis, paſſio fortis, crimen eorum
Attulit orbi, ſemina morbi, totque malorum.

So wurden denn, bey so vielen Reimen, die Verse selbst unsichtbar: und die eingebildeten Poeten wurden nichts, als elende Reimschmiede, die sich an dem Klappen der Sylben,

wie Kinder an dem Klingen der Schällen belustigen; an die Sachen aber, entweder gar nicht dachten, oder, des großen Zwanges halber, nicht recht denken konnten.

13. §. Bey dem allen aber bleibt es wohl gewiß, daß die scythischen oder celtischen Völker, das ist, unsre Vorfahren, und die Barden derselben, als ihre Poeten, etwa um die Zeiten des Tacitus, auch wohl noch zeitiger, die Reime in ihren Liedern eingeführet haben mögen. Ihre Absicht dabey ist wohl nichts anders gewesen, als daß ihre Landesleute das Lob ihrer Helden desto leichter auswendig lernen, und es desto besser behalten möchten. Denn weil an Schreibern damals ein großer Mangel war, und das Gedächtniß des Volkes die Stelle der Chroniken vertreten mußte: so waren die gereimten Lieder sehr geschickt, das Auswendiglernen zu befördern. Alle Sprüchwörter unsrer Alten zeigen davon. Diese hielten den Kern ihrer moralischen und politischen Klugheit in sich, und wurden der Jugend gleich mit der Muttermilch eingeflößet; aber zu desto größerer Erleichterung des Gedächtnisses in Reimen verfasset: Z. E.

Freunde in der Noth
Gehn hundert auf ein Loth.

* * *

Je krümmer Holz, je besser Krück;
Je ärger Schelm, je besser Glück.

* * *

Auf einen groben Ast
Gehört ein grober Quast u. d. gl.

Doch die Sache ist so ausgemacht, daß sie keines fernern Beweises vonnöthen hat.

14. §. Wie nun die Griechen in ihrem Sylbenmaaße die Lateiner zu Nachfolgern bekommen haben: so haben auch die alten Deutschen ganz Europa reimen gelehret. Italien, Spanien und Gallien nahmen die Art derjenigen Völker an, die sich durch die Gewalt der Waffen ihrer bemäch-

tig-

tigten.* Die Dänen, Schweden, Holl- und Engländer sind selbst von deutschem Geschlechte, und haben also die Kunst von ihren eigenen Vorfahren gefasset. Ja auch die Polen, eine Abkunft der alten Sarmater, beliebten die reimende Poesie. Nichts ist dabey mehr zu bewundern, als daß die Italiener, Spanier und Franzosen, die doch Abkömmlinge der Lateiner sind, nicht das regelmäßige Sylbenmaaß ihrer Vorfahren beybehalten; sondern selbiges entweder gar mit der deutschen Reimkunst vertauschet, oder doch damit verbunden haben. So hoch Dantes und Petrarcha in Wälschland, Ronsard und Malherbe in Frankreich, wegen der durch sie gesäuberten Poesie ihres Vaterlandes, geschätzet werden: so seltsam muß es einem Verständigen vorkommen, daß diese große Geister ihren Landesleuten nicht gewiesen, wie man auch im Wälschen und Französischen die lateinische Art zu Dichten nachahmen, und verschiedene Arten der Abwechselung langer und kurzer Sylben einführen könnte. Sie blieben nämlich bey der bloßen Abzählung der Sylben und dem Reime: wozu die Franzosen in den fünf und sechsfüßigen Versen noch einen Abschnitt hinzu thaten. Daher ist es denn vergeblich, wenn einige von unsern Landesleuten in der Poesie dieser Völker ein Sylbenmaaß suchen; oder ihre Poeten beschuldigen, daß sie dawider verstoßen: wie der ungenannte Verfasser der Reflexions sur la Versification françoise gethan hat. Sie haben sichs noch niemals in den Sinn kommen lassen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe;** so leicht man ihnen

* Der gelehrte Rollin gesteht dieses offenherzig, im I. Theile seiner Manier die freyen Künste zu lehren und zu lernen, auf der 324. Seite: Nos Langues modernes, par ou j'entends les Langues françoise, italienne & espagnole viennent certainement, du debris de la Langue latine par le Melange de la Langue tudesque, ou germanique. La plûpart des mots viennent de la Langue latine: mais la Construction & les Verbes auxiliaires, qui sont d' un tres grand Usage, nous viennent de la Langue germanique. Et c'est peut-être de cette Langue-la, que nous sont venües les Rimes, & l'usage de mesurer les Vers, non pas des Piés composés de syllabes longues & breves, comme les faisoient les Grecs & les Romains, mais par le Nombre des Syllabes. Dieses mögen sich unwissende Sprachmeister merken.

** Diesen Satz hat neulich ein gewisser Kunstrichter, dem man mehr Belesenheit in französischen Büchern

nen solches durch die Aussprache selbst zeigen kann. Und ob sie gleich viel von ihrer so genannten Cadance schwatzen: so ist es bey ihnen doch ein bloßes je ne sçai quoi? Sie wissen nämlich nicht zu sagen, woher dieselbe entsteht, können auch keine Regeln davon geben; und wollen sichs doch nicht sagen lassen, daß solches bloß von einer regelmäßigen Abwechselung langer und kurzer Sylben herrühret. Diese gelinget ihnen zuweilen von ohngefähr, ohne daß sie daran gedacht haben. Z. E. Ein jeder Franzos giebt zu, daß folgende Verse einen recht unvergleichlichen Wohlklang haben:

Quoy? nous playdons, dit-il, tendant ses Mains au Port,
Auprés de ces Vaisseaux, et l' on me fait ce Tort,
De me le disputer! O Dieux! en leur Presence,
Ulysse avec Ajax est mis en concurrence!
Ce lâche, qui fuyoit Hector et ses Brûlots,
Quand j'en soûtins l' Effort, au Milieu de ces Flots.

Aber niemand wird es gewahr, daß dieser Vers fast durchgehends aus lauter Jamben besteht; so, daß alle Sylben ihren natür-

hätte zutrauen sollen, geleugnet. Ich sehe mich also genöthiget, die Beweise, die ich der Kürze wegen übergangen hatte, bey dieser IV. Ausgabe meiner Dichtkunst, beyzufügen. Der erste Zeuge sey der Herr von Beaumarchais, in seinen Amusements litteraires auf der 18. Seite des II. Theils Tous, tant que nous sommes aujourdhui, schreibt er, de Peuples vivans en Europe; nous manquons dans nos Langues, de cette Multitude, et *de ce Melange de Syllabes longues et breves*, dont l'arrangement reglé par l' Art, mettoit tant d' Harmonie, dans les Vers de l'ancienne Grece et de Rome; et *il ne nous reste* pour-y suppléer, que d'assembler une certaine Quantité de Syllabes, et de faire ensorte, que des Sons semblables finissent toujours deux Vers voisins l'un de l'autre. Hier sieht man fürs erste einen verwegenen Franzosen, der sich unterfängt, von allen europäischen Völkern zu urtheilen; da man doch sicher wetten könnte, daß er außer seiner Muttersprache, keine einzige andre heutige Sprache verstanden; und also gar nicht im Stande gewesen, von aller europäischen Völker Poesie zu urtheilen Denn hätte er auch nur das Italiänische verstanden, so würde er wenigstens aus den Arien ihrer Opern gemerket haben, daß sie sich eben so gut, als die anakreontischen Oden scandiren, d. i. eine regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben haben. Hat er nun nicht einmal wälsch gekonnt, so hat er noch viel weniger englisch, holländisch, deutsch, dänisch oder schwedisch gekonnt; als wovon sein Ausspruch höchst ungereimt ist. Zweytens sieht man aber wenigstens daraus, daß er in seiner Sprache kein Sylbenmaaß kennet, und von keiner regelmäßigen Abwechselung langer und kurzer Sylben weis. Doch viel-

natürlichen Accent behalten, den sie in ungebundner Rede haben. Eben das könnte man auch von Italienern und Spaniern erweisen, wenn es hieher gehörete.

15. §. Da nun alle diese Nationen, und die Pohlen noch dazu, bey dieser unvollkommenen Art Verse zu machen geblieben sind: so haben die Deutschen sie gewiß weit übertroffen. Unsre Poeten haben es durch die Zärtlichkeit ihres Gehöres bald gemerket, daß die regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben, dadurch die griechische und römische Poesie so vollkommen geworden, auch in unsrer Muttersprache statt haben könne; und daher hat man schon vor unserm großen Opitz allerley Gattungen des Sylbenmaaßes gebraucht. Z. E. Winsbek, der am Hofe des Kaisers, Friedrichs des I. gelebet, hat die Ermahnung an seinen Sohn in lauter jambischen Versen beschrieben. Es heißt gleich im Anfange:

> Ein wiser Man hat einen Sun,
> Der was im lieb, als mannigem ist,
> Den wolt er leren rechte tun,
> Und sprach also: Min Sun du bist

Mir

leicht hat dieser Zeuge nicht Ansehen genug? Gut, auch Rollin und Lami stimmen überein. Der erste hat dieses zwar schon in der bereits angeführten Stelle gestanden; doch hier sagt ers noch deutlicher im I. Theile seiner Maniere d'enseigner et d'etudier les belles Lettres, Ed. de Holl. p. 328. La Poesie françoise (et il faut dire la même Chose de toutes celles, qui sont modernes) *manque absolument* de la delicate et harmonieuse Varieté des Piés, qui donnent à la Versification grecque et latine son Nombre, sa Douceur, et son Agrement, et elle est forçée de se contenter, de l'Assortissement uniforme, d'un certain Nombre de Syllabes d'une Mensure égale pour composer ses Vers. Lami aber im X. Capitel des III. Buchs seiner Art de parler auf der 253. Seite schreibt. La Prononciation des Langues vivantes de l'Europe est entierement differente de celle des Langues mortes qui nous sont connuës, comme le Latin, le Grec, et l'Hebreu. Dans les Langues vivantes on s'arrête également sur toutes les Syllabes; ainsi le Tems de la Prononciation de toutes les Voyelles sont égaux, comme nous le ferons voir. Dans les Langues mortes les Voyelles sont distingueés entr' elles par la Quantité du Tems de leur Prononciation. etc. Eben dergleichen Stellen könnten wir noch aus der Historie der Sevaramben, und aus verschiedenen andern französischen Schriftstellern anführen, wenn es nöthig wäre: wiewohl sie alle insgesamt aus einer ihnen eigenen Vermessenheit und Selbstliebe allen andern europäischen Völkern dasjenige absprechen, was ihnen selbst gebricht; indem sie von unsern nordischen Sprachen, wie die Blinden von der Farbe, urtheilen. S. auch des Abts Olivet Prosodie françoise, oder den Auszug davon im neuen Büchersaale.

Mir lieb an allen falschen List,
Bin ich dir sam du selbe dir so volge mir ze dirre Frist:
Diewcil du lebest es ist dir guot
Ob dich ein Frömder ziehen sol, du weist nicht, wie er ist gemuot.

In dieser ersten Strophe ist nur das Wort **mannigem**, **diewile** und **lebest**, wider das ordentliche Sylbenmaaß: alles übrige ist recht. Wer sieht aber nicht, daß in der heutigen Aussprache in jenem das J, in den beyden letzten aber das eine E leichtlich verschlungen wird? Man sehe nur die Lieder an, so D. **Luther** vor mehr als 200 Jahren gemacht, so wird man ziemlich richtige jambische oder trochäische Verse darinnen finden. Ich darf zum Beweise nur den Glauben anführen, als wo beyde erwähnte Gattungen vermischt anzutreffen sind.

Wir gläuben all' an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der sich zum Vater geben hat,
Daß wir seine Kinder werden,
Er will uns allzeit ernähren,
Allem Unfall will er wehren,
Er sorget für uns hüt' und wacht,
Es steht alles in seiner Macht.

Ein jeder wird hier unschwer sehen, daß alle ausgerückte und männlich gereimte Verse jambisch; alle eingerückte weibliche hergegen trochäisch sind: und das ganze Sylbenmaaß ist so richtig, daß nur in der letzten Zeile das einzige Wort **alles**, wider seine Natur, vorn kurz und hinten lang ausgesprochen werden darf. Und was darf es viel Beweises? Das einzige Exempel des ehrlichen **Rebhuns**, von dessen Klage des armen Mannes, ich in den kritischen Beyträgen einen ausführlichen Auszug gegeben, kann uns überzeugen: daß man zur Zeit der Reformation bereits mit ganzem Fleiße, jambische und trochäische Verse von allerley Länge gemacht habe. *S. meiner* Sprachkunst IV. Abschn. 1. Hauptst. 8. u. f. §.

16. §.

16. §. Wären nun ihre Nachfolger in der Poesie auch den Spuren dieser großen Vorgänger gefolget, so würden wir lange vor Opitzen taugliche Verse im Deutschen bekommen haben. Da aber **Hans Sachs, Ringwald, Rollenhagen** und andere nach ihm, kein so zartes Gehör hatten, und bey der alten Art blieben; so mußte freylich der itzt gedachte Vater unsrer gereinigten Poesie von neuem die Bahn darinn brechen. Er nahm sich die Holländer zum Muster, als unter welchen schon **Heins** und **Cats** ihrem Vaterlande eben den Dienst geleistet hatten. Von diesen ahmte er nicht nur die Gedanken, sondern auch das Sylbenmaaß nach: und er konnte es dem ersten also auch in dieser Absicht nachrühmen, wie er that, wenn er an ihn schrieb:

Daß deine Poesie der meinen Mutter sey.

Diesem Vorgänger sind nun nach der Zeit alle deutsche Poeten gefolget: und also übertrifft nunmehr unsre deutsche Poesie an Kunst und Lieblichkeit des Wohlklanges, die Poesien aller Italiener, Franzosen und Spanier; weil wir nämlich den Reim unsrer Vorfahren, mit dem majestätischen Sylbenmaaße der Griechen und Römer, vereinbaret haben. Was ich aber hier von den Deutschen sage, das gilt auch von den Schweden, Dänen und Engländern: wiewohl diese letztern auch noch zuweilen ohne Sylbenmaaß reimen; auch wohl gar ohne Reim und Sylbenmaaß dichten, und bloß auf die Länge der Zeilen sehen: wie **Milton** in seinem Paradise lost gethan hat; welche Art der Verse sie blank Verses nennen. Exempel davon mag ich hier nicht anführen; weil ich gar zu weit von meinem Zwecke ausschweifen würde.

17. §. **Dacier**, in seiner Vorrede zu der von ihm übersetzten Dichtkunst **Aristotels**, ist der Meynung: die Religion sey die Hebamme der Poesie gewesen; und man habe die ersten Lieder bloß zum Lobe Gottes gemacht und abgesungen. Er hat dieses mit andern von seinen Landesleuten gemein, daß sie abergläubischer Weise, den Wissenschaften gern einen heiligen Ursprung geben wollen. Was ist es aber nöthig, die Poesie durch Fabeln in Ansehen zu setzen, da sie auch ohne das

Liebhaber genug findet, wenn man gleich ihren Ursprung aus der Natur selbst herleitet? Meines Erachtens würde man nimmermehr auf die Gedanken gekommen seyn, Gott zu Ehren Lieder zu singen; wenn man nicht vorher schon gewohnt gewesen wäre, zu singen. Und ich glaube vielmehr, daß man durch die geistlichen Lobgesänge, eine an sich selbst gleichgültige Sache geheiliget; als durch die weltlichen Lieder, eine an sich heilige Sache entweihet habe. Ich muthmaße also, daß die Poesie etwa folgender maßen entstanden sey.

18. §. Wenn ein muntrer Kopf, von gutem Naturelle, sich bey der Mahlzeit, oder durch einen starken Trunk, das Geblüt erhitzet und die Lebensgeister rege gemacht hatte: so hub er etwa an, vor Freuden zu singen, und sein Vergnügen auch durch gewisse dabey ausgesprochene Worte zu bezeigen. Er lobte die Süßigkeit des Weines, er pries den Berg, oder Stock, darauf er gewachsen; man erhob auch wohl das gute Jahr, die fruchtbare Zeit, oder diejenige Gottheit, die dergleichen Früchte hervorgebracht. Ein verliebter Schäfer, dem bey der langen Weile auf dem Felde, wo er seine Heerde weidete, die Gegenwart einer angenehmen Schäferinn das Herz rührete, und das Geblüt in eine Wallung setzte, bemühte sich, nach dem Muster der Vögel, ihr etwas vorzusingen, und bey einer lieblichen Melodie, zugleich seine Liebe zu erklären; ihr zu schmäucheln, ihre Schönheit zu loben, sich über ihre Kaltsinnigkeit und Unempfindlichkeit zu beklagen, oder die Liebe selbst zu erheben. Als nachmals der Aberglaube, den Gott Bacchus dem Weine, die Ceres den Feldfrüchten, die Pomona den Gärten, die Venus und ihren Sohn, der Liebe vorgesetzet hatte: so gerieth man auch allmählich auf das Lob der Götter. Dem Jupiter und allen übrigen Gottheiten wiederfuhr hernach gleiche Ehre, und solchergestalt ward die Poesie gleichsam dem Gottesdienste geheiliget.

19. §. Von dem Lobe der Götter, kam man leicht auf das Lob der Helden, Erbauer der Städte, Stifter der Republiken, und Stammväter großer Geschlechter: wiewohl ich

es auch für ganz möglich halte, daß man von dem Lobe der Helden, auf das Lob der Götter gekommen; oder vielmehr dieselben durch das Lob selbst vergöttert habe. Es ist nämlich bekannt, daß alle Götter der Griechen vormals Menschen gewesen seyn sollten, die nur wegen ihrer Vortrefflichkeit unter die Einwohner des Himmels wären aufgenommen worden. Bey solchen Lobliedern nun, schlichen sich auch die stachlichten Spottgesänge mit ein. **Aristoteles** gedenkt, daß man schon vor **Homers** Zeiten schimpfliche Lieder auf die Leute gemacht, und sie sehr anzüglich darinnen herumgenommen. Selbst **Homer** hat auf einen gewissen Müßiggänger, **Margites**, eine Satire gemacht. Ja **Aventinus** will in seiner deutschen Historie, daß, wie **Thuiskon** zu Anreizung der Nachkommen, die guten Thaten der Frommen, mit Liedern zu ehren befohlen: also hätte König **Laber** gebothen, man sollte auch von denen, die übels thäten, Lieder machen; und damit sie sich schämen und bessern möchten, selbige bey Nacht, wenn man die Lichter angezündet hätte, auf öffentlicher Gasse vor den Häusern, absingen. Daher ist denn diese Art satirischer Lieder, Gesanglichter genennet worden. S. **Morhofs** Unterricht. Cap. VI. auf der 260. S.

20. §. Und so sehen wir denn nicht nur, daß die allerälteste Gattung der Poesie in Gesängen, Liedern und Oden bestanden; sondern auch in wie vielerley Gattungen sich dieselben allmählich eingetheilet. Ein Lied zum Lobe der Götter, hieß nachmals im griechischen **Hymnus**, oder **Päan**; ein Lied auf einen Helden, Encomium oder Scolion; ein satyrisch Lied, Dithyrambus; ein verliebtes Lied, Melos oder Threnus; und ein Trinklied, hieß eine **Ode**: wiewohl diese Namen auch oft in allgemeinerm Verstande gebraucht worden. Die ersten Poesien waren dergestalt alle zum singen gemacht; und die Musik gab ihnen das rechte Leben.

21. §. So gar als allmählich die Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Schäfergedichte aufkamen, war noch der Gesang ein unentbehrliches Stück bey allen. Das Heldengedicht nämlich, entstund aus den Lobliedern auf Götter

oder Helden: und **Homer** soll seine Ilias, die er dem **Achilles** zu Ehren gemacht hatte, nach allen Rhapsodien, d. i. Stücken oder Büchern derselben, in Griechenland öffentlich abgesungen haben. Die Tragödien und Komödien entstunden aus den satirischen Spottliedern, die auf den Dörfern, an Festtägen, die Bauern zu vergnügen, von lustigen Köpfen gesungen wurden: wie nachmals aus eigenen Capiteln von diesen beyden Arten ausführlicher erhellen wird. Die Schäfergedichte entstunden aus den verliebten Liedern, welche sonderlich in Arkadien und Sicilien, als ein paar fruchtbaren und gesegneten Landschaften, mögen im Schwange gewesen seyn: weil nämlich der Ueberfluß an Lebensmitteln, die müßigen Schäfer daselbst, gar leicht zu diesem annehmlichen Affecte reizen konnte.

22. §. Bey allen diesen Gattungen der Poesien nun, verlohr sich allmählich das Singen. Die Heldengedichte **Homers**, sind wohl nach der Zeit, als **Lykurgus** oder **Pisistratus** sie in Ordnung gebracht, in Griechenland nicht allezeit gesungen, sondern oft nur gelesen worden: dafern man nicht das Lesen eines harmonischen Verses auch einen Gesang nennen will. In der Tragödie blieb nur der Chor musikalisch, der auch in der That lauter Oden sang. Alles übrige, was zwischen den Liedern des Chores eingeschaltet wurde, und aus einem bloßen Nebenwerke bald das Hauptwerk ward, pflegte nicht gesungen, sondern nur geredet zu werden: weswegen denn auch die jambischen Verse dabey gebraucht wurden, als welche mit der ungebundenen Sprache der Griechen sehr übereinkamen. Bey der Komödie war es anfänglich eben so, bis endlich der Chor, wegen seiner Schmähsucht, gar von der Obrigkeit verbothen ward, und also verstummen mußte, wie **Horaz** sagt. Was es aber bedeute, wenn die Aufschriften der terenzianischen Komödien melden, daß dieselben mit dieser oder jener Art von Pfeifen gespielt worden, das haben die Gelehrten noch nicht ausgemacht. Die Schäfergedichte **Theokrits** und **Virgils**, mögen auch wohl nie alle seyn gesungen worden: denn da ihre Verfasser nicht wahre, sondern *nur poetische* Schäfer waren, so wurden sie nur zum bloßen

Lesen

Lesen gemacht. Ja selbst die Oden, welche **Pindarus**, **Sappho**, **Anakreon** und **Horaz** in so großer Menge gemacht, sind nicht alle zum Singen verfertiget worden. Man sehe nur z. E. die letztern an, und bemerke, bey was für verschiedenen Gelegenheiten sie verfertiget worden: so wird man selbst gestehen, daß die wenigsten darunter ein einzigmal mögen gesungen worden seyn.

23. §. Da nun dergestalt die Poesie, sich ohne die Ton- und Singekunst beliebt gemacht hatte, so war es kein Wunder, daß noch immer mehr und mehr unmusikalische Gedichte erfunden wurden. Dahin gehören nun die Satiren **Lucils**, des **Horaz**, **Juvenals** und **Persius**; die poetischen Briefe des **Flaccus** und **Naso**; die Elegien **Catulls**, **Tibulls** und des **Propertius**; die Sinngedichte **Martials** und andrer Lateiner; der Griechen voritzo nicht zu gedenken, die in allen diesen Stücken den Römern vorgegangen. Alle diese Gattungen konnten nicht mehr Lieder heißen: Poesien aber, Gedichte oder Verse blieben sie doch, als welchen letztern Namen **Horaz** auch seinen Briefen zugesteht; da er hingegen den ersten nur für die erhabenen Heldenlieder, Lobgedichte und Tragödien aufbehalten wissen will. Noch mehr entfernten sich von der rechten Art, **Hesiodus**, der die tägliche Arbeit eines Landmannes; **Empedokles**, der die ganze Naturlehre; **Aratus**, der die Sternkunst; **Lucretius**, der gleichfalls die Naturwissenschaft; und **Virgil**, der den Feldbau in alexandrinischen Versen beschrieb. Allen dergleichen Werken spricht **Aristoteles** in seiner Dichtkunst, den Namen der Gedichte ab: weil sie nämlich keine Nachahmungen oder Fabeln sind; ob sie gleich das äußerliche Ansehen der poetischen Schreibart beybehalten haben. Zu eben dieser Classe könnte man fast den **Silius Italicus**, **Lucanus** und **Statius** rechnen, deren jener den ganzen punischen, der andre den pharsalischen Krieg, und dieser das ganze Leben **Achills** beschrieben hat. Sie sind also nach dem Urtheile **Aristotels**, und des **Paters le Bossu**, mehr für Historienschreiber in Versen, als für Poeten zu halten: wie an seinem Orte ausführlich soll gewiesen werden. Und

wo bleiben endlich alle Epithalamia, Genethliaca und Epicedia der Alten? die gewiß allezeit zum Lesen; niemals aber, oder doch sehr selten, zum singen verfertiget worden.

24. §. Als bey der Wiederherstellung der freyen Künste in Europa, auch die Poesie wieder in Flor kam, hat man sich nicht an den alten Gattungen der griechischen und römischen Poesien genügen lassen; sondern verschiedene neue, theils musikalische, theils unmusikalische Arten erfunden. Zu jenen gehören die Opern, die aus den singenden Spielen der Meistersänger, ihren Ursprung haben; ferner die Pastorale, Serenaten, Cantaten, Oratorien, Stanzen, Sonnette, Madrigale, Rondeaux und andere Kleinigkeiten, die nicht viel werth sind. Die meisten davon sind von den Italienern erfunden, und im Anfange alle zum Singen bestimmt gewesen. Die **Stanzen** sind Gedichte mit Strophen in langen Zeilen, die wir Gesänge nennen können; wie Tasso sein befreytes Jerusalem beschrieben hat, weswegen er auch die Abtheilungen davon, Canto, nennet. Ein **Sonnet** ist gleichsam ein Lied, dessen erste zwo Strophen, jede von vier Zeilen auf einerley Melodie; die letzte aber, die aus sechs Zeilen besteht, auf eine andere, gesungen werden kann; und also einer pindarischen Ode, mit Satz, Gegensatz und Nachsatz gleich kömmt. Ein **Madrigal** ist wie eine kleine Arie, oder ein französisch Trinklied; und ein **Rondeau** ist nicht viel was anders. Die Franzosen sind ihnen nebst den Engelländern und Holländern bald gefolget, und wir Deutschen geben ihnen gewiß in allen diesen Gattungen nichts nach. Wir haben Opern, Pastorale, Serenaden, Cantaten, Kirchenstücke, Oden, Arien, Sonnette, Madrigale, und Rondeaux die Menge aufzuweisen; obwohl diese drey letztern bey uns niemals gesungen seyn mögen.

25. §. Was die großen Gedichte der Alten betrifft, so haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweisen, das, wo nicht ganz vollkommen, doch nicht so gar zu verwerfen ist, wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht. Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den alten, den Reinecke Fuchs, Theuerdank und Froschmäuseler; sondern

dern auch einen habspurgischen **Ottobert**, die geraubte **Proserpina**, den sächsischen **Wittekind** und König **Friedrichen** von Dännemark. Sind diese noch nicht so gut als **Homer**, **Virgil** und **Tasso**; so sind sie doch nicht schlechter, als das, was **Marino**, **Ariost**, **Chapelain**, **St. Amand** und **Milton** in diesem Stücke geliefert haben. Des Herrn Barons von **Schöneich** Hermann, verdient der Henriade an die Seite gesetzet zu werden. Man muß sich nur über die sklavische Hochachtung alles dessen, was ausländisch ist, erheben, die uns Deutschen bisher mehr geschadet, als genutzet hat. **Pietschens** Sieg Carls des VI. zeigt uns, daß der Verfasser Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln desselben bekannt gewesen wären: aber selbst verdient es noch nicht, in diese Classe zu kommen. **Neukirchs** Telemach aber, ist nur eine Uebersetzung, und kann uns also zu keiner Ehre gereichen. In Trauerspielen, haben wir den Ausländern nicht nur den **Gryphius** und **Lohenstein**, **Hallmann** und **Bressand**, sondern sehr viele andere neuere Dichter entgegen zu setzen, die sich seit zwey und zwanzig Jahren, da diese Dichtkunst zum erstenmal erschienen (ich schreibe dieß 1751.) hervorgethan haben. In dem Neuesten der anmuthigen Gelehrsamkeit steht ein Verzeichniß von etlichen 50 Trauerspielen, die seit dem Cato und der Iphigenia ans Licht getreten. Thun es diese einem **Corneille** und **Racine** noch nicht in allem gleich, so haben sie auch viele Fehler dieser beyden Franzosen nicht an sich; und können es doch, theils mit den neuern Franzosen, theils sowohl mit den Wälschen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in sehr großer Verwirrung ist. In der Komödie haben wir nicht nur **Gryphii**, **Riemers**, und **Weisens**, sondern eine große Menge andrer Stücke in Händen, die seit 200 Jahren bey uns gedruckt worden. Und sind diese gleichfalls mit des **Moliere**, und **Des Douches** Lustspielen nicht zu vergleichen, so dörfen wir doch weder den Wälschen noch Engländern, das allergeringste nachgeben; es wäre denn in der Liebe unsers Vaterlandes: darinnen es uns jene unstreitig

zuvor thun. Doch haben sich auch hier schon einige muntre Köpfe gewiesen, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir auch den Franzosen nicht lange mehr werden den Vorzug lassen dörfen. Man sehe das Verzeichniß unsrer Schauspiele vor meiner deutschen Schaubühne.

26. §. Ich komme endlich auf die Absichten, so die Erfinder und Fortpflanzer der Poesie vor Augen gehabt, deren Kenntniß uns in Untersuchung des wahren Wesens der Poesie, nicht ein geringes Licht geben wird. Man hat ja die alten Dichter allezeit für weise Männer gehalten, und läßt ihnen noch heute zu Tage diesen Ruhm unangetastet. Folglich wird mans ihnen wohl nicht streitig machen, daß sie auch Absichten bey ihren Arbeiten gehabt haben. So mannigfaltig nun dieselben gewesen seyn mögen, so leicht sind sie doch zu errathen. Ihre Gedichte sind ja die Mittel, wodurch sie dieselben zu erlangen gesucht, und wirklich erlanget haben: wozu also dieselben geschickt gewesen sind, das ist für einen Endzweck ihrer Verfasser anzusehen.

27. §. Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder, haben, nach der damaligen Einfalt ihrer Zeiten, wohl nichts anders im Sinne gehabt, als wie sie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so daß derselbe auch in andern, eine gewisse Gemüthsbewegung erwecken möchte. Dahin zielten also ihre lustige und traurige, verliebte, lobende und spöttische Lieder ab: und diesen Endzweck erlangten sie auch, so oft sie ihren eigenen Affect theils durch bequeme Texte, theils durch geschickte Melodeyen, natürlich und lebhaft vorstelleten. Ein Saufbruder machte den andern lustig; ein Betrübter lockte dem andern Thränen heraus; ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten; ein Lobsänger erweckte seinem Helden Beyfall und Bewunderung, und ein Spottvogel brachte durch seinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Gesellschaften zuwege. Die Sache ist leicht zu begreifen, weil sie in der Natur des Menschen ihren Grund hat, und noch täglich durch die Erfahrung bestätiget wird.

28. §.

28. §. Eine so wunderbare Kunst, brachte nun den geschicktesten unter ihren Meistern sehr viel Hochachtung zuwege. Man hörte solche treffliche Sänger gern, man lobte sie sehr, und hielt gar dafür, daß sie etwas mehr als Menschen seyn; oder zum wenigsten einen göttlichen Beystand haben müßten. Dieses ließen sich auch die Poeten gefallen, ja sie bemühten sich, einen so vortheilhaften Gedanken von ihrer Kunst nicht nur zu unterhalten, sondern auch je mehr und mehr zu bestärken. In diesem Vorhaben ließen sie sichs angelegen seyn, allerley annehmliche und reizende Sachen in ihre Lieder zu bringen, dadurch sie die Gemüther der Zuhörer noch destomehr an sich locken, und gleichsam fesseln könnten. Nichts war dazu bey der einfältigen Welt geschickter, als kleine Historien oder Fabeln, die etwas wunderbares und ungemeines in sich enthielten. Man sieht es ja an kleinen Kindern, wie begierig sie nach der Erzählung ihrer Wärterinnen sind; und diesen unerfahrnen und neugierigen Creaturen waren die ältesten Völker ganz gleich Das bezauberte nun gleichsam die sonst ungezogenen Gemüther. Die wildesten Leute verließen ihre Wälder, und liefen einem **Amphion** oder **Orpheus** nach, welche ihnen nicht nur auf ihren Leyern etwas vorspielten; sondern auch allerley Fabeln von Göttern und Helden vorsungen: nicht viel besser, als etwan itzo auf Messen und Jahrmärkten die Bänkelsänger mit ihren Liedern von Wundergeschichten, den Pöbel einzunehmen pflegen.

29. §. In dieser einmal erhaltenen Hochachtung, erhielten sich die nachfolgender Dichter, durch die Schönheit des Ausdruckes und durch die untermischten weisen Lehren und Sittensprüche. Die Poeten redeten nicht die gemeine Sprache der andern Leute, sondern ihre Redensarten waren edel und erhaben, ihre Worte ausgesucht, ihre Sätze neu und wohlklingend: und ihr ganzer Vortrag ward bisweilen in einer verblümten, oder gar allegorischen Schreibart abgefasset. So viel Witz und lebhafte Einbildungskraft sie dadurch bewiesen: so viel Verstand und hohe Weisheit, zeigten sie durch die trefflichen Sittenlehren und Lebensregeln, die sie in ihren Liedern mit

seyn, womit man sich gegen andre Völker breit machen, und ihren Dichtern Trotz biethen will. Indessen bleibt es doch in allen Gattungen der Gedichte bey **Horazens** Ausspruche:

> Der wird vollkommen seyn, der theils ein lehrreich Wesen,
> Und theils was liebliches durch seinen Vers besingt;
> Zugleich dem Leser nützt, zugleich Ergetzung bringt.
> Ein solch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet,
> Bis es dem Dichter gar Unsterblichkeit gebiehret. Dichtk. v. 495.

33. §. Bey dem allen ist es nicht zu leugnen, daß nicht, nach dem Urtheile des großen **Aristotels**, das Hauptwerk der Poesie in der geschickten Nachahmung bestehe. Die Fabel selbst, die von andern für die Seele eines Gedichtes gehalten wird, ist nichts anders, als eine Nachahmung der Natur. Dieß wird sie nun durch die Aehnlichkeit mit derselben: und wenn sie diese hat, so heißt sie wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit ist also die Haupteigenschaft aller Fabeln; und wenn eine Fabel nicht wahrscheinlich ist, so taugt sie nichts. Wie kann sie aber wahrscheinlich seyn, wenn sie nicht die Natur zum Vorbilde nimmt, und ihr Fuß vor Fuß nachgeht? **Horaz** schreibt:

> Die Fabel laute so, daß sie der Wahrheit gleicht,
> Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube:
> Man reiße nicht das Kind den Hexen aus dem Leibe,
> Wenn sie es schon verzehrt. Dichtk. v. 489.

34. §. Diese Nachahmung der Poeten, geschieht entweder vermittelst einer sehr lebhaften Beschreibung, oder durch eine epische und dramatische Erzählung, oder gar durch lebendige Vorstellung desjenigen, was sie nachahmen. Und dadurch unterscheidet sich der Dichter von einem Maler, der nur mit Farben, und einem Bildhauer, der in Stein oder Holz seine Nachahmung verrichtet. Will man sagen, daß auch in ungebundener Rede solche Nachahmungen zu geschehen pflegen, die wir der Poesie zueignen; als wann zum Exempel **Aesopus** prosaische Fabeln macht, oder **Livius** und andre Geschichtschreiber gewißen großen Männern solche Reden andichten, die sie zwar nicht von Wort zu Wort gehalten, aber doch wahrscheinlicher Weise hätten halten können: so werde ich

antworten, daß sowohl **Aesopus**, als solche dichtende Geschichtschreiber, in so weit sie dichten, unter die Poeten gehören. Die Verse machen das Wesen der Poesie nicht aus, vielweniger die Reime. Können doch ganze Heldengedichte in ungebundener Rede geschrieben werden. Denn wer wollte es leugnen, daß nicht die prosaische Uebersetzung, welche die Frau **Dacier** vom **Homer** gemacht, noch ein Heldengedicht geblieben wäre; oder daß **Fenelons** Telemach kein poetisches Werk wäre? Kinder und Unwissende bleiben am äußerlichen kleben, und sehen auch eine scandirte und gereimte Prose für ein Gedicht, und jeglichen elenden Versmacher für einen Poeten an: Kenner aber halten es mit dem **Horaz**, der uns einen Poeten so beschreibt:

- - - neque enim concludere versum
Dixeris esse satis; neque si quis scribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse Poetam:
Ingenium cui sit, cui mens divinior, et os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.

Lib. I. Sat. 4.

Nun weis ich zwar, daß aus diesen Worten einige Neuere, ihre düstre ästhetische Schreibart, als das Wesentliche der Dichtkunst auf den Thron zu erheben gesuchet. Allein ein anders ist der Mann, ein anders der Rock den er trägt. Man kann auch dogmatische und historische Sachen in einer schwülstigen und finstern Art des Ausdruckes vortragen: wie **Jakob Böhme, Pordätsch, Erasmus Francisci**, und andre Schwärmer mehr gethan haben. Allein solche wilde ästhetische Köpfe sind darum keine **Homere** und **Maronen**. Die Nachahmung der Handlungen und Leidenschaften des Menschen, wird wohl allemal das Hauptwerk der Dichtkunst bleiben: weil Fabeln auch dann Gedichte sind, wenn sie wie die äsopischen, in der einfältigsten und ungekünsteltsten Art des Ausdruckes erscheinen.

Das II. Hauptstück.
Von dem Charactere eines Poeten.

1. §.

Nachdem wir den Ursprung und das allmählige Wachsthum der Poesie kürzlich erwogen haben: so ist es nicht undienlich, von einem wahren Poeten einen Abriß zu machen, und ihn nach allen seinen Eigenschaften zu beschreiben. Man ist mit diesem Namen zu allen Zeiten gar zu freygebig gewesen; weil man nicht sattsam eingesehen, was für eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte, wieviel Gelehrsamkeit, Erfahrung, Uebung und Fleiß zu einem rechtschaffenen Dichter gehören. Und das ist kein Wunder gewesen. Gemeiniglich haben sichs diejenigen angemaßet, den Titel eines Poeten auszutheilen, die einen viel zu seichten Verstand, und eine viel zu blöde Einsicht in das Wesen der wahren Dichtkunst gehabt. Der Pöbel hat sich allezeit ein Recht zueignen wollen, von poetischen Scribenten zu urtheilen: und dieses ist desto lächerlicher, da ihm die Beurtheilung prosaischer Schriften niemals zugestanden worden. Kann er nun hierinnen keinen gültigen Ausspruch thun, und die Verfasser derselben, weder für gute Historienschreiber, noch für Redner, Philosophen, Arzneyverständige oder Rechtsgelehrte erklären: wie wird er vermögend seyn, von Gedichten zu urtheilen, deren Einrichtung und Ausarbeitung desto schwerer zu prüfen ist; je mehr sie unter so vielen äußerlichen Schönheiten und Zierrathen, dadurch auch kritische Augen zuweilen verblendet werden, verhüllet ist, ja tief verborgen liegt. **Plinius** schreibt an einem Orte; von Künstlern könne nur ein Künstler urtheilen. Man wird also mit der Poesie wohl nicht unbilliger umgehen wollen, als mit der Musik, Malerey, Baukunst und dem Bildschnitzen. Wer be-

ruft sich aber in allen diesen Künsten auf das Urtheil des großen Haufens? Das würden schlechte Meister darinnen werden, die ihren Ruhm in dem Beyfalle eines eigensinnigen Volkes suchen wollten, welches ohne Verstand und ohne Regeln von ihren Sachen urtheilet; und dessen Geschmack die unbeständigste Sache von der Welt ist.

2. §. Es trifft freylich zuweilen zu, daß ein ganzes Land oder eine große Stadt sich an lauter regelmäßige Sachen gewöhnet, und so zu reden, eine zeitlang Geschmack daran findet. Aber dieser gute Geschmack kann nicht lange Zeit erhalten werden; wenn es nicht Kunstverständige darunter giebt, die dasjenige, was der gemeine Mann nach der sinnlichen Empfindung liebet, nach richtigen Grundregeln für gut und schön erkennen. Ohne solche Meister geht der gute Geschmack bald wieder verlohren, wie wir an den Beyspielen der Griechen und Römer, ja der neuern Wälschen und Franzosen gesehen haben. Die Leichtsinnigkeit der menschlichen Gemüther, sucht allezeit eine Veränderung: und wie leicht geschieht es da, daß Leute von keiner Einsicht, an statt der wahren Schönheiten, die aus wirklichen Vollkommenheiten entstehen, auf scheinbare verfallen; die oft die bloße Sinnlichkeit eben so sehr belustigen, als die ersten. Alsdann verfällt alles in Verachtung, was vorhin mit gutem Grunde war hochgeschätzet worden. Der allgemeine Beyfall einer Nation kann also nicht eher von der Geschicklichkeit eines Meisters in freyen Künsten, ein gültiges Urtheil fällen, als bis man vorher den guten Geschmack derselben erwiesen hat. Dieses aber geschieht nicht anders, als wenn man zeiget: daß derselbe mit den Regeln der Kunst übereinstimmet, die aus der Vernunft und Natur hergeleitet worden. Ich habe hiermit beyläufig meinen Begriff von dem guten Geschmacke entdecket; einer Sache, davon zu itziger Zeit überall so viel Redens und Schreibens ist. Weiter unten wird mehr davon vorkommen; denn zu einem guten Poeten gehört auch ein guter Geschmack. Aus dem vorhergehenden aber schließe ich, daß wir die, zu einem wahren Dichter ge-

hörigen Eigenschaften von denen lernen müssen, die das innere Wesen der Poesie eingesehen; die Regeln der Vollkommenheit, daraus ihre Schönheiten entstehen, erforschet haben, und also von allem, was sie an einem Gedichte loben und schelten, den gehörigen Grund anzuzeigen wissen.

3. §. Wenn man nun ein gründliches Erkenntniß aller Dinge Philosophie nennet: so sieht ein jeder, daß niemand den rechten Character von einem Poeten wird geben können, als ein Philosoph; aber ein solcher Philosoph, der von der Poesie philosophiren kann, welches sich nicht bey allen findet, die jenen Namen sonst gar wohl verdienen. Nicht ein jeder hat Zeit und Gelegenheit gehabt, sich mit seinen philosophischen Untersuchungen zu den freyen Künsten zu wenden, und da nachzugrübeln: woher es komme, daß dieses schön und jenes häßlich ist; dieses wohl, jenes aber übel gefällt? Wer dieses aber weis, der bekömmt einen besondern Namen, und heißt ein Kriticus. Dadurch verstehe ich nämlich nichts anders, als einen Gelehrten, der von freyen Künsten philosophiren, oder Grund anzeigen kann. Diesen Begriff hat niemand besser ins Licht gestellet, als der berühmte Graf **Shaftsbury**, in seinem gelehrten Werke: Characteristic's of Men, Manners and Times, im II. Theile des I. Bandes, Advice to an Author; welches Werk neulich von einer geschickten Feder ins Deutsche übersetzt worden. Was uns nun dergleichen Kunstrichter, solche philosophische Poeten, oder poesieverständige Philosophen sagen werden, das wird wohl ohne Zweifel weit gründlicher seyn, und einen richtigern Begriff von einem wahren Dichter bey uns erwecken; als was der große Haufe, nach einer betrüglichen Empfindung seines unbeständigen Geschmackes, zu loben oder zu tadeln pflegt. Denn ich bin hier gar nicht der Meynung des sonst so scharfsinnigen **Cicerons** zugethan, der in seinem andern Buche vom Redner schreibt: Omnes tacito quodam sensu, sine ulla arte aut ratione, quae sint in artibus ac rationibus recta ac prava, dijudicant. Vielmehr halte ichs mit dem **Seneca**, der an einem Orte seiner Schriften das Gegentheil behauptet: Non tam

bene cum rebus mortalium agitur, vt meliora pluribus placeant. Argumentum pessimi, turba est.

4. §. Unter den Griechen ist ohne Zweifel **Aristoteles** der beste Kriticus gewesen, was nämlich die Redekunst und Poesie anlanget. Es ist ein Glück, daß seine Schriften von beyden Künsten nicht ganz verlohren gegangen; denn von der Dichtkunst haben wir freylich nur einen Theil übrig behalten. Indessen zeugen doch beyde Bücher, eben so wohl von dem durchdringenden Verstande dieses großen Weltweisen, als seine übrige Schriften. Er hat das innere Wesen der Beredsamkeit und Poeterey aufs gründlichste eingesehen, und alle Regeln, die er vorschreibt, gründen sich auf die unveränderliche Natur der Menschen, und auf die gesunde Vernunft. Haben gleich einige andere Kunstrichter und poetische Freygeister sein Joch abzuschütteln gesucht, und uns entweder von allen Regeln befreyen, oder ganz neue und willkührliche einführen wollen: so haben sie doch bey keinem Vernünftigen Beyfall gefunden. Nichts würde also für mich erwünschter seyn, als wenn dieser tiefsinnige Mann auch den ausführlichen Character eines wahren Poeten gemacht hätte: denn so dörfte man sich nur daran halten, und könnte so wohl sich selbst, als andre, nach Anleitung desselben, gehörig prüfen. Allein wir finden in seiner Poetik im I. II. und III. Capitel nur etwas weniges, das uns auf die rechte Spur helfen kann. Er lehret nämlich gleich im Anfange derselben, daß die ganze Poesie nichts anders sey, als eine Nachahmung menschlicher Handlungen; und daß also der Unterscheid verschiedener Gedichte, bloß auf die mancherley Arten der Nachahmung ankomme. Man könne aber die Handlungen der Menschen in gute und böse eintheilen; und die Sitten der Welt wären nur durch diese beyden Eigenschaften unterschieden. Wer also Menschen abbilden wolle, der könne sie sich entweder besser, oder schlechter vorstellen, als sie sind; oder dieselben ganz ähnlich schildern. Dieses erläutert er durch das Exempel der Maler, und zieht es hernach auf verschiedene Arten der Poesie.

Dieses giebt, meines Erachtens, Anleitung genug, wie man einen Poeten zu characterisiren habe.

5. §. Ich sage also erstlich: ein Poet sey ein geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge: und dieses hat er mit den Malern, Bildhauern, Musikverständigen u. a. m. gemein. Er ist aber zum andern, auch von ihnen unterschieden; und zwar durch die Art seiner Nachahmung, und durch die Mittel, wodurch er sie vollzieht. Der Maler ahmet sie durch Pinsel und Farben nach; der Bildschnitzer durch Holz und Stein, oder auch durch den Guß in Gyps und allerhand Metallen; der Tanzmeister durch den Schritt und die Bewegungen des ganzen Leibes; der Tonkünstler durch den Tact und die Harmonie: der Poet aber thut es durch eine tactmäßig abgemessene, oder sonst wohl eingerichtete Rede; oder, welches gleich viel ist, durch eine harmonische und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedicht nennen. Eben das hat uns Horaz oben zu verstehen gegeben, da er schrieb:

> Respicere exemplar vitæ morumque, jubebo
> Doctum *imitatorem*, et veras hinc ducere voces.

Imgleichen:

> Ficta voluptatis caussa sint proxima veris.

Oder auch:

> Aut famam sequere, aut sibi convenientia finge.

6. §. So fremde vielen diese Beschreibung eines Dichters vorkömmt, so vollständig und fruchtbar ist sie in der That. Ein Poet wird dadurch nicht nur von den Meistern obgedachter freyen Künste; sondern auch von den Liebhabern aller andern Theile der Gelehrsamkeit unterschieden. Ein Geschichtschreiber soll nicht nachahmen, was wir Menschen zu thun pflegen, oder wahrscheinlicher Weise gethan haben könnten, thun sollten, oder thun würden, wenn wir in solchen Umständen befindlich wären: sondern man fodert von ihm, daß er getreulich dasjenige erzählen solle, was sich hier oder da, für Begebenheiten zugetragen haben. Ein Redner soll nicht nachahmen, was andre Leute thun; sondern die Leute überreden,

den, etwas für wahr oder falsch zu halten, und sie bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Ein Weltweiser ist gleichfalls von der Nachahmung entfernet, indem er uns die Gründe von der Möglichkeit aller Dinge untersuchen lehret. Wie die Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunst und andre Wissenschaften mehr, von der Poesie unterschieden sind, das wird ein jeder leicht abnehmen können. Der Dichter ganz allein, hat dieses zu einer Haupteigenschaft, daß er der Natur nachahmet, und sie in allen seinen Beschreibungen, Fabeln und Gedanken, sein einziges Muster seyn läßt.

7. §. Es ist wahr; man macht hier verschiedene Einwürfe. Der Geschichtschreiber, sagt man, schildert ja auch diejenigen Personen, Sachen und Oerter ab; von welchen er uns Erzählungen macht. Er führt seine Helden wohl gar redend ein, und läßt sie oft Dinge sagen, die sie zwar hätten sagen können, aber in der That niemals gesagt haben: wie wir in griechischen und lateinischen Scribenten häufige Exempel davon vor Augen haben. Dieser Zweifel ist es schon werth, daß er beantwortet werde. Ich sage also fürs erste: nicht alles, was ein Geschichtschreiber thut; das thut er als ein Geschichtschreiber. Z. E. Er schreibt ja auch nach den Regeln der Sprachkunst: wer glaubt aber deswegen, daß die richtige Schreibart zum Wesen der Historie gehöre, und nicht vielmehr der Grammatik eigen sey? Ein Geschichtschreiber kann freylich wohl auch moralisiren, und politische Anmerkungen in seine Erzählungen mischen, wie Tacitus und andre gethan haben: gehört das aber eigentlich zur Historie? Und ist dieses deswegen nicht für eines Sittenlehrers und Staatskündigen eigentliche Pflicht zu halten? Eben so gehts mit den vielen Bildern, Charactern und erdichteten Reden, die in Geschichtbüchern vorkommen. Sie sind poetische Kunststücke, die ein Geschichtschreiber nur entlehnet, um seine trockene Erzählungen dadurch ein wenig anmuthiger zu machen. Er ist gleichsam, wie ein Bildschnitzer beschaffen, der die Gesichter und Kleidungen seiner Kunststücke, auch noch mit Pinsel und Farben übermalet: nicht, als wenn das Malen eigentlich sein

Werk wäre; sondern weil er einer andern Kunst Hülfe brauchet, seine Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen.

8. §. Fürs andre habens auch die Kunstrichter an einigen Geschichtschreibern vorlängst gemisbilliget, daß sie die Regeln der historischen Schreibart gar zu sehr aus den Augen gesetzet. Man lese nur nach, was einige von dem **Florus**, und le Clerc vom **Curtius**, wegen seiner gekünstelten Beschreibungen geurtheilet haben. Man hat kein Bedenken getragen, diesen Scribenten eine poetische Schreibart zuzueignen: welches sattsam zeiget, daß die lebhaften Beschreibungen eigentlich in der Dichtkunst zu Hause gehören; sonderlich, wenn sie, wie des **Curtius** seine, nur aus dem bloßen Witze des Scribenten herkommen. Und was soll ich von den Reden eines **Thucydides, Xenophons, Livius, Sallustius**, u. a. m. sagen? Man hat es längst erkannt, daß sie Proben von der dichtenden Einbildungskraft dieser Scribenten wären; dazu sie, als Geschichtschreiber, nicht wären verbunden gewesen. Sie haben aber hierinn lieber dem **Homer**, dessen Schriften einen allgemeinen Beyfall hatten, nachahmen, als ihre eigne Pflichten in Betrachtung ziehen wollen. Und man hat sie deswegen mit Recht getadelt; weil es einem aufrichtigen Verfasser historischer Nachrichten nicht zusteht; das geringste in den wahren Begebenheiten zu ändern, auszulassen oder hinzu zu setzen. Wie haben aber gedachte Scribenten diese Pflicht in solchen Reden beobachten können, die sie berühmten Leuten viele Jahrhunderte nach ihrem Tode gedichtet? Zum wenigsten hat **Curtius** dem scythischen Gesandten eine Anrede an **Alexandern** in den Mund geleget; die derselbe, allem Ansehen nach, unmöglich so schön und künstlich hätte halten können. Was ich hier von der Historie zur Antwort gegeben habe, das läßt sich mit leichter Mühe, auf alle übrige Einwürfe, die man von andern Wissenschaften hernimmt, deuten, und gehöriger maßen anwenden.

9. §. **Aristoteles** hat es schon ausgeführt, wie natürlich es dem Menschen sey, alles was er sieht und höret, nachzuahmen. *In unsrer zärtesten* Jugend geht dieses schon an. Man sagt,

die Kinder sind wie Affen; weil sie alles nachmachen, was die Erwachsenen thun. Man möchte aber mit besserm Rechte sprechen, die Affen sind wie Kinder: denn diesen gebührt sonder Zweifel im Nachahmen der Vorzug. Alles, was wir lernen und fassen, das fassen und lernen wir durch die Nachahmung. Das Gehen und Stehen, Reden und Singen, das Essen und Trinken, ja Lesen und Schreiben, entsteht bey uns aus keiner andern Quelle.

> Von andern Thieren zwar, kennt jedes seine Kraft,
> Und weis auch von Natur von seiner Eigenschaft;
> Der Mensch allein, ihr Haupt, der Herr so vieler Sachen,
> Muß alles, was er thut, von andern lernen machen:
> Und daß er ißt und trinkt, redt, sitzt, steht, geht und liegt,
> Kömmt nur durch Unterricht, schläft auch nicht ungewiegt.
> Opitz im II. Buch der Trostged.

Daraus leitet nun der tiefsinnige Weltweise den Ursprung der Poesie her. So viel ist gewiß, daß diejenigen Knaben, welche die größte Geschicklichkeit zum Nachahmen an sich blicken lassen, auch die größte Fähigkeit zur Poesie besitzen. Zeiget sich aber jene sonderlich im Schreiben, in der Malerey und Musik, imgleichen im Tanzen u. s. f.: so sieht man wohl, daß Kinder, die zu dergleichen Uebungen viel Naturell und Lust haben, auch zur Dichtkunst selbst, eine treffliche Geschicklichkeit erlangen können; wenn nur auch die Auferziehung sonst darnach eingerichtet ist.

10. §. Weil nun diese natürliche Geschicklichkeit im Nachahmen bey verschiedenen Leuten auch sehr verschieden ist; so daß einige fast ohn alle Mühe eine große Fertigkeit darinnen erlangen, andre hergegen bey vieler Quaal und Arbeit dennoch hinten bleiben: so hat man angefangen zu sagen, daß die Poeten nicht gemacht; sondern gebohren würden, daß sie den heimlichen Einfluß des Himmels fühlen, und durch ein Gestirn in der Geburt zu Poeten gemacht seyn müßten: das heißt in ungebundener Schreibart nichts anders, als ein gutes und zum Nachahmen geschicktes Naturell bekommen haben. Opitz schreibt:

vorbrachten. Die alten Poeten waren nämlich die ersten Weltweisen, Gottesgelehrten, Staatsmänner: oder umgekehrt, die ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, das rohe Volk dadurch zu zähmen. Horat. Dichtk. v. 567.

> Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten,
> Zu zeigen, was für gut und strafenswerth zu halten,
> Was recht und schändlich war; der Unzucht feind zu seyn,
> Den Beyschlaf abzuthun, den Ehstand einzuweihn,
> Die Städte zu erbaun, Gesetze vorzuschreiben:
> So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.

Dergestalt wurden nun die ältesten Poeten für Gottesgelehrte, Staatskündige, Rechtsverständige, und Weltweise zugleich gehalten. Sie waren auch in der That alles in allem, und wurden also für Lehrer des menschlichen Geschlechts, für außerordentliche, ja recht göttliche Männer angesehen; die nothwendig alles was sie sungen, aus einer höhern Eingebung, nämlich von dem Beystande der Musen und des Apollo, herhaben müßten.

30. §. Alle diese Kunstgriffe hat Homer in seinen beyden Heldengedichten, Ilias und Odyssee, auf eine geschickte Art zu verbinden gewußt. Er erzählt wahre Geschichte; er erdichtet Fabeln von Göttern und Helden; er erregt die Affecten; er schreibt edel und erhaben; er lehrt und belustiget endlich seine Leser, auf eine so künstliche Art und Weise, daß man sich lange vergebens bemühet hat, seine rechte Hauptabsicht zu errathen. Ohne Zweifel aber hat er mit Fleiß alle Schönheiten der Poesie in einem Meisterstücke verknüpfen, die gemeine Wohlfahrt seiner Griechen befördern, und sich selbst dadurch in besondre Hochachtung setzen wollen. Er hat auch seinen Endzweck damit völlig erreichet; denn es ist bekannt, wie hoch derselbe zwey bis drey tausend Jahre her, von allen, die ihn verstanden, geschätzet worden. Einige sind in dieser Hochachtung so weit gegangen, daß sie gar alle seine Fehler für schön ausgegeben, und alle seine Schnitzer canonisiren wollen. Andre aber haben zwar die Mängel erkannt, aber sie, wie es billig war, mehr seinen Zeiten, als ihm selbst beygelegt; und

ihm dessen ungeachtet, doch das Lob eines recht großen, lebhaften und glücklichen Geistes, nicht abgesprochen. Man sehe des Herrn de la Motte Discours, über den Homer, den er vor seiner französischen Ilias drucken lassen, und Popens Leben Homers, wie es meine Freundinn in der Sammlung auserlesener Stücke 1749. deutsch herausgegeben hat. Mit dem Virgil hat es eben die Bewandniß.

31. §. Die Tragödien und Komödien anlangend, so ist die Absicht ihrer Verfasser gewiß eben dieselbe gewesen. Man findet was wahres, aber auch was erdichtetes darinnen. Man suchet durch Exempel der Tugenden und Laster, die Zuschauer zu unterrichten. Die Erregung der Affecten ist hier noch weit lebhafter, als in jenem, weil die sichtbare Vorstellung der Personen weit empfindlicher rühret, als die beste Beschreibung. Dadurch aber suchet man die Leidenschaften der Zuschauer zu reinigen. Die Schreibart ist, sonderlich im Trauerspiele so edel und erhaben, wie die Sachen selber sind: und an lehrreichen Sprüchen hat es eher einen Ueberfluß als Mangel. Selbst die Komödie lehret und unterrichtet die Zuschauer, obwohl sie das Gelächter erweckt; und also haben freylich auch ein Sophokles, Euripides, Menander und Terenz Ehre genug durch ihre Poesien erlanget, und ihren Zweck, nämlich die Erbauung und Belustigung der Zuschauer, dergestalt vollkommen erhalten.

32. §. Was die kleinen Gattungen der Gedichte anlangt, so sind dieselben freylich so vollkommen nicht. Einige erzählen nur; andere sind bloße Fabeln; noch andere klagen nur allein; und einige sind bloß zum Lehren gemacht. In einigen will man nur loben, und in andern schlechterdings spotten. Viele sind auch nur zum Scherze und zur Belustigung gemacht: und also haben sich die Verfasser derselben gleichsam in die Vollkommenheiten der größern getheilet. Sie erhalten dergestalt auch nur ein geringes Lob, weil zu einer einzigen poetischen Absicht, auch ein sehr seichter Geist und mäßiger Witz schon zulänglich ist. Daher bringen auch solche poetische Kleinigkeiten einer Nation nicht viel Ehre. Es muß was größers

treflichsten Stellen derselben aufmerksam machet; ihnen die Schönheit derselben recht vor Augen stellet, und durch ein vernünftiges Lob ihrer Verfasser, sie anspornet, nach gleicher Ehre zu streben.

13. §. Dieses thut man, wenn die Jugend ihren Verstand schon einigermaßen brauchen kann: der Grund aber kann noch früher dazu geleget werden, wenn man sie beyzeiten im Zeichnen und Reißen unterweisen läßt. Es glaubt niemand, was diese Uebung jungen Leuten für Vortheil schaffet; als wer sie mit philosophischen Augen ansieht. Wer einen vor Augen liegenden Riß nachmalen will, der muß sehr genau auf alle gerade und krumme Linien, Verhältnisse, Größen, Stellungen, Entfernungen, Erhebungen, Schattirungen und Strichlein, ja auf die allerkleinsten Puncte Achtung geben. Durch dergleichen Uebung und Bemühung erlangt man also einen hohen Grad der Aufmerksamkeit, auf jede vorfallende Sache; welche endlich zu einer Fertigkeit gedeihet, in großer Geschwindigkeit, und fast im Augenblicke viel an einer Sache wahrzunehmen; welche Fertigkeit wir vorhin die Scharfsinnigkeit genannt haben. Indem aber ein solcher Knabe sich ferner bemühet, seinen Riß, dem vorgelegten Musterbilde ähnlich zu machen: so muß er die Aehnlichkeiten zwischen beyden wahrnehmen lernen, das ist, seinen Witz üben. Fängt er endlich gar an, wirkliche Personen abzuschildern, oder Gegenden und Landschaften zu malen, die er wirklich vor sich sieht: so wird er noch fertiger. Am höchsten bringt ers endlich, wann er aus seiner eigenen Erfindung ganze Historien wohl zu entwerfen, und auf eine sehr lebhafte, natürliche und folglich anmuthige Art auszumalen geschickt wird. Dergleichen Uebungen nun bilden unvermerkt poetische Geister. Denn dafern durch das Studiren, solchen jungen Leuten zugleich die Fertigkeit in der Sprache, die Kenntniß vieler Sachen, nebst den Regeln der gebundenen Schreibart beygebracht wird: so werden sie hernach eben so geschickt, mit der Feder, als mit Pinsel und Farben, die Nachahmung natürlicher Dinge zu vollziehen wissen.

14. §. Denn das muß man nothwendig wissen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfsinnigkeit und Witz bey einem Poeten noch nicht ausgerichtet ist. Dieß ist zwar der Grund von seiner Geschicklichkeit, den die Natur legt: aber es gehört zu dem Naturelle auch die Kunst und Gelehrsamkeit. Muß doch ein Maler, der was rechtes thun will, in der Meßkunst, Perspectiv, Anatomie, Mythologie, Historie, Baukunst, ja Logik und Moral was gethan haben; wenn ers zu einiger Vollkommenheit bringen will. So wird denn ein Poet, der auch die unsichtbaren Gedanken und Neigungen menschlicher Gemüther nachzuahmen hat, sich nicht ohne eine weitläuftige Gelehrsamkeit behelfen können. Es ist keine Wissenschaft von seinem Bezirke ganz ausgeschlossen. Er muß zum wenigsten von allem etwas wissen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit sich ziemlicher maßen umgesehen haben. Ein Poet hat ja Gelegenheit, von allerley Dingen zu schreiben. Begeht er nun Fehler, die von seiner Unwissenheit in Künsten und Wissenschaften zeugen, so verliert er sein Ansehen. Ein einzig Wort giebt oft seine Einsicht, oder auch seine Unerfahrenheit in einer Sache zu verstehen. Ein einzig Wort kann ihn also in Hochachtung oder in Verachtung setzen; nachdem es entweder seine Gelehrsamkeit, oder Unwissenheit an den Tag legt. Daraus folgt nun unfehlbar, daß ein Poet keine Wissenschaft so gar verabsäumen müsse, als ob sie ihn nichts angienge. Er muß sich vielmehr bemühen, von allen, zum wenigsten einen kurzen Begriff zu fassen; damit er sich, wo nicht in allen geschickt erweisen, doch mindstens in keiner einzigen auf eine lächerliche Art verstoßen möge.

15. §. Vieleicht wendet man mir ein: Ich machte den Begriff von einem Poeten zu groß und zu vollkommen; dergleichen Leute von allgemeiner Gelehrsamkeit hätte es wohl noch nie gegeben; inskünftige aber, würde man sie noch weniger zu gewarten haben, da die Anzahl der Wissenschaften und Künste fast täglich größer würde. Hierauf will ich zur Antwort geben: daß man nicht übel thue, wenn man eine Sache nach ihrer größesten Vollkommenheit abschildert.

So haben die Stoiker ihren Weisen, die Lehrer der Redekunst ihren vollkommenen Redner, und die heutigen Weltweisen einen vollkommenen Philosophen beschrieben. Es ist gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat, darnach man streben kann, wenn es gleich noch niemand erreichet hätte. Je näher man ihm kömmt, desto vollkommner ist man: und der am wenigsten davon entfernet bleibt, der ist am lobwürdigsten. Gesteht aber **Seneca** von dem stoischen Weisen, **Cicero** von einem vollkommenen Redner, und Herr **Wolf** von einem vollkommenen Philosophen, daß dergleichen noch niemals in der Welt zu finden gewesen: so wollen wir auch bekennen, daß noch kein Poet den höchsten Gipfel in seiner Kunst erreichet habe. Die Erfahrung hat es gewiesen. An den berühmtesten alten und neuen Dichtern haben scharfe Kunstrichter mit gutem Grunde so viel auszusetzen gefunden; daß man auch hier die menschliche Unvollkommenheit nur gar zu deutlich hat wahrnehmen können. Wie aber deswegen, weder die Stoiker nach Weisheit, noch die Redner nach Beredsamkeit, noch die Philosophen nach der philosophischen Erkenntniß zu streben aufgehöret haben: also darf auch kein Liebhaber der Dichtkunst den Muth sinken lassen.

> Denn dieß gilt dahin nicht, daß diese Schwierigkeit
> Dich läßig machen soll. Der Gaben Unterscheid
> Der hebt nicht alles auf. Kannst du dem Ueberreichen,
> An seinem großen Schatz und Vorrath, nicht wohl gleichen:
> So ist dir wenig gnug. Spann alle Sinnen an,
> Wer weis, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
> Schreib wenig, wo nicht viel; doch das nach Arbeit schmecket:
> Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
> Zwo Zeilen oder drey, von Buchnern aufgesetzt,
> Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geschätzt.
> Nur eine Fliege, wohl und nach der Kunst gemalet,
> Ist ihres Lobes werth, und wird so wohl bezahlet,
> Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
> Den nur ein Sudler hat geschmieret von der Hand.
> Kannst du kein Opitz seyn, kein theurer Flemming werden:
> O! es ist Raum genug vom Himmel bis zur Erden rc.

Rachel Sat. der Poet.

16. §.

16. §. Vor allen Dingen aber ist einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menschen nöthig, ja ganz unentbehrlich. Ein Poet ahmet hauptsächlich die Handlungen der Menschen nach, die von ihrem freyen Willen herrühren, und vielmals aus den verschiedenen Neigungen des Gemüths und heftigen Affecten ihren Ursprung haben. Denn wenn gleich einige, wie Tasso, Milton, und seine Nachahmer unter uns, auch Engeln und Teufel nachzuahmen gesuchet: so ist dieses so zu reden, aus ihrer Sphäre ausgeschweifet. Wie kann eine Abschilderung gelingen, deren Originale man wenig, oder gar nicht kennet? Strabo setzt also mit Recht den Menschen zum Gegenstande der Dichtkunst. Daher muß derselbe ja die Natur und Beschaffenheit des Willens, der sinnlichen Begierde, und des sinnlichen Abscheues in allen ihren mannigfaltigen Gestalten gründlich einsehen lernen. Wie würde es ihm sonst möglich seyn, einen Geizigen, Stolzen, Verschwendrischen, Zänkischen, Verliebten, Traurigen, Verzagten u. s. w. recht zu characterisiren? Alle Bewegungen des Willens entstehen aus den Meynungen und Urtheilen des Verstandes, so wie diese in den verschiedenen Vorstellungen der Sinne ihren Grund haben. Der Poet muß also auch die Gemüthskräfte der vernünftigen Seele, und ihren verschiedenen, sowohl bösen als guten Gebrauch kennen; damit er thörichte Leute thöricht, und so ferner Abergläubische, Leichtgläubige, Ungläubige, Vernünftler, Grübler, Zweifler, Einfältige, Spitzfündige, Verschlagene, Dumme und Kluge nach ihrer gehörigen Art abzuschildern und nachzuahmen im Stande sey. Sind ferner die Handlungen der Menschen gut oder böse: so wird er nicht im Stande seyn, dieselben recht zu beurtheilen, wenn er nicht das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunst gründlich versteht. Das ist nun diejenige Wissenschaft von den Charactern und Pflichten der Menschen, die Horaz in seiner obstehenden Dichtkunst so eifrig von einem Poeten fodert, und ihm zu wiederholten malen einschärfet.

Qui didicit Patriæ quid debeat, et quid Amicis,
Quo sit amore parens, quo frater amandus, et hospes,
Quid sit conscripti, quod judicis officium, quæ
Partes in bellum missi ducis, ille profecto.
Reddere personæ scit convenientia, cuique. *

17. §. So nothwendig nun einem Poeten die Philosophie ist: so stark muß auch seine Beurtheilungskraft seyn. Es würde nichts helfen, witzig und scharfsinnig zu seyn, wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unsinnige Dichter: dafern das Feuer der Phantasie nicht durch eine gesunde Vernunft gemäßiget wird. Nicht alle Einfälle sind gleich schön, gleich wohlgegründet, gleich natürlich und wahrscheinlich. Das Urtheil des Verstandes muß Richter darüber seyn. Es wird nirgends leichter ausgeschweifet, als in der Poesie. Wer seinen regellosen Trieben den Zügel schießen läßt, dem geht es wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren; aber sehr wenig Verstand und Kräfte sie zu bändigen, und auf der rechten Bahn zu halten: sie reißen ihn fort, und er muß folgen wohin sie wollen, bis er sich in den Abgrund stürzet. So ist es mit einem gar zu feurigen poetischen Geiste auch bewandt. Er reißt sich leicht aus den Schranken der Vernunft: und es entstehen lauter Fehler aus seiner Hitze, wenn sie nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird. Statius, Claudian, Lucan und der tragische Seneca

* Ramsey in seiner Reise des Cyrus auf der 133. S. der englischen Auflage schreibt: To reach the Sublime, the Poet must be a Philosopher. The most beautifull Flowers, Graces and Paintigs only please by Imagination, without satisfying the Mind, or improving the Understanding. Solid Principles, noble Sentiments and various Characters must be dispers'd throughout, in Ordre to display to us Truth, Virtue and Nature. Man must be represented as he is, and as he appears in his native Colours, and under his Disguises; that the Picture may resemble the Original in which there is always a Contrast of Virtues and Imperfections. Nevertheless it is necessary, to condescend to the Weakness of Mankind. Too much Moralizing disgusts; too much Reasoning tires. We must turn Maxims into action, convey noble Sentiments by short Hints, and instruct rather by the Manners of the Hero, than by his Discourse. Das ist: Das Erha=

Seneca können uns unter den Lateinern zur Warnung dienen. **St. Evremont** hält den **Brebeuf**, der **Lucans** Pharsale übersetzet hat, seinem Originale nicht nur gleich; sondern sagt gar, daß er denselben noch, an wildem Feuer der Einbildung, übertroffen habe. Von den Italienern und Spaniern hat uns **Bouhours** in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geister gewiesen, die keine Prüfung der Vernunft aushalten. Unter den Engländern aber, die überhaupt sehr stark zu den Ausschweifungen der Phantasie geneigt sind, hat **Milton**, alles was man dadurch schwärmendes aushecken kann, in seinem verlohrnen Paradiese gewiesen. Von unsern Landesleuten mag ich kein Exempel anführen. Es ist bekannt, daß **Hofmannswaldau** und **Lohenstein** nebst einigen Neuern, dem verderbten italienischen Geschmacke gefolget sind, und ihr Feuer nicht allemal zu mäßigen gewußt haben. Viele von ihren Anbethern sind noch weiter gegangen, als sie: aber ich weis nur einen einzigen **Neukirch**, der beyzeiten umgekehret, und wieder der Vernunft und Natur nachzugehen angefangen: wie bereits auf der 8. 9. S. des Vorb. aus dem sechsten Theile der Hofm. W. Ged. 101. S. angeführet worden. Man lese auch des Herrn von **Brück** Gedanken, von der Dichtkunst, im I. B. der deutschen Gesellschaft eigenen Schriften und Uebersetzungen, hin und wieder.

18. §. Außer allen diesen Eigenschaften des Verstandes, die ein wahrer Poet besitzen und wohl anwenden muß, soll er auch von rechtswegen ein ehrliches und tugendliebendes Gemüth

bene seiner Kunst zu erreichen, muß ein Poet ein Philosoph seyn. Die allerschönsten Blumen, Putzwerke und Malereyen, gefallen nur der Einbildungskraft, ohne der Vernunft eine Gnüge zu thun, oder den Verstand zu bessern. Feste Grundwahrheiten, edle Gedanken, und mancherley Gemüthsarten, müssen überall eingemischet werden; damit sie uns Wahrheit, Tugend und Natur entdecken mögen. Der Mensch muß vorgestellet werden, wie er in seinen natürlichen Farben und unter seinen Verstellungen erscheint: damit die Malerey dem Originale ähnlich werde, worinnen allemal eine Vermischung von Tugenden und Unvollkommenheiten ist. Gleichwohl ist es nöthig, auch der Schwachheit der Menschen etwas nachzugeben. Zuviel Sittenlehre erwecket Ekel: zuviel Vernunftschlüsse fallen beschwerlich. Wir müssen also die Lehrsätze in Handlungen verwandeln, edle Gedanken in kurze Sprüche einkleiden, und mehr durch die Sitten des Helden, als durch seine Reden unterrichten.

müth haben. Der Beweis davon ist leicht. Ein Dichter ahmet die Handlungen der Menschen nach; die entweder gut oder böse sind. Er muß also in seinen Schilderenen die guten als gut, das ist schön, rühmlich und reizend; die bösen aber als böse, das ist häßlich, schändlich und abscheulich abmalen. Thäte er dieses nicht, und unterstünde er sich die Tugend als verächtlich, schädlich und lächerlich, das Laster hergegen als angenehm, vortheilhaft und lobwürdig zu bilden: so würde er die Aehnlichkeit ganz aus den Augen setzen, und die Natur derselben sehr übel ausdrücken. **Moliere** verdient in diesem Stücke viel Tadel, weil er in seinem Spotten nicht allezeit dieser Regel gefolget ist: wie **Riccoboni** in seinen Reflexions sur Moliere bemerket hat. Ich schweige noch, daß ein so schädlicher Scribent in einer wohlbestellten Republik nicht zu dulden wäre: worauf denn **Plato** gesehen haben mag, wenn er in der seinigen, wie man insgemein vorgiebt, * gar keine Dichter hat leiden wollen. Es hat nämlich zu allen Zeiten auch solche verderbte Versmacher gegeben, die, weil sie selbst übel gesittet gewesen, und gottlos gelebt, auch andere durch ihre Gedichte zu allerhand Schande und Lastern gereizet haben. Sonderlich ist die Geilheit unzüchtigen Gemüthern allezeit ein Stein des Anstoßes geworden. Ein **Ovid** und **Catull** sind wegen ihrer unzüchtigen Gedichte, bey allen ihren Schönheiten, schädlich zu lesen. Selbst **Horaz** ist nicht überall so keusch in seinen Ausdrückungen als er wohl hätte seyn können; wenn er sich den züchtigen **Virgil** hätte zum Meister nehmen wollen. ** Gleichwohl rühmt er in einem Schreiben an den Kaiser **August**, daß ein wahrer Poet, das Ohr eines Knaben, dessen Auferziehung er zu besorgen hat, von schändlichen Zoten abwende; und ihm vielmehr gute Sitten beyzubringen bemühet sey.

Os

* S. des Herrn M. Schwaben Vorrede zu meinen Gedichten, der dieses Vorurtheil wiederleget hat.

** Rapin sagt: Tom. II. p. 124. §. IX. Il est vrai, qu'il n'y a que *les petits Genies*, qui soient sujets à dire des Impietés ou des Ordures; Homere & Virgile n'en ont jamais dit: ils ont toujours etés severes & vertueux, comme des Philosophes; & les Muses des veritables Poëtes sont aussi chastes & aussi

Os tenerum pueri balbumque Poëta figurát,
Torquet ab obſcœnis jam nunc ſermonibus aurem;
Mox etiam pectus præceptis format amicis;
Aſperitatis et invidiæ corrector et iræ,
Recte facta refert.

Lib. II. Ep. 1.

19. §. Da man ſich nun lieber an **Horazens** Regel, als an ſein Exempel hätte kehren ſollen: ſo hat es doch allezeit ſolche unverſchämte Zotenreißer gegeben, die ihren ganzen Witz in ärgerlichen Poſſen geſuchet, und nicht anders ſinnreich oder angenehm zu dichten gewußt; als wenn ſie die unzüchtigſten Reden in garſtigen Allegorien, groben Zweydeutigkeiten und häßlichen Wortſpielen zu Markte gebracht. **Rachel** hat ſie in ſeiner oftgedachten Satire nachdrücklich abgemahlet.

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenſpiegelsgleichen,
Läßt einen (Pfuy dich an!) mit gutem Willen ſtreichen,
Bringt kahle Zoten vor, verſchluckt ein ganzes Ey,
Und rülzet ins Gelag und ſchmatzet in den Brey;
Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
Und ſpricht wohl: Hey, das iſt ein luſtiger Poet!
O allzu theurer Nam, für ſolche grobe Hachen!
Kann denn ein fauler Stank ſo bald Poeten machen?
Ein unverſchämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt!
Das muß ein andrer ſeyn, der mit will ſeyn gezählt
In dieſe werthe Zunft. Die keuſchen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold und haſſen grobe Sinnen.

Opitz, **Dach**, die **Gryphier**, **Kanitz** und andre von unſern beſten Poeten, haben wohl niemals, auch in verliebten Gedichten, ein zartes Ohr geärgert. **Hofmannswaldau** und **Lohenſtein** aber ſind auch in dieſem Stücke in die Fußtapfen der geilen Italiener getreten, die ihrer Feder ſo wenig, als ihren Begier-

honnêtes, que des Veſtales. d. i. Es iſt wahr, daß nur kleine Geiſter vermögend ſind, Gottloſigkeiten oder Unfläthereyen zu ſagen. Homer und Virgil haben dieſes niemals gethan; ſie ſind allezeit ſo ſtrenge und tugendhaft geweſen, als Philoſophen, und die Muſen der wahren Dichter ſind ſo keuſch und ſo ehrbar, als veſtaliſche Jungfern.

Begierden, ein Maaß zu setzen wissen: und diese Vorgänger haben sehr viel angehende Dichter verderbet, die wohl gar in Schäfererzählungen Zoten gerissen. Die französische Nation verdienet hingegen viel Lob, daß die Schriften ihrer meisten Poeten (den **Fontaine, Theophile** und **Rousseau** ausgenommen) so rein von allen Unflätereyen sind, daß man auch fast keine einzige anstößige Stelle bey ihnen antreffen wird.

20. §. **Boileau** hat diese Regel in seiner Dichtkunst so wenig vergessen, daß er sie vielmehr zu verschiedenen malen wiederhohlet hat. Am Ende des III. Gesanges, wo er noch von der Komödie handelt, schließt er also:

J'aime sur le Theatre un agreable Auteur,
Qui, sans se diffamer aux Yeux du Spectateur,
Plait par la Raison seule, et jamais ne la choque.
Mais pour un faux Plaisant, à grossiere Equivoque,
Qui, pour me divertir, n'a que la Saleté:
Qu'il s'en aille, s'il veut, sur deux Treteaux monté:
Amusant le Pont-neuf de ses Sornettes fades,
Aux Laquais assemblez jouer ses Mascarades.

Wie er nun hier in Komödien, an statt eines artigen Scherzes, keine grobe Zweydeutigen und Zoten leiden will; indem er solche Poeten auf die neue Brücke zu Paris verweiset, wo sie ihr Fratzenzeug dem daselbst versammleten Lumpengesindel vorspielen könnten: also giebt er auch hernach im IV. Gesange die Regel, einen guten Character von sich selbst bey den Lesern zu machen, und sich nicht in eine üble Meynung bey ihnen zu setzen. Er könne nämlich diejenigen Scribenten nicht leiden, die in Versen die Ehrbarkeit an den Nagel hingen, und Verräther der Tugend würden; indem sie das Laster als liebenswürdig vorstelleten.

Que votre Ame et vos Moeurs, peints dans tous vos Ouvrages,
N' offrent jamais de vous que de nobles Images.
Je ne puis estimer ces dangereux Auteurs,
Qui de l' Honneur en Vers infames Deserteurs,

Tra-

Trahiſſant la Vertu ſur un Papier coupable,
Aux Yeux de leurs Lecteurs rendent le Vice animable.

Und nachdem er ſich in etlichen Verſen entſchuldiget, daß er es einem Poeten nicht eben verbiethen wollte, gar nichts verliebtes zu ſchreiben; wie denn wohl einige Scheinheilige auch Roderichs und Chimenens keuſche Liebe nicht auf der Bühne leiden wollten; ſondern daß er nur den unflätigen Ausdruck derſelben widerriethe, als ohne welchen auch die unzüchtigſte Liebe keinen ſchamroth zu machen pfleget: ſo ſetzt er noch hinzu: daß der Poet ſelbſt innerlich tugendhaft ſeyn müſſe, wenn er allezeit keuſch und rein ſchreiben wolle; weil er ſich ſonſt unverſehens verrathen würde. * Denn weſſen das Herz voll iſt, deſſen geht der Mund über:

Un Auteur vertueux dans ſes Vers innocens,
Ne corrompt point le Coeur, en chatouillant les Sens.
Son Feu n'allume point de criminelle Flame.
Aimez donc la Vertu! nourriſſez en votre Ame.
En vain l' Eſprit eſt plein d'une noble vigueur,
Le Vers ſe ſent toujours des Baſſeſſes du Cœur.

21. §. Dieſe tugendhafte Gemüthsart eines Poeten, muß ſich zu allerletzt auch darinnen zeigen, daß er weder ein Schmäuchler noch ein Läſterer werde. Beydes iſt für einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann eine viel zu niederträchtige Beſchäfftigung. Gegen alles, was gut iſt, und eine wahre Ehre bringen kann, eine Hochachtung zu bezeigen; das iſt einem wahren Dichter niemals verwehrt. Vielmehr erfodert es die Pflicht, die ihm, als einem redlichen Bürger obliegt, die Tugendhaften auf eine vernünftige Art zu loben, ihr Gedächtniß zu verewigen, und durch die Beſchreibung ihrer ruhmwürdigen Exempel, theils die zu ihrer Zeit Leben-

* Die Entſchuldigung, die Catull hier machen will, wenn er ſagt, der Poet müſſe zwar keuſch ſeyn, allein die Verſe, die er macht, dürftens eben nicht ſeyn:

Caſtum decet eſſe pium Poëtam,
Verſiculos nihil neceſſe eſt.

iſt ſo lächerlich, als ungereimt. Denn welcher ſchamhafte Menſch wird wohl unverſchämt reden, oder gar ſchreiben?

Lebenden, theils auch die Nachkommen, zu löblichen Thaten aufzumuntern. Eine wahre Ehrliebe ist eine ganz unschuldige Neigung, und giebt einen Sporn zu vielem Guten ab, wie in der Sittenlehre gewiesen wird. Diese aber wird durch nichts besser erwecket, als durch ein billiges Lob: welches denen wiederfährt, die sich wohl verhalten, ihrem Vaterlande dienen, gerecht, freygebig, bescheiden, mäßig, sparsam, leutselig, standhaft, dienstfertig und geduldig sind. Hier malet ein rechtschaffener Poet das an sich selbst schöne Wesen der Tugend, in der Person eines tugendhaften Mannes so liebenswürdig ab, daß es alle, die es sehen, in sich verliebt macht. So hat, z. E. unser großer **Opitz** in den Büchern von Widerwärtigkeit des Krieges, die Vortrefflichkeit eines im Unglücke gelassenen und standhaften Mannes, unter dem Bilde des unüberwindlichen **Ulysses** abgeschildert. Wie aber dieser große Mann, gleich darauf die falsche Standhaftigkeit des berühmten Römers **Cato**, der sich selbst ums Leben gebracht, entblößet, und den nichtigen Schein seiner so gepriesenen Unerschrockenheit entdecket hat: also hat er durch sein Exempel gewiesen, daß ein rechtschaffener Dichter sich durch das äußerliche Ansehen gleißender Laster nicht müsse blenden lassen. Das thun aber die Schmäuchler, theils aus Unverstande, theils aus Bosheit, und stiften eben durch dieß unvernünftige Lob viel Schaden.

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen:
Und eine Redensart, die göttlich sollte seyn,
Die ward zu solcher Zeit den Sclaven nie gemein.
Wo lebt itzt der Poet, der dieß Geheimniß schonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt!
Den wir durch solche Post so oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht, als sich die Sterne schneuzen.
Daß mehrentheils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet:

ß die Unsterblichkeit ihm gar nicht fehlen kann;
r als ein Erdenschwamm sich kaum hervorgethan,
) den sonst anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
; daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet:
er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Pfund des eiteln Glücks und schnöden Goldes zählt.

Canitz Sat. von der Poesie.

2. §. So groß nun die Niederträchtigkeit der Schmäuch-
; eben so groß ist die Bosheit der Lästerer. Jene wol-
is Laster zur Tugend, wie diese die Tugend zum Laster
en. Sie folgen nicht der Billigkeit und Vernunft in
theilung der menschlichen Eigenschaften; sondern ihrem
e, ihrer Rachgier, oder wohl gar eigennützigen Absich-
wenn sie nämlich ihre Feder zum Dienste neidischer oder
ieriger Leute misbrauchen. Sie werden dadurch Tage-
r der Bosheit, und Feinde der Tugend; wiewohl sie
im Stande sind, derselben wirklich zu schaden. Es
n ganz ander Werk mit der satirischen Poesie. Diese
e Frucht einer gründlichen Sittenlehre, und hat ordent-
ie Liebe der Tugend zur Mutter, und den Haß der Laster
Vater. Die wahre Satire greift also nicht unschul-
sondern schuldige Leute an: ja sie strafet das Böse an
ohne die Personen, die es an sich haben, zu nennen,
auf eine anzügliche Art zu beschimpfen. Eben der Ho-
, der ein so herrliches Talent zum Loben gehabt, hat
nach **Aristotels** Berichte, auf einen gewissen **Margites**
Satire gemacht: der weder ein Ackersmann, noch ein
zer, noch ein Schäfer, das ist, gar kein nützliches Glied
menschlichen Gesellschaft war. Denn auf diese drey
isarten legte sich, bey der damaligen Einfalt der Welt,
, was sein Brodt ehrlich erwerben wollte. Ein Mensch
der keines von allen trieb, war ein Müßiggänger, und
iente freylich wohl eine Satire. Daß ein alter König
Deutschen befohlen, auf die Lasterhaften gewisse satirische
r zu machen; ist in dem vorigen Hauptstücke erinnert

lebenden, theils auch die Nachkommen, zu löblichen Thaten aufzumuntern. Eine wahre Ehrliebe ist eine ganz unschuldige Neigung, und giebt einen Sporn zu vielem Guten ab, wie in der Sittenlehre gewiesen wird. Diese aber wird durch nichts besser erwecket, als durch ein billiges Lob: welches denen wiederfährt, die sich wohl verhalten, ihrem Vaterlande dienen, gerecht, freygebig, bescheiden, mäßig, sparsam, leutselig, standhaft, dienstfertig und geduldig sind. Hier malet ein rechtschaffener Poet das an sich selbst schöne Wesen der Tugend, in der Person eines tugendhaften Mannes so liebenswürdig ab, daß es alle, die es sehen, in sich verliebt macht. So hat, z. E. unser großer Opitz in den Büchern von Widerwärtigkeit des Krieges, die Vortrefflichkeit eines im Unglücke gelassenen und standhaften Mannes, unter dem Bilde des unüberwindlichen Ulysses abgeschildert. Wie aber dieser große Mann, gleich darauf die falsche Standhaftigkeit des berühmten Römers Cato, der sich selbst ums Leben gebracht, entblößet, und den nichtigen Schein seiner so gepriesenen Unerschrockenheit entdecket hat: also hat er durch sein Exempel gewiesen, daß ein rechtschaffener Dichter sich durch das äußerliche Ansehen gleißender Laster nicht müsse blenden lassen. Das thun aber die Schmäuchler, theils aus Unverstande, theils aus Bosheit, und stiften eben durch dieß unvernünftige Lob viel Schaden.

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen:
Und eine Redensart, die göttlich sollte seyn,
Die ward zu solcher Zeit den Sclaven nie gemein.
Wo lebt itzt der Poet, der dieß Geheimniß schonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt!
Den wir durch solche Post so oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vieleicht, als sich die Sterne schneuzen.
Daß mehrentheils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet:

Daß

Daß die Unsterblichkeit ihm gar nicht fehlen kann;
Der als ein Erdenschwamm sich kaum hervorgethan,
Und den sonst anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein bloder Fürst ihn an der Seite leidet:
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eiteln Glücks und schnöden Goldes zählt.

Canitz Sat. von der Poesie.

22. §. So groß nun die Niederträchtigkeit der Schmäuchler ist; eben so groß ist die Bosheit der Lästerer. Jene wollen das Laster zur Tugend, wie diese die Tugend zum Laster machen. Sie folgen nicht der Billigkeit und Vernunft in Beurtheilung der menschlichen Eigenschaften; sondern ihrem Neide, ihrer Rachgier, oder wohl gar eigennützigen Absichten; wenn sie nämlich ihre Feder zum Dienste neidischer oder rachgieriger Leute misbrauchen. Sie werden dadurch Tagelöhner der Bosheit, und Feinde der Tugend; wiewohl sie selten im Stande sind, derselben wirklich zu schaden. Es ist ein ganz ander Werk mit der satirischen Poesie. Diese ist die Frucht einer gründlichen Sittenlehre, und hat ordentlich die Liebe der Tugend zur Mutter, und den Haß der Laster zum Vater. Die wahre Satire greift also nicht unschuldige, sondern schuldige Leute an: ja sie strafet das Böse an sich, ohne die Personen, die es an sich haben, zu nennen, oder auf eine anzügliche Art zu beschimpfen. Eben der **Homer**, der ein so herrliches Talent zum Loben gehabt, hat auch, nach **Aristotels** Berichte, auf einen gewissen **Margites** eine Satire gemacht: der weder ein Ackersmann, noch ein Winzer, noch ein Schäfer, das ist, gar kein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft war. Denn auf diese drey Lebensarten legte sich, bey der damaligen Einfalt der Welt, alles, was sein Brodt ehrlich erwerben wollte. Ein Mensch also, der keines von allen trieb, war ein Müßiggänger, und verdiente freylich wohl eine Satire. Daß ein alter König der Deutschen befohlen, auf die Lasterhaften gewisse satirische Lieder zu machen; ist in dem vorigen Hauptstücke erinnert

worden. Und also ist es gewiß, daß man die wahre Satire mit gottlosen Pasquillen oder Lästerschriften nicht zu vermischen habe. Jene ist die Seele aller Komödien, die doch in so vielen wohlbestellten Republiken, nicht ohne großen Nutzen geduldet, ja auf gemeine Kosten gespielet worden: diese aber sind Stifterinnen unzähliches Unheils; weswegen sie auch durch die Gesetze der Obrigkeit allezeit verbothen und scharf bestrafet worden. **Rachel** hat, im Schlusse seiner Satire vom Poeten, beyde sehr wohl unterschieden, welche Stelle ich hersetzen, und dadurch dieß Hauptstück beschließen will:

Zuweilen sitzet er, hält der Vernunft entgegen
Die Laster seiner Zeit, die irgend sich erregen;
Schont aller Menschen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob sein Urtheil selbst ihm ins Gewissen spricht,
So schweigt er mit Geduld, beseufzt die bösen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchsten Heil gerathen,
Ist dieser Eßig scharf, so ist er doch gesund,
Und beißt das faule Fleisch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie **Machaon** brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag auch ein Poet zwar strafen, doch nicht schänden.
Und wer denn solchen Mann zu den Verläumdern schreibt,
Der wisse, daß ihn selbst der Erzverläumder treibt.
Es ist Poetenwerk, mit fremden Namen spielen,
Und dergestalt mit Glimpf auf wahre Laster zielen.
Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an:
Wer ist in aller Welt, der solches ändern kann?
Hat jemand **Codrus** Art, der mag den Namen erben:
Wer Hirsenpfriemer ist, mag Hirsenpfriemer sterben.
Wenn beym **Horatius** einmal geschrieben steht:
Gorgon stinkt wie ein Bock, **Ruffin** reucht nach Zibeth;
Da kann es ja gleich viel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag sich Gorgon; wer will, **Ruffinus** schelten.
Ein Frommer eifert nicht, sein Herz das spricht ihn los:
Wer schuldig ist, der schreyt, und giebt sich selber bloß.
Wen sein Gewissen beißt, mag seine Thorheit hassen.
Hab ich den Geck erzürnt? Ich kann es noch nicht lassen.
Ich biethe rechten Trutz, dem, der mir solches wehrt:
Wer Laster straft, der hat die Tugend recht gelehrt.

23. §. Ich weis nicht, ob ich zum Beschlusse noch eine gute Eigenschaft eines Dichters beybringen soll: weil es beynahe eine Schande ist, sie namhaft zu machen, da sie sich eigentlich von sich selbst verstehen sollte. Es ist diese, daß ein guter Dichter, auch seine Sprache recht verstehen, und nicht nur ohne Fehler, sondern in der größten Vollkommenheit schreiben solle. Es würde ganz überflüßig seyn, dieses zu erinnern, wenn sich nicht seit einiger Zeit solche Sprachverderber gefunden hätten, die durch ihr Exempel, ja wohl gar durch ausdrückliche Regeln, die seltsame Vorschrift geben: **Ein Dichter wäre über alle Regeln der Sprachkunst erhoben.** Was für ungereimtes Zeug dieser abgeschmackte Lehrsatz uns schon hervorgebracht, liegt am Tage. Misgeburten, die dem deutschen Witze Schande machen, und dem Gehirne, daraus sie entsprossen, ähnlich sehen, verkehren auch noch die Sprache; und zwar unter dem schönen Vorwande: daß man schönen Gedanken zu Liebe, die Sprachkunst beyseite setzen müsse. Ein so lächerliches Vorurtheil zu widerlegen, würde überflüßig seyn, da es gewiß einen armseligen Witz verräth, wenn man seine Einfälle nicht ohne Sprachschnitzer zu Markte bringen kann. Ich will also nur des Boileau Machtspruch anführen, der auf eben diese Sprachrichtigkeit gedrungen, und sie seinen Schülern folgendergestalt eingeschärfet hat:

Sur tout, qu'en vos Ecrits *la Langue reverée*
Dans vos plus grands Exces *Vous ſoit toujors ſacrée!*
En vain vous me frappes d'un Son melodieux,
Si le *Terme eſt impropre* ou le *Tour vicieux.*
Mon Eſprit n'admet point un *pompeux Solecisme;*
Ni d'un Vers empoulé l'orgueilleux Barbarisme.
Sans la Langue, en un mot, *l' Auteur le plus divin*
Eſt toujours, quoi qu'il faſſe, *un mechant Ecrivain.*

Das III. Hauptstück.

Vom guten Geschmacke eines Poeten.

1. §.

Ob es gleich scheint, daß ich im vorigen alle gute Eigenschaften eines wahren Poeten erzählet habe: so ist doch noch etwas von großer Wichtigkeit übrig, daß ich in einem besondern Hauptstücke abhandeln will. Es ist in den neuern Zeiten sehr viel vom guten Geschmacke geredet und geschrieben worden. Man hat ihn gewissen Dichtern zugestanden, andern aber abgesprochen; und endlich gar die Regel gemacht: Ein Poet müsse einen guten Geschmack haben. Diese Regel nun deutlich zu erklären, und zu erweisen, das ist meine Absicht in diesem Hauptstücke.

2. §. Ich will mich hier nicht in die historische Untersuchung einlassen, wenn und wo das Wort Geschmack zuerst in dieser neuen Bedeutung angenommen worden. Das haben schon andre vor mir gethan, deren Schriften ich mit Vergnügen und Vortheil gelesen habe. Ich weis auch, daß in Frankreich nur neulich der Pater Dubosc und Herr Rollin verschiedene Streitigkeiten darüber gehabt. Man kann diese Redensart nunmehr für eine bekannte und völlig eingeführte halten; und man darf sichs nur angelegen seyn lassen, sie im rechten Verstande zu gebrauchen. Diesen aber zu bestimmen, das ist nicht eines jeden Werk. Wem es damit gelingen soll, der muß erstlich die Kräfte der menschlichen Seelen, und sonderlich die Wirkungen des empfindenden und urtheilenden Verstandes aus der Weltweisheit verstehen. Hernach muß er eine Fertigkeit in der Vernunftlehre besitzen: so, daß er fähig ist, sich von jedem vorkommenden Dinge und Ausdrucke, nach logischen Regeln, eine gute Erklärung

zu

zu machen. Endlich muß er sich auch in der Poesie, oder andern Künsten, davon etwa die Rede ist, wohl geübet haben. Ohne diese drey Stücke, wird die Beschreibung des guten Geschmackes nicht zum besten gerathen können. Da es nun denen Franzosen, die bisher davon geschrieben, entweder an zweyen, oder doch zum wenigsten an einem von diesen dreyen Stücken gefehlet hat: so ist es auch kein Wunder, daß sie weder mit einander eins worden, noch uns Deutschen ein besseres Licht haben anzünden können. Unsre Landesleute haben die Sache mit viel größerer Geschicklichkeit angegriffen; und sie eben deswegen auch weit gründlicher auszuführen vermocht.

3. §. Zum ersten setze ich zum voraus, der Geschmack, im gemeinen und eigentlichen Verstande, sey die Fähigkeit, oder die Gabe unserer Zunge, die verschiedenen Wirkungen zu empfinden, die von Speise und Trank auf derselben verursachet werden, wenn sie davon sattsam berühret und durchdrungen worden. Unsre Sinne, in so weit sie körperlichen Gliedmaßen zukommen, sind nichts als Leidenschaften; und empfangen also nur die Eindrückungen, der außer uns befindlichen Dinge. Daher eigne ich auch der Zunge bloß die Fähigkeit zu empfinden zu, welche nur was Leidendes ist; da hergegen eine Kraft etwas Thätiges angezeiget hätte. Diese habe ich für den Geschmack aufbehalten, in so weit er in der Seele ist: den ich also eine Kraft des Gemüthes nenne, vermöge welcher dasselbe, die von Speise und Trank in den schwammigten Fäserchen der Zunge verursachten Veränderungen, sich vorstellen, und ihren Unterscheid beurtheilen kann.

4. §. Man wird mir ferner leicht einräumen, daß die Begriffe und Vorstellungen, welche wir uns von dem besondern Geschmacke verschiedener Speisen machen, bey aller ihrer Klarheit, dennoch nichts deutliches in sich haben. Wir sind bey gesunden Tagen gar wohl im Stande, daß Süße vom Bittern, das Saure von dem Herben u. s. w. zu unterscheiden, und jedes mit seinem Namen zu nennen: und also sind die Begriffe von diesen Wörtern bey uns nicht dunkel.

Wir sind hingegen nicht vermögend, das allergeringste zu antworten; wenn man uns fragt: worinnen der saure Geschmack vom bittern, dieser vom herben, scharfen u. s. f. unterschieden sey, und woran wir einen vor dem andern erkennen? Dieses zeiget, daß unsere Vorstellungen davon verwirrt, und eben so undeutlich sind, als die Begriffe von der rothen, blauen, grünen oder gelben Farbe. Und von eben dieser Undeutlichkeit kömmt es her, daß man das Sprüchwort gemacht hat: Vom Geschmacke müsse man nicht viel zanken.

5. §. Weiter nehme ich aus der gemeinen Sprache an, daß man denen, die den gesunden Gebrauch ihrer Zunge haben, den guten Geschmack nicht abzusprechen pflegt; so lange sie sagen, daß der Zucker süß, der Wermuth bitter, und der Eßig sauer schmeckt: denn darinnen kömmt die ganze Welt überein. Wer hergegen ein Gallenfieber hat, so, daß ihm alles ohne Unterscheid bitter schmeckt, dem eignet man einen verderbten Geschmack zu: weil er nicht mehr nach der Beschaffenheit der Sachen, sondern nach seiner verderbten Zunge urtheilet. Jmgleichen pflegt es zu geschehen, daß sich gewisse Leute von Jugend auf gewöhnen, Kohlen, Kalk, Kreide, Spinnen u. d. gl. zu essen: daher es nachmals kömmt, daß sie in dem Genusse solcher abgeschmackten Dinge einen besondern Geschmack zu finden vermeynen; welchen aber niemand, der keine so verwöhnte Zunge hat, darinnen finden kann. Von solchen Leuten sagt man nun auch, daß sie einen verderbten, übeln, oder verkehrten Geschmack haben. Und so viel vom Geschmacke im eigentlichen Verstande.

6. §. Von dem metaphorischen Geschmacke unsrer Seele bemerket man; daß man sich dieses Wortes fast ganz allein in freyen Künsten, und in etlichen andern sinnlichen Dingen bedienet: hergegen wo es auf die Vernunft allein ankömmt, da pflegt man dasselbe nicht zu brauchen. Der Geschmack in der Poesie, Beredsamkeit, Musik, Mälerey und Baukunst; imgleichen in Kleidungen, in Gärten, im Hausrathe u. d. gl. ist sehr bekannt. Aber niemals habe ich noch vom Geschmacke in der Arithmetik und Geometrie, oder in andern

Wissenschaften reden hören: wo man aus deutlich erkannten Grundwahrheiten, die strengesten Demonstrationen zu machen vermögend ist. In solchen Wissenschaften aber, wo das deutliche und undeutliche, erwiesene und unerwiesene noch vermischt ist, da pflegt man auch wohl noch vom Geschmacke zu reden. Z. E. ich könnte wohl sagen: Ein theologisch Buch nach mosheimischem Geschmacke; ein Recht der Natur nach Puffendorfs Geschmacke; eine Arzneykunst nach Boerhavens Geschmacke. Aber hier muß ich anmerken, daß man den Geschmack nur in denjenigen Theilen solcher Disciplinen suchet, die noch ungewiß sind, und also nicht durchgehends beliebt werden. So bald eine Sache allgemeinen Beyfall erhält, und für was demonstrirtes gehalten wird; so bald hört man auch auf, sie zum Geschmacke zu ziehen. So werden die Sternseher nicht mehr sagen können, eine Astronomie nach copernikanischem Geschmacke: weil dieser Weltbau bereits allenthalben für den einzigen wahren erkannt und angenommen wird.

7. §. Diese Anmerkung ist von großem Nutzen. Sie lehrt uns nämlich, daß der metaphorische Geschmack, eben so wohl, als der gemeine, nur mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Begriffen der Dinge zu thun hat; und nur solche Dinge von einander unterscheidet, die man nach der bloßen Empfindung beurtheilet. Z. E. Ein Bürger bauet sein Haus, und läßt sich von etlichen Baumeistern Risse dazu machen. Sie gerathen alle anders. Obgleich nun der Bauherr nichts von der Architektur versteht, so wählt er doch einen Riß vor allen übrigen, den er will ausführen lassen: und man sagt alsdann, er habe die Wahl nach seinem Geschmacke verrichtet. Fragt man ihn, warum er diesen und nicht einen andern Riß gewählet? so weis er nichts weiter zu sagen, als daß ihm dieser am besten gefallen habe; das ist, er habe ihn für den schönsten und vollkommensten gehalten. Denn ich setze zum voraus, daß der Bauherr nicht ganz eigennützig zu bauen, sondern ein schönes Gebäude aufzuführen willens sey. Gesetzt aber, man legte einem andern, in der Baukunst sehr

geübten mathematischen Kenner, die obgedachten Risse vor, mit dem Begehren, sich einen zu erwählen: so würde dieser sie gewiß alle nach architektonischen Regeln untersuchen, und zuletzt denjenigen allen übrigen vorziehen, der nach den Grundsätzen der Wissenschaft, die größte Vollkommenheit hätte. Hier würde man aber schwerlich sagen, dieser Meister und Kenner habe nach seinem Geschmacke gewählet; vielmehr würde es heißen: er habe die Risse nach den Regeln geprüfet, und vermöge seiner Einsicht befunden, daß der erwählte der beste gewesen.

8. §. Aus dieser bisher erläuterten Anmerkung erhellet nun: daß zwo Personen, von einer Sache, aus verschiedener Erkenntniß, nämlich theils nach dem Geschmacke, theils aus Wissenschaft und Einsicht urtheilen; sodann aber, daß sie auch sowohl einerley, als zweyerley Urtheile fällen können. Wäre es im obigen Falle nicht leicht möglich, daß der ungelehrte Bürger sich von den verschiedenen Rissen eben den aussuchte, welchen auch hernach der bauverständige Kenner für den besten erklärete? Könnte aber auch nicht gerade das Widerspiel geschehen; daß ihm nämlich ein andrer Entwurf besser anstünde, an welchem hernach der Baumeister viel Fehler auszusetzen fände? Ein jeder sieht wohl, daß beydes möglich ist. Aber was folgt daraus? Dieses: 1) daß Leute, die nach dem bloßen Geschmacke urtheilen, sehr uneins seyn können: 2) Daß beyde Urtheile zugleich nicht wahr seyn können; weil sie nämlich widerwärtig sind: endlich 3) daß dasjenige Urtheil dem andern vorzuziehen sey, welches mit den Regeln der Baukunst und dem Ausspruche eines Meisters in dieser Wissenschaft einstimmig ist. Die ersten beyden Folgerungen sind wohl unumstößlich: wegen der dritten aber, kann man auch nicht viel Zweifel tragen. Denn wie wäre es möglich,

* Der große Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meynung. In dem Recueil de div. piec. de Mrs. Newton, Clarke etc. schreibt er p. 285. Le Gout distingué de l' Entendement, consiste dans les Preceptions *confuses, dont* on ne sauroit assez rendre Raison. C'est quelque Chose d'approchant de l'Instinct. Le Gout est formé par le Naturel & par l'Usage: & pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes Choses, que la Raison & l'Experience ont deja autorisées; en quoi les

möglich, daß derjenige Riß der beste seyn könnte, der wider alle Regeln der Architektur gemacht wäre? Das wäre eben so, als wenn eine Musik schön seyn könnte, die wider alle musikalische Regeln liefe. Die Regeln nämlich, die auch in freyen Künsten eingeführet worden, kommen nicht auf den bloßen Eigensinn der Menschen an; sondern sie haben ihren Grund in der unveränderten Natur der Dinge selbst; in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Diese Gesetze nun, die durch langwierige Erfahrung und vieles Nachsinnen untersuchet, entdecket und bestätiget worden, bleiben unverbrüchlich und fest stehen: wenn gleich zuweilen jemand, nach seinem Geschmacke, demjenigen Werke den Vorzug zugestünde, welches mehr oder weniger dawider verstoßen hätte.

9. §. Nunmehr wird es leicht seyn, die Beschreibung des **guten und übeln Geschmackes** zu machen. Jener ist nämlich **der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verstand**, in **Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat:** dieser hergegen, ist ebenfalls **der Verstand, der nach der bloßen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber sich in solchen seinen Urtheilen betrüget.*** Ich rechne zuförderst den Geschmack zum Verstande; weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kann. Weder der Witz noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtniß, noch die Vernunft, können einigen Anspruch drauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu; man müßte denn einen sechsten Sinn, oder den Sensum communem, davon machen wollen; der aber nichts anders ist, als der Verstand. Ich sage aber, daß er ein urthei-

jeunes Gens ont besoin de Guides. d. i. Der Geschmack, wenn er vom Verstande unterschieden ist, besteht in den verwirrten Empfindungen, davon man nicht wohl Rechenschaft geben kann. Er ist etwas, das mit dem Triebe übereinkömmt. Der Geschmack wird durch das Naturell und die Gewohnheit gebildet: und wenn er gut werden soll, so muß man sich üben, an guten Sachen ein Gefallen zu haben, die schon durch Vernunft und Erfahrung bestätiget worden: worinn junge Leute Anführer nöthig haben.

urtheilender Verstand sey: weil diejenigen, die ihn wirklich zu Unterscheidung der Dinge anwenden, entweder äußerlich, oder doch innerlich, den Ausspruch thun; dieß sey schön, und jenes nicht. Ich setze ferner, daß sich dieses Urtheil nur auf die bloße Empfindung gründet: und ich verstehe die innerliche Empfindung einer schönen Sache, die entweder wirklich außer uns vorhanden ist, oder von unsrer eignen Phantasie hervorgebracht worden: wie z. E. ein Maler sich in Gedanken einen Entwurf eines Gemäldes machen, und nach seinem Geschmacke von der Schönheit desselben urtheilen kann.

10. §. Es muß aber diese Empfindung einer solchen Sache uns nothwendig die **Schönheit** eines Dinges vorstellen: denn diese allein ist es, womit der Geschmack zu thun hat. Man entscheidet dadurch niemals eine andre Frage, als: ob uns etwas gefällt oder nicht? Das Wohlgefallen aber entsteht allezeit aus einer Vorstellung der Schönheit; sie mag nun eine wirkliche, oder eine vermeynte seyn. Diese Schönheit nun, wird zwar sehr klar, aber nur **undeutlich**, empfunden: weil derjenige, dem sie gefällt, nicht im Stande ist zu sagen; warum sie ihm gefällt? Zum wenigsten wird der größte Theil derselben keine Deutlichkeit haben. Denn so bald man von einer Schönheit zu zeigen vermögend ist, aus was für Vollkommenheiten dieselbe eigentlich entsteht: so bald wird der Geschmack von der Sache in eine gründliche Einsicht verwandelt, wie bereits oben gewiesen worden. Endlich unterscheide ich den **guten** Geschmack vom **übeln**, durch das Beywort **richtig**, welches ich zu dem **Urtheile** setze. Wer einen guten Geschmack hat, der muß richtig von der klar empfundenen Schönheit eines Dinges urtheilen: das ist, er muß nichts für schön halten, was nicht wahrhaftig schön ist; und nichts für häßlich erklären, was nicht häßlich ist. Der Probierstein dieses Urtheils darf nicht weit gesucht werden. Man findet ihn in den Regeln der Vollkommenheit, die sich für jede besondre Art schöner Dinge, a. d. f. Gebäude, Schildereyen, Musiken und s. w. schicken, und die von rechten Meistern derselben deutlich begriffen und erwiesen worden.

Ich

Ich ziehe also hieraus den Lehrsatz, der in allen freyen Künsten von großem Nutzen seyn wird: **Derjenige Geschmack ist gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Vernunft, in einer Art von Sachen, allbereit fest gesetzet worden.**

11. §. Nach dieser allgemeinen Beschreibung und Erklärung des guten Geschmackes überhaupt, wird es leicht fallen, den guten Geschmack in der Poesie zu erklären. Es ist nämlich derselbe eine **Fertigkeit, von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urtheilen, die man größtentheils nur klar empfunden, aber nach den Regeln selbst nicht geprüfet hat.** Ich sage mit Bedacht nicht geprüfet hat: damit man weder diejenige Art der Leser oder Dichter ausschließe, die solches nicht thun kann; noch diejenige, die es wohl zu thun vermag, wenn sie sich Zeit und Mühe dazu nehmen kann, und will. Es geschieht nämlich sehr oft, daß auch diejenigen, die Einsicht genug in die Regeln der Dichtkunst haben, und alle dahin gehörige Stücke gründlich beurtheilen könnten; dennoch in der Geschwindigkeit, nach der bloßen, obwohl bereits geläuterten Empfindung urtheilen: so wie ein Musikverständiger es gleich aus dem Gehöre haben kann, ob ein andrer wider die Regeln der Tonkunst spielet. Ich habe aber diesen Geschmack weder auf die Dichter, noch Leser insbesondre, und mit Ausschließung der andern, eingeschränket. Beyde haben zuweilen nichts mehr, als Geschmack, und wissen die Regeln nicht: beyde aber brauchen auch zuweilen nur denselben, ob sie gleich die Regeln gar wohl wissen, und darnach urtheilen können. Und aus dieser Beschreibung ist es nunmehr leicht zu begreifen, daß ein jeder Poet von rechtswegen damit versehen seyn solle.

12. §. Es lassen sich aber aus dieser Erklärung alle die schweren Fragen beantworten, die von dem Geschmacke schon aufgeworfen worden. Man will erstlich wissen: **Ob der Geschmack mit den Menschen gebohren, oder erst allmählich erlanget werde?** Ich wollte dabey fragen: Ob der Verstand, Witz und Geist eines Poeten mit ihm gebohren würden?

Denn

Denn eben das, was man hier antworten wird, das kann auch jenem Zweifel abhelfen. Wir bringen wohl nichts mehr, als die bloße Fähigkeit, mit uns zur Welt. Diese ist nun freylich bey verschiedenen Menschen größer oder kleiner, und thut sich entweder bald oder spät hervor: die Art der Auferziehung aber bringt sie allererst ins Geschick. Sie muß erweckt, angeführt, von Fehlern gesaubert, und auf dem guten Wege so lange erhalten werden, bis sie ihres Thuns gewiß wird. Der Geschmack ist also dem Menschen eben so wohl was natürliches, als seine übrigen Gemüthskräfte. Ein jeder, der nur Sinne und Verstand hat, besitzt auch eine Geschicklichkeit von der Schönheit empfundener Dinge zu urtheilen. Und so lange diese letztern nicht ihre Natur und Eigenschaften verlieren, so lange wird ein jedes vernünftiges Wesen davon sagen können, ob sie ihm wohl oder übel gefallen. *

13. §. Man will ferner wissen: **ob gewissen Leuten der gute, andern aber der schlimme Geschmack angebohren sey?** Ich antworte eben so, wie vorhin. So wenig einem eine gesunde, dem andern eine verderbte Vernunft angebohren ist; so wenig ist solches auch bey dem Geschmacke zu vermuthen. Die Fähigkeit eines neugebohrnen Kindes ist zu allem gleichgültig. Man kann aus ihm machen, was man will. Man erziehe es unter den Bauern, es wird bäurisch denken und reden; unter den Bürgern, es wird bürgerlich urtheilen; unter

* Der berühmte Graf Schaftsbury ist hier gleichfalls meiner Meynung, wenn er Misc. Tom. III. p. 164. der Lond. Ausgabe schreibt: Now a Taste or Judgment, t'is suppos'd, can hardly come ready form'd with us into the World. Whatever Principles or Materials of this Kind we may possibly bring with us; whatever good Facultys, Senses, or anticipating Sensations and Imaginations may be of Natures Growth, and arise properly of themselves, without our Art, Promotion or Assistence: the general Idea, which is form'd of all this Management, and the clear Notion we attain of what is preferable and principal in all these Subjects of Choice and Estimation, will not, as J imagine, by any Person be taken for innate. Use, Practice and Culture must precede Understanding and Wit of such an advanced Size and Growth as this. A legitimate and just Taste, can neither be begotten, made, conceiv'd, or produc'd, without the antecedent Labour and Pains of Criticism. d. i.

Nun

unter Soldaten, es wird kriegerische Dinge im Kopfe haben; unter Gelehrten, es wird nach Art studirter Leute vernünfteln und grübeln; bey Hofe, es wird sich von lauter Lustbarkeiten und Regierungssachen Chimären erdenken. Die Kinder sind auch hier, wie Affen. Wie mans ihnen vormachet, so machen sie es nach. Man lobe in ihrer zarten Jugend etwas: sie werdens bald hoch schätzen lernen. Man verachte etwas: sie werdens bald verwerfen lernen. Ihre ersten Urtheile richten sich nach den Urtheilen derer, mit denen sie immer umgehen. Der Ausspruch ihrer Aeltern oder Wärterinnen ist schon zulänglich, ihnen etwas, als schön oder häßlich einzuprägen: zumal wenn sie merken, daß man dabey seine Gedanken auf sie nicht richtet, sondern für sich davon urtheilet. So gewöhnet sich allmählich ihr Verstand durch die bloße Nachahmung, dieses weiß, und jenes schwarz zu heißen. Und dadurch entsteht auch entweder ein guter oder übler Geschmack; nachdem diejenigen ihn haben, zu deren Schülern sie das Glück gemacht hat, ehe sie noch geschickt waren, dieselben für ihre Lehrer zu erkennen.

14. §. So groß hier das Glück der Kinder ist, die von klugen Aeltern gebohren worden, und in die Hände vernünftiger Lehrmeister gerathen: so sehr ist es zu bedauern, daß die größte Anzahl derselben von Jugend auf verderbet wird. Die einfältigsten Weibspersonen legen den ersten Grund zu dem verderbten Geschmacke, den viele haben. Ihre verkehrte Art

Nun kann wohl unstreitig ein Geschmack oder Urtheil, schwerlich schon ganz fertig mit uns zur Welt kommen. Wir mögen auch noch solche Grundsätze oder Zubehörungen dieser Art, mit uns bringen: wir mögen noch solche gute Fähigkeiten, Sinne, oder vorläufige Empfindungen und Einbildungen, von der bloßen Natur haben, oder vor sich selbst ohn alle Kunst, Beförderung oder Hülfe wachsen sehen: so wird doch, meiner Meynung nach, der allgemeine Begriff, der aus allen diesen Anstalten entsteht, und die klare Vorstellung, die wir in Sachen, die eine Wahl und Hochachtung verdienen, von dem Vorzuge, und der Vortrefflichkeit haben, von niemanden für angebohren gehalten werden. Erfahrung, Uebung und Anführung müssen vor dem Verstande und Witze einer so hochgestiegenen Größe und von solchem Werthe vorhergehen. Ein regelmäßiger und richtiger Geschmack kann weder gebohren, gemacht, begriffen, noch hervorgebracht werden, ohne die vorhergehende Arbeit der Kritik, oder Beurtheilungskunst.

Art zu denken und von Dingen zu urtheilen, macht einen tiefern Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher sich einbildet. Die gleichsam hervorkeimenden Gemüthskräfte sind nicht im Stande, ihre Thorheiten zu verwerfen: vielmehr nehmen sie auf guten Glauben das erste für das Beste an. Dieses wird mit der Zeit der Maaßstab aller ihrer übrigen Wirkungen. Was ihren ersten Eindrückungen gemäß ist, das nennen sie hernach recht und gut, schön und angenehm: alles übrige ist falsch, böse, garstig, verdrüßlich. Was die ersten Lehrmeister, oder die Aeltern eines Kindes bewundern und loben, schön, artig, oder sinnreich nennen, das lernen diese auch hochschätzen und verehren; es sey nun noch so schlecht, und so abgeschmackt als es will. Warum? sie habens von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Das ist meines Erachtens die erste Quelle des übeln Geschmackes, der in den meisten Ländern noch so allgemein ist.*

15. §. Fragt man weiter, welches denn das Mittel sey, den guten Geschmack bey Erwachsenen zu befördern? So sage ich: nichts anders, als der Gebrauch der gesunden Vernunft. Man halte nichts für schön oder häßlich, weil man es so nennen gehöret; oder weil alle Leute, die man kennet, es dafür halten: sondern man untersuche es an und für sich, ob es auch so sey? Man muß seine eigne fünf Sinne zu Rathe ziehen: diese werden bald die falsche Schönheit von der wahren, den Firniß vom rechten Marmor, das Flittergold von dem ächten unterscheiden, und allen Betrug entdecken lernen. Durch dieses Mittel hat vorzeiten Griechenland die Regeln der meisten freyen Künste erfunden, und dadurch den

guten

* Herr Rollin schreibt hiervon im III. Buche, auf der 11. Seite sehr schön: Le Goût public devient sur cela la Regle des jeunes Gens. Ils regardent comme estimable, ce qui est estimé de tous. Ce n'est pas la Raison, mais la Coutume qui les guide. Un seul mauvais Exemple seroit capable de corrompre l'Esprit *des jeunes Gens*, susceptibles de toute sorte d'Impressions. d. i. Der allgemeine Geschmack des Volkes wird hier die Regel junger Leute. Sie sehen dasjenige für schätzbar an, was von allen hochgeschätzet wird. Nicht die Vernunft, sondern die Gewohnheit leitet sie. Ein einzigs böses Exempel, ist vermögend den Verstand junger Leute zu verderben, die zu allen Eindrückungen fähig sind.

guten Geschmack auf etliche hundert Jahre bey sich unwandelbar gemacht. Die Malerey, Architektur, Schnitzkunst, Musik, Poesie und Redekunst sind daselbst erfunden und fast zur Vollkommenheit gebracht worden. Das macht, die Griechen waren die vernünftigsten Leute von der Welt. Alles philosophirte daselbst; alles urtheilte frey, und folgte seinem eigenen Kopfe. Daher entdeckte man nach und nach die wahrhaften Schönheiten der Natur. Man nahm sorgfältig wahr, wo Uebereinstimmung und Ordnung eine Vollkommenheit zuwege brachten; und wo hingegen die Verwirrung widerwärtiger Dinge einen Uebelstand erweckte. Die Tiefsinnigsten unter ihnen brachten, aus genauer Betrachtung wohlgerathener Meisterstücke, die Regeln heraus, aus welchen alle ihre Schönheit den Ursprung hatte. Und wie also dieselben nicht bloße Hirngespinste waren, sondern aus wirklichen Exempeln, die nach dem Urtheile der klügsten Köpfe für schön befunden worden, entworfen waren: also hat man auch zu aller Zeit gesehen, daß die Regeln und Exempel der Griechen, in allen freyen Künsten, die beste Anleitung zum guten Geschmacke gewesen sind.

16. §. Was ich hier von den Griechen gesagt habe, das kann auch mit gehöriger Veränderung von den Römern gesagt werden. Der Unterschied ist dieser, daß diese ihren guten Geschmack den Griechen zu danken gehabt; und wie sie denselben spät bekommen, also auch nur kurze Zeit erhalten haben. Nachdem aber die barbarischen Völker, den ganzen Occident mit einem verderbten Geschmacke erfüllet hatten: so sind abermal die Griechen die einzigen gewesen, die den guten Geschmack in Italien wieder hergestellet haben. Von da hat er sich allmählich nach Deutschland, Frankreich, Holl- und England ausgebreitet, doch kaum irgendwo die völlige Oberhand bekommen können. Das sicherste Mittel, denselben zu erhalten, ist also, wenn man sich an die Regeln hält, die uns von den Kunstverständigen und Meistern der Alten übrig geblieben. Wenn man die Reste von ihren Meisterstücken dargegen hält, so wird man gewiß finden, daß sie eine

Schönheit an sich haben, die der Vernunft nothwendig gefallen muß: dafern man nur nicht in Vorurtheilen ersoffen, und in seine eigene Misgeburten allbereit verliebet ist. Dieses thun insgemein diejenigen, die ein tiefgewurzeltes Vorurtheil für ihre Nation, oder für ihre Zeiten haben, und sich einbilden, ein jedes Volk habe seinen eigenen Geschmack; und jedes Jahrhundert auch. Da könnte nun dasjenige hier schön seyn, was dort häßlich ist ꝛc. Doch davon will ich weiter unten reden.

17. §. **Wie aber? Soll man sich denn immer mit Regeln schleppen, wenn man den guten Geschmack haben will?** Das ist eine neue Frage. Nicht alle, die den guten Geschmack haben wollen: sondern nur die, welche ihn wieder herstellen wollen, müssen die Regeln der freyen Künste einsehen, darinnen sie etwas verbessern wollen. Es darf oft nur ein geschickter Kopf kommen, der auf die rechte Spur geräth: so gleich fällt die Schönheit seiner Werke aller Welt in die Augen. Die deutsche Poesie kann uns zum Muster dienen. Alle unsere Versmacher steckten vor hundert und funfzig Jahren in der tiefsten Barbarey. Der einzige **Opitz** hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen, sich die Regeln des guten Geschmackes bekannt gemacht. Er folgte denenselben in seinen Gedichten, und verwarf alles, was seine Vorfahren gestümpelt hatten. Alsbald wachte ganz Deutschland auf. Ein so unvermuthetes Licht fiel sehr stark in die Augen: und da fieng eine Menge von Poeten an zu singen, die nur dem Exempel dieses großen Vorgängers folgeten; die Regeln der Alten aber nicht halb so gut kannten, als er. Sie bekamen also mehrentheils nur aus Lesung seiner Schriften den guten Geschmack, nicht aber aus Regeln; und es wäre zu wünschen, daß ihn nur viele seiner Landesleute, die sich im Lesen der Spanier und Wälschen verderbeten, nicht bald darauf wieder verschlimmert hätten.

18. §. Fragt man, **wie man einen jungen Menschen zum guten Geschmacke in der Poesie bringen könne?** So gebe ich diese Antwort: Man gebe ihm von Jugend auf

lauter

lauter Poeten von gutem Geschmacke zu lesen. **Terenz**, **Virgil**, **Ovid** und **Horaz**, von den Lateinern; **Petrarcha** und **Tasso**, von den Italienern; **Malherbe**, **Corneille**, **Boileau**, **Racine**, **Moliere**, **la Motte**, **Rousseau**, **Destouches** und **Voltaire**, von den Franzosen; **Heins**, **Cats** und **Vondel**, von den Holländern; **Opitz**, **Dach**, **Flemming**, **Tscherning**, beyde **Gryphier**, **Canitz**, **Besser**, **Neukirch**, **Pietsch** und **Günther** von unsern Landesleuten: das sind die Muster, die man jungen Leuten vorlegen muß. Man gehe aber dieselben mit ihnen durch; man mache sie aufmerksam auf die schönsten Stellen; man entdecke ihnen einigermaßen die Ursachen, warum sie so schön sind, und zeige ihnen, daß das Widerspiel häßlich gewesen seyn würde. Man bemerke ihnen auch die schlechten Stellen, die sich als Ueberbleibsel des übeln Geschmackes, auch bey allen oberwähnten Scribenten, noch hier und da finden. Dadurch wird man der Jugend unvermerkt, eine Geschicklichkeit, wohl zu urtheilen, beybringen, und durch die Gegenstellung schlechter Poeten bestärken. Nichts wird ihr hernach gefallen können, was nicht eine wirkliche Schönheit hat: und wenn sie gleich die innern Regeln der darinnen befindlichen Vollkommenheit nicht eingesehen; so wird sie doch fähig seyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieselben in einem Gedichte, oder im Ausputze desselben beobachtet worden oder nicht?

19. §. Man hat endlich auch gefragt: **ob ein Scribent sich nicht vielmehr dem Geschmacke seiner Zeiten, seines Ortes, oder seines Hofes; als den Regeln der Kunst, zu bequemen Ursache habe?** Man meynt nämlich, die ersten Regeln der freyen Künste wären nur nach dem Geschmacke des atheniensischen Volkes entworfen. Da hätten sich die Kunstrichter auf diejenigen Meisterstücke berufen und gegründet, die den allgemeinen Beyfall erhalten hatten. Warum sollen wir nun, spricht man, unsern Kopf nach dem athenienfischen Eigensinne richten? Was haben wir es nöthig, mit fremden Augen zu sehen, mit fremden Zungen zu schmecken, und nach einem fremden Gehirne zu denken? Warum sollen

Da wir nun vermuthlich noch in der Barbarey stecken würden, wenn uns nicht die griechischen Bücher die Augen aufgethan hätten; indem wir alle Wissenschaften und freye Künste von ihnen gefasset: was für ein Recht haben wir denn wohl, uns wider unsre Lehrmeister aufzulehnen?

23. §. Ja, wird man sprechen: weil uns vieles gefällt, was jenen Alten nicht gefallen, und doch das Gefällige allezeit eine Schönheit zum Grunde hat; so fragt sichs: **ob es nicht noch andre wirkliche Schönheiten in Kunstwerken geben könne, als die den Alten bekannt gewesen?** Die Erfahrung zeigt aber allerdings, daß es dergleichen gebe.

Non eadem miramur: eo disconvenit inter
Meque et te. Nam quæ deserta et inhospita tesqua
Credis, amœna vocat, mecum qui sentit; et odit
Quæ tu pulcra putas.

Hor. L. I. Ep. XIV.

Ich antworte, freylich entsteht das Wohlgefallen allezeit aus der Empfindung einer Schönheit: aber es giebt wahre, es giebt auch eingebildete Schönheiten. Diese erwecken freylich bey vielen eine Belustigung; aber nur so lange, als sie dieselben für Schönheiten ansehen. Denn oft lernen sie es begreifen, daß sie sich in ihrem Urtheile betrogen haben: und alsdann erwecket ihnen dasjenige Verdruß, was ihnen vorher wohlgefiel. Von ferne sieht oft eine Person sehr wohl aus: wenn wir sie aber in der Nähe erblicken, so ist sie häßlich. Aus der Baukunst, Musik und Malerey, kann man hier unzählige Erläuterungen geben. Wie oft gefällt hier nicht einem unwissenden Schüler etwas, das einem Kenner misfällt? Haben denn da beyde Urtheile wahre Schönheiten oder Ungereimtheiten zum Grunde? So müßte ja ein Ding zugleich schön und häßlich, zugleich wahr und falsch, zugleich weiß und schwarz seyn können? Wer soll sich aber nach des andern Urtheile bequemen? Soll der Meister dem Schüler, oder der Schüler dem Meister folgen? Ohne Zweifel wird derjenige bessern Grund von der Sache haben, der seinem Gegen-

Gegenparte die Unrichtigkeit seines Urtheils zeigen, und ihn dahin bringen kann, daß er seinen vorigen Ausspruch widerruft. Nun lasse man einen unerfahrnen Schüler seinem Meister, so lange er will, vorsagen, daß ein Fehler eine Schönheit sey: nimmermehr wird ers so weit bringen, daß jener seine Vernunft, Einsicht und Sinne verläugne, und daran einen Gefallen zu haben anfange, dessen Unordnung und Mishälligkeit er aus den Kunstregeln unumstößlich zu erweisen im Stande ist. Dem Schüler aber fehlt es nur am Unterrichte: so bald er die Natur der Sachen wird verstehen lernen, wird er sich schämen, daß er vorhin etwas bewundern können, was nur eine Scheinschönheit an sich gehabt; in der That aber ein Zusammenfluß unzähliger Ungereimtheiten gewesen.

34. §. So müssen sich denn die Poeten niemals nach dem Geschmacke der Welt, das ist, des großen Haufens, oder des unverständigen Pöbels richten. Dieser vielköpfigte Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen. * Er muß vielmehr suchen, den Geschmack seines Vaterlandes, seines Hofes, seiner Stadt zu läutern; es wäre denn, daß dieses schon vor ihm geschehen wäre. Es geschieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem gescheidesten Volke allezeit ein Ueberrest des übeln Geschmackes zurücke. In Rom hatten **Terentius** und **Lucretius** schon einen ziemlich reinen und zarten Geschmack erwiesen. Doch klagt **Horaz** sowohl in seinem langen Briefe an den Kaiser, als in seiner Dichtkunst: daß die Römer noch an den plautinischen Zoten, und an **Lucils** unreinen Possen ein Belieben trügen. **Bavius** und **Mävius** fanden auch ihre Anbether. Hätten sich nun **Virgil** und **Varius** nach dem Geschmacke der sonst so klugen Römer richten wollen: was würden sie für elendes Zeug haben schreiben müssen? Sie suchten also vielmehr mit ihren

* Seneca in seinem 94 Briefe schreibt: Inducenda est in occupatum locum virtus, quæ mendacia, *contra verum placentia*, exstirpet; quæ nos a populo, *cui nimis credimus*, separet, ac sinceris opinionibus reddat. Der gemeine Geschmack kann also trügen!

Werken wider den gemeinen Strom zu schwimmen, und waren zufrieden, daß sie wenigen Kennern gefielen.

Non ego ventosæ plebis suffragia capto;
Ich strebe nach dem Ruhm des eiteln Pöbels nicht;

schreibt Horaz an einem Orte. Noch viel ausführlicher hat er solches in seiner X. Satire des I. Buchs zu verstehen gegeben. *

25. §. Eben das hat Boileau allezeit geklaget, wenn er den verderbten Geschmack seiner Pariser, die auch das elendeste Zeug vielmals schön nenneten und bewunderten, herunter gemacht hat. Er versichert, daß seine Zeiten sowohl an närrischen Scribenten, als an närrischen Bewunderern fruchtbar gewesen; und setzt hinzu: daß Land und Stadt und Hof keinen Mangel daran gehabt. Die Herzoge und Prinzen selbst, hätten keine Ausnahme von der Regel gemacht. Das niederträchtigste Werk, habe bey den Hofleuten seine eifrige Verfechter, und ein jeder Narr einen noch größern gefunden, der ihn bewundert hätte.

Ainsi qu'en sots Auteurs,
Notre Siecle est fertile en sots Admirateurs,
Et sans ceux, que fournit la Ville et la Province,
Il en est chez le Duc, il en est chez le Prince.

L'Ouvra-

* Neque, te ut miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego. Nam satis est equitem mihi plaudere - -
Men' moveat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Vellicet absentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius, Harmogenis lædat conviva Tigelli?
Plotius & Varius, Mecænas, Virgiliusque,
Valgius, & probet hæc Octavius optimus, atque
Fuscus, & hæc utinam Viscorum laudet uterque!
Ambitione relegata te dicere possum
Pollio; te Messalla tuo cum fratre, simulque
Vos Bibuli & Servi, & simul his te, candide Furni.
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens prætereo, quibus hæc, sint qualiacunque,
Arridere velim: doliturus si placeant spe
Deterius nostra. Demetri, teque Tigelli
Discipularum inter jubeo plorare cathedras.
Hor. Sat. X.

L' Ouvrage le plus plat à chez les Courtisans,
De tout Temps rencontré de zelez Partisans.
Et pour finir enfin par un Trait de Satire,
Un Sot trouve toujours un plus Sot, qui l'admire.

Art. Poet. Ch. I.

Von unserm **Opitz** kann man ein gleiches erweisen. Er hätte lauter Hanssachsenverse machen müssen, wenn er der Mode seiner Zeiten hätte folgen wollen. Er muß auch wohl nicht bey allen Deutschen so viel Beyfall gefunden haben, als er verdienete: denn er klagt ausdrücklich darüber, wenn er sich in dem Briefe an Zinkgräfen, den er in Paris geschrieben, über die Menge der elenden Poeten beschweret, und sich auf das Urtheil der Nachwelt berufet:

Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieses Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetisch ist, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns diese Pest der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom **Bavius** und **Mävius** ist blieben:
Der Venusiner-Schwan, der Preis von Mantua,
Und **Naso** und Catull, die sind noch alle da.
Laß du, o Zinkgräf, nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thust, die Finsterniß besiegen.

D. i. Bemühe dich nicht, schreibt er, von dem großen Haufen bewundert zu werden; und sey mit wenigen Lesern zufrieden. Bist du so thöricht, zu wünschen, daß deine Verse in den gemeinsten Schulen gelesen werden? Ich nicht! Genug, wenn die edlen Ritter mich ihres Beyfalls würdigen. : : Sollte ich mich um den schmutzigen Pantilius bekümmern? oder sollte ich mich quälen, daß mich Demetrius hinterrücks durchzieht? oder daß der närrische Fannius, des Hermogenes Tischgast, mich schimpfet? Wenn nur Plotius und Varius, Mecänas und Virgilius, Valgius und Octavius, der gnädigste Kaiser, nebst dem Fuscus, meine Schriften gut heißen, wenn nur beyde Viscier mich loben. Ja ohne Ruhm zu melden, kann ich dich noch nennen Pollio; dich Messala mit deinem Bruder, euch, ihr Bibuler und Servier, nebst dem aufrichtigen Furnius; imgleichen viele andere, die ich, als gelehrte Leute, und gute Freunde, mit Fleiß vorbey gehe; denen ich aber mit diesen meinen geringen Sachen zu gefallen wünsche, und mich betrüben würde, wenn sie ihnen nicht so gut, als ich wünsche, gefallen sollten. Dich aber Demetrius, und dich, du guter Tigellius, lasse ich unter den Schulbänken des Weibervolks, denen ihr, als euren Schülerinnen gefallet, euer Unglück beweinen.

Die deutscher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Nesselstrauch bey Rosen seine Statt;
So blühen sie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Das träge Hummeln sich an diesen Bienstock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit soll Richter seyn!

I. B. der Poet. W.

26. §. Ich würde noch **Neukirchs** Exempel anführen, der nach Ablegung des hofmannswaldauischen und lohensteinischen Geschmackes sehr besorgte, daß sein verwöhntes Schlesien und das sonst so witzige **Budorgis** an seiner Poesie nichts Gefälliges mehr finden würde; wenn ich solches nicht schon in dem Vorberichte zu **Horazens** Dichtkunst gethan hätte. Ich will also nur noch ein Zeugniß aus **Pietschen** anführen. Dieser fand bey dem Antritte seines poetischen Lehramtes in Königsberg, den Geschmack der ganzen Stadt, durch die schwülstigen Gedichte eines gewissen Schlesiers, der durch die Musik berühmter geworden, als durch die Poesie, nämlich des Capellmeisters **Neidhard** und seiner Schüler, verwöhnet. Diese stopften insgemein ihre Sachen auf gut **lohensteinisch**, ja noch weit ärger, voller Gelehrsamkeit; da denn die meisten, die solche bewunderten, ohne sie zu verstehen, sich einbildeten: **Pietsch** wäre mit seinen Gedichten, gegen **Neidharden**, für nichts zu rechnen. Bey einer vornehmen Priesterleiche also, nahm jener Gelegenheit, diese Unart zu bestrafen, und den Liebhabern einer zusammengestoppelten Menge von Namen, und hochtrabenden Ausdrückungen, ihren übeln Geschmack dadurch zu verweisen, daß er ihn selber nachahmete. Er hebt so an:

Ihr Musen stimmet mir die abgespannten Seyten
Nach dem verderbten Sinn der ungereimten Zeiten:
Weil doch kein reines Lied verwöhnten Ohren klingt,
Wenn man die Stimme nicht nach fremden Tönen zwingt:
Wer liebt wohl ein Gedicht? Wenn nicht entfernten Sachen
Die vielen Reihen bunt, den Einfall kraftlos machen?
So lässet Neukirch auch gerechte Klagen tönen;
„Soll ich im Alter mich mit fremden Lorbern krönen?

Sonst

„Sonst trug der Tacitus der Reime schwaches Haus,
„Ich schmückt es noch dazu mit Sinnenbildern aus:
„Dort hatte Seneca, dort Plato was gesaget,
„Dort hat ich einen Spruch dem Plautus abgejaget.
„Damals gefiel ich noch! doch itzt sind meine Lieder
„Sehr matt und ohne Kraft und Schlesien zuwider:
„Denn mein entlehnter Glanz nahm durch den falschen Schein
„Wie schlecht er immer war, viel hundert Leser ein.„
So will auch Königsberg nur solche Dichter hören,
Die ihren eignen Vers, durch fremde Namen stören.

Alles dieses nun geht einzig und allein dahin, daß ein Poet sich an den Geschmack seiner Zeiten und Oerter nicht zu kehren, sondern den Regeln der Alten und den Exempeln großer Dichter zu folgen habe.

27. §. **Woher der üble Geschmack des großen Haufens komme?** das ist aus dem obigen leicht abzunehmen. Die schlechte Auferziehung ist sonder Zweifel die allergemeinste Quelle desselben, und dadurch werden auch die fähigsten Köpfe verwahrloset. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: so gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was sie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen sie was zutrauen, loben hören. * Die ersten Urtheile werden also unvermerkt eine Richtschnur der übrigen, und nachdem sie durch eine lange Gewohnheit gleichsam tief eingewurzelt sind, so können sie fast gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geschmack alter Leute läßt sich also schwerlich bessern. Sie bleiben fest in ihren Meynungen, und schämen sich, dasjenige zu verwerfen, was sie ihr Lebenlang für schön gehalten haben. Man mag ihnen sagen, was man will; so bleiben sie doch auf ihrem Eigensinne: weil sie es für schimpflich ansehen, sich bey grauen Haaren in ihren Urtheilen zu

* Sehr schön schreibt hievon Seneca im I. Cap. de Vita beata: Nulla res non majoribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur: optima rati ea, quæ magno assensu recepta sunt. - - - - Nec ad rationem, sed ad similitudinem vivimus. d. i. Kein Ding ist uns verderblicher, als daß wir uns nach der gemeinen Sage des Pöbels richten; und uns einbilden, das sey das Beste, was mit vielem Beyfalle aufgenommen wird. : : : : Wir leben nicht nach der Vernunft, sondern behelfen uns mit dem Nachäffen anderer.

zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß sie so lange geirret und einen übeln Geschmack gehabt: zumal, wenn sie Leuten, die jünger sind, als sie, recht geben, und folgen sollen.

Vel quia nil rectum, nisi quod placuit sibi, ducunt;
Vel quia turpe putant, parere minoribus, et, quæ
Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

Hor. L. II. Ep. 1.

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man selber liebt, was seinem Sinn gefällt;
Wonicht, weil man sich soll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter selbst vernichten.

28. §. Junge Leute hingegen können leichter ihren Geschmack ändern, wenn sie gleich bereits verwöhnet worden. Sie sind in ihrer Meynung noch so sehr nicht verhärtet; sie trauen ihren Urtheilen noch keine solche Unfehlbarkeit zu, daß sie nicht auch zuweilen falsch seyn könnten: sie geben also eher der gesunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geschmackes und die Quellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil sie etwa nicht studiret haben, oder sonst die gehörige Fähigkeit nicht besitzen: so lernen sie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und sie aufmerksam darauf machen: sogleich werden sie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil sie noch nichts bessers gesehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Gestalt verliebt ist; weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem solchen Liebhaber eine vollkommenere Person, als seine vermeynte Halbgöttinn ist: er wird ihrer entweder gar vergessen; oder doch zum wenigsten den größten Theil seiner Hochachtung gegen dieselbe verlieren. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß auch junge Leute zuweilen von dem schon ziemlich eingeführten guten Geschmacke muthwillig abweichen, und auf einen

weit

weit schlimmern verfallen. Dieses wiederfährt stolzen und ehrsüchtigen Köpfen, die sich, es koste was es wolle, durch etwas neues und seltsames unterscheiden wollen. Der gebahnte Weg ist ihnen zu verächtlich: sie wollen sich durchaus hervor thun, und wenn es gleich durch Thorheiten seyn sollte. Sie ahmen also auch die Fehler großer Leute, auch offenbare Abweichungen von Regeln der Vernunft nach; und verführen wohl gar durch ihr Exempel andre. So wissen die Kunstrichter, daß **Ovid** und **Seneca** den römischen, **Marino** und **Ariost** den wälschen, **Milton** den englischen, ja durch seine Uebersetzungen auch den deutschen Geschmack zum Theile verderbet habe.

29. §. Und so hätte ich wohl meines Erachtens in diesem Hauptstücke meinen Vorsatz ins Werk gerichtet, indem ich nicht nur einen deutlichen Begriff von dem Geschmacke überhaupt gegeben, sondern auch die Regeln des guten Geschmacks entdecket, und ihn dadurch von dem übeln unterschieden; ferner dieses gegen die Einwürfe vertheidiget, und endlich etliche zweifelhafte Fragen, die bey dieser Materie aufgeworfen worden, nach meinen Grundsätzen entschieden. Nunmehr sollte ich besondere Lehren geben, und zeigen, was denn in allerley Gedichten, Einfällen und Ausdrückungen dem guten oder übeln Geschmacke gemäß sey. Allein, dieses ist eine Arbeit, die alle folgende Capitel dieses Buches einnehmen wird, als in welchen ich stückweise die Regeln vortragen will, darnach die poetischen Schönheiten beurtheilet werden müssen. Man merke zum Beschlusse **Horazens** Regel an:

Interdum vulgus rectum videt; est ubi peccat.

Lib. II. Ep. 1.

Oft hat der Pöbel recht, und oftmals fehlt er auch: Und,

Maxima pars Vatum - - -
Decipimur specie recti.

Der Dichter größter Theil betrügt sich durch den Schein.

Das IV. Hauptstück.

Von den dreyen Gattungen der poetischen Nachahmung, und insonderheit von der Fabel.

1. §.

Die Nachahmung der Natur, darinnen, wie oben gewiesen worden, das Wesen der ganzen Poesie besteht, kann auf dreyerley Art geschehen. Die erste ist eine bloße Beschreibung, oder sehr **lebhafte Schilderey** von einer natürlichen Sache, die man nach allen ihren Eigenschaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten seinen Lesern klar und deutlich vor die Augen malet, und gleichsam mit lebendigen Farben entwirft: so daß es fast eben so viel ist, als ob sie wirklich zugegen wäre. Dieses nun mit rechter Geschicklichkeit zu verrichten, das ist eine gar feine Gabe: und man hat es dem **Homer** zu großem Lobe angemerket, daß ein berühmter griechischer Maler, der eine **Minerva** zu schildern willens war, zu dem Ende erst in der Ilias die Beschreibung dieser Göttinn nachgeschlagen, sie durchgelesen, und sich dadurch eine lebhafte Abbildung von ihr gemachet. Solche Malerey eines Poeten nun, erstrecket sich noch viel weiter, als die gemeine Malerkunst. Diese kann nur für die Augen malen, der Poet hergegen kann für alle Sinne Schildereyen machen. Er wirket in die Einbildungskraft; und diese bringt die Begriffe aller empfindlichen Dinge fast eben so leicht, als Figuren und Farben hervor. Ja er kann endlich auch geistliche Dinge, als da sind innerliche Bewegungen des Herzens, und die verborgensten Gedanken beschreiben und abmalen. Nur ist hierbey zu merken, daß ein Dichter seine Absicht niemals vergessen muß. Ein jedes endliches Ding hat zwo Seiten, eine gute und eine böse. Will man nun ein Ding loben: so muß man die erste; will

man es aber tadeln, so muß man nur die andre abschildern. In beyden Bildern wird Wahrheit seyn, wenn man der Natur folget, und die Sache nicht zu hoch treibt. Hierwider aber pflegen so wohl Lobdichter, als Satirenschreiber zu verstoßen, die insgemein in beydem kein Maaß zu halten wissen.

2. §. Doch diese Art der poetischen Nachahmung ist bey aller ihrer Vortrefflichkeit nur die geringste: weswegen sie auch Horaz im Anfange seiner Dichtkunst für unzulänglich erkläret, einen wahren Poeten zu machen. Wenn ich die besten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, so würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet zu heißen verdienen: dafern ich nämlich nichts bessers zu machen wüßte. Ja ich könnte wohl gar ein verdrüßlicher Dichter und Scribent werden, wenn ich meinen Lesern mit unaufhörlichen Malereyen und unendlichen Bildern einen Ekel erweckte. * Boileau hat diesen Fehler am Scudery schon angemerkt und verworfen, wenn er im I. Ges. seiner Dichtkunst geschrieben:

Un Auteur quelque fois trop plein de son Objet,
Jamais, sans l'epuiser, n'abandonne un Sujet,
S'il rencontre un Palais, il m'en depeint la Face,
Il me promene aprés de Terrasse en Terrasse;
Ici s' offre un Perron, là regne un Corridor,
Là ce Balcon s'enferme en un Balustre d'or.

Il con-

* Der Pater Bossü in seinem Tractate vom Heldengedichte auf der 276 S. schreibt davon so: Nous pouvons encore mettre au nombre des matieres, qui ne sont pas poetiques, les Descriptions de Palais, de Jardins, de Bocages, de Ruisseaux, de Navires, et de cent choses naturelles et artificielles; lorsque ces Descriptions sont faites un peu trop au long, d'une Maniere simple, propre et sans Allegorie. C'est ce, qu'Horace nomme des Lambeaux éclatans, que les Poetes placent quelquesfois tres-mal, pensant que ces Fautes seront de beaux Ornemens de leurs Ouvrages. Cela est bon en de petits Poemes. d. i. Unter die Materien, die nicht poetisch sind, können wir auch die Beschreibungen von Pallästen, Gärten, Gebüschen, Flüssen, Schiffen, und hundert andern natürlichen und künstlichen Dingen zählen, wenn sie ein bischen zu lang, schlechtweg, und ohne Allegorie gemacht sind. Das nennt Horaz glänzende Lappen, welche die Poeten oftmals sehr übel anbringen, und glauben, diese Fehler würden ihre Gedichte zieren. Dieß ist gut in kleine Gedichte.

Il conte des Plafonds les Ronds et les Ovales,
Ce ne sont que festons, ce ne sont qu' Astragales.
Je saute vingt Feuillets, pour en trouver la Fin,
Et je me sauve à peine au Travers d'un Iardin.
Fuyez des ces Auteurs l' Abondance sterile!
Et ne vous chargez point d'un Detail inutile,
Tout ce qu'on dit de trop, est fade et rebutant.
L' Esprit rassasié le rejette à l'instant;
Qui ne sçait se borner, ne sceut jamais écrire.

Wie viele Dichter haben nicht bey uns wider diese Regeln verstoßen; die uns wohl gar ganze Bücher voller Beschreibungen und gekünstelter Schilderenen aufgedrungen haben? Ein jeder wird merken, daß ich die **Brockischen** Schriften meyne, in welchen gewiß weit mehr das gute Herz des Dichters, als sein Geschmack und seine Kunst zu loben ist. Noch lächerlicher sind diejenigen, die uns ganze Lehrbücher von den Beschreibungen geschrieben. Sie machen eine Sache, die doch kein Hauptwerk des Dichters ist, ohne Noth schwer, und verdunkeln durch ihre unendlichen Abtheilungen und Zergliederungen, dasjenige, was ein muntrer Kopf ohne alle Regeln weit besser trifft. So muß man denn auch in diesem Stücke Maaß zu halten wissen; theils, daß man unnöthige und überflüßige Bilder seinem Leser nicht aufdringe; theils bey einem an sich nöthigen Abrisse nicht gar zu sorgfältig alle Kleinigkeiten auszudrücken bemüht sey. **Virgil** wird deswegen gelobt, weil er in Beschreibungen so bescheiden gewesen. Er hat wohl zehnmal Gelegenheit gehabt, den Regenbogen abzumalen: und was würde uns da ein poetischer Maler von Profeßion, nicht mit seinen Farben gequälet haben! Aber der bescheidne **Virgil** sagt nichts mehr, als:

Mille trahens varios adverso sole colores.

3. §. Die andre Art der Nachachmung geschieht, wenn der Poet selbst die Person eines andern spielet, oder einem, der sie spielen soll, solche Worte, Gebärden und Handlungen vorschreibt und an die Hand giebt, die sich in gewissen Umständen

ständen für ihn schicken. Man macht z. E. ein verliebtes, trauriges, lustiges Gedicht, im Namen eines andern; ob man gleich selbst weder verliebt noch traurig, noch lustig ist. Aber man ahmet überall die Art eines in solchen Leidenschaften stehenden Gemüthes so genau nach, und drückt sich mit so natürlichen Redensarten aus, als wenn man wirklich den Affect bey sich empfände. Zu dieser Gattung gehört schon weit mehr Geschicklichkeit, als zu der ersten. Man muß hier die innersten Schlupfwinkel des Herzens ausstudiret, und durch eine genaue Beobachtung der Natur, den Unterscheid des gekünstelten, von dem ungezwungenen angemerket haben. Dieses aber ist sehr schwer zu beobachten, wie die Fehler sattsam zeigen, die von den größten **Dichtern** in diesem Stücke begangen worden. Daß **Virgil** in seinen Schäfergedichten nicht immer glücklich damit gewesen, das hat der italienische Kunstrichter, **Ludewig Castelvetro**, dessen kritische Werke **Argelati** vor einigen Jahren herausgegeben hat, sehr gründlich erwiesen. In **Fontenellens** Gedanken, von Schäfergedichten, wird man auch den **Theokritus** oft ganz billig getadelt finden. Herr **Fontenelle** selbst wird in dem englischen **Guardian** gleicher Fehler, und zwar nicht ohne Grund beschuldiget, wie an dem gehörigen Orte ausführlicher gedacht werden soll. Daß nicht auch unter unsern Deutschen es viele hierinnen sollten versehen haben, daran ist gar kein Zweifel.

4. §. Die Klaggedichte, die **Kanitz** und **Besser**, auf ihre Gemahlinnen gemacht, werden sonst als besondere Muster schön ausgedruckter Affecten angesehen. Man kann sie auch gar wohl unter diese Art der Nachahmung rechnen, ob sie gleich ihren eignen Schmerz, und nicht einen fremden vorstellen wollen: denn so viel ist gewiß, daß ein Dichter zum wenigsten dann, wann er die Verse macht, die volle Stärke der Leidenschaft nicht empfinden kann. Diese würde ihm nicht Zeit lassen, eine Zeile aufzusetzen, sondern ihn nöthigen, alle seine Gedanken auf die Größe seines Verlusts und Unglücks zu richten. Der Affect muß schon ziemlich gestillet seyn, wenn man die Feder zur Hand nehmen, und alle seine Kla-

gen in einem ordentlichen Zusammenhange vorstellen will. Und es ist auch ohnedas gewiß, daß alle beyde oberwähnte Gedichte eine gute Zeit nach dem Tode ihrer Gemahlinnen verfertiget worden: da gewiß die Poeten sich nur bemühet haben, ihren vorigen betrübten Zustand aufs natürlichste auszudrücken. Ob ich nun wohl nicht läugne, daß diese treff lichen Stücke des berühmten Amthors Klagen, in gleichem Falle, weit vorzuziehen sind: so könnte doch ein scharfes Auge, auch in diesen zweyen Meisterstücken, noch manchen gar zu gekünstelten Gedanken, und gezwungenen Ausdruck, entdecken; den gewiß ein wahrer Schmerz nimmermehr würde hervorgebracht oder gelitten haben. Was hier von dem Schmerze gilt, das muß von allen Affecten verstanden werden. Hofmannswaldaus Heldenbriefe, sollen verliebt geschrieben seyn; haben aber die Leidenschaft, so der Poet nachahmen wollen, sehr schlecht getroffen, und tausend bunte Einfälle und Zierrathe angebracht, die sich für keinen wahrhaftig verliebten schicken. Man darf nur dargegen halten, was Günther im I. Theile seiner Ged. an seine Geliebte geschrieben, wo alles der Natur viel gemäßer ist; so wird man leicht selbst wahrnehmen, was eine geschickte Nachahmung der Natur ist, und was ein kaltes und frostiges Gewäsch in der Poesie heißt.

5. §. Auf dieser Kunst nun beruhet fast die ganze theatralische Poesie: was nämlich die Charactere einzelner Personen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlanget. Denn hier muß ein Poet alles, was von dem auftretenden Helden, oder wer es sonst ist, wirklich und der Natur gemäß hätte geschehen können, so genau nachahmen, daß man nichts unwahrscheinliches dabey wahrnehmen könne. In Heldengedichten, und allen übrigen Arten, wo man auch zuweilen andre redend einführet, hat eben dieses statt, wie an seinem Orte stückweise soll erwiesen werden. Horaz hat in seiner Dichtkunst zu verschiedenen malen daran gedacht, und nicht nur die Regel gegeben, wie man den Achilles, die Medea, den Ixion, die Jo u. s. w. abbilden und aufführen solle;

daß

daß ein Greis und ein Jüngling, ein Argiver und Babylonier, ein Kaufmann und Bauer, eine Matrone und eine Amme nicht auf einerley Art reden und handeln müssen; sondern auch gewiesen, wo man die Kunst gute Charactere zu machen, lerne; nämlich aus der Sittenlehre und der Erfahrung. Diese zeiget uns die herrschenden Neigungen der Kinder, Jünglinge, Männer und Alten: jene hergegen lehret sowohl die Natur der Affecten, als die Pflichten aller Menschen in allen Ständen. Dieß will auch unsre deutsche Dichtkunst des Herrn von Brück, aus der deutschen Gesellschaft I. Theile eigner Schriften und Uebersetzungen, auf der 9. Seite.

— Du mußt fleißig Acht auf alle Dinge haben,
Auf Tugend, Wissenschaft, auf des Gemüthes Gaben,
Auf Zeit, Geschlecht und Stand, auf Glück und Herzeleid,
Auf Sitten und Gestalt, auf Reden Art und Zeit.
Ein junger freyer Kerl, ein alter karger Knicker,
Ein tugendhafter Mann, ein schelmischer Berücker,
Ein ganz verbuhlter Thor, ein unerzognes Kind
Sehn unterschiedlich aus; drum male wie sie sind.
: : : : : : : : :
Die Aehnlichkeit ergetzt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne sie heißt nichtiges Gepränge:
: : : : : : : :
Kurz, wenn dein Abdruck nur dem Vorbild ähnlich ist,
So glaube, daß du dann ein guter Maler bist.

Und auf der 20. und 21. Seite heißt es:

Wirst du die Eigenschaft des Knechts und Edlen wissen:
So wird auch jeglicher ganz anders reden müssen,
Weil jeder anders denkt: und dieses zeigt den Grund
Dieß ists, dieß leget dir die Wörter in den Mund.
Stellst du nun Knechte vor, so mußt du knechtisch denken,
Wie Meister von der List, von Lügen und von Schwänken.
Dann findest du zugleich das eigentliche Wort,
Das sich zur Sache schickt, und kömmst auch leichtlich fort.
Wird aber Sokrates im Schauspiel aufgeführet:
So wird ein strenger Ernst und große Kunst verspüret.
Da giebt sichs von sich selbst, daß der ganz anders spricht;
Denn jenes Ausdruck paßt zu den Gedanken nicht.

6. §. Wer nun hierinnen wohl geübet ist, und sonst scharfsinnig genug ist, auf die Wahrscheinlichkeit in allen Stücken recht Achtung zu geben; der wird in seiner Nachahmung unfehlbar glücklich fortkommen müssen: da hingegen ein Fremdling in dem allen, alle Augenblicke Fehler begehen, und lauter unähnliche Schildereyen verfertigen wird. Ich schließe bey dem allen den Witz und die Urtheilungskraft nicht aus: denn jener ist diejenige Gemüthskraft, die mit den Aehnlichkeiten der Dinge zu thun hat, und folglich auch die Abrisse ihren Vorbildern ähnlich machen, oder diese in jenen nachahmen muß. Ohne diese hergegen wird man unfehlbar in den Fehler verfallen, den dort **Kanitz** an den meisten unsrer Poeten tadelt; wenn er den **Virgil** als einen glücklichen Nachahmer der Natur, im Absehen auf den Charakter der Dido, erhebet. Es heißt:

Man redt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht;
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen,
Nur bloß die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn es wird in Gestalt der Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneens Ebentheuer;
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt;
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank sprechen,
So möcht ich ihren Hohn, an den Trojanern rächen.
So künst'ich trifft itzund kein Dichter die Natur!
Sie ist ihm viel zu schlecht: er sucht ihm fremde Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

7. §. Doch auch diese so schwere Gattung der Nachahmung, machet nicht das Hauptwerk in der Poesie aus. Die Fabel ist hauptsächlich dasjenige, was der Ursprung und die Seele der ganzen Dichtkunst ist. * Selbst unsre Muttersprache

* Wie Aristoteles im VI. Capitel seiner Poetik schreibt: Αρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ μῦθος.

sprache lehret uns dieses; wenn wir die Poesie, die **Dichtkunst**, und ein poetisches Werk, ein **Gedicht** nennen. Ich weis wohl, daß vor Alters **dichten**, nur so viel als denken und nachsinnen geheißen: z. E. das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse ꝛc. Allein in neuern Zeiten heißt es gewiß, etwas ersinnen, oder erfinden, was nicht wirklich geschehen ist. Sachen nämlich, die wirklich geschehen sind, d. i. wahre Begebenheiten, darf man nicht erst dichten: folglich entsteht auch aus der Beschreibung und Erzählung derselben kein Gedicht, sondern eine Historie, oder Geschichte; und ihr Verfasser bekömmt nicht den Namen eines **Dichters**, sondern eines Geschichtschreibers. Die pharsalische Schlacht also, die **Lucian** in Versen beschrieben hat, kann nichts anders, als eine Historie in Versen heißen: des **Aesopus** Fabeln hergegen, obwohl sie nur in ungebundener Schreibart abgefasset worden, sind Gedichte. Und wer die Fähigkeit nicht besitzt, gute Fabeln zu erfinden, der verdient den Namen eines Poeten nicht; wenn er gleich die schönsten Verse von der Welt machte. **Phädrus** wäre derowegen wohl ein Versmacher, aber kein Dichter gewesen: wenn er nur die äsopischen Fabeln in Verse gebracht, aber selbst keine erfunden hätte.

8. §. Wenn **Aristotel** sagen will, was die Fabel in einem Gedichte eigentlich sey, so spricht er: **Es sey die Zusammensetzung oder Verbindung der Sachen.** Der Pater **Bossu** in seinem Tractate vom Heldengedichte, läßt sich an dieser Erklärung gnügen, und versteht durch die Sachen, so in einer Fabel verbunden werden sollen, **das Wahre** und **das Falsche**. In der That muß eine jede Fabel was Wahres und was Falsches in sich haben: nämlich einen moralischen Lehrsatz, der gewiß wahr seyn muß; und eine Einkleidung desselben in eine gewisse Begebenheit, die sich aber niemals zugetragen hat, und also falsch ist. Allein er scheint mir den Verstand des Philosophen nicht recht eingesehen zu haben. Die Sachen müssen auf das Zubehör der Fabel, als da sind, die Thiere, Menschen, Götter,

Handlungen, Gespräche, u. s. w. gedeutet werden. Diese Dinge müssen verknüpfet und verbunden werden, so daß sie einen Zusammenhang bekommen, und alsdann entsteht eine Fabel daraus. Hätte dieses Bossu gesehen, so würde er es nicht nöthig gehabt haben, eine andere Beschreibung davon zu geben, die noch weniger Stich hält, als die obige. Denn da er sagt: **Die Fabel sey eine Rede, welche ihre Lehren unter den Allegorien einer Handlung verbirget und zu Besserung der Sitten ersonnen worden;** so ist bey dieser Erklärung sehr viel zu erinnern. Denn I. ist es bekannt, daß die Fabel nicht nur eine Rede, sondern auch eine Schrift seyn kann: und also hätte die Fabel besser eine Erzählung heißen mögen. Hernach aber machen nicht alle Allegorien, die da lehrreich und unterrichtend sind, eine Fabel aus. **Horazens** Ode ist bekannt, wo der Poet die römische Republik unter dem Bilde eines Schiffes anredet, und ihr viel heilsame Regeln, in einer beständigen allegorischen Rede giebt. Wer hat aber diese Ode jemals zu den Fabeln gezählet? Wollte man sagen, hier wäre keine allegorische Handlung vorhanden: so würde man antworten, daß nach seinem eigenen Geständnisse, nicht zu allen Fabeln eine Handlung nöthig sey. Er selbst, führet im folgenden dergleichen an; nämlich, da die Fliege an dem Rade eines großen und schleunig fortgezogenen Wagens sitzt, selbst nichts thut, sondern nur sagt: **Ey, welch einen großen Staub mache ich nicht!**

9. §. Ich glaube derowegen, eine Fabel am besten zu beschreiben, wenn ich sage: sie sey die **Erzählung einer unter gewissen Umständen möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt.** Philosophisch könnte man sagen, sie sey eine Geschichte aus einer andern Welt. Denn da man sich in der Metaphysik die Welt als eine Reihe möglicher Dinge vorstellen muß; außer derjenigen aber, die wir wirklich vor Augen sehen, noch viel andre dergleichen Reihen gedacht werden können: so

so sieht man, daß eigentlich alle Begebenheiten, die in unserm Zusammenhange wirklich vorhandener Dinge nicht geschehen, an sich selbst aber nichts Widersprechendes in sich haben, und also unter gewissen Bedingungen möglich sind, in einer andern Welt zu Hause gehören, und Theile davon ausmachen. Herr von **Wolf** hat selbst, wo mir recht ist, an einem gewissen Orte seiner philosophischen Schriften gesagt: daß ein wohlgeschriebener Roman, das ist ein solcher, der nichts widersprechendes enthält, für eine Historie aus einer andern Welt anzusehen sey. Was er nun von Romanen sagt, das kann mit gleichem Rechte von allen Fabeln gesagt werden. Weil aber diese Erklärung unphilosophischen Köpfen vielleicht Schwierigkeiten machen könnte: so bleibe ich bey der ersten, die nach dem gemeinen Begriffe aller, die nur deutsch verstehen, eingerichtet ist. Ich erläutere sie durch das bereits erwähnte Exempel. Die Begebenheit ist daselbst, daß ein großer Wagen auf einem staubigten Wege, von vier oder mehr hurtigen Pferden geschwinde hingerissen wird; eine Fliege an dem Rade desselben sitzet, und sich schmäuchelt, sie selbst habe allen diesen Staub erreget. Diese Begebenheit ist unter gewissen Umständen möglich. Wenn nämlich nur ein angespannter Wagen fährt, und eine Fliege, die daran sitzt, so viel Verstand hat, daß sie über den ringsum aufsteigenden Staub ihre Betrachtungen anstellen kann: so geht es gar wohl an, daß sie so eitel seyn, und sich selbst für die Ursache einer so großen Staubwolke ansehen kann. Die moralische Lehre endlich, die darunter verborgen liegt, ist diese: Ein Stolzer ist so thöricht, daß er sich selbst und seinen Verdiensten, Dinge zuschreibt, die von ganz andern Ursachen herrühren und seine Kraft unzählichemal übersteigen.

10. §. Man kann die Fabeln in **unglaubliche, glaubliche** und **vermischte** eintheilen. Jene sind die, wo man unvernünftige Thiere oder wohl gar leblose Dinge so reden und handeln läßt, als wenn sie mit menschlicher Vernunft begabt wären. Ein Exempel davon finden wir so gar in der Schrift, wo Abimelechs Bruder, im Buche der Rich-

ter, seinen Landsleuten erzählet: wie die Bäume sich einen König erwählet, der sie mit Feuer verzehret, und also, ihrer thörichten Wahl halber, sattsam bestrafet hätte. Die andre Art sind die **glaublichen** Fabeln, wo lauter Menschen und andre vernünftige Wesen vorkommen; bey denen es nichts Unglaubliches ist, daß sie mit Verstande reden und handeln können. Dergleichen ist abermal in der Schrift Nathans Fabel vom reichen und armen Manne, deren jener diesen seines einzigen geliebten Schäfleins beraubete: imgleichen die Fabeln vom verlohrnen Sohne, vom armen Lazarus u. d. gl. Die dritte Art, nämlich der **vermischten** Fabeln, entsteht, wenn darinnen theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen. Dergleichen würde Bileams Begebenheit mit seiner Eselinn seyn; wenn dieses nicht wirklich geschehen seyn sollte. Wir finden aber in den äsopischen Fabeln unzähliche solche, wo theils vernünftige Menschen, theils Thiere und Bäume angeführet werden: zugeschweigen, daß auch Homer in seiner Ilias einmal ein Pferd mit seinem Herrn hat reden lassen. * Ein Exempel von meiner Erfindung steht in den vernünft. Tadl. von dem Veilchenstocke, der Tulpe und der Blumengöttinn Flora. Imgleichen von dem Manne, seinem Hunde und der Katze; und im II. Theile derselben vom Pferde und Esel; wiewohl diese vieleicht unter die natürlichen zu zählen sind. Endlich auch im II. Theile des Biedermanns vom Hasen, der sich in den Löwenstand erheben ließ.

11. §. Dadurch aber, daß wir die erste Art der Fabeln **unglaublich** nennen, widersprechen wir der obigen Erklärung

* Τον δ'αρ ὑπὸ ζυγόφιν προσέφη πόδας αἴυλος ἵππος,
Ξάνθος - - -
Καὶ λιὴν σ'ἔτι νῦν γε σαώσομεν ὄβριμ Αχιλλεῦ.
Αλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον οὐδέ τι ἡμεῖς
Αἴτιοι, ἀλλὰ θεός τε μέγας, καὶ μοῖρα κραταιή.
Iliad. L. XIX.

D. i. Hierauf antwortete ihm neben dem Joche sein schnelles Pferd Xanthus: = = = Tapferer Achilles, dießmal zwar wollen wir dich noch beym Leben erhalten: aber ehestens wird der Tag deines Todes herbeyrücken; und daran werden nicht wir Schuld haben, sondern ein großer Gott und das mächtige Verhängniß.

rung noch nicht; darinnen wir behaupteten, die Fabel sey eine **mögliche** Begebenheit. Es kann ja eine Sache wohl möglich, aber in der That bey der itzigen Ordnung der Dinge sehr unglaublich seyn. Diese Verknüpfung der wirklich vorhandenen Dinge nämlich hält ja nicht alle mögliche Dinge in sich, wie die Weltweisen darthun. Es wären andre Verbindungen endlicher Wesen eben sowohl geschickt gewesen, erschaffen zu werden, wenn es Gott gefallen hätte. Dem Dichter nun, stehen alle mögliche Welten zu Diensten. Er schränket seinen Witz also nicht in den Lauf der wirklich vorhandenen Natur ein. Seine Einbildungskraft, führet ihn auch in das Reich der übrigen Möglichkeiten, die der itzigen Einrichtung nach, für unnatürlich gehalten werden. Dahin gehören auch redende Thiere, und mit Vernunft begabte Bäume; die zwar, so viel uns bekannt ist, nicht wirklich vorhanden sind, aber doch nichts widersprechendes in sich halten. Man lese hier zur Erläuterung, Hollbergs unterirrdische Reise nach; wo man beydes antreffen wird. Wie nun ein Poet hier alle Sorgfalt anwenden muß, daß er seinen Fabeln auch einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit gebe: also fragt sichs, wie das in dem so genannten Unglaublichen möglich sey? Und hier ist es nicht zu leugnen, daß in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge nicht leicht was zu ersinnen ist, dadurch die Sprache der Bäume, oder der Thiere wahrscheinlich wird. Allein einem Poeten ist es erlaubt, eine Fabel durch die andre wahrscheinlich zu machen; und er darf also nur überhaupt dichten: Es sey einmal eine Zeit gewesen, da alle Pflanzen und Thiere hätten reden können. Setzt man dieses zum voraus; so läßt sich hernach alles übrige hören. Man sehe das folgende VI. Hauptstück nach.

12. §. Ferner müssen die Fabeln eingetheilt werden, in **epische** und **dramatische**. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyssee und Aeneis; sondern alle Romane, ja so gar die äsopischen Fabeln. Diese hergegen werden wirklich gespielet, und also lebendig vor-

 gestellet.

gestellet. Dahin rechnet man also alle Tragödien, Komödien und Schäferspiele, imgleichen alle kleine dramatische Gedichte, die wirklich auf einer Schaubühne aufgeführet werden können. Man sieht gar leicht, daß dieser andre Unterscheid sich auf den ersten gründet. Denn die theatralischen Fabeln leiden nichts, als was wahrscheinlich ist, wie Horatius in seiner Dichtkunst sehr fleißig erinnert: hingegen die epischen können gar wohl auch unglaubliche Fabeln von Thieren und leblosen Dingen brauchen. Tausend Dinge lassen sich gar wohl erzählen; aber den Augen läßt sich nichts vorstellen, als was glaublich ist. Die vormaligen Zeiten der Einfalt des menschlichen Geschlechts, haben so viel von Zaubereyen, und Wundergeschichten erzählet und geglaubt, und auf die Nachwelt fortgepflanzet; daß es uns nicht schwer ist, zu glauben, daß durch eine übermenschliche Kraft alles möglich ist, was nur nicht widersprechend ist. So wird Homers redendes Pferd, nur durch die Kraft der Minerva möglich, oder glaublich; wenn man es in die alten Zeiten setzet. Wer aber entweder dasselbe, oder Bileams Eselinn auf die Schaubühne bringen, und sie dadurch gleichsam in unsre Zeiten versetzen wollte: dem würde Horaz zurufen:

Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

13. §. Weiter können die Fabeln, theils im Absehen auf ihren Inhalt, theils im Absehen auf die Schreibart, in erhabene und niedrige eingetheilet werden. Unter die erhabenen gehören die Heldengedichte, Tragödien und Staatsromane: darinnen fast lauter Götter und Helden, oder königliche und fürstliche Personen vorkommen, deren Begebenheiten in einer edlen Schreibart entweder erzählet oder gespielet werden. Unter die niedrigen gehören die adelichen und bürgerliche Romane, die Schäfereyen, die Komödien und Pastorale, nebst allen äsopischen Fabeln: als worinn nur Adel, Bürger und Landleute, ja wohl gar Thiere und Bäume in einer gemeinen Schreibart redend eingeführet oder beschrieben werden. Von diesen letztern könnte man mit

einigem Scheine fragen, ob sie auch zur Poesie gehöreten? Von der Komödie hat Horaz ihres niedrigen Ausdruckes halber, solches in Zweifel gezogen:

> Idcirco quidam, Comœdia nec ne Poëma
> Esset, quæsivere: quod acer spiritus ac vis
> Nec verbis, nec rebus inest; nisi quod pede certo
> Differt sermoni, sermo merus.
>
> *Sat. IV. L. 1.*

Wiewohl aus dem obigen ist leicht darauf zu antworten. Die hohe Schreibart ist zwar eine gute Eigenschaft eines Poeten, und in gewissen Gedichten unentbehrlich: aber sie allein machet noch keinen Dichter, wenn keine Fabel da ist, die darinnen vorgetragen wird. Diese hergegen bleibt, was sie ist, nämlich eine Fabel, ein Gedicht, wenn man sie gleich in der gemeinen Sprache erzählt. Sie zeigt also sattsam, daß ihr Verfasser ein Dichter gewesen, der auch wohl erhaben hätte schreiben können, wenn er gewollt hätte, und wenn es sich in dieser Art von Gedichten hätte thun lassen. Horaz selbst trägt diesen Zweifel, wegen der Komödie, nur als etwas Fremdes vor. **Einige**, spricht er, **haben gefragt** rc. Er giebt ihnen aber deswegen nicht recht; zumal da er in seiner Dichtkunst selbst erinnert, daß auch in der Komödie zuweilen die pathetische, feurige und erhabene Schreibart statt findet: wenn nämlich ein Chremes zu schelten, und vor Zorn zu pochen und zu poltern anfängt:

> Interdum tamen et vocem Comœdia tollit,
> Iratusque Chremes tumido delitigat ore.

14. §. Die Fabeln können noch ferner in vollständige und mangelhafte eingetheilet werden. Jene erzählen diejenige Begebenheit ganz, die zu der darunter versteckten Sittenlehre gehöret: diese hergegen brechen ab, wenn die Begebenheit kaum in die Hälfte gekommen ist. Zu Exempeln einer ganzen oder vollständigen können alle die obigen dienen, die wir schon angeführet haben: denn die Erzählung geht daselbst so

weit,

weit, als nöthig ist, und das Gemüth bleibt am Ende derselben ganz ruhig; weil man den Zweck einsieht, warum sie erzählet worden. Eine mangelhafte und halbe Fabel aber war die, von dem Schatten des Esels, darüber der Eseltreiber und der Reisende in einen Streit geriethen; welche Demosthenes seinen Mitbürgern erzählte, als sie in einer wichtigen Rede, welche die Wohlfahrt ihres Staats anbetraf, sehr unachtsam waren. Denn als er ihnen dieselbe erzählet hatte, und sie alle aus ihrer vorigen Nachläßigkeit ermuntert und begierig worden waren, den völligen Verlauf seiner Geschichte zu vernehmen: so hörte er mit gutem Bedachte auf, schwieg stille, und wollte sich aus der Versammlung begeben. Weil aber die Fabel nur halb fertig war, so konnten sich die Zuhörer dadurch nicht zufrieden stellen: darum riefen sie ihn zurücke, und verlangten, daß er ihnen auch den Ausgang der ganzen Begebenheit erzählen sollte. Dabey nahm er nun Gelegenheit, ihnen ihre Leichtsinnigkeit vorzurücken, die sich um Kleinigkeiten so ernstlich, um die wichtigsten Dinge aber, die er in seiner Rede vorgetragen hatte, so wenig bekümmerte und aufmerksam bezeigete.

15. §. Bey dieser Abtheilung der Fabeln muß man sich vor einem Misverstande hüten. Eine ganze Fabel erfodert nicht allemal den völligen Umfang aller Begebenheiten, die einigen Zusammenhang mit einander haben: sondern es ist genug, daß sie alles dasjenige enthält, was zu der Sittenlehre, die man vortragen will, unentbehrlich ist. Z. E. Homers Ilias ist eine Fabel von Achillens Zorne, und den traurigen Wirkungen desselben. Daher ist diese Fabel ganz, wenn der Poet zeigt: wie und woher dieser Zorn entstanden, nämlich von der Beleidigung, die Agamemnon diesem Helden zugefügt; ferner wie sich derselbe geäußert, nämlich durch die Enthaltung vom Streite, da Achilles ruhig auf seinem Schiffe geblieben; weiter, wie schädlich derselbe gewesen, weil die Griechen in seiner Abwesenheit allezeit den kürzern gezogen, Achilles selbst aber seinen besten Freund Patroklus eingebüsset; endlich wie dieser Zorn ein Ende genommen,

men, da der Held, aus Rachgier gegen den Hektor, seines alten Grolls vergessen, den Hektor erschlagen, und also den Trojanern großen Abbruch gethan. Diese Fabel war zulänglich, die moralische Wahrheit von der schädlichen Uneinigkeit benachbarter Staaten, die Homer in seinem Gedichte lehren wollen, in ein völliges Licht zu setzen. Es war dabey nicht nöthig, den Ursprung des trojanischen Krieges oder den Auszug desselben zu zeigen; vielweniger von den beyden Eyern der Leda anzufangen, aus deren einem Helena, als die einzige Ursache des Krieges, war gebohren worden. Dieses wäre eine gar zu große Fabel geworden, und Horaz lobt deswegen den Homer, daß er solches nicht gethan hat.

> Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
> Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo:
> Semper ad eventum festinat.

16. §. Diejenigen Poeten haben also keinen rechten Begriff von der Fabel gehabt, die sich eingebildet: sie müßte so vollständig seyn, daß weder forne noch hinten das geringste daran fehlte. Dahin gehört Statius, der den ganzen Lebenslauf des Achilles in ein Gedicht gebracht; und bey den Griechen, der Verfasser der kleinen Ilias, dessen Aristoteles gedenket: welcher gleichfalls den ganzen trojanischen Krieg in eins gezogen, davon uns die große Ilias nur ein Stück von anderthalb Monaten erzählet. Dahin gehört auch Milton, der in dem verlohrnen Paradiese nicht nur den Fall Adams, und seine Ursache, nämlich die Verführung Satans; sondern auch die Schöpfung der Welt, ja was vor derselben vorhergegangen, nämlich Lucifers Fall erzählet. Vielweniger werden des Ovidius Verwandelungen für ein einzig Gedicht können angesehen werden; als worinn eben so wenig eine einzige moralische Fabel zum Grunde liegt, als in den äsopischen Fabeln. Die Ilias ist einem königlichen Pallaste, voller Zusammenhang, Ordnung und Schönheit gleich: Des Ovidius Verwandlungen aber sind einer ganzen Stadt

zu vergleichen, die aus so vielen Bürgerhäusern zusammen gesetzt ist, als Fabeln sie enthält; welche nicht mehr Verknüpfung mit einander haben, als daß sie an einander stoßen und mit einer Ringmauer umgeben sind. Die äsopischen Fabeln könnte man nach eben dieser Allegorie ein großes Dorf nennen, darinn jede Fabel eine Bauerhütte vorstellet, die eben so viel, ja noch mehr Thiere, als Menschen in sich zu halten pflegt.

17. §. Noch eine Abtheilung der Fabeln ist nöthig anzumerken, da sie nämlich in **Hauptfabeln** und **Nebenfabeln** unterschieden werden. Dieser Unterscheid findet sonderlich in Heldengedichten, Romanen und theatralischen Stücken statt. Daselbst ist eine die größeste und wichtigste, die im ganzen Gedichte zum Grunde liegt, und gar wohl ohne die übrigen bestehen könnte. Auf diese kömmt auch hauptsächlich die Schönheit des ganzen Werkes an: weil sie eigentlich zum Zwecke des Verfassers führet, und die moralische Absicht desselben unmittelbar befördert. Dergleichen ist auch in des **Sophokles Antigone**, welche **Opitz** verdeutschet hat, die Grausamkeit Kreons, der des **Polynikes** Körper, eines Sohns des **Oedipus** und der **Jokasta**, unter freyen Himmel werfen, und die Prinzeßin **Antigone**, die sich ihres todten Bruders annahm, und ihn begrub, in eine Höle versperren ließ: darüber er denn nicht nur seinen Sohn **Hämon**, sondern auch seine Gemahlinn **Euridice**, einbüßete, und endlich selbst in Verzweifelung und Raserey fiel. Die Neben- oder Zwischenfabeln aber sind alle die Einschiebsel und beyläufigen Erzählungen gewisser kleinerer Begebenheiten, die mit der größern einigermaßen zusammenhangen; und theils zur Verlängerung, theils zur Abwechselung, theils auch zum Verstande der Hauptfabel etwas beytragen. Dergleichen sind in der Ilias unzähliche von Göttern und Helden, die **Homer** überall eingestreuet hat; in der **Aeneis** die Begebenheiten von der **Dido**, und den Lustspielen, die **Aeneas** seinem Vater zu Ehren angestellet hat; in dem **Gottfried** die Liebesgeschichte von **Sophronia** und **Olindo**; im **Don**

Quixote der kleine Roman vom Cardenio, und dem eifersüchtigen Bruder; im Telemach die Historie vom ägyptischen Könige Sesostris; in der Banise die Eroberung verschiedener Städte, und die dabey verübten Grausamkeiten. u. d. m.

18. §. Bey allen diesen poetischen Fabeln fragt sichs nun: Ob sie nothwendig moralische Absichten haben müssen? Man antwortet darauf, daß es freylich wohl möglich sey, Fabeln zur bloßen Belustigung zu ersinnen: dergleichen manches Mährchen ist, das die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meisten Romanschreiber in ihren Büchern ausbrüten, auch viele unzeitige Komödienschreiber auf der Schaubühne ausgehecket haben; sie mögen nun Wälsche, Franzosen, Engländer oder Deutsche seyn. Allein da es möglich ist, die Lust mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet nach der bereits gegebenen Beschreibung, auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann seyn muß: so wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als es ihm möglich ist; ja er wird keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge. Denn

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Hor. Art. Poet.

Die alten Griechen sind uns hier mit guten Exempeln vorgegangen. Alle ihre Fabeln stecken voller Sittenlehren, und es war eine so gemeine Sache, daß ihre Poeten erbauliche Fabeln schrieben, und auf der Bühne vorstellen ließen, daß man auch allezeit sagte: **Eine Fabel, das ist eine Tragödie oder Komödie** NB. **lehren:**

Vel qui prætextas; vel qui *docuere* togatas.

Hor. Art. Poet.

19. §. So ist z. E. die Fabel der Odyssee beschaffen, wie **Aristotel** selbst uns den Auszug davon macht. Ein König ist viele Jahre aus seinem Hause abwesend. **Neptun** ver-

folgt ihn, und beraubt ihn aller seiner Gefährten. Indessen ist bey ihm zu Hause alles in Unordnung: sein Vermögen wird verschwendet; seine Gemahlinn und sein Prinz stehen in Gefahr. Endlich aber kömmt er nach vielen Ungewittern glücklich an, erkennet etliche von den Seinigen, erlegt durch ihren Beystand seine Feinde, und bringt alles wieder in Ordnung. So ist auch die Fabel vom **Oedipus**, dem berühmtesten Trauerspiele, das bey den Alten gemacht worden, beschaffen. **Oedipus** bittet die Götter um die Abwendung der Pest, wodurch **Thebe** verwüstet wurde. Das Orakel antwortet: Man müsse den Tod des Königes **Lajus** an dessen Mördern rächen. Er untersuchet derowegen die Sache; findet aber nicht nur, daß er selbst der Thäter sey, sondern gar des **Lajus** Sohn gewesen, und folglich an dessen Witwe, der **Jokasta**, seine eigene Mutter geheirathet habe. Darüber bestraft er sich selbst, indem er sich die Augen ausreißt, ins Elend geht, und also seinem Volke die Gesundheit wieder herstellet. Wer sieht hier nicht, daß beyde Fabeln vollkommen moralisch sind, und die wichtigsten Lehren in sich fassen? wenn man sie gleich nur überhaupt ansieht, und der überall eingestreuten Sittensprüche nicht einmal wahrnimmt? In der ersten lehrt der Poet, die Abwesenheit eines Herrn, aus seinem Hause oder Reiche sey sehr schädlich: in der andern aber, daß die Vorhersehung der Götter untrüglich sey, und durch keine menschliche List und Vorsicht irre gemacht werden könne. Ein jeder, der nur seinen eigenen Augen trauet, wird also keines fernern Beweises nöthig haben, und die Einwürfe selbst beantworten können, die le Clerc in seinen Parrhasianis dawider gemacht, und die ich ins Deutsche übersetzt, den kritischen Beyträgen eingeschaltet habe.

20. §. Wie greift man indessen die Sache an, wenn man gesonnen ist, als ein Poet, ein Gedicht oder eine Fabel zu machen? Dieses ist freylich das Hauptwerk in der ganzen Poesie, und also muß es in diesem Hauptstücke nicht vergessen werden. Vielen, die sonst ein gutes Naturell zur

Poesie

Poesie gehabt, ist es bloß deswegen nicht gelungen, weil sie es in der Fabel versehen haben. Sie haben die Charaktere, die Sitten, die Gedanken, die Gemüthsbewegungen, und die Ausdrückungen bisweilen sehr wohl eingerichtet: allein die Begebenheiten sind unwahrscheinlich, seltsam, ja widersprechend, den Zeiten und Oertern und sich selbst nicht gemäß gewesen. So viel schlechte Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Romane sind gemeiniglich nur in diesem Stücke mangelhaft: so vieler kleiner Fabeln, in andern Gattungen der Poesie, voritzo nicht zu gedenken. Es ist also der Mühe schon werth, daß wir uns bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden, und regelmäßig einrichten könne?

21. §. Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen soll, nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen, vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Z. E. Gesetzt, ich wollte einem jungen Prinzen die Wahrheit beybringen: **Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wären abscheuliche Laster.** Diesen Satz auf eine angenehme Art recht sinnlich und fast handgreiflich zu machen, erdenke ich folgende allgemeine Begebenheit, die sich dazu schicket; indem man daraus die Abscheulichkeit des gedachten Lasters sonnenklar sehen kann. „Es war jemand, wird es heißen, der schwach und unver„mögend war, der Gewalt eines Mächtigern zu widerstehen. „Dieser lebte still und friedlich; that niemanden zu viel, „und war mit dem wenigen vergnügt, was er hatte. Ein „Gewaltiger, dessen unersättliche Begierden ihn verwegen „und grausam machten, ward dieses kaum gewahr, so griff „er den Schwächern an, that mit ihm, was er wollte, „und erfüllete mit dem Schaden und Untergange desselben, „seine gottlose Begierden.„ Dieses ist der erste Entwurf einer poetisch-moralischen Fabel. Die Handlung, die

darinn stecket, hat die folgenden vier Eigenschaften. 1) Ist sie allgemein, 2) nachgeahmt, 3) erdichtet, 4) allegorisch, weil eine moralische Wahrheit darinn verborgen liegt. Und so muß eben der Grund aller guten Fabeln beschaffen seyn, sie mögen Namen haben, wie sie wollen.

22. §. Nunmehr kömmt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will; ob ich Lust habe, eine **äsopische, komische, tragische**, oder **epische** Fabel daraus zu machen? Alles beruht hierbey auf der Benennung der Personen, die darinn vorkommen sollen. **Aesopus** wird ihnen thierische Namen geben, und ohngefähr sagen: „Ein Schäfchen, „welches ganz friedlich am Strome stund, und, seinen Durst „zu löschen, trinken wollte, ward von einem Wolfe ange„fallen, der am obern Theile eben desselben Wassers soff, „und seiner von ferne ansichtig ward. Dieses räuberische „Thier beschuldigte das Schaf, es hätte ihm das Wasser „trübe gemacht; so, daß er nicht hätte trinken können: „und wiewohl sich dasselbe, durch die Unmöglichkeit der „Sache, aufs beste entschuldigte; so fragte der Wolf doch „nichts darnach, sondern griff es an, und fraß es auf.„ Wollte jemand diese thierische, und folglich unglaubliche Fabel, in eine menschliche und desto glaublichere verwandeln: so dürfte man nur diejenige nachschlagen, die dort **Nathan** dem Könige **David** erzählet: „Ein armer Mann, wird „sie lauten, hatte ein einzig Schäfchen, welches er sehr lieb „hatte: sein reicher Nachbar hergegen besaß große Heerden. „Dieser letztere nun bekam Gäste; und weil er sie zwar wohl „aufzunehmen, aber doch von seinen eigenen Schafen keins „zu schlachten, willens war: so schickte er zu seinem Nachbar, „und ließ ihm sein einzig Schäfchen mit Gewalt nehmen, „es schlachten und seinen Gästen zubereiten.„ Dieses ist noch eben so wohl eine äsopische Fabel, als die obige.

23. §. Wäre ich willens, eine komische Fabel daraus zu machen, so müßte ich sehen, daß ich das Laster der Ungerechtigkeit als ein lächerliches Laster vorstellen könnte. Denn das Auslachenswürdige gehört eigentlich in die Komödie,

das

das Abscheuliche und Schreckliche hergegen läuft wider ihre Absicht. Ich müßte es also bey einer kleinen Ungerechtigkeit bewenden lassen, deren Unbilligkeit zwar einem jeden in die Augen fiele, die aber doch kein gar zu großes Mitleiden erwecken könnte. Die Personen, müßten hier entweder bürgerlich, oder zum höchsten adelich seyn: denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie. Derjenige aber, der das Unrecht thäte, müßte endlich darüber zum Spotte und Gelächter werden. Die Namen würden nur dazu erdacht, und man dörfte sie nicht aus der Historie nehmen. Ich sage also: „Herr Trotzkopf, ein reicher, aber wollüstiger und verwegener „Jüngling, hat einen halben Tag mit Schmausen und Spie„len zugebracht; geräth aber des Abends in ein übelberüch„tigtes Haus: wo man ihm nicht nur alle seine Baarschaft „nimmt, sondern auch das Kleid vom Leibe zieht, und ihn so „entblößt auf die Gasse hinausstößt. Er fluchet und poltert „eine Weile vergebens, geht aber endlich, mit dem bloßen „Degen in der Hand, Gasse auf, Gasse nieder; in dem Vor„haben, dem ersten, dem besten, mit Gewalt das Kleid zu „nehmen, und also nicht ohne Rock nach Hause zu kommen. „Es begegnet ihm Herr Ruhelieb, ein friedfertiger Mensch, „der von einem guten Freunde kömmt, und etwas spät nach „Hause geht. Diesen fällt er an, nöthiget ihn nach dem „Degen zu greifen, entwaffnet, ja verwundet ihn ein wenig, „und zwinget ihn also das Kleid auszuziehen und ihm zu geben. „Kaum hat er selbiges angezogen, um damit nach Hause zu „gehen, so stehen an der andern Ecke der Straße ein paar „tüchtige Kerle, die von Herrn Ruheliebs Feinden erkauft „worden, denselben wacker auszuprügeln. Diesen fällt Herr „Trotzkopf in die Hände, und ob er gleich Leib und Seele „schweret, daß er nicht derjenige sey, dafür sie ihn ansehen: „so wird er doch wacker abgestraft; so, daß er aus Zorn und „Ungeduld, Kleid, Hut und Perrücke wieder von sich wirft, „und ganz braun und blau nach Hause läuft.„

24. §. Weil diese Fabel zu einer vollständigen Komödie noch zu kurz ist, so müßte man etliche Zwischenfabeln dazu

dichten. Herr Trotzkopf müßte irgend eine Liebste haben, der er von seiner Herzhaftigkeit vorgesagt hätte. Diese müßte nun durch das nächtliche Lärmen aufgeweckt werden, und irgend zum Fenster hinaus sehen, auch an der Stimme ihren Liebhaber erkennen. Oder es könnte sonst ein Patron desselben solches gewahr werden, der von seiner bösen Lebensart nichts gewußt hätte. Es müßten noch mehr Personen an der Sache Theil nehmen, um dadurch die Aufzüge zu füllen, und die Begebenheit wahrscheinlich zu machen. Kurz, die Abtheilung und Auszierung müßte nach den Regeln gemacht werden, die im andern Theile, wo von der Komödie insbesondre gehandelt wird, vorkommen sollen. So viel ist indessen gewiß, daß in dieser Fabel noch immer jene erstere allgemeine zum Grunde liegt, und die moralische Wahrheit, von der Gewaltthätigkeit, allegorisch begriffen ist.

25. §. Die Tragödie ist von der Komödie nur in der besondern Absicht unterschieden, daß sie an statt des Gelächters, die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken suchet. Daher pflegt sie sich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen, und durch große Laster und traurige Unglücksfälle solche heftige Gemüthsbewegungen erwecken können. Ich werde also sagen: „Ein mächtiger König sah, „daß einer seiner Unterthanen ein schönes Landguth hatte, „welches er gern selbst besessen hätte. Er both ihm anfänglich „Geld dafür: als jener es aber nicht verkaufen wollte, brauch„te er Gewalt und List. Er ließ den Unschuldigen durch „erkaufte Kläger, falsche Zeugen und ungerechte Richter „vom Leben zum Tode bringen, seine Güter aber unter seine „Kammergüter ziehen.„ Dieses ist der Grundriß zu einer tragischen Fabel, woran nichts mehr fehlt, als daß man noch in der Historie etliche Namen suche, die sich zu dieser Fabel einigermaßen schicken. Mir fällt hier gleich der König **Achab** ein, der den **Naboth** auf solche ungerechte Art um seinen Weinberg gebracht hat. Hier könnte man die **Jesabel** ihre Rolle auch spielen lassen, imgleichen **Naboths**

Ehegattinn etwas zu thun geben: so würde die Fabel zu einer Tragödie lang genug werden, und sowohl einen Abscheu gegen **Achabs** Ungerechtigkeit, als ein Mitleiden gegen den unschuldig leidenden **Naboth**, erwecken. Die besondern Regeln des Trauerspiels werden gleichfalls im II. Theile in einem eigenen Hauptstücke vorkommen.

26. §. Endlich folgt die epische Fabel, die sich für alle Heldengedichte und Staatsromane schicket. Diese ist das vortrefflichste, was die ganze Poesie zu Stande bringen kann, wenn sie nur auf gehörige Art eingerichtet wird. Ein Dichter wählt also dabey in allen Stücken das beste, was er in seinem Vorrathe hat, ein so großes Werk damit auszuschmücken. Die Handlung muß wichtig seyn, das ist, nicht einzelne Personen, Häuser oder Städte; sondern ganze Länder und Völker betreffen. Die Personen müssen die ansehnlichsten von der Welt, nämlich Könige und Helden und große Staatsleute seyn. Die Fabel muß nicht kurz, sondern lang und weitläuftig werden, und in dieser Absicht mit vielen Zwischenfabeln erweitert seyn. Alles muß darinn groß, seltsam und wunderbar klingen, die Charactere, die Gedanken, die Neigungen, die Affecten und alle Ausdrückungen, das ist, die Sprache oder die Schreibart. Kurz, dieses wird das Meisterstück der ganzen Poesie. Aus dieser Ursache werde ich also meine obige Fabel so einkleiden: „Ein junger Prinz, in welchem eine unersättliche Ehrbegierde brennet, hatte sich durch die Macht der Waffen einen großen Namen zu machen gesuchet. Er hatte derowegen gewaltige Heere ausgerüstet, erst die benachbarten kleinen Staaten mit Krieg, bezwungen, und war dadurch immer mächtiger geworden. Durch List und Geld hatte er die Bündnisse seiner stärkern Nachbarn getrennet, sie darauf einzeln angegriffen, und sich aller ihrer Länder bemeistert. Da er nun endlich so groß geworden ist, als es möglich war, aber auch zugleich ein Abscheu aller Welt geworden, wird er von einem mächtigern überwunden: da fällt nun seine Hoheit auf eine schmähliche Art, und er nimmt ein klägliches Ende.

27. §. Diese Hauptfabel eines Heldengedichtes nach den besondern Regeln desselben einzurichten, ist dieses Orts noch nicht. Ich merke nur dieses an, daß sie nicht zum Lobe der Hauptperson, sondern zur Schande derselben gereichen würde; und darinn ist sie von den berühmten Heldengedichten der Alten unterschieden. Meine allererste allgemeine Fabel, und der darinn zum Grunde gelegte Lehrsatz ließ solches nicht anders zu; die Regeln des Heldengedichtes aber verbiethen solches nicht: wiewohl ich es selber für rathsamer achte, löbliche, als strafbare Handlungen dadurch zu verewigen. Nichts mehr fehlt bey der also gestalteten Fabel, als die Benennung der Personen. Das steht aber wiederum bey mir. Ich suche in der Historie dergleichen Prinzen, die sich zu meiner Absicht schicken, und mein Vaterland insbesondre angehen. Wäre ich ein Griech von Geburt, so würde ich mir den Xerxes wählen, der nach vielen Gewaltthätigkeiten aus der marathonischen Schlacht elendiglich entfliehen müssen. Wäre ich ein Perser, so würde ich den großen **Alexander** nehmen, der nach Eroberung von halb Asien, zu Babylon ein frühes Ende genommen. Wäre ich ein Römer, so würde **Hannibal** mein Held werden, der mit Schimpf und Schande aus Italien entweichen müssen, als **Scipio** seine Hauptstadt Karthago in Africa belagerte. Wäre ich ein alter Gallier, so könnte **Attila** die Hauptperson meines Gedichtes abgeben, der in den catalaunischen Feldern aufs Haupt geschlagen worden. Wäre ich ein Russe, oder Pohl, so würde ich Carl den XII. aus Schweden erwählen, der von Petern dem Großen zu Pultava geschlagen worden. Weil ich aber itzo in Deutschland lebe; so dörfte ich nur **Ludwig** den XIV. und dessen bey Hochstädt gedämpften Uebermuth in meinem Gedichte beschreiben. Ich würde demselben den Titel des herrschsüchtigen **Ludewigs**, oder des eingebildeten Universalmonarchen geben: so hätte es in diesem Stücke seine Richtigkeit, und die Nebenfabeln, sammt allen dazu gehörigen Personen müßten, nach Beschaffenheit der Umstände und

Geschichte bequemet, und also aufs wahrscheinlichste eingerichtet werden.

28. §. Aus dem allen erhellet nun sonder Zweifel, wie man mit Grunde der Wahrheit sagen könne, daß die Fabel das Hauptwerk der ganzen Poesie sey; indem die allerwichtigsten Stücke derselben einzig und allein darauf ankommen. Wer es in dem Grundrisse zu dieser versieht, der darf sich nicht schmäucheln, daß es ihm in der Poesie gelingen werde; so viel Witz und Gaben er auch sonst haben möchte. Darinn haben es Milton, Saint Amant, und bey uns die Verfasser des Meßias, des Noah und der Sündfluth versehen; so vieler schlechten dramatischen Dichter zu geschweigen. Es ist aber auch daraus abzunehmen, mit wie vielem Grunde Aristoteles von der Dichtkunst sagen können, daß sie weit philosophischer sey, als die Historie, und viel angenehmer, als die Philosophie. Denn ein Gedicht hält in der That das Mittel zwischen einem moralischen Lehrbuche, und einer wahrhaftigen Geschichte. Die gründlichste Sittenlehre ist für den großen Haufen der Menschen viel zu mager und zu trocken. Denn die rechte Schärfe in Vernunftschlüssen ist nicht für den gemeinen Verstand unstudirter Leute. Die nackte Wahrheit gefällt ihnen nicht: es müssen schon philosophische Köpfe seyn, die sich daran vergnügen sollen. Die Historie aber, so angenehm sie selbst den Ungelehrten zu lesen ist, so wenig ist sie ihm erbaulich. Sie erzählt lauter besondre Begebenheiten, die sich das tausendstemal nicht auf den Leser schicken; und, wenn sie sich gleich ungefähr einmal schickten, dennoch viel Verstand zur Ausdeutung bey ihm erfordern würden. Die Poesie hergegen ist so erbaulich, als die Morale, und so angenehm, als die Historie; sie lehret und belustiget, und schicket sich für Gelehrte und Ungelehrte: darunter jene die besondre Geschicklichkeit des Poeten, als eines künstlichen Nachahmers der Natur, bewundern; diese hergegen einen beliebten und lehrreichen Zeitvertreib in seinen Gedichten finden.

29. §. Ein jeder sieht wohl, daß die gemeinen Romane in einer so löblichen Absicht nicht geschrieben sind. Ihre Verfasser verstehen oft die Regeln der Poesie so wenig, als die wahre Sittenlehre: daher ist es kein Wunder, wenn sie einen verliebten Labyrinth in den andern bauen, und eitel Thorheiten durcheinander flechten, ihre wollüstige Leser noch üppiger zu machen, und die Unschuldigen zu verführen. Wenn sie erbaulich seyn sollten, müßten sie nach Art eines Heldengedichtes abgefasset werden, wie **Heliodor**, **Longus**, **Cervantes**, **Fenelon** und **Chancierges** im **Neoptolem**, einigermaßen gethan haben. **Zieglers Banise** ist bey uns Deutschen noch der allerbeste Roman: das macht, daß er in wenigen Stücken von den obigen abweicht; kann auch daher von verständigen und tugendliebenden Gemüthern noch mit einiger Lust und Nutzen gelesen werden. * Von neuern französischen kann man den reisenden **Cyrus**, den **Sethos**, und die Ruhe des **Cyrus** dazu nehmen, wiewohl sie in der Dauer der Fabel, von der Regel abweichen. Von lustigen Heldengedichten sind auch **Hudibras**, des Boileau Pult, die geraubte Haarlocke, und die Tänzerinn mit hieher zu rechnen.

30. §. Indessen darf niemand denken, die Fabel wäre bloß in den großen Gattungen der Gedichte brauchbar, und müßte also nicht für etwas allgemeines ausgegeben werden. Man kann sie überall anwenden, und in allen kleinern Arten der poetischen Werke mit Nutzen einmischen. In Oden, Elegien, Schäfergedichten und Satiren, ja auch in poetischen Briefen, haben die Alten und Neuen sich ihrer Dichtungskraft mit gutem Fortgange bedienet. Deswegen aber läugne ich nicht, daß nicht die erstern und unvollkommenern beyden Gattungen der Nachahmung, nämlich die Beschreibungen und Ausdrückungen

* Siehe die Beurtheilung desselben in der kritischen Beyträge II. Bande.

kungen der Gemüthsbewegungen, in diesen kleinern Gedichten gleichsam herrschen sollten. Eben darum aber sind sie auch für geringer zu halten, als die großen poetischen Werke, wo die Fabel zum Grunde liegt. Wer jene geschickt verfertiget, der heißt zwar auch ein Dichter, in so weit er der Natur nachahmet; aber ein Dichter von weit geringerer Fähigkeit, als einer, der, in großen moralischen Fabeln, die Handlungen der Menschen auf eine so vollkommene Art vorzustellen vermögend ist. Wer ein gut Naturell und Lust zur Poesie hat, der fängt vom Kleinen an; strebt aber mit einer löblichen Ehrliebe nach dem Vollkommensten. Wer diesen Gipfel nicht erreichen kann, der bescheidet sich auch, daß er kein großer Poet ist, und begnügt sich, wenn er unter den kleinen Dichtern einiges Lob verdienet. Unser Vaterland hat auch in der That noch nicht viel große Poeten hervorgebracht: weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch wenig gute Originale aufzuweisen haben. Mit Uebersetzungen aber ist es nicht ausgerichtet. Wenn ich gleich die Ilias und Odyssee, und die Aeneis noch dazu, in die schönsten deutschen Verse übersetzte: so würde ich dadurch eben so wenig ein Poet, als die Frau **Dacier** durch ihre ungebundne französische Uebersetzung eine Dichterinn geworden ist. Es muß etwas Eigenes, es muß eine neue poetische Fabel seyn, deren Erfindung und geschickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben soll. Es ist aber nunmehr mit vieler Wahrscheinlichkeit zu hoffen, daß wir bald mehr dergleichen vortreffliche Geister unter unsern Landesleuten erleben werden. Ja wir können uns rühmen, daß wir an des Herrn Barons von **Schönaich Hermann**, nunmehr ein Heldengedicht bekommen haben, welches wir getrost der Henriade des Herrn von **Voltaire** an die Seite setzen können.

Das V. Hauptstück.
Von dem Wunderbaren in der Poesie.

1. §.

Im ersten Hauptstücke ist schon beyläufig gedacht worden, daß sichs die ältesten Dichter hätten angelegen seyn lassen, sich bey dem menschlichen Geschlechte ein Ansehen zu erwerben, und von ihm bewundert zu werden. Nun bewundert man nichts Gemeines und Alltägliches, sondern lauter neue, seltsame und vortreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf etwas Ungemeines denken, dadurch sie die Leute an sich ziehen, einnehmen und gleichsam bezaubern könnten. In den ältesten Zeiten nun, war dieses eben nicht zu schwer. Denn unwissenden Leuten war alles, was man ihnen vorsingen oder sagen konnte, sehr neu und seltsam: das macht, sie hatten noch nichts bessers gesehen oder gehöret. Allein in den folgenden Zeiten hat es den Dichtern mehr Mühe gemacht. Je aufgeklärter die Zeiten wurden, desto schwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden, und die Aufmerksamkeit dadurch zu gewinnen. Der Grund dieser Bemühung aber steckt in der menschlichen Neugierigkeit; und die Wirkungen habens gewiesen, daß sie nicht vergebens gewesen. An sich selbst aber ist dergleichen Mittel, die Leute aufmerksam zu machen, ganz erlaubt: wenn man nur den guten Endzweck hat, sie bey der Belustigung zu bessern und zu lehren.

2. §. Nun kann man wohl freylich die Fabel selbst, davon wir im vorigen Hauptstücke gehandelt haben, von dem Wunderbaren nicht ganz ausschließen. Die äsopischen Fabeln insonderheit sind von der Art, daß sie Kindern und Einfältigen sehr wunderbar vorkommen; bloß weil es neu und

seltsam

seltsam zu hören ist, daß Thiere, Bäume und andere leblose Dinge vernünftig geredet haben sollen. Die Fabeln von Göttern sind völlig von eben der Gattung. Es dünkete den alten Heiden sehr wundersam zu seyn, wenn sie höreten, daß die größten himmlischen und irdischen Götter zwar sonst eben so, als wir Menschen, gleichwohl aber viel mächtiger, stärker, künstlicher, witziger und weiser, ja gar unsterblich wären, wie Hesiodus und Homerus sie beschrieben. Dieses letzte nahm die damalige Einfalt wunder, da es doch vielmehr das erste hätte thun sollen: und sie hatten einige Ursache dazu, weil die ersten Poeten sehr unrichtige Begriffe von der Gottheit gehabt, die der Vernunft nothwendig lauter Anstoß und Aegerniß geben mußten. Die menschlichen Fabeln, die in Heldengedichten, Schauspielen und Schäfergedichten hauptsächlich herrschen, scheinen anfangs nicht viel Wunderbares in sich zu begreifen: weil lauter Personen darinn vorkommen, die gewöhnlicher Weise in der Welt zu reden und zu handeln pflegen. Allein die Verwirrungen dieser Fabeln, die mannigfaltigen unvermutheten Zufälle, die ihren Hauptpersonen begegnen, die großmüthigen oder verzagten Entschließungen, die sie dabey fassen, und andre solche Stücke mehr, machen eine sonst ganz wahrscheinliche Fabel oft so wunderbar, als ob Bäume und Thiere mit einander geredet hätten; oder als ob ein halb Dutzend Götter sichtbar erschienen wären.

3. §. Wir können also, nach dieser Anleitung, das Wunderbare in drey Gattungen eintheilen: davon die erste, alles, was von Göttern und Geistern herrühret; die andre, alles, was von Glück und Unglück, von Menschen und ihren Handlungen entsteht; die dritte, was von Thieren und andern leblosen Dingen kömmt, in sich begreift. Alle drey Arten setzen den Leser oder Zuschauer eines Gedichtes in Erstaunen, wenn sie nur wohl ersonnen, und glücklich angebracht worden: alle drey müssen auch nach gewissen Regeln eingerichtet werden, wenn sie nicht kindisch und lächerlich herauskommen sollen.

4. §. Das erste Wunderbare, was die Götter verursachen, ist wohl zweifelsohne der Beystand, den sie dem Poeten selbst leisten sollen. Wir finden, daß die Alten, nicht nur die **Musen**, sondern auch wohl andre Gottheiten, als den **Jupiter**, **Phöbus**, **Bacchus**, **Mars**, imgleichen die **Venus**, **Diana**, **Sonne** rc. angerufen haben: doch haben die erstern allezeit den Vorzug behalten, daß man sie für die eigentlichen Gehülfinnen der Dichter angenommen hat. Daher entstunden nun die häufigen Anrufungen derselben, die wir in allen Arten der Gedichte antreffen. Die Poeten achteten sichs für eine Ehre, von den Musen getrieben und begeistert zu seyn, oder es wenigstens zu heißen: ja sie begaben sich fast alles Antheils, den sie an ihren Sachen hatten, um nur für göttlich erleuchtete Männer gehalten zu werden; die gleich den Propheten, nicht von sich selbst, sondern aus höherer Eingebung geredet und geschrieben hätten. Bey der Einfalt der ältesten Völker, war dieses auch etwas leichtes. Die dummen Leute, die irgend eines mietelmäßigen Poeten Verse höreten, dachten so gleich: das gienge nicht natürlich zu, daß ein solcher Mensch, wie sie, dergleichen ungemeine Dinge aus seinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war also richtig: haben sie es nicht von sich selbst; so hat es ihnen ein höheres Wesen, eine Gottheit, oder eine Muse eingegeben. Wir finden selbst in der Vertheidigungsrede des **Sokrates** beym **Plato**, daß **Sokrates** von den Poeten sagt: sie pflegten viele herrliche und schöne Sprüche und Sachen zu sagen; doch wären sie daher den Propheten gleich, die auch treffliche Dinge sagten, aber selbst dasjenige nicht verstünden, was sie redeten. Dergestalt könnte wohl so gar dieser Weltweise die Poeten für begeisterte Leute gehalten haben. Und warum das nicht? Zum wenigsten hat es mit ihren göttlichen Trieben eben so viel Richtigkeit gehabt, als mit seinem Geiste, der ihn allezeit gewarnet haben soll. Wenn nun die Poeten, diesem gemeinen Wahne zu folgen, fleißig die Musen anriefen: so klang es in den Ohren des Pöbels so andächtig, als wenn heutiges Tages

Prediger

Prediger Gott um seinen Beystand zu ihrer Arbeit anflehen, ob sie gleich studiret haben; und folglich machte es dem Dichter ein gutes Ansehen. Und daher mag es vieleicht gekommen seyn, daß so gar **Lucrez**, der doch keine Vorsehung oder Wirkung der Götter in der Welt glaubte, eben das Buch, von der Natur der Dinge, darinn er diese Lehre vorzutragen willens war, mit einer Anrufung der Göttinn **Venus** angefangen hat.

5. §. Wie aber alle Dinge großen Misbräuchen unterworfen sind, so geht es auch mit dem Anrufen der Musen. Die heidnische Mythologie ist niemals systematisch vorgetragen worden: daher ist es denn geschehen, daß auch die alten Poeten vielfältig wider ihr eigen Fabelsystema verstoßen haben, indem sie die **Musen** zur Unzeit angerufen. Man kann an allen Gedichten die Form: von der Materie, oder die äußere Gestalt von dem Inhalte unterscheiden, und dabey verschiedene Fehler anmerken, die von den Poeten begangen worden. Der Forme nach ist ein Gedichte entweder groß, oder klein; entweder episch, oder dramatisch; entweder in erhabener Schreibart abgefaßt, oder in einer niedrigen und gemeinen Art des Ausdruckes geschrieben. Da wird es nun leicht zu begreifen seyn, daß ein Poet wohl in großen, epischen und erhabenen: aber nicht in kleinen, dramatischen und niedrigen Gedichten die Musen anrufen müsse. Die Ursache ist bald zu finden. Die Kräfte eines Menschen, von gutem aufgewecktem Kopfe, langen zur Noth, auch nach der Einfältigsten Geständnisse, schon zu, ein Sonnet, ein Madrigal, eine Arie, kleine Ode, Satire, ja auch wohl Elegien, Briefe und Schäfergedichte zu verfertigen. Was ist es also nöthig, in solchen Kleinigkeiten den göttlichen Beystand der Musen zu suchen?

6. §. Sollte man es nun wohl denken, daß auch die allerbesten Dichter des Alterthums, eine so deutliche Wahrheit nicht erkannt haben sollten? Gleichwohl ist es leicht zu erweisen: und man muß sich also auf ihre Exempel nicht berufen, um unsre Regel umzustoßen. Die Alten sind nämlich

auch

auch Menschen gewesen, und haben also irren können. Z. E. Virgil scheint dieses nicht allezeit bedacht zu haben, indem er in seinen Eklogen gar oft die Musen anruft: da doch diese Art von Gedichten so was schweres, und erhabenes nicht an sich hat. Z. E. Ecl. IV.

Sicelides Musæ, paullo majora canamus!

Ecl. VIII.

Vos quæ responderit Alphesibœus,
Dicite Pierides! Non omnia possumus omnes.

Horaz ist hierinn viel bescheidner gewesen, weil er wohl unzähliche kleine Oden, Briefe und Satiren gemacht, ohne die Musen ein einzigmal anzurufen. Nur wenn er etwas größeres machen will, dergleichen die IV. Ode des III. Buches ist, so hebt er an:

Descende cœlo, et dic age tibia,
Regina longum Calliope melos.

Oder wenn er eine Jubelode abfasset, so wendet er sich an verschiedene Gottheiten. Siehe sein Carmen sæculare:

Phœbe, silvarumque potens Diana,
Lucidum cœli decus! o colendi
Semper, et culti! date quæ precamur
Tempore sacro. etc.

Hieraus ist nun leicht zu schließen, daß die heutigen Poeten, die in allen elenden Hochzeit- und Leichenversen der Musen Hülfe haben wollen, die Hoheit dieser Göttinnen schlecht verstehen: wenn sie sich einbilden, daß sie sich um ihrer elenden Kleinigkeiten wegen viel bemühen würden. Es würde auch bey so vielem magern Zeuge nicht leicht zu besorgen seyn, daß man ihre Einfälle für etwas Uebermenschliches halten möchte.

7. §. Die epischen Gedichte heißen hier alle diejenigen, darinn der Poet selber redet, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführet. Hierinn geht es nun freylich an, daß er die Musen nach Beschaffenheit der Sachen anrufen könne:

sie mögen nun von ernsthafter, oder lustiger, oder scherzhafter Art seyn. Ich sage, es geht an, ich gebiethe es aber nicht, wie mir ein Ungenannter vor etlichen Jahren Schuld geben wollen, siehe des Neuen Bücherf. der sch. W. und fr. K. IV. B. a. d. 137. u. f. S. So hat **Homer**, so wohl in der **Ilias**, als in der Batrachomyomachie; **Virgil** so wohl in der Aeneis, als in s. Culex; so wohl **Tasso** im Gottfried, als **Tassoni**, in dem geraubten Eimer; so wohl **Milton** im verl. Paradiese, als **Buttler** im Hudibras; so wohl **Chapelain** in der Jungfer von Orleans, als **Scarron** in der Gigantomachie eine gewisse Muse angerufen. Allein in dramatischen Gedichten oder Schauspielen, wo der Poet gar nicht zum Vorscheine kömmt, sondern lauter andere Personen die Fabel spielen läßt, da ist es gar wider alle Wahrscheinlichkeit, daß eine von denselben, entweder für sich, oder im Namen der andern, den Beystand der Musen anrufen soll. Denn sie werden ja nicht als Poeten vorgestellet, die etwas dichten wollten; sondern als schlechte Menschen, die aus eignen Kräften nach Veranlassung der Umstände reden und handeln. Diese Regel ist auch von den Alten und Neuern so wohl beobachtet worden, daß man nichts weiter davon hinzusetzen darf.

8. §. Die erhabne Schreibart, ist von der gemeinen Art zu reden, durch die edlen, geistreichen und feurigen Ausdrückungen sehr unterschieden, wie man im folgenden zeigen wird. Wenn also ein Poet recht was Hohes schreibt, welches ihm nicht ein jeder vermögend ist nachzuthun: so sieht man wohl, daß er sich des Beystandes der Musen mit guter Wahrscheinlichkeit rühmen, sie auch deswegen mit Recht darum anrufen könne. So hat z. E. **Neukirch** in dem schönen Trauergedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte; und **Pietsch** in dem Gesange auf den Prinzen Eugen sich der Anrufung mit gutem Rechte bedienet: weil beyde in der erhabenen Schreibart abgefaßt sind. Auch **Günther**, in seiner langen Ode auf diesen Helden, würde nicht darum zu tadeln seyn; wenn er nur nicht oft in die allerniedrigste Schreibart gesunken wäre.

Schreibt man aber ein kurzes Gedicht, oder sonst eine Kleinigkeit, in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts Edles, nichts Feuriges, nichts Ungemeines hat: so wäre es abermal lächerlich zu sagen, daß er solches mit Hülfe der Musen verfertiget hätte; welche sich gewiß von ihren Hügeln so tief nicht herunter zu lassen pflegen. Es versteht sich aber, daß hier so wohl die scherzhaften Heldengedichte, als größere poetische Werke ausgenommen seyn müssen; zumal sie zuweilen wohl gar eine edle Schreibart haben.

9. §. Ihrem Inhalte nach, sind die Gedichte entweder unter die historischen oder dogmatischen, oder auch unter die prophetischen zu rechnen. Hier fragt sichs nun, ob alle drey Gattungen, oder nur eine davon für die Musen gehöret? Von den historischen ist wohl kein Zweifel: denn die Musen sind Töchter der **Mnemosyne**; dadurch die Fabel unfehlbar anzeiget, daß die Wissenschaft alter Geschichte ihnen eigen sey. Die Spuren davon findet man überall in den Poeten; zu geschweigen, daß **Klio** insbesondere der Historie vorgesetzet worden. Man muß dabey bemerken, daß die Musen sich nicht um gemeine und überall bekannte Dinge anrufen lassen, die man auch ohne ihre Hülfe wissen kann. Es würde ungereimt seyn, wenn ich sie ersuchte, mir die Thaten **Alexanders** oder **Cäsars** zu offenbaren, davon alle Bücher voll sind. Es müssen verborgene, und ganz ins Vergessen gerathene Dinge seyn, dabey man sich ihren Beystand ausbittet. So machts **Homer** am Ende des ersten Buches seiner Ilias. Er bittet die Musen, ihm alle die Heere und ihre Anführer zu entdecken, die sich bey Troja versammlet, welche damals gewiß kein Mensch mehr zu nennen wußte. Freylich hat er sie selbst nach der Wahrscheinlichkeit erdichtet: aber seine Erzählung würde nicht so viel Glauben gefunden haben, wenn er sich nicht gestellet hätte, als ob ihm die Musen solches eingegeben. Denn man hätte gleich gefragt: woher er doch alle die Nachrichten hätte?

10. §. Eben so hats **Virgil** gemacht. Er will gleich im Anfange seiner **Aeneis** wissen, warum doch Juno so erzürnt

gewesen,

gewesen, welches gewiß ein bloßer Mensch nicht wissen konnte: darum schreibt er, nach **Amthors** Uebersetzung:

> Inzwischen gib mir erst, o Muse, zu erkennen,
> Warum der Himmel doch so heftig konnt entbrennen?
> Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
> Auch selbst die Frömmigkeit in solche Noth gebracht?
> In so gehäufte Noth! Ist das auch wohl zu loben,
> Daß selbst die Götter so vor Wuth und Rache toben?

Darauf fängt er an, Dinge zu erzählen, die unter den Göttern im Himmel und auf Erden vorgegangen, und die vielleicht noch keinem in den Sinn gekommen waren; aber doch nach der heidnischen Theologie nichts Unmögliches oder Unglaubliches in sich hielten. Eben so macht ers an verschiedenen Orten mitten im Gedichte, wo er bald eine, bald die andre Muse, bald alle zugleich um die Offenbarung gewisser Umstände aus alten Geschichten anrufet. Z. E. im VII. B.

> Nunc age, qui Reges, Erato, quæ tempora rerum,
> Quis Latio antiquo fuerit ſtatus; advena claſſem
> Cum primum auſoniis exercitus adpulit oris,
> Expediam; et primæ revocabo exordia pugnæ.

Und bald darauf in eben dem Buche:

> Pandite nunc Helicona, Deæ, cantusque movete,
> Qui bello exciti Reges? quæ quemque ſecutæ
> Complerint acies? quibus Itala jam tum
> Floruerit terra alma viris, quibus arſerit armis?
> Et meminiſtis enim Divæ, et memorare poteſtis;
> Ad nos vix tenuis famæ perlabitur aura.

Im IXten Buche rufft er **Kalliopen** insbesondre an; wie vorhin die **Erato**.

> Vos o Calliope precor, adſpirate canenti,
> Quas ibi tunc ferro ſtrages, quæ funera Turnus
> Ediderit; quem quisque virum demiſerit orco;
> Et mecum ingentes oras evolvite belli:
> Et meminiſtis enim Divæ, et memorare poteſtis.

Und abermal bey solcher Gelegenheit in demselben Buche:

Quis Deus, o Musæ! tam sæva incendia Teucris
Avertit? tantos ratibus quis depulit ignes?
Dicite! Prisca fides facto, sed fama perennis.

11. §. Was die dogmatischen Sachen anlanget, so wird wohl freylich in ungebundener Schreibart niemand den Beystand der Musen anruffen: wo er nicht eben so ungereimt handeln will, als **Valerius Maximus**, der im Anfange seiner zusammengestoppelten Histörchen, den Kaiser **Tiberius**, als eine Gottheit anruft, ihm in seiner Arbeit beyzustehen, die doch so leicht war, daß sie keines Beystandes bedorfte; oder als **Varro**, der ein Buch vom Ackerbaue schreibt, und im Anfange desselben die Feldgötter anruffet, ihm zu helfen; da er doch solches von sich selbst schon ausführen konnte. Allein was in poetischer Schreibart von den dogmatischen Dingen ausgearbeitet worden, als des **Aratus** Gedicht von der Sternwissenschaft, **Lucrezens** Bücher von der Naturlehre, **Virgils** Bücher vom Feldbaue, **Opitzens** Gedicht vom Berge Vesuv, von Ruhe des Gemüths u. d. gl. da fragt sichs: ob man die Musen, oder sonst eine Gottheit anruffen solle? im Falle nämlich, daß das Werk so groß und so wohl geschrieben ist, daß man Ursache dazu hat. Ueberhaupt sind die Musen nicht Göttinnen der Weisheit, oder der Wissenschaften; sondern der Poesie, der Musik und der Geschichte, mit einem Worte, der freyen Künste. Man muß also billig von ihnen nichts fodern, als was ihnen zugehöret. Die Vernunftschlüsse gehören für die weise Pallas; der Feldbau für die Feldgötter, als Sonn und Mond, Bacchus und Ceres, für die Faunen und Nymphen, für den Pan und Neptun, für die Pomona u. s. w. Alle diese ruft **Virgil** in seinen Georgicis zu Hülfe: ja er setzt endlich noch gar den August dazu, als der vieleicht auch nach seinem Tode ein Feldgott werden könnte. **Lucrez**, wie ich bereits oben gedacht, hat auch die Göttinn Venus, als die Vorsteherinn der Erzeugung, angeruffen; welches ihm als einem Dichter, nicht übel genommen

werden

werden kann: ungeachtet es ihm, als einem epikurischen Weltweisen, der keine Vorsehung und Hüfle der Götter in menschlichen Dingen glaubte, sehr schlecht anstund, dergestalt wider sein eigen Lehrgebäude zu handeln. **Opitz** endlich, hat die Natur, oder vielmehr den Urheber aller Dinge, um seinen Beystand angeruffen: welches einem christlichen Poeten allerdings wohl ansteht.

12. §. **Horaz** hat in der XI. Ode des III. Buches den **Mercur** als einen Gott der Beredsamkeit, um seinen Beystand angeruffen, als er ein recht bewegliches und herzrührendes Liebeslied machen wollte. Dieses scheint der Form nach unrecht zu seyn, weil **Mercur** weder Verse noch Liebeslieder machen kann. Allein, dem Inhalte nach, geht es doch an. Denn zu geschweigen, daß derselbe die Musik versteht und dazu singt; wie **Horaz** anführet: so ist er ja ein Gott der Beredsamkeit, der ihm alle die Vorstellungen und Bewegungsgründe eingeben konnte, die er nöthig hatte, das Gemüth seiner geliebten **Lyde** zu gewinnen. Denjenigen Fehler aber kann ich nicht entschuldigen, wenn **Virgil** im IV. Buche seines Gedichtes vom Feldbaue schreibt:

> Quis Deus hanc, Musæ, quis nobis extudit artem;
> Vnde nova ingressus hominum experientia cœpit?

Was bekümmern sich die Musen um die Bienenzucht? Und wie konnte sich der Poet einbilden, die Göttinnen der freyen Künste, würden die Kunstgriffe des Feldlebens herzuzählen wissen? Pan und Ceres möchten ihm davon Nachricht gegeben haben: es wäre denn, daß man sagen wollte, die Musen wüßten dieses, nur als eine bloß historische Sache, zu erzählen. Noch vielweniger aber kann folgendes aus der III. Ekloge gelten.

> Pierides, vitulam lectori pascite vestro.

Denn wie kann mans immermehr den Musen zumuthen, den Helikon zu verlassen, und Viehhirtinnen zu werden? Große Leute fehlen auch; aber ihr Versehen, muß uns behutsam machen.

13. §. Wir kommen auf die prophetischen Sachen, darinn manchmal ein Poet etwas Künftiges vorhersagt. Hier fragt sichs, ob man es von den Musen fodern könne, dem Poeten dergleichen bevorstehende weitentfernte Begebenheiten vorherzusagen? Die Mythologie lehret aber nirgends, daß sie Sybillen oder Wahrsagerinnen gewesen: folglich muß ein Dichter, der etwas prophezeihen will, den **Apollo** um Hülfe bitten, und diesen weißagenden Gott um die Offenbarung des Zukünftigen anruffen. Und aus diesem Grunde kann abermal **Virgil** eines Fehlers beschuldiget werden, weil er in der IV. Ekloge, die sicilianischen Musen, das ist, die Schäfermusen des **Theokritus**, im Anfange des Gedichtes anruffet, etwas höhers hören zu lassen, als sie sonst gewohnt wären.

Sicelides Musæ, paulo majora canamus:
Non omnes arbusta juvant humilesque myricæ.

Denn zu geschweigen, daß die Schäfermusen auf ihren Haberröhren und Schalmeyen unmöglich einen Trompetenklang erzwingen können; und er also die Kalliope, als eine Heldenmuse, hätte anruffen müssen: so zeiget auch der Verfolg der Ekloge, daß dieses Erhabene, welches er von ihr fodert, nichts anders, als eine Prophezeihung von den bevorstehenden glücklichen Zeiten gewesen, die allen Auslegern so viel Schwierigkeiten gemacht hat. Wie haben die Musen ihm dieses immermehr einzugeben vermocht? Wie sind sie auf einmal der Pythia ins Amt gefallen, und zu Prophetinnen geworden? Wenn man dichten könnte, was sich nicht miteinander reimet, so könnte mans auch keinem Maler verübeln, wenn er auf einen Pferdehals einen Menschenkopf setzen, Flügel anfügen, und endlich einen Fischschwanz dazu malen wollte: welches doch alle Welt, mit Horazen, für auslachenswürdig erklären würde. Was noch sonst bey Anruffung der Gottheiten, in den Heldengedichten insbesondre, zu sagen ist, das soll an gehörigem Orte vorkommen.

14. §. Ich fahre nun zu den andern Arten des Wunderbaren fort, so von den Göttern herrühret: und das sind die

Wunderwerke, die durch ihre unmittelbare Wirkung geschehen. Die Poeten haben sich derselben in Heldengedichten und Tragödien sehr häufig bedienet, sind aber nicht allezeit glücklich damit gewesen. **Ovidius** hat gar ein ganzes Buch mit solchen poetischen Wundern angefüllet, und die Sache aufs höchste getrieben: so, daß seine Verwandlungen, auch bey den Heiden selbst, alle Wahrscheinlichkeit überstiegen haben. Es ist wahr, daß man in allen Religionen den Göttern und Geistern mehr Macht zugestanden hat, als bloßen Menschen; und daß es daher nicht ungereimt ist, in Fällen, wo sich die Mühe verlohnet, zu dichten, es wäre ein Wunderwerk von Gott geschehen. Wer aber hierinn sein Urtheil nicht zurathe zieht, der wird handgreiflich verstoßen. Die göttliche Macht erstreckt sich auf alles Mögliche; aber auf nichts Unmögliches: daher muß man sich nicht auf sie berufen, seine ungereimten Einfälle zu rechtfertigen. Des **Achilles** Schild, den **Homerus** beschreibt, gehört unter diese Classe. Denn weil es nicht möglich ist, so viel seltsame und widersinnische Dinge auf eine Fläche von solcher Enge, und Beschaffenheit zu bringen; was sich auch die Frau **Dacier** und ihr Kupferstecher für Mühe darüber gegeben: so sollte auch von rechtswegen **Vulcans** Kunst nicht zu Bescheinigung eines solchen falschen Wunders gebraucht worden seyn; wie im folgenden Hauptstücke ausführlicher soll gezeiget werden. **Virgil** ist auch voll solcher Wunder, die nicht zum besten angebracht, oder übel ausgesonnen sind. Die gestrandeten Schiffe verwandeln sich in Seenymphen. Ein Baum läßt Blut fließen, da er in die Rinde gehauen wird: und derjenige, der darunter begraben liegt und halb verfault ist, muß anfangen zu reden. Aus dem Baume, im Eingange der Höllen, ist ein goldner Ast gewachsen. Die Vögel prophezeihen mit menschlicher Stimme und Sprache, u. a. m. Alle diese Wunder sind entweder ohne Noth, oder nicht mit genugsamer Wahrscheinlichkeit erdacht.*

* Naturam intueamur, hanc sequamur: id facillime arripiunt animi, quod agnoscunt. sagt Quintil. im III. Kapitel des 8. Buches d. i. Man

15. §. Was die heidnischen Poeten von ihren Göttern für Wunderdinge haben geschehen lassen; das haben die christlichen Dichter den Engeln und Teufeln zugeschrieben. Daher kommen die vielfältigen Zauberhistorien, die in so vielen Ritterbüchern und Romanen, ja selbst im **Tasso** und andern seinen Landesleuten vorfallen. Die Meynungen der Kritikverständigen sind hiervon sehr uneins. Es ist gewiß, daß man diese Leute mit der herrschenden Meynung ihrer abergläubischen Zeiten eben so wohl entschuldigen kann; als die alten Poeten, wegen der Fabeln von ihren Göttern, in Betrachtung der heidnischen Theologie, entschuldiget werden. Aber es ist auch eben so unläugbar, daß es besser sey, sich solcher Arten des Wunderbaren zu bedienen, die allen Zeiten und Orten gemein sind und bleiben. Wer kann sich itzo des Lachens enthalten, wenn **Tasso** in seinem IV. Buche den Teufel mit solchen Hörnern, dagegen alle Berge und Felsen nur wie kleine Hügel zu rechnen sind, ja gar mit einem langen Schwanze abmalet; und ohne Maaß und Ziel allerley tolle Zaubereyen von seinem Anhange geschehen läßt. Wer merkt die Ausschweifung nicht, wenn **Raimunds** Schutzengel im VII. Buche, aus der himmlischen Rüstkammer, einen diamantnen Schild von solcher Breite holet, daß er vom Caucasus, bis an den Atlas, alle Länder und Meere damit bedecken könnte. **Miltons** Erfindungen sind nicht viel besser ausgesonnen. Satan, der ganze Feldweges lang ist, erfindet in dem Streite mit dem **Michael** und seinen Engeln, die ersten Karthaunen, und braucht sie mit solchem Erfolge, daß ganze Geschwader von himmlischen Geistern dadurch zu Boden geworfen und zurücke getrieben werden. Endlich, da diese betäubten Streiter wieder zu sich selbst kommen, reißen sie ganze Gebirge, (denn auch Berge giebt es in dem miltonischen Himmel vor Erschaffung der Welt,) aus ihren Wurzeln, und werfen sie den Teufeln mit solcher Wuth an die Köpfe, daß sie taumelnd zu Boden stürzen, und also der Sieg sich wieder auf

Man schaue auf die Natur, und dieser folge man: denn das dringt am tiefsten in die Gemüther, was sie einsehen.

auf die gute Parten zu lenken beginnet. Dieses Wunderbare ist viel zu abgeschmackt für unsre Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können.

16. §. Eben dahin rechne ich die Zauberey, die **Voltaire** in seine **Henriade** gebracht, dadurch ein jüdischer Hexenmeister der Königinn, **Heinrich** den vierten, als den künftigen Reichsfolger ihres Sohnes, herbannen muß. Und dieses thue ich mit desto größerm Rechte, weil eben dieser Poet in seinem Discurse vom Heldengedichte, den **Tasso** und **Milton** deswegen getadelt hat, daß sie solche Zaubereyen und Teufeleyen in ihre Gedichte gemenget: da er sich doch eben dieses Fehlers nothwendig bewußt seyn mußte; wie der englische Kriticus, der sein Heldengedichte geprüfet, gar wohl erinnert hat. Denn was war es nöthig, solche Zauberkünste und Alfanzereyen in einer neuen Schrift wieder aufzuwärmen; nachdem sie fast durchgehends lächerlich geworden, und auch von den Einfältigsten nicht mehr geglaubet werden? Die Contes de Fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen, und witzarmer Stutzer; führen aber auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit bey sich. Ein heutiger Poet hat also große Ursache in dergleichen Wunderdingen sparsam zu seyn. Die Welt ist nunmehr viel aufgeklärter, als vor etlichen Jahrhunderten, und nichts ist ein größeres Zeichen der Einfalt, als wenn man, wie ein andrer **Don Quixote**, alles, was geschieht, zu Zaubereyen machet. * Ich gedenke dieses trefflichen Buches mit Fleiß allhier; weil dessen Verfasser, Cervantes, sehr viel dazu beygetragen hat, daß die abentheuerlichen Fabeln aus Ritterbüchern und Romanen allmählich abgeschaffet, oder doch weit behutsamer, als vormals geschehen, eingerichtet worden.

* Man kann auch hieher ziehen, was Quintilian in einer andern Absicht geschrieben: Abolita et abrogata retinere, insolentiæ cujusdam est, et frivolæ in parvis jactantiæ. d. i. Abgeschaffte und vergessene Dinge beybehalten wollen, ist eine Art von Verwegenheit, und eine muthwillige Praleren in Kleinigkeiten, zu nennen. Siehe das VI. Capitel des ersten Buchs.

17. §. In theatralischen Gedichten findet das Wunderbare, welches von Göttern herrühret, auch statt. Es erscheint zuweilen eine Gottheit auf der Bühne, zuweilen verrichtet sie ein Wunderwerk, diesem oder jenem Helden aus der Noth zu helfen. Bald wird etwas prophezeihet, bald gezaubert; alles dieses gehört zum Wunderbaren der Schaubühne. Daß die Heiden in ihren Schauspielen sich zuweilen vermischter Fabeln bedienet haben, darinne so wohl Götter, als Menschen, vorkommen, das ist ihnen gar nicht zu verdenken. Homer war gleichsam ihre Bibel, und darinnen stunden sehr viel Erscheinungen der Götter beschrieben, die in alten Zeiten geschehen seyn sollten. Es war also ihrer Theologie eben so wohl gemäß, dieselben zu glauben; als der Unsrigen, daß im alten Testamente den Gläubigen vielmals Engel erschienen sind. Wer bey uns von Adam und Eva, von Loth, von Abraham und Jacob, von David, Nebucadnezar, Daniel und Tobias Schauspiele machte; der würde eher getadelt werden, wenn er die Engel wegließe, als wenn er sie beybrächte. Das erste Weltalter hat bey allen Völkern das Vorrecht, daß man ihm gern viel Wunderbares zuschreibt: ja was man itzo seinen eigenen Augen nicht glauben würde, das dünket den meisten sehr möglich und wahrscheinlich; wenn es nur vor drey oder vier tausend Jahren geschehen seyn soll. Man lese hier nach, was Herr Fontenelle in seinem Discurse vom Ursprunge der Fabeln, den ich in den auserlesenen Schriften desselben verdeutschet habe, für Ursachen davon gegeben hat." Es habens derowegen auch die Griechen und Römer schon beobachtet, daß sie zwar diejenigen Fabeln ihrer Schauspiele, die aus den ältesten Zeiten hergenommen sind, mit einigen göttlichen Erscheinungen und Wundern ausgeschmücket: aber in denen, die sie aus neuern Zeiten entlehnet, haben sie sich derselben aufs sorgfältigste enthalten. Daher hat auch Horaz die Regel gemacht:

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

18. §.

18. §. In der That erfodert es nicht viel Verstand, alle Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu lassen, um dem Schauspiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will; wo nicht ein höherer Beystand dazu kömmt. Das heißt mehrentheils den Knoten zerschneiden, aber nicht auflösen. Und darinn verstoßen gemeiniglich unsere Opernschreiber. Weil sie ihre Schauspiele gern so wunderbar machen wollen, als es möglich ist; so denken sie fleißig auf Maschinen, das ist, auf göttliche Erscheinungen, Verwandlungen, und andre poetische Seltenheiten, welche die Augen des Pöbels blenden. Und weil sich dieselben nicht in alle Fabeln schicken wollen, so werden sie mit den Haaren dazu gezogen; damit nur ja etwas vom Himmel herunter komme, wie man zu reden pflegt. Wenn nun ihre Stücke noch aus der ältesten heidnischen Fabel hergekommen sind, darinn solche Erscheinungen längst das Bürgerrecht erhalten haben: so kann man ihnen ihre Wundersachen noch gelten lassen; dafern sie nur der obigen Regel des **Horaz** nachkommen, und nicht ohne Noth die Götter bemühen; auch nicht in allen Opern die Maschinen für unentbehrlich halten wollen. Wenn ich aber dieses den Opern einräume, so will ich es den andern Schauspielen darum nicht gestatten. Des **Plautus Amphitryo** und des **Moliere** seiner, stellen uns den Jupiter und Mercur, auf eine sehr unwahrscheinliche Art vor. In dem französischen **Timon**, den man in der deutschen Gesellschaft III. Theile auch übersetzt findet, ist gleichfalls die Erscheinung **Mercurs**, und die Verwandlung des Esels in einen Menschen, ein solches Wunderbares, welches keine Entschuldigung findet, wenn man es den Augen vorstellet.

19. §. Eben das kann von den Zaubereyen und bösen Geistern gesagt werden. Auch ein seichter Witz ist geschickt, einen Hexenmeister auf die Schaubühne zu stellen, der einen Zaubersegen nach dem andern hermurmelt, einen astrologischen Ring mit Charactern verkauft, diesen unsichtbar, jenen unbeweglich, einen andern unkenntlich macht, ja wohl gar ein halb Dutzend junge Teufel herzubannet. Das Mährchen

von D. Fausten hat lange genug den Pöbel belustiget: und man hat ziemlicher maßen aufgehört, solche Alfanzereyen gern anzusehen. Daher muß denn ein Poet große Behutsamkeit gebrauchen, daß er nicht unglaubliche Dinge auf die Schaubühne bringe, vielweniger sichtbar vorstelle. Die italiänische Schaubühne, und das Theatre de la Foire zu Paris wimmeln von solchen Hexereyen: ja auch das bessere französische Theater fängt schon an auf solche Alfanzereyen zu verfallen, wie man aus einigen neuern Stücken z. E. le Roi de Cocagne, und l'Oracle, ersiehet. Horaz hat dieses auch längst verbothen, wenn er will, daß man die Progne nicht in einen Vogel, den Kadmus nicht in eine Schlange verwandeln solle; imgleichen, daß niemand auf der Schaubühne einer Hexe das aufgefressene Kind lebendig wieder aus dem Leibe solle ziehen lassen. Das wäre eben so viel, als wenn ich Bileams Eselinn redend einführen, oder den Edelmann vor den Augen des Schauplatzes zum Schweine wollte werden lassen. Wer nicht weis, wie lächerlich dieses ist, der darf nur des Andreas Gryphius Peter Squenz nachlesen: wo so gar die Wand und der Brunn, der Mond und der Leue, als redende Personen aufgeführet werden. Da kann es denn wohl mit Rechte heißen:

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Denn es ist gewiß, daß dergleichen Dinge, die man bey einer bloßen Erzählung eben nicht für ungereimt gehalten haben würde, ganz und gar unglaublich herauskommen: wenn wir sie mit eigenen Augen ansehen, und also das Unmögliche, so darinn vorkömmt, in voller Deutlichkeit wahrnehmen können.

20. §. In andern kleinen Gedichten gehören hauptsächlich die Fabeln unter das Wunderbare. So fängt Horaz die 19te Ode des andern Buches an. Er erzählt, wie er den Bacchus auf einem entlegenen Felsen sitzend gesehen, wo er die Nymphen und bockfüßigten Satiren Lieder gelehret habe.

Bacchum

> Bacchum in remotis carmina rupibus
> Vidi docentem, (credite posteri!)
> Nymphasque discentes et aures
> Capripedum Satyrorum acutas.

Oder man erzählt eine Verwandlung, die sich irgend womit zugetragen haben solle, oder noch zutragen werde; wie ebenfalls **Horaz** thut, wenn er in der XX. Ode des II. Buchs sagt, daß er selbst zum Schwane werden, und sich hoch über alles erheben wolle. Dergleichen Dinge nun klingen zwar wunderbar; sind aber darum nicht ungereimt: zumal wenn ein allegorischer Verstand darunter verborgen liegt, den ein jeder leicht finden kann. Man merkt es also gleich, was der Poet damit im Sinne gehabt, und wenn nur sonst nichts Widersinnisches in der Fabel vorkömmt, so wird man sie nicht verwerfen. Fehlte aber dieser, so würde man auch aus solchen Fabeln nicht viel zu machen haben: wie z. E. aus **Lucians** wahrhaften Lügen, aus den Contes de Fées, der Fabel von den honigsüssen Lippen, in den Belustigungen des Verstandes und Witzes; u. d. gl.

21. §. Es dörfen aber unsere neue Fabeln deswegen nicht alle auf heidnische Art herauskommen. Man kann allegorische Personen darinn aufführen, die nach ihrer Art characterisiret werden, ohne an die Götter der Griechen und Römer zu denken. Wir sind es längst gewohnet, von Tugenden und Lastern, von den vier Jahreszeiten, den verschiedenen Altern des Menschen, den Welttheilen, Ländern und Städten, ja Künsten und Wissenschaften, als von so vielen Personen zu reden: daher können ja nach solcher Anleitung unzählige Fabeln erdacht werden, die allegorischer Weise etwas bedeuten. Deßwegen aber dörfen doch die alten bereits bekannten Namen aus der Mythologie nicht ganz verworfen werden. Man weis es längst, daß **Mars** den Krieg, **Pallas** die Weisheit, **Apollo** die freyen Künste, **Venus** die Liebe, **Hymen** den Ehestand, **Ceres** den Sommer, **Flora** den Frühling, **Pomona** den Herbst, **Bacchus** den Wein, **Neptun** die See, **Aeolus** den Wind, **Juno** den Stolz, **Plutus** den Reichthum, u. s. w.

vorstellen. Die Zesianer waren also lächerlich, daß sie die ganze Mythologie verwarfen, und dadurch dem Poeten hundert artige Allegorien entzogen. Wer sich nur nicht in gar zu tiefe Fabeln des Alterthums stecket, wenn er auch von Ungelehrten verstanden werden will; der ist deswegen nicht zu tadeln. Auf die Namen kömmt es nicht an; und es ist ja besser, daß man bey dem, was schon eingeführet ist, bleibt, als daß sich ein jeder eine neue Sprache machet. Die Sternseher haben es mit den Benennungen der Gestirne, die sie von den Alten bekommen, auch so gemacht, und uns dadurch ein gutes Exempel gegeben. Ob man die ganze Mythologie aus der Poesie abschaffen solle, wie einige dafür halten, davon sehe man des Neuen Büchers. der sch. Wiss. und fr. K. IV. B. 137. S.

22. §. Von dem Wunderbaren, das von den göttlichen und andern geistlichen Dingen herrühret, kommen wir auf das Wunderbare, was von den Menschen und ihren Handlungen entsteht. Diese sind entweder gut oder böse; entweder gemein oder ungemein; entweder wichtig oder von keiner Erheblichkeit. So wohl das Gute als das Böse kann wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas gemeines und alltägliches, sondern etwas ungemeines und seltsames ist; imgleichen wenn es von großer Erheblichkeit zu seyn scheint, welches aus dem Einflusse zu beurtheilen ist, den es in die Welt hat. Ein König ist also weit mehr zu bewundern, als ein Bürger; und ein hoher Grad der Tugend und des Lasters mehr, als ein geringerer, der uns gar nichts neues ist. Da nun die Poesie das Wundersame liebet, so beschäfftiget sie sich auch nur mit lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Bösen aufs höchste gebracht haben. Jene stellt sie als lobwürdige Muster zur Nachfolge; diese aber, als schändliche Ungeheuer, zum Abscheue vor. Eine mittelmäßige Tugend, rühret die Gemüther nicht sehr: denn ein jeder hält sich selbst für fähig dazu. Und also machen dergleichen wahre oder erdichtete Exempel wenig Eindruck: wenn gleich sonst alle poetische Künste, in Beschreibung oder Vorstellung derselben, angewandt wären. Mit den Lastern gehts eben so.

23. §.

23. §. Daher sucht sich ein kluger Poet lauter ungemeine Helden und Heldinnen, lauter unmenschliche Tyrannen und verdammliche Bösewichter aus, seine Kunst daran zu zeigen. Ein **Achilles** mit seinem unauslöschlichen Zorne; ein **Ulysses** und seine unüberwindliche Standhaftigkeit; ein **Aeneas** und seine ausnehmende Frömmigkeit; ein **Oedipus** in seinen abscheulichen und unerhörten Lastern; eine **Medea** in ihrer unmenschlichen Raserey; ein **August** mit seiner außerordentlichen Gnade gegen einen rebellischen **Cinna**; eine ehrliebende **Chimene** mit ihrem tapfern **Roderich**, u. d. m. Das sind Menschen und Thaten, die wunderbar sind, und ohne alle Beyhülfe andrer Seltsamkeiten, die Leser oder Zuschauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geschichte sind voll von solchen Helden und Handlungen: und ein verständiger Poet kann leicht Namen finden, treffliche Bilder großer Tugenden und Laster zu entwerfen; wenn er nur moralische Einsicht genug besitzet, dieselben recht zu bilden. Weil aber seichte Geister und ungelehrte Versmacher dazu nicht fähig sind: so geschieht es, daß man uns anstatt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem Falschen aufhält; anstatt vernünftiger Tragödien, ungereimte Opern voller Maschinen und Zaubereyen schreibt, die der Natur, und wahren Hoheit der Poesie zuweilen nicht ähnlicher sind, als die geputzten Marionetten, lebendigen Menschen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverständigen als erstaunenswürdige Meisterstücke bewundert und im Werthe gehalten. Vernünftige Leute aber können sie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken, und würden lieber eine Dorfschenke voll besoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaction solcher Opermarionetten spielen sehen.

24. §. Die oben erzählten Exempel des Wunderbaren habe ich aus den berühmtesten Heldengedichten und Trauerspielen gezogen. Man darf aber nicht denken, diese Gattungen der Gedichte wären allein der Sitz des Wunderbaren in der Poesie. Denn ob sie gleich hauptsächlich zu ihrer Absicht

haben, die Leser und Zuschauer durch ihre Bewunderung und durch das Schrecken zu erbauen: so ist doch deswegen das Lustspiel mit den übrigen Arten der Gedichte davon nicht ausgeschlossen. Auch hier kann man das Seltene, das Ungemeine dem andern vorziehen, und seine Gediche dadurch beliebt machen. Nur die Natur und Vernunft muß, wie allenthalben, also auch hier, nicht aus den Augen gesetzet werden. Z. E. Wenn ich in einer Komödie einen Geizhals vorstelle, so muß ich freylich keinen mittelmäßigen Geiz abbilden, den noch viele für eine Sparsamkeit ansehen könnten; sondern ich muß alles zusammen suchen, was ich an verschiedenen kargen Leuten bemerket habe, und aus diesen Stücken einen vollkommenen Geizhals zusammen setzen: wie jener Maler aus den vier schönsten Personen einer ganzen Stadt die Schönheit abmerkte, die er einer **Minerva** zu geben, willens war. Ich könnte also meinen Geizhals das Gold von den Pillen schaben, und alles übrige thun lassen, was **Kanitz** in seiner Satire vom **Harpax** gesagt hat. Da blieb noch alles wahrscheinlich; so seltsam es auch wäre, und so wunderbar es aussehen würde. Aber wenn ich den **Harpax** so mistrauisch vorstellete, daß er seinen Bedienten, die von ihm giengen, allezeit die Hände und Taschen besuchte, ehe er sie herausließe; ja ihm wohl gar, nach Aufweisung beyder Hände, die Worte in den Mund legte: **Ey die dritte Hand!** wie **Plautus** und **Moliere** gethan: das, dünkt mich, hieße das Wunderbare in diesem Laster aufs höchste treiben; und ein jeder würde dieses zwar für einen leichtfertigen Einfall des Poeten, aber für kein wahres Nachbild der Natur ansehen.

25. §. So gehts auch in dem Affecte der Liebe, des Zornes, der Traurigkeit u. s. w. Das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben, und nicht zu hoch steigen. Was ist gemeiner, als daß man in Romanen, in Schauspielen und andern verliebten Gedichten, die Buhler, so rasend abbildet, daß sie sich alle Augenblick erhenken, erstechen und ersäufen wollen? Was ist aber auch ausschweifender

fender als dieses? Daher ist es denn gekommen, daß diese Art des eingebildeten Wunderbaren schon längst lächerlich geworden, und nur der Poesie zum Schimpfe gediehen ist. Das Seltsame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung, nicht aber ein Gelächter erwecken soll. Die Traurigkeit wird ebenfalls auf eine solche Art ausschweifend, wenn der Poet nicht stets die Natur vor Augen hat. Es ist so schwer, einen hohen Grad derselben poetisch vorzustellen, als abzumalen. Da nun **Timantes** die Klugheit gebrauchte, bey dem Opfer der Iphigenia, den Vater dieser Prinzeßinn mit verhangenem Gesichte zu malen: so muß sich ein Dichter dieses zur Lehre dienen lassen. Aus Furcht, den Schmerz eines außerordentlich Betrübten unnatürlich zu machen, muß er ihn lieber durch eine geschickte Verhölung, oder durch ein gänzliches Stillschweigen und Verstummen ausdrücken. Des Herrn von **Bessers** Schmerz über seine **Kühlewe****ininn**, ist mir allezeit gar zu geschwätzig vorgekommen: und es scheint mir nicht glaublich, daß ein außerordentliches Leid so viel auserlesene Rednerkünste leiden könne. Er erschöpfet seine ganze Einbildungskraft, seinen Jammer auszudrücken; und das Unglaublichste ist dabey, daß er diese seine Klage zu der Zeit gehalten habe, da er eben das Leichengefolge auf der Gasse gesehen, wie ausdrücklich darinnen steht. Gieng er denn irgend nicht mit zu Grabe? Oder hatte er auf der Gasse Zeit, sie so sinnreich zu beklagen? Der Affect hat bey dem Verluste einer ungemeinen Ehgattinn ungemein und wunderbar seyn sollen: er ist aber unglaublich geworden. **Besser** hat als ein künstlicher Poet; nicht als ein trostloser Witwer geweinet.

26. §. Ich will hiemit diesen ganzen Ausdruck der Traurigkeit nicht verwerfen: es ist so viel Schönes darinn, als in irgend einem Klaggedichte, welches wir haben. Wer aber eine recht seltsame Klagrede poetisch abgefaßt lesen will, der schlage **Salomon Franken** nach, wo er die Susanna von ihrem Manne und von ihren Kindern Abschied nehmen läßt. Er bemüht sich, einen so gerechten Schmerz einer unschuldig

Verurtheilten in seiner höchsten Vollkommenheit vorzustellen, und ihn recht wunderbar zu bilden; verfällt aber darüber ins Abgeschmackte: wie es gemeiniglich denen geht, die was unternehmen, dem sie nicht gewachsen sind. Ich will doch ein Stück davon hersetzen: so hebt sie auf der 52. S. an:

> Nun du, du wirst es, du! du! Gott, du wirst es rächen,
> Dir, schreyt Susanna, dir, Herr, ist mein Herz bekannt.
> Weh! weh! weh! über = = und als sie mehr will sprechen,
> Sinkt sie in Ohnmacht = = = =

Hätte der Poet es dabey bewenden lassen, so hätte man es für eine glückliche Nachahmung der Natur angesehen, und die Größe ihres ungemeinen Schmerzens aus der sie überfallenden Ohnmacht geschlossen. Allein der Poet wollte das Heulen und Weinen eines wehmüthigen Weibes noch besser abschildern: darum läßt er sie wieder aufleben, und mit achtzig langen Versen einen ziemlich ausführlichen Abschied von den Ihrigen nehmen:

> Ach gute Nacht, mein Mann! ach gute Nacht! o Schmerzen!
> Ach Liebster, nimm doch! ach! die Kinder wohl in acht.
> Und, süße Mutter, du, als die du unterm Herzen
> Mich, ach! getragen hast, viel tausend gute Nacht!
> Ach gute Nacht, o Welt! du Kerker voller Buben,
> Du ungetreues Haus! vor deinen Augen zwar
> Bin ich itzund verdammt: doch wird auch nach der Gruben
> Mein' Unschuld wunderlich noch werden offenbar.
> Ach gute Nacht! ach! ach! ach! gute Nacht, o Schmerzen!
> Ach Liebster! nimm doch, ach! die Kinder wohl in acht:
> Und, süße Mutter, du, als die du unterm Herzen
> Mich, ach! getragen hast; viel tausend gute Nacht!
> Nun, gut'! ach! gute Nacht! ach gute Nacht! o Sorgen!
> Ey! Ey! daß! ach! daß Gott! ach Gott! daß Gott erbarm!
> Ihr zarten Kinder! ach! auch euch ist noch verborgen,
> Was ihr itzund verliert. O Schmerz! o Gram! o Harm!
> Ich muß in bester Blüt euch lassen. Ach! o Scheiden!
> Ach! ach! wie schwer! ach! schwer! wie! ach! wie schwer bist du!
> O Schmach! ach Weh! o Schmach! o Schmach! die ich muß leiden,
> O Schmach! du kränkest mich am meisten noch darzu. rc. rc.

27. §.

27. §. Das ist nun allererst der vierte Theil des Aechzens und Wehklagens; darüber einem Zeit und Weile lang wird, wenn man es hintereinander durchlesen will. Die ersten vier Zeilen giengen noch an, weil sie einen kurzen Abschied von Mann und Mutter in sich enthalten; der ziemlich natürlich ist. Die andern vier, die an die Welt gerichtet sind, kommen schon künstlicher heraus. Denn die Welt einen Kerker voller Buben zu nennen, das ist für ihre Traurigkeit gar zu studiert. Warum sagt sie nicht lieber zu den beyden Alten: ihr ehrvergeßnen Buben! Das was meines Erachtens leichter von ihr zu vermuthen: da ihr der Abschied so schwer ward, und die Aeltesten allein Schuld daran hatten. In den folgenden vier Zeilen, kommen die ersten viere, von Wort zu Wort wieder vor: das läuft nun wider die Natur, und wird also unglaublich. Wie ist es möglich, eine und dieselbe Klage, die aus sechs und dreyßig Wörtern besteht, zweymal hinter einander zu wiederholen, ohne eine Sylbe darinn zu ändern. Ja! wenn Susanna **Frankens** Verse auswendig gelernt, und sie als eine Komödiantinn auf der Schaubühne hergesagt hätte! Es kömmt eben so heraus, als die Wiederholungen, die im **Homer** vorkommen, womit die Kunstrichter niemals zufrieden gewesen. Das folgende insgesammt ahmet zwar das unterbrochene Reden und Schluchzen eines weinenden Weibes einigermaßen nach: aber es überschreitet das Maaß, und erwecket, anstatt der Verwunderung und des Mitleidens, lauter Ekel. Es ist auch unmöglich, daß eine Klage, die mit Thränen und häufigen Seufzern, ja bey gehemmtem Athemholen verrichtet wird, so lange dauren könne: welches ein jeder selbst wahrnehmen wird, wenn er die ganze Stelle nachliest. Ich will itzo nicht untersuchen, ob der Poet wohlgethan, daß er die Unschuld und Tugend so kleinmüthig und verzagt zum Tode geführet hat: denn warum hat er sie nicht lieber standhaft und großmüthig gebildet? Ich erinnere nur, wie leicht man aus Begierde zu dem Ungemeinen und Wunderbaren zu gelangen, ins Abgeschmackte und Ekelhafte verfallen könne. So wahr ists, was **Horaz** sagt:

Qui variare cupit rem prodigialiter unam.
Delphinum silvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

28. §. Ich könnte noch von dem Wunderbaren, das in Glücks- und Unglücksfällen vorkömmt, allhier handeln. Dieses betrifft ebenfalls die Menschen, und gehöret also in diese Classe. Die Begebenheiten, davon die Poeten ihre Gedichte verfertigen, müssen auch in der That eben sowohl seltsam und ungemein seyn, als die Personen und Handlungen derselben. Es muß ihren Helden viel Unvermuthetes begegnen, welches bald zu ihren Absichten behülflich ist, bald denselben zuwiderläuft. Theils entsteht dieses aus den Wegen der göttlichen Vorsehung, die Großen und Kleinen oft einen Strich durch ihre Rechnung macht, und ihnen ganz andere Wege zeiget, als sie zu gehen gedacht: theils aber kömmt es auch unmittelbar von andern Leuten her. Diese hindern oft einander in ihren Verrichtungen und Absichten; entweder unwissend, oder mit gutem Bedachte: und daher entstehen so viel plötzliche Veränderungen, daß man darüber erstaunet; ob es gleich alles ganz natürlich zugeht. Eben dahin rechne ich die Verkleidung und Entdeckung gewisser Personen, die bisweilen einer Sache schleunig einen andern Ausschlag giebt; die Ankunft abwesender Personen, der Tod der Kranken, oder das unvermuthete Leben derer, die man für todt gehalten. Rechtshändel, die man gewinnet, oder verlieret, Erbschaften, die man thut, Testamente, Heirathen, Briefe, u. d. m. verursachen oft recht wunderbare Zufälle. Doch weil in allen diesen Stücken hauptsächlich der Knoten, oder die Verwirrung der Fabeln besteht, die in Schauspielen hauptsächlich vorkömmt: so muß ich es bis dahin versparen.

29. §. Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren ist diejenige Art desselben, die auf Thiere und leblose Dinge ankömmt. Diese braucht nun ein Poet am wenigsten; weil er sich mehrentheils mit den Menschen beschäfftiget, und das Uebrige nur in so weit braucht, als es hierzu dienlich seyn kann. Neue Gattungen von Thieren zu dichten, ist wohl

kaum

kaum erlaubt: weil es doch nur Chimären werden könnten, die in einem bekannten Lande keinem glaublich vorkämen. Die Rabinnen und Mahometaner beschreiben solche große Vögel und Fische, daß man ihre lächerliche Phantasie mehr, als die Misgeburten derselben bewundert. Aus weit entlegenen Ländern läßt sich zuweilen etwas Wunderbares entlehnen: man muß aber wohl zusehen, daß man nichts Ungereimtes mit einstreue, was unglaublich ist. Siam und Peru, Ceylon und Japan, sind schon mit solchen lügenhaften Wundern angefüllet worden: daß die Einwohner dieser Länder große Ursache hätten, uns mit den Chinesern für einäugigte zu halten; weil wir solche Narrenpossen von ihren Ländern schreiben und glauben. Das beste und vernünftigste Wunderbare ist, wenn man auch bey Thieren und leblosen Dingen, nur die Wunder der Natur recht nachahmet, und allezeit dasjenige wählt, was die Natur am vortrefflichsten gemacht hat. Es kömmt hier alles auf gute Beschreibungen recht außerordentlich schöner, großer, erschrecklicher und schlechter Sachen an: denn die mittelmäßigen werden nichts Wunderwürdiges abgeben. Beschreibt man eine Gegend, einen Garten, ein Gebäude, einen Wald, einen Berg, eine Höle, eine Heerde Vieh, eine Jagd u. d. m. so muß dieses alles, nach der Absicht des Poeten, in seiner Vollkommenheit geschildert werden. Nur die edelsten Dinge muß man der Phantasie des Lesers vormalen, um dieselbe zu gewinnen.

30. §. Zuweilen treibt man in Oden und Heldengedichten die hyperbolischen Ausdrückungen so hoch, indem man von leblosen oder unvernünftigen Dingen redet, daß es recht wunderbar klinget. Deswegen aber will ich nicht sagen, daß ein Poet immer mit Gold und Perlen, Rubinen und Diamanten um sich werfen; lauter Adler und Löwen, Panther und Tyger bey sich führen, lauter Jasmin, Nelken und Rosen streuen, lauter Ambrosin und Nektar auftragen, oder sonst alle Kostbarkeiten Indiens verschwenden solle. Diesen Misbrauch hat **Benj. Neukirch** in dem Gedichte schon lächerlich gemacht, welches im Vorberichte zu der übersetz-

ten horazischen Dichtkunst großentheils eingerücket worden. Imgleichen lese man den deutschen Antilongin nach, den Herr M. Schwabe aus dem Englischen übersetzet, und mit Exempeln aus unsern Poeten erläutert hat. Davon wird aber in dem Hauptstücke von den verblümten Ausdrückungen mehr vorkommen. Die ovidianischen und äsopischen Fabeln könnten auch einigermaßen hieher gezogen werden, weil jene den Ursprung vieler Thiere und Blumen u. s. w. anzeigen; diese aber viel Wunderbares von solchen Geschöpfen erzählen. Allein weil hiervon schon oben gehandelt worden, so ist eine Wiederholung hier unnöthig. Ob man aber auf der Schaubühne Drachen, Löwen, Bären, und andre Thiere vorstellen dörfe, oder solle, davon lese man den Zuschauer im I. und II. Theile nach, der die Opern mit diesen lächerlichen Dingen, an verschiedenen Orten verspottet hat.

31. §. Die Gestirne sind endlich noch übrig, von denen die Poeten auch viel seltsames und ungemeines zu erzählen pflegen. Die Kometen, die sich sehen lassen, haben bey ihnen gemeiniglich eine böse Bedeutung, und einen wunderbaren Einfluß. Die Sonn- und Mondfinsternisse werden von den Alten sehr schrecklich beschrieben; ja die Ungewitter, Erdbeben, Schiffbrüche und Sturmwinde, machen auch einen großen Theil des Wunderbaren in ihren Schriften aus. Was die ersten Stücke anlangt, so muß man freylich die Alten entschuldigen; wenn sie sich aus den himmlischen Zeichen zu viel gemachet haben. Man verstund dazumal die Naturlehre sehr schlecht: allein ietzo würde es eine Schande für den Poeten seyn, wenn er uns viel von dem Einflusse des Himmels reden, und seine Leser mit langen Beschreibungen eines Nordlichts, fallenden Sterns, oder einer Sonn- und Mondfinsterniß, aufhalten wollte. Auch klingt die gewöhnliche Opersprache sehr lächerlich, wenn es immer heißt: die Sterne, der Himmel, und seine Lichter hätten dieses oder jenes gethan: es wäre denn, daß man darunter das Verhängniß oder die Vorsehung verstehen könnte. Die Leute in Gestirne zu verwandeln, das geht heute zu Tage nicht mehr an,

nach-

nachdem der ganze Himmel so genau überzählet ist, daß man keinen etwas großen Stern finden kann, der nicht schon vorhin bekannt gewesen wäre: es müßte denn zum Scherze seyn, wie **Pope** in seinem Lockenraube, Belindens Haar zum Sterne werden lassen. Erschiene aber irgend ein neuer Stern, so könnte freylich ein Poet dichten, daß dieses oder jenes dazu Gelegenheit gegeben hätte.

32. §. Die letztern Stücke aber, die oben erwähnet worden, kann ein Dichter mit gutem Fortgange brauchen. Ungewöhnliche Witterungen, Schiffbrüche, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, pestilenzialische Seuchen, Feuersbrünste, Verheerungen des Krieges, hohe Gebirge, schöne Thäler voller Dörfer und Heerden, u. d. gl. sind freylich sehr wunderbar, wenn sie nur natürlich beschrieben werden. Das ist aber die Kunst! In **Opitzens** Vesuv und Zlatna, imgleichen in seinem Trostgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, stehen ganz unvergleichliche Exempel davon. Auch **Dach** und **Flemming** sind große Meister darinn gewesen, die man sicher nachahmen kann. Von den alten, ist **Homer** sonderlich darinn zu loben, daß er auch den natürlichsten Dingen, durch seine Beschreibungen ein wunderbares Ansehen zu geben gewußt: worinn **Virgil** und **Ovid** ihm ziemlich gut nachgefolget sind. Diesen Meistern muß man die Kunst ablernen. Ich weis wohl, das man von dieser Materie noch viel subtiler auseinander gewickelte Regeln geben kann; wenn man seinen Kopf anstrengen, und eine Menge alter und neuer, guter und böser Stellen aus den Dichtern beurtheilen will. Einige haben dadurch meine Meister werden wollen, nachdem ich ihnen die Bahn gebrochen hatte. Allein was haben sie damit gefruchtet? Aus ihrer Schule des Wunderbaren sind die seltsamsten und ungereimtesten Erfindungen entstanden. Ich habe meine Regeln kurz gemacht, wie es sich in ein Buch für Anfänger schicket, die man nicht mit unnützen Subtilitäten verwirren muß. Wer die Alten fleißig dabey liest, und sonst einen guten Kopf hat, wird nichts mehr brauchen, und sich überall klüglich zu verhalten wissen.

Das VI. Hauptstück.
Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie.

1. §.

Aus dem vorigen Hauptstücke wird man zur Gnüge ersehen haben, daß das Wunderbare in der Dichtkunst nicht ohne Unterscheid statt findet: es muß auch glaublich herauskommen, und zu dem Ende, weder unmöglich noch widersinnisch aussehen. Daher kömmt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrscheinlichkeit beobachten muß: ohne welche eine Fabel, Beschreibung, oder was es sonst ist, nur ungereimt und lächerlich seyn würde. Ich verstehe nämlich durch die poetische **Wahrscheinlichkeit** nichts anders, als **die Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt**; oder die Uebereinstimmung der Fabel mit der Natur. **Horaz** hat gleich im Anfange seiner Dichtkunst die Thorheit eines Malers verspottet, der in einem Gemälde einen Menschenkopf auf einen Pferdehals setzen, einen Vogelkropf mit bunten Federn hinzufügen, und den Leib aus Gliedmaßen verschiedener anderer Thiere zusammen flicken wollte. Die Ursache dieser seiner Regel aber ist keine andre, als, weil solch ein Bild wider alle Wahrscheinlichkeit laufen würde. Es thut auch der Einwurf dieser Vorschrift keinen Eintrag, den er sich im Namen gewisser poetischen Freygeister machet:

Pictoribus atque Poëtis
Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas.

Denn, wie schon oben in den Anmerkungen der Uebersetzung dieser Stelle erinnert worden, so beantwortet er denselben gleich darauf so: daß er die Freyheit im Dichten in gebührende Gränzen einschränket.

Scimus,

Scimus, et hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non ut
Serpentes ovibus geminentur, tigribus agni.

Was heißt das anders geſagt, als daß ein Poet in ſeinen Fabeln, beſtändig die Regeln der Wahrſcheinlichkeit vor Augen haben müſſe? Eben das prägt er uns im folgenden ein:

Ficta voluptatis cauſa, ſint proxima veris.
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

2. §. Vielleicht denkt jemand, dieſes ſey demjenigen zuwider, was in dem Hauptſtücke von der Fabel ſchon geſagt worden. Wir theilten da die Fabeln in glaubliche, unglaubliche und vermiſchte ein, und rechneten zu den unglaublichen die meiſten äſopiſchen: wo nämlich die unvernünftigen Thiere redend eingeführet werden. Soll nun die Wahrſcheinlichkeit in allen Gedichten herrſchen, ſo wird man etwa ſprechen: ſo müſſen ja alle dieſe thieriſche Begebenheiten ganz verworfen und aus der Poeſie verbannet werden. Allein man muß hier die poetiſche Wahrſcheinlichkeit, in eine unbedingte und eine bedingte Wahrſcheinlichkeit abtheilen. Jene findet ſich freylich in den äſopiſchen Fabeln nicht: wenn Bäume und Thiere als vernünftige Menſchen handelnd eingeführet werden. Nach dem gemeinen Laufe der Natur pflegt ſolches nicht zu geſchehen; daher pflegt man auch Kindern bey Erzählung ſolcher Fabeln vorher zu ſagen: ſie hätten ſich damals zugetragen, als die Thiere noch reden konnten. Dadurch geſteht man ihnen zu, daß ſolche Begebenheiten freylich, nach der itzigen Beſchaffenheit der Thiere, keinen Schein der Möglichkeit an ſich hätten.

3. §. Deswegen aber kann man doch dieſen Fabeln die bedingte Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen, die unter gewiſſen Umſtänden dennoch ſtatt hat, wenn gleich ſo ſchlechterdings keine vorhanden wäre. Daß z. E. die Bäume ſich einen König wählen können, das iſt an ſich ſelbſt, in dieſer Welt, weder möglich noch wahrſcheinlich: gleichwohl macht

dort im Buche der Richter Jotham eine schöne Fabel daraus; der es an ihrer hypothetischen Wahrscheinlichkeit nicht im geringsten mangelt. Denn man darf nur die einzige Bedingung zum voraus setzen, daß die Bäume etwa in einer andern Welt Verstand und eine Sprache haben: so geht alles übrige sehr wohl an. Es wird möglich und wahrscheinlich seyn, daß sie in ihrer Wahl auf den Oelbaum fallen werden, und daß der Oelbaum solches abschlagen und sagen wird: Soll ich meine Fettigkeit lassen rc. Es wird möglich seyn, daß sie ferner auf den Feigenbaum gerathen können; und daß dieser ihnen gleichfalls eine abschlägige Antwort geben wird: Soll ich meine Süßigkeit lassen rc. u. s. w. Hier thun weder die Bäume überhaupt, noch jeder ins besondre etwas, das nach der einmal angenommenen Bedingung unmöglich wäre. Ein Oelbaum redet, wie ein Oelbaum, und ein Feigenbaum, wie ein Feigenbaum reden würde, wenn beyde den Gebrauch der Sprache hätten. Hier ist also nichts Widersprechendes in der Begebenheit, folglich auch nichts Unwahrscheinliches. Daß nun dergleichen hypothetische Wahrscheinlichkeit in der Fabel zulänglich sey, das habe ich oben in der Beschreibung derselben schon sattsam angezeiget: und daß **Homerus** dieselbe beobachtet habe, zeiget **Horatius**, wenn er von ihm schreibt:

> Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
> Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

4. §. Will man hiervon in **Aristotels** Poetik das IXte und XXVste Capitel nachschlagen, so wird man finden, daß seine Gedanken eben dahinaus laufen; ungeachtet er sich zuweilen harter Ausdrückungen bedienet. **Le Clerc**, in seinen Parrhasianen hat sich sonderlich darüber aufgehalten, daß dieser Philosoph gesaget: **Die poetische Wahrscheinlichkeit gehe zuweilen bis aufs Unvernünftige.** Allein, wer das Exempel ansieht, welches **Aristoteles** davon gegeben, nämlich da **Achilles** den **Hektor** dreymal rund um die Stadt Troja getrieben, die Heere aber indessen stockstille gestanden, wie

Homer

Homer in der Ilias erzählt: so wird man wohl sehen, daß dieses so ungereimt nicht ist, als es wohl scheint. Freylich ließe sich solches auf der Schaubühne nicht wahrscheinlich vorstellen, wie Aristoteles selbst gesteht. Allein in einem Heldengedichte, wo man nur die Erzählung liest, da kann es wohl wahrscheinlich klingen; sonderlich, wenn der Poet das Unglaubliche dabey künstlich zu verstecken weis. Zum wenigsten hat Homer diese Kunst gewußt; denn er erzählt diese Fabel so künstlich, daß man mit den Gedanken ganz auf die beyden Helden verfällt, und die beyden Armeen darüber ganz vergißt. So wird denn die Wahrscheinlichkeit zum mindesten in so weit erhalten, als dieselbe von einem Leser des Heldengedichtes verlanget wird: gesetzt, daß die Sache an sich selbst wunderlich genug aussehen würde. Ueberdem darf man sich nur erinnern, daß uns auch die alten Geschichtschreiber mehr als eine wahre Begebenheit erzählen, da die Heerführer, vor den Augen ihrer Heere sich in einen hitzigen Zweykampf eingelassen, und nicht eher nachgelassen, als bis einer von beyden auf dem Platze geblieben.

5. §. Ueberhaupt ist von der Wahrscheinlichkeit dieses anzumerken: daß oft eine Sache, die an sich unglaublich und unmöglich aussieht, durch den Zusammenhang mit andern Begebenheiten, und unter gewissen Umständen, nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter, oder andre Geister darzwischen kommen. Diesen trauet man viel größere Kräfte zu, als bloßen Menschen. Wenn nun dieselben einem Helden, oder sonst einem von ihren Lieblingen zu gefallen, etwas außerordentliches unternehmen, das man sonst nicht glauben würde: so wird dieses eben dadurch wahrscheinlich, wenn es nur nicht an und für sich selbst unmöglich ist. Hierwider hat nun Homer gewiß verstoßen, wenn er den Vulcan solche künstliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich sind. Er macht Dreyfüsse oder Stühle, die von sich selbst in die Versammlung der Götter spazieren. Er schmiedet goldene Bildseulen, die

nicht nur reden, sondern NB. auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine besondere Beschreibung verdient. Erstlich ist er mit einer so großen Menge von Bildern und Historien gezieret, daß er zum wenigsten so groß gewesen seyn müßte, als des Tasso diamantner Schild, aus der himmlischen Rüstkammer, dessen oben gedacht worden. Fürs andre sind seine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn sie rühren und bewegen sich, so, daß man sich selbige wie die Mücken vorstellen muß, die rund um den Schild schweben. Fürs dritte, sind zwo verschiedene Städte darauf zu sehen, die zwo verschiedene Sprachen reden, und wo zween Redner sehr nachdrückliche und bewegliche Vorstellungen an das Volk thun. Wie ist es möglich, dieses alles auf einem Schilde, auch durch eine göttliche Macht zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat sich versehen, und die Wahrscheinlichkeit nicht recht beobachtet.

6. §. Eben das kann man von seinen Göttern sagen, die er noch viel ärger, als die unvollkommensten Menschen geschildert hat. Sie sind wie Menschen gebohren, verheirathen sich wie Menschen, und vermehren ihre Geschlechter wie Menschen. Sie sind allen unsern Leidenschaften, Krankheiten, ja gar der Gefahr des Todes unterworfen. Sie werden verwundet, vergießen Blut, und haben so gar einen Wundarzt nöthig. Sie zanken sich, drohen einander Schläge, und verspotten sich, wie die kleinen Kinder. Es ist wahr, daß zu Homers Zeiten, die Lehre von Gott noch in dicken Finsternissen gestecket hat. Die Philosophen hatten sich noch nicht auf die Untersuchung der göttlichen Natur geleget: und von einer Offenbarung wußte man nichts. Was uns also heute zu Tage sehr unwahrscheinlich vorkömmt, das konnte damals dem Volke sehr wahrscheinlich klingen. Dessen ungeachtet hätte doch Homer die Gottheiten nicht so verächtlich abbilden sollen, als er gethan hat. Man hielt sie zwar größtentheils für gewesene Menschen; aber doch für solche, die vergöttert, das ist, in einen vollkommnern Zustand versetzet worden. Dieses hätte also auch aus ihren Beschreibungen

gen und Thaten erhellen müssen, damit man desto mehr Ehrerbiethung gegen sie bey sich empfunden hätte. Da nun der Poet dieses nicht gethan, so sind einige auf die Gedanken gekommen: er habe mit Fleiß die Götter so lächerlich beschrieben, theils das Lob seiner Helden destomehr zu erheben; theils, die ernsthaften Thaten derselben mit etwas lustigem abzuwechseln, und also dem Ekel seiner Leser zuvorzukommen.

7. §. Kommen wir auf seine Helden, so hat man auch da ein vieles bemerket, was wider die Wahrscheinlichkeit läuft. Etliche rechnen das Hauptwerk des ganzen Gedichtes, nämlich den trojanischen Krieg hieher, und meynen: es sey ungereimt, zu glauben, daß sich zwey tapfere Völker, um eines schönen Weibes willen, zehn Jahre lang die Köpfe zerschmeißen würden. Allein dieses geschieht ohne Grund. Man muß der alten Zeiten, und ihrer Sitten kundig seyn. Das Rauben der schönen Weiber war damals so ungewöhnlich nicht. **Europa** war nach **Asien**, **Medea** von da nach **Europa** entführet worden: dieses zu rächen, hohlte sich **Paris** die **Helena**. Es hatte sich also in diesen Krieg der Ehrgeiz und die Rachgier mit eingemischet. Die Griechen wollten stärker als die Trojaner, und diese tapferer als jene seyn; und die gute Prinzeßinn **Helena** kam fast darüber ins Vergessen. Andre können es nicht verdauen, wenn der große Held **Achilles** seinen Gästen selbst eine Mahlzeit zubereitet, die Küche bestellet, aufträgt, und zu Tische dient. Allein, sie müßten zuförderst beweisen, daß man sich damals schon, nach unserm heutigen Ceremoniel, durch Edelknaben, Kammerdiener und Lackeyen aufwarten lassen, oder einen eigenen Mundkoch gehalten hätte. Die Einfalt der alten Zeiten, die wir aus den Geschichten der Patriarchen kennen, macht dergleichen Verhalten des **Achilles** so wahrscheinlich: so ungereimt es heutiges Tages klingen würde, wenn man einen **Marlborough**, oder Prinz **Eugen** dergestalt beschreiben wollte.

8. §. Indessen wäre es sehr gut, wenn man den **Homer** überall so leicht entschuldigen könnte. Allein, wenn er seine Helden mitten im hitzigsten Gefechte zusammen kommen, und

halbe Stunden lang mit einander zanken läßt, als wenn sie weder Spieß noch Schwert in Händen hätten: so kann man nicht leicht einen Vorwand finden, ihn zu rechtfertigen. Sie schimpfen einander aufs ärgste, ein jeder pralt dem andern seine Abkunft, seine Waffen und Thaten vor: ja sie erzählen einander wohl gar die Geschlechtregister ihrer Pferde, daß einem Leser Zeit und Weile darüber lang wird. Das schicket sich nun für wütende Soldaten, und für solche herzhafte Kriegsleute gar nicht, als seine Helden waren. Warum schlagen sie nicht lieber zu? Warum verderben sie die Zeit mit einem unnöthigen Geplauder? Hier läuft alles wider die Natur menschlicher Affecten, die zu allen Zeiten einerley gewesen: und Homer kann auf keine Weise gerettet werden. Eben diese Unwahrscheinlichkeit herrschet in den langen Anreden, die Hektor, z. E. an seine vier Pferde hält.* Scheint es hier nicht, als wenn Homer seine Pferde den Menschen gleich gemacht hätte; indem er sie auf eben die Art durch die Beredsamkeit lenken läßt, als ob sie Verstand und Freyheit hätten? Und wer kann also glauben, daß hier die Regeln der Wahrscheinlichkeit beobachtet worden?

9. §. Es ist Zeit, auf den Virgil zu kommen, und einige Fehler anzumerken, die er dawider begangen. Von den Wundern, die er hier und da eingestreuet hat, ist schon im vorigen Hauptstücke gedacht worden. Nur das muß ich hinzusetzen, daß Voltaire, in seinen Gedanken vom Heldengedichte, diesen Poeten dadurch hat entschuldigen wollen: daß schon Dionysius von Halicarnaß, in seiner Historie, sowohl der Harpyen, als des Celeno und des Königes Kakus gedacht; und daß Virgil also Wahrscheinlichkeit genug für sich gehabt habe. Allein, erstlich ist es gewiß, daß dieser Geschichtschreiber, seinem

* Xanthus und Podargus, heißt es, und du Ethon und Lampus! hier habt ihr die schönste Gelegenheit, mir alle die Mühe zu vergelten, die Andromacha, des großmüthigen Eetions Tochter, an euch gewandt hat: indem sie euch täglich selbst gefüttert, und lieber euch, als mir, das Brodt und den Wein von meinem Tische gegönnet hat. Wie oft hat sie mich verlassen, um euch zu besuchen? Die Pferde der Götter sind selbst niemals besser gehalten worden. Zeiget denn eure Erkenntlichkeit itzo! verfolget den

nem eigenen Geständnisse nach, sein Buch allererst zwanzig Jahre nach geendigten Bürgerkriegen in Italien geschrieben; als **Virgil** schon zehn oder zwölf Jahr todt gewesen: so, daß eher **Dionysius** den Poeten, als dieser jenen gelesen und gebrauchet haben kann. Gesetzt aber, zweytens, es wäre so, wie **Voltaire** meynt: so würde doch eine unglaubliche Sache nicht wahrscheinlicher, wenn sie gleich ein fabelhafter Geschichtschreiber erzählet hätte. Zum Exempel, wer auch in Versen alles anbringen wollte, was **Herodotus** erzählet, der würde lächerlich dadurch werden. Die Verwandlung der Schiffe in Seenymphen, die er vermuthlich nur aus der gemeinen Sage der Leute hergenommen, hätte er auch ersparen können: und meines Erachtens hilft es nichts, daß er den Vers hinzugesetzt:

- - Prisca fides facto, sed fama perennis.

Denn warum mußte er alle Mährchen, die er selbst nicht glaubte, in sein Heldengedicht bringen? S. in dem VIII. B. der Krit. Beyträge, die Abhandlung von dem Gebrauche der Sagen in der Dichtkunst.

10. §. Weit ärger hat indessen **Virgil** wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, da er den **Aeneas** zur **Dido** nach Africa kommen, und die neuangelegte Stadt Karthago hat besuchen lassen. Es ist bekannt, wie unmöglich dieses nach der Zeitrechnung ist; indem **Dido** allererst zwey bis dreyhundert Jahre nach des **Aeneas** Ankunft in Italien, gelebt hat. Wenn das angienge, so müßte es auch erlaubt seyn, daß Gott mit den Kindern **Adams** ein Examen aus **Luthers** Katechismo angestellet, wie Hans Sachs in einer schönen Tragödie gethan; oder, daß Adam selbst auf seinem Sterbebette ein Testament gemacht, und darinn anbefohlen, an Gott Vater,

Feind aufs schleunigste! Schonet euch nicht, eilet, damit ich den Schild Nestors bekomme, der ganz von dichtem Golde ist, und dessen Ruhm bis an die Sterne steigt; wie auch den wunderwürdigen Küraß **Diomeds**, der ein Meisterstück des künstlichen Vulcans ist. Erobern wir diese preiswürdige Beute, so ist kein Zweifel, die Griechen werden sich diese Nacht auf ihre noch übrige Schiffe begeben, und unser Ufer verlassen.

Vater, Sohn und heiligen Geist zu glauben; wie **Loredano** in dem Leben **Adams** schreibt. Es ist wahr, daß man in Rom die alte Chronologie so genau nicht gewußt, und daß also der Pöbel diesen Fehler **Virgils** nicht wahrgenommen hat. Allein, in solchen Stücken muß ein Dichter mehr auf einen verständigen Richter, als auf eine Stadt voll unwissender Leute sehen: weil der Tadel, den er bey jenem verdient, ihm weit mehr schadet, als der Beyfall von diesen nützen kann. Ich übergehe hier die entsetzlich lange Erzählung, die **Virgil** seinen Helden bey der **Dido** einen Abend machen läßt: wo es gewiß viel wahrscheinlicher ist, daß sie darüber eingeschlafen seyn, oder doch fleißig gejähnet haben würde; als daß sie ihm so geduldig, und ohne ein Wort darzwischen zu reden, zugehöret haben sollte. Ich verschweige auch noch viele andere Unwahrscheinlichkeiten dieses Poeten, und komme auf die Fehler einiger Neuern in diesem Stücke.

11. §. **Camoens**, den ich nur aus dem Auszuge kenne, den uns Herr **Voltaire** in seiner Abhandlung vom Heldengedichte gegeben hat, ein neuer portugiesischer Poet, hat auf eine besondre Art wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, wenn er die heidnischen Götter und das Christenthum vermischet hat. **Verasco**, sein Held, ruffet Christum in einem Gebethe an: aber an statt dessen kömmt ihm die Göttinn **Venus** zu Hülfe. Die Absicht der ganzen Schiffahrt, die er beschreibt, soll die Ausbreitung der christlichen Religion seyn: indessen regieren Jupiter, Bacchus und Venus die ganze Reise, und das Unternehmen des **Verasco**. Unter andern sagt dieser Held einmal zu einem wilden Könige, dem er seine Geschichte erzählet: O König, urtheile nun, ob **Aeneas** und **Ulysses** so weit gereiset, als ich, und so viel Gefährlichkeiten ausgestanden, als ich? Gerade, als wenn die Africaner von **Virgils** und **Homers** Schriften etwas hätten wissen können.

12. §. **Alonzo**, ein Spanier, in seinem Gedichte **Auracana** genannt, darinn er seine eigene Heldenthaten wider ein mexicanisches Volk beschrieben, hat sich, nach **Voltairens** Auszuge, ebenfalls sehr oft versehen. Z. E. Er marschirt einmal

mal

mal des Nachts mit seinen Soldaten, um den Feind unverse-
hens zu überfallen: und da erhebt sich unter ihnen zum Zeitver-
treibe ein Gespräch vom **Virgil**, und sonderlich von der **Dido.**
Alonzo ergreift diese Gelegenheit, aus den alten Geschichten,
den Poeten zu widerlegen, und der armen **Dido** ihre Ehre
zu retten: und die Abhandlung einer so wichtigen Sache ge-
räth so lang, daß sie zwey ganze Bücher des Heldengedichtes
anfüllet. Ob dieses soldatische Unterredungen sind, womit
sie sich auf dem Zuge in feindlichen Landen belustigen?
das mag ein jeder selbst beurtheilen. Zum wenigsten müßte
mehr, als ein **Don Alonzo** bey dem Heere gewesen seyn,
wenn dieses einige Wahrscheinlichkeit haben sollte.

13. §. **Tasso**, der die beyden vorigen unendlich weit über-
trifft, hat nichts destoweniger oft wider die Wahrscheinlichkeit
gesündiget. Der Zauberer **Ismeno**, räth, im andern Buche
ein Marienbild in eine türkische Moschee zu tragen, um da-
durch die Ungläubigen unüberwindlich zu machen. Diese
Vermischung des Christenthums mit der türkischen Religion
wahrscheinlich zu machen, bemüht sich zwar **Tasso** sehr; in-
dem er saget, **Ismeno** wäre ein abgefallener Christ gewesen:

> Questi hor Macone adora, e fu Christiano,
> Ma i primi riti ancor lasciar non puote;
> Anzi sovente, in uso empio e profano,
> Confonde le due leggi, a se mal note.

Er schiebt es also auf die Unwissenheit und den Aberglauben
des Zauberers, daß er einen so wunderlichen Anschlag giebt.
So wahrscheinlich er aber dadurch den Anschlag macht: so
unwahrscheinlich bleibt es noch, daß ihm der König **Aladin**
von Jerusalem, nebst der mahometanischen Priesterschaft,
werde Gehör gegeben haben. Die Bewegungsgründe,
womit er jenen zu bereden suchet, sind folgende:

> Hor questa Effigie, lor di là rapita,
> Voglio, che tu di propria man trasporte,
> E la riponga entro la tua Meschita.
> Jo polcia incanto, adoprerò si forte,

Ch'ogni

Ch'ogni hor, mentre ella qui fia custodita,
Sara fatal custodia a queste porte;
Tra mura inespugnabili al tuo impero
Sicura fia, per novo alto mistero.
Si disse, e'l persuase, etc.

Aber ein jeder mag selbst urtheilen, ob es glaublich sey, daß ein Mahometaner, dem Schwarzkünstler zu gefallen, eine seiner Religion so widerwärtige Sache gethan haben würde?

14. §. Allein das ist nicht das Aergste. Armide ist noch eine größere Hexe als Ismeno. Sie verwandelt wohl zehn christliche Prinzen in Fische: und ein Papagey muß allerhand verliebte Liederchen singen, die er NB. selbst gemacht hat. Das übertrifft fast noch die homerischen Erzählungen von der Circe; ist aber um destoweniger zu entschuldigen, da es in einer weit erleuchtetern Zeit geschrieben worden, als jenes. Noch mehr, Rainaldo kann aus den Händen eines mahometanischen Zauberers, nicht anders, als durch die schwarze Kunst eines christlichen Hexenmeisters befreyet werden. Dergestalt muß es nun so wohl türkische, als christliche Teufel geben, die einander zuwider sind: und die Gewalt der christlichen muß der mahometanischen Teufel ihrer, weit überlegen seyn. Das heißt ja, ein rechtes Belieben an Teufeleyen haben, und dadurch, zum wenigsten außer Italien, alle Wahrscheinlichkeit verlieren. Kurz, es ist dem guten Tasso nichts schweres, die Messe, Beichte und Litaney, mit Beschwerungen und Teufelskünsten; den Michael samt allen Engeln, mit dem Pluto und der Alekto; das ist, den Himmel mit der Hölle, das Christenthum mit dem Heidenthume und dem mahometanischen Aberglauben, durch einander zu mischen.

15. §. Ich kann nicht umhin, noch ein paar Proben, von der seltsamen Begierde, das Wunderbare in Hexereyen zu suchen, aus diesem Poeten anzuführen. Ubaldo wird zu einem alten und heiligen Beschwerer gesandt, der ihn bis in den Mittelpunct der Erden bringt: wo er mit seinem Gefährten, an einem Strome ganz voller Edelgesteine, spazieren geht. Von da schickt man ihn nach Askalon zu einer alten Vettel, die

die ihn auf einem Schifflein in die canarischen Inseln versetzet. Unter Gottes Beystande kömmt er, einen bezauberten Ring in Händen habend, glücklich daselbst an, und führet den tapfern **Rainald** bis ins christliche Lager mit sich zurück. Aber zu was Ende? Die Zauberkunst muß diesen Helden so viel tausend Meilen weit herum bringen; bloß weil ihn die Vorsehung bestimmet hatte, etliche alte Bäume, in einem von Gespenstern beunruhigten Walde, zu fällen.

16. §. Im Anfange befiehlt Gott dem Erzengel Michael, die in der Luft umher schwärmenden Teufel in die Hölle zu stürzen; weil sie lauter Ungewitter machten, und ihm die Donnerkeile allezeit, den Mahometanern zum Besten, auf die Christen lenketen. Michael thut es, und gebeut ihnen, sich niemals in die Händel der Christen zu mengen. Sogleich gehorsamen sie, und versenken sich in den Abgrund. Aber es dauret nicht lange. Der Zauberer **Ismeno** hat mehr Gewalt, als Michael. Denn auf seinen Wink kommen sie wieder heraus, und wissen den göttlichen Befehl durch gewisse künstliche Ausflüchte ungültig zu machen. Sie erschrecken die Christen im Walde, durch allerley fürchterliche Larven. **Tancredo** findet seine **Clorinde** in eine Fichte verzaubert, und durch den Hieb verwundet, den er dem Baume gegeben. **Armide** siehet dieses hinter einem Myrthengebüsche zu, ob sie gleich zu derselben Zeit auch in Aegypten ist: und der Poet berichtet uns gleichwohl gar nicht, wie auch die künstlichste Zauberinn an zweyen Orten zugleich seyn könne?

17. §. **Ariost**, ein Landsmann des **Tasso**, hat denselben an seltsamer Unwahrscheinlichkeit weit übertroffen, und zum wenigsten dadurch verdienet, daß er von vielen Italienern demselben vorgezogen wird. Sein rasender **Roland** ist bekannt, und soll eben sowohl ein Heldengedicht heißen, als das befreyte Jerusalem. Dieser Held war aus Eifersucht über die schöne **Angelica** zum Narren geworden, weil sein Nebenbuhler **Medor** glücklicher bey ihr gewesen, als er. **Astolph**, ein andrer Ritter, befand sich eines Tages im irdischen Paradiese, auf dem Gipfel eines hohen Berges, wohin ihn ein geflü-

gelter Löwe getragen hatte. Daselbst traf er den heiligen Johannes an, welcher ihm zu wissen that, daß er den **Roland** von seiner Raserey zu befreyen, eine Reise nach dem Monden thun müsse. **Astolph** bedenket sich nicht lange, seine irrende Ritterschaft, auch außer der Erdkugel fortzusetzen: und alsbald ist ein feuriger Wagen da, der den Apostel und Ritter durch die Luft wegführet. Wie erstaunet **Astolph** nicht, als er bey seiner Annäherung gewahrt wird, daß der Mond weit größer ist, als er sonst aussieht; und daß er endlich Land und Wasser, Berge und Ströme, Seen und Städte, ja so gar Nymphen gewahr wird, die sich in den Wäldern mit der Jagd belustigen. Man sollte denken, **Ariost** wäre den neuern Philosophen zugethan gewesen, die den Mond sowohl für eine bewohnte Weltkugel halten, als die Erde: allein das Folgende wird sattsam zeigen, daß man ihm diese Ehre nicht anthun könne. Er findet auch ein seltsames Thal im Monden, wo alles anzutreffen ist, was auf der Erde verlohren gegangen; es mochte nun seyn, was es wollte: Kronen und Zepter, Geld und Gut, Ehre und Ansehen, gute Hoffnung, verschwendete Zeit, die Allmosen der Verstorbenen, die Lobgedichte auf große Herren, und so gar die Seufzer der Verliebten.

18. §. Bey so vielen Wunderdingen, die der Ritter daselbst antraf, war denn auch eine unglaubliche Menge verlornes Verstandes daselbst zu finden. Da stunden unzählliche Gläser mit einem subtilen Wässerchen angefüllet, auf deren jedem der Namen dessen geschrieben war, dem der Verstand zugehörete. Unter so vielen Gläsern solcher Leute, die **Astolph** allezeit für sehr klug gehalten hatte, und die doch so ziemlich voll waren, fand er auch sein eigen Gläschen; welches er sogleich erhaschte: und mit Erlaubniß des Apostels zog er seinen Verstand, wie ungarisch Wasser, durch die Nase wieder in sich. **Rolands** Glas traf er endlich auch an: er bemächtigte sich desselben, um es mit sich zurücke zu nehmen; weil dieses der Zweck seiner Reise war. Er fand aber, daß dasselbe sehr schwer zu tragen war: weil **Roland** kaum etliche Tropfen davon übrig behalten hatte; und sonst

die

die Art desselben eben nicht die feineste gewesen seyn mochte. Hiebey fängt nun **Ariost** an, einen verliebten Seufzer an seine Schöne zu thun, dergleichen er mitten in seinem Heldengedichte oft zu thun pflegt. Er sagt ihr, daß er seinen Verstand auch zwar verlohren hätte; aber daß er ihn nicht so weit würde zu suchen haben. Er schwebe auf ihren Augen und Lippen herum, und er bäthe sich deswegen nur die Erlaubniß aus, denselben mit seinen Lippen wieder zu haschen. Genug von **Ariosts** Phantasien, die gewiß eher den Träumen eines Kranken, wie **Horaz** spricht, als der vernünftigen Dichtung eines Poeten ähnlich sehen: weil weder Wahrscheinlichkeit, nach Ordnung darinn anzutreffen ist.

19. §. Was soll ich von dem **Marino** sagen, dessen Schriften eben so voll unwahrscheinlicher Dinge sind, als seiner Landsleute? Zur Probe darf ich nur die entsetzliche Abbildung nehmen, die er im Anfange seines Kindermordes von dem Satan gemacht hat. Er liegt im Abgrunde ohne Grund, an einer scheußlichen Kette, von hundert in einander geschlungenen Schlangen. Sein Kleid und Thron, ist ein unauslöschlich Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel, ist nunmehr aus Flammen und Finsterniß gewebet. Sieben Hörner hat er auf dem Haupte, darum sich lauter Hydren und Cerasten gewickelt haben, die gleichsam die Edelsteine in seiner Krone ausmachen. In seinen Augen flammt ein rothes und trübes Licht, und seine Blicke gleichen den Kometen und Blitzen. Gestank und Finsterniß dampfet aus seiner Nase, sein Hauch ist dem Wetterstrale, und sein Seufzen dem Donner ähnlich. Dadurch sowohl, als durch seine feurige Blicke zündet er selbst den Holzstoß an, (der doch vorher schon brannte) welcher unverbrennlich ist, und doch alles verzehret. Seine von Geifer und Rost angefressene Zähne klappern und machen ein groß Geräusch, durch ihr Knirschen; und sein Schwanz schlägt in der Glut, auf die Schuppen seiner stählernen Gliedmaßen.

20. §. Bey diesem höllischen Tyrannen stehn drey Furien, (damit ja das Heidenthum wieder ins Christenthum

gemischet werde) ihn auf ewig auf die Folterbank zu spannen, und mit ihren Natterstreichen unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare sind magre Schlangen; sein Zepter ist von Stahl: und kurz, er ist so abscheulich, daß er vor sich selbst sowohl, als vor seinem Reiche einen Abscheu hat. Nun fängt der Poet an, diesen gefallenen Geist aus der heidnischen Mythologie zu schimpfen; und ihn bald einen **Narciß**, bald einen **Phaeton** zu nennen, und die strenge Richterhand des wahren Gottes, mit einem fabelhaften **Phlegeton** zu vermengen. Die Sybillen und Orakel, werden bald darauf von der Jungfer **Maria** und der **Elisabeth** abgelöset; und auf die Geburt Christi muß der Friedensgöttinn Tempel einfallen. Endlich holt der Poet noch nach: daß Satan auch Flügel gehabt, die er als die größten Schiffsegel ausgedehnet hätte, um vor dem bethlehemitischen Sterne zu entfliehen; daß er aber durch ein stählernes Gebiß in seinem ewigen Gefängnisse fest behalten worden.

21. §. Ob nun eine solche Schilderey des Satans, die halb christlich, halb heidnisch ist; ihn bald zum Könige, und bald zum Sklaven macht; bald andre schlagen, bald selbst gefoltert und gepeitschet werden läßt; ihm Hörner und Klauen, einen Schwanz und stählerne Schuppen giebt; ihn mit Feuer und Schlangen zugleich umgiebt; ja bekleidet auch nackend zugleich, auf dem Throne und auf der Folterbank zugleich vorstellt u. s. w. ja ferner alles übrige durch einander menget; ob diese Beschreibung wahrscheinlich sey? sage ich, das lasse ich meine Leser selbst beurtheilen. Mir kömmt es vor, daß der Dichter, aus großer Begierde recht was Wunderbares zu machen, die Regel des **Horaz** vergessen:

> Aut famam sequere, aut *sibi convenientia* finge
> Scriptor.

Imgleichen:

> Ficta voluptatis caussa sint proxima veris,
> Nec quodcunque volet poscat sibi fabula credi.

Es

Es ist nicht genung, daß man sagt: die Maler pflegten ja den Satan dergestalt abzubilden; und also wäre es schon wahrscheinlich, daß Satan so aussähe. Denn was haben doch die Maler nicht für ungereimte Sachen abgeschildert? Wollte ein Poet ihnen folgen: so würde er auch Troja und Jerusalem mit Karthaunen beschießen, und mit Mörsern bombardiren dörfen; wie man es in vielen Holzschnitten alter Bücher wahrnehmen kann. Wie wollte man aber dieses mit den alten Geschichten zusammen reimen?

22. §. Ich komme auf den **Milton**, der in englischer Sprache ein Heldengedicht vom verlohrnen Paradiese geschrieben hat; welches uns noch von **Bergens** Uebersetzung, auch vor etlichen Jahren in der Schweiz im Deutschen geliefert worden. **Dryden**, ein andrer englischer Poet, zieht ihn dem **Homer** und **Virgil** in einer Sinnschrift vor:

The force of Nature could no further go,
To make a third, ſhe join'd the former two.

Er hat sich aber auch nicht aller Fehler in diesem Stücke enthalten können, so große Fähigkeit er auch sonst im Dichten erwiesen hat. Erstlich erklärt er alle heidnische Gottheiten für Teufel, die unter verschiedenen Namen von den Heiden wären angebethet worden: hernach beruft er sich auf den Raub der **Proserpina**, als auf eine wahre Geschichte. Wer hätte es denken sollen, daß in der biblischen Materie vom Falle der Engel das Heidenthum statt finden würde? Am seltsamsten sieht sein **Pandämonium** aus, das ist der Ort, wo die Teufel mit einander zu Rathe gegangen. Satan hatte sie schon einmal in einem weiten Felde zusammen beruffen, und eine Anrede an sie gehalten: und also schien es vergebens zu seyn, daß er noch ein besonderes Gebäu hätte, wo er mit ihnen rathschlagen könnte. Aber der Poet scheint ein Belieben getragen zu haben, sein Pandämonium nach der dorischen Ordnung zu bauen, und es mit allerley Verzierungen, als Karniesen und goldnen Blumen auszuschmücken. Diese Erfindung scheint sich nun zwar nicht aufs beste für einen

ernsthaften Milton zu schicken: aber noch schöner kömmt es heraus, wenn sich alle seine Teufel in Zwerge verwandeln müssen, damit sie nur, in dem gar zu engen Gebäude, Platz finden mögen. Lucifer indessen, mit seinen vornehmsten Bedienten, behalten ihre natürliche ungeheure Größe; indem der gemeine Pöbel böser Geister nur in Gestalt kleiner Pygmäen erscheinen muß. Wenn das nicht das Lächerliche aufs höchste getrieben heißt: so weis ich nicht mehr, was wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Erdichtungen seyn sollen.

23. §. Noch eine Fabel ist indessen werth, aus diesem Dichter angemerket zu werden. Die Sünde wird aus Satans Gehirne, als eine Minerva aus Jupiters Haupte gebohren. Satan aber zeuget mit dieser seiner Tochter abscheulicher Weise ein Kind, nämlich den Tod: und dieses rasende und schmutzige Ungeheuer beschläft wieder seine Mutter; so wie es der Vater mit seiner Tochter gemacht hatte. Aus dieser neuen Blutschande wird ein ganzes Nest voll Schlangen erzeuget, die in den Schooß ihrer Mutter kriechen, und alle die Eingeweide verzehren, daher sie entsprossen sind. Ob eine so schmutzige und wahrhaftig abscheuliche Allegorie Wahrscheinlichkeit genug habe, will ich abermal nicht selbst beurtheilen, sondern einem jeden seine Gedanken davon lassen. Zum wenigsten sieht man nicht, warum die Sünde mit dem Tode noch einmal verbothener Weise hat zuhalten müssen. Dieses hat in der Sache selbst keinen Grund mehr, und scheint von dem Poeten nur zur Vergrößerung der Abscheulichkeiten ersonnen zu seyn. Eben dadurch verliert nun seine Fabel die Wahrscheinlichkeit: weil man es nicht begreifen kann, warum der Tod noch die Schlangen habe zeugen müssen? Nicht besser geht es mit dem Paradiese der Narren, wo die Mönche, Capuciner, Indulgentien, Bullen und Reliquien auf den Flügeln des Windes herumspazieren; Petrus aber mit seinen Schlüsseln an der Himmelsthür steht. Wie konnten alle diese Dinge zu der Zeit vorhanden seyn, da das Paradies verlohren gegangen? Für den Ariost würden sich solche Thorheiten besser, als für einen Milton ge-

schicket

schicket haben. Ich übergehe hier noch die Abwechselung des Tages und der Nacht, im Himmel, vor Erschaffung der Welt; die Weltgegenden, Berg und Thal, ja einen Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künstliche Dinge machen; zum Exempel, Karthaunen und Schießpulver, womit sie die Engel zerschmettern; die Thore und Schildwachten an der göttlichen Residenz, und tausend andre Possen mehr. Siehe der Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache rc. I. Band, wo ein Auszug aus diesem Gedichte zu finden ist.

24 §. Nun könnte ich noch zu ein paar neuern Heldengedichten der Engländer, nämlich dem Könige **Arthur**, welchen Richard Blackmore gemacht, und dem **Leonidas**, den uns vor kurzem Herr **Glover** geliefert hat, fortschreiten. Allein, je neuer die Zeiten werden, und jemehr die Vernunft aufgeklärt wird, desto reiner werden solche Werke von allen Fehlern wider die Wahrscheinlichkeit. Ich mag mich also bey Kleinigkeiten nicht aufhalten, und komme auf die Franzosen. Es ist Schade, daß **Voltaire** in seinem neuen Heldengedichte, darinn er es allen vorigen, in Beobachtung der Wahrscheinlichkeit, zuvorgethan, nicht gänzlich von Fehlern hat frey bleiben können. Ich will hier nicht an die Fabel gedenken, da er **Heinrichen** den Vierten, seinen Helden, gleich im Anfange seines Gedichtes eine Reise nach Engeland thun läßt, um sich den Beystand der Königinn **Elisabeth** zuwege zu bringen. Dieses ist ja freylich in der Historie nicht gegründet, und also nicht wirklich geschehen: allein, es ist doch wahrscheinlich; weil **Heinrich** damals etliche Monate in einer solchen Stille zugebracht, daß man indessen von ihm nichts aufgezeichnet findet. Hier stund es nun dem Poeten frey, seinem Helden, der ohnedem in Frankreich nichts versäumete, außer Landes was zu thun zu geben. Er zaubert ihn aber nicht etwa in die canarischen Inseln, und wieder zurück; wie **Tasso** es mit seinem **Rainald** macht: sondern er läßt ihn natürlicher Weise über den Canal zwischen Frankreich und England schiffen u. s. w.

25. §. Ich frage nur, ob der alte Greis, den er so gleich auf der englischen Küste in einer Einöde antreffen, und seinem

Helden sein ganzes künftiges Schicksal vorhersagen läßt; ob diese Fabel, sage ich, Wahrscheinlichkeit genug für sich habe? Der Einsiedler muß ein Prophet werden, und zwar ein wirklich von Gott erleuchteter Prophet, dergleichen die im alten Testamente gewesen. Der Dichter sagt ausdrücklich:

Ce Dieu, qu'il adoroit, prit Soin de sa Vieillesse,
Il fit dans son Desert descendre sa Sagesse,
Et prodigue envers lui de ses Tresors divins,
Il ouvrit à ses Yeux le Livre des Destins.

Ich weis nicht, ob diese vier Zeilen es wahrscheinlich und glaublich machen können: daß Gott die Bücher des Verhängnisses einem Eremiten werde eröffnet haben; welches er ohne Noth niemals gethan, auch niemals zu thun versprochen hat. Um so vielmehr aber ist mir dieser neue Prophet ärgerlich anzuhören, da er, als ein eifriger Papist, die protestantische Religion für einen Irrthum ansieht; den Uebertritt Heinrichs des IV. zur römischen Kirche eine Erleuchtung nennet, u. s. w.

De Dieu, dit le Vieillard, adorons les Desseins,
Et ne l'accusons pas des Fautes des Humains.
J'ai vû naitre autrefois le Calvinisme en France,
Foible, marchant dans l'Ombre, humble dans sa Naissance.
Je l'ai vu sans Support, exilé dans nos Murs,
S' avancer à Pas lents par cent Detours obscurs.
Enfin, mes Yeux ont vu du Sein de la Poussiere
Ce Fantôme effrayant lever sa Tête altiere,
Se placer sur le Trône, insulter aux Mortels,
Et d'un Pied dedaigneux renverser nos Autels.
Loin de la Cour alors en cette Grotte obscure,
De ma religion je vins pleurer l' injure.
Là quelque Espoir au moins console mes vieux Jours;
Un Culte si nouveau ne peut durer toujours.
Des caprices de l'Homme il a tiré son Etre,
On le verra perir, ainsi qu'on l' a vu naitre etc. etc.

26. §.

26. §. Ob nun ein Prophet, der die gereinigten Wahrheiten des Evangelii für ein Ungeheuer schilt, sie einen neuen Gottesdienst nennet, und ihren Ursprung aus dem menschlichen Eigensinne herleitet, und ihnen einen baldigen Untergang drohet: ob ein solcher, ein wahrer Prophet seyn könne; das mögen alle Protestanten, davon halb Europa voll ist, selbst bedenken. Gleichwohl verkündiget unser Einsiedler alles vorher, als ob er die Geschichte Heinrichs des IV. schon zum voraus gelesen hätte. Man darf nicht sagen, es könne von einem katholischen Poeten nicht gefodert werden, daß er als ein Protestant schreiben solle. In Frankreich werde dieser Eremit wahrscheinlich genug seyn rc. Ich antworte: **Voltaire** hat in so vielen Stellen seines Gedichtes, welches gewiß viel zu der Schönheit desselben mit beyträgt, genugsam zu verstehen gegeben, daß er kein so blinder Papist sey, als mancher wohl denken möchte. Hat er nun selbst das Herz gehabt, viel Sätze einfließen zu lassen, die seinen Religionsverwandten so sehr misfallen haben, daß er das Land deswegen räumen müssen: warum hat er nicht vollends diesen Einsiedler, der doch die Creatur seiner Einbildungskraft ist, so gebildet, daß er überall, und nicht nur in Frankreich wahrscheinlich herausgekommen?

27. §. Ich komme auf die Hexerey der Verschwornen, die er im fünften Buche seines Gedichtes beschrieben hat; und davon schon oben gedacht worden. Es kann seyn, daß die damalige Königinn Maria von Medices, eine Liebhaberinn der Zauberkunst gewesen; und es kann seyn, daß ihr Exempel viele ihrer Unterthanen nach sich gezogen. Es ließe sich daher auch mit einiger Wahrscheinlichkeit dichten, die sechzehn Häupter der Rebellen hätten zu einem Schwarzkünstler ihre Zuflucht genommen, um das Schicksal ihres Reiches zu erfahren. Dieß finstre unterirdische Gewölbe, alle die abergläubischen Zurüstungen des jüdischen Hexenmeisters, kurz, alles, was vorhergeht, und sich bloß auf die thörichte Phantasie der Menschen gründet, ist in meinen Augen nicht unwahrscheinlich. Aber, daß der Poet auf eine so verdamm-

liche Begierde das Künftige zu wissen, auf solche gotteslästerliche und ruchlose Beschwerungen und Zauberformeln, eine Erhörung ihres Wunsches erfolgen läßt, das kann ich ihm nicht vergeben. Gott bestärket diese abergläubische Rotte in ihrer Thorheit. Was der Zauberer nicht vermag, das thut derjenige, den er gelästert hat: und was das ärgste ist, durch ein wahrhaftes Wunderwerk, dabey er die Gesetze der Natur aufheben muß. So sagt der Poet:

Aux magiques Accents, que sa Bouche prononce,
Les Seize osent du Ciel attendre la Reponse:
A devoiler leur Sort ils pensent le forcer;
Le Ciel, pour les punir, voulut les exaucer,
Il interrompt pour eux les Loix de la Nature.
De ces Antres muëts sort un triste Murmure,
Mille Eclairs redoublez dans la profonde Nuit,
Poussent un Iour affreux, qui renait et qui fuit.
Au milieu de ces Feux Henri brillant de Gloire,
Apparoit à leurs Yeux sur un Char de Victoire etc.

Wo hat man nun ein Exempel von dergleichen Begebenheiten gehört oder gesehen, da Gott anstatt des Satans, einem Hexenmeister seinen Wunsch erfüllet; ihn dadurch in seiner Thorheit gestärket, und also der Ehre seines eigenen Namens selbst Hindernisse in den Weg geleget hat? Herr Voltaire, der sonst solche gesunde Begriffe von dem höchsten Wesen hat, sollte sich hier wohl etwas behutsamer aufgeführt haben; damit er die Regeln der Wahrscheinlichkeit, die er andern so wohl vorzuschreiben weis, selbst nicht aus den Augen gesetzt hätte.

28. §. Ich habe mich bisher in Bemerkung der Fehler allein bey den berühmten Heldengedichten der ältern und neuern Zeiten aufgehalten, und würde noch ein deutsches Heldengedicht vornehmen müssen; wenn eins vorhanden wäre, das die Mühe belohnte. Wir haben zwar den habspurgischen Ottobert, die Proserpina, ein Stück vom Wittekind und Messias: allein diese verdienen eben so wenig eine Kri-

tik,

tik, als Chapelains Mägdchen von Orleans, oder des St. Amand erretteter Moses, in Frankreich. Zudem werden sie fast von niemanden gelesen, und also ist es nicht zu besorgen, daß ihr Exempel andre verführen werde. Man sehe indessen, was von dem habspurgischen **Ottobert** in den kritischen Beyträgen zur deutschen Sprache rc. geurtheilet worden. Ich komme also noch mit wenigem auf die Fehler, die in dramatischen Poesien wider die Wahrscheinlichkeit begangen werden. Die Alten sind davon eben so wenig frey, als die Neuern, und wenn wir sie gleich loben, so wollen wir nicht alles Schlechte damit gut heißen, daß ihnen zuweilen entwischet ist. **Sophokles** soll uns bey den Griechen mit seinem **Oedipus** zum Beyspiele dienen, daß er auch habe fehlen können: wenn gleich die Fabel überhaupt und das ganze Stück seinen Werth behält.

29. §. Der Schauplatz öffnet sich durch einen Chor thebanischer Bürger, die vor den Altären auf ihren Knien liegen, und von den Göttern das Ende ihres Unglücks erbitten wollen. **Oedipus**, ihr König, erscheint mitten unter ihnen, und sagt: **Ich bin Oedipus, der in aller Welt so berühmt ist. Was ist die Ursache, meine Kinder, weswegen ihr hieher gekommen?** Ist es hier wohl wahrscheinlich, daß die Thebaner ihren Herrn nicht gekannt; und daß er es also nöthig gehabt zu sagen, wer er sey? oder sollte es der König eines Volkes nicht wissen, daß eine Pest in seinem Lande wüte? Der Hohepriester antwortet ihm indessen im Namen des Volkes: **Du siehst hier Jünglinge und alte Männer vor dir. Ich, der ich dich anrede, bin Jupiters Oberpriester. Deine Stadt ist wie ein Schiff, das von Ungewittern bestürmt wird rc.** Und hier fängt er ihm an die Pest zu beschreiben, die im Lande damals wütete. Sollte hier wohl **Oedipus** wiederum den Hohenpriester nicht gekannt haben? Indem die Beschreibung der Pest noch währet, kömmt **Kreon**, der **Jokasta** Bruder, den man an das Orakel geschicket hatte, eine göttliche Antwort wegen der Landplage zu vernehmen.

nehmen. Dieser redet den Oedipus an: Herr, spricht er, wir haben vormals einen König gehabt, der Lajus hieß. Ich weis es, erwiedert jener, ob ich ihn gleich niemals gesehen habe. Er ist erschlagen worden, versetzt Kreon, und Apollo will, daß wir seine Mörder zur Strafe ziehen sollen. Hierauf fragt Oedipus: ist denn Lajus zu Hause, oder im Felde erschlagen worden?

30. §. Hier sieht nun wohl abermal ein jeder, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß Kreon eine so bekannte Sache, als der Tod des Königs Lajus in Theben seyn mußte, demjenigen, als was Unbekanntes würde erzählet haben, der an seiner Stelle schon etliche Jahre regieret hatte: vielweniger, daß Oedipus sich in so langer Zeit nicht mehr um die Art seines Todes bekümmert haben würde. Doch er fährt fort, zu fragen: ob denn aus der Anzahl der Gefährten, die bey dem erschlagenen Könige gewesen, niemand wieder zurücke gekommen? Einer, der wirklich mit zugegen gewesen, giebt zur Antwort, daß es von einer Menge von Straßenräubern geschehen; da es doch von einer einzigen Person, nämlich vom Oedipus selbst geschehen war. Wie war es nun möglich, eine so falsche Antwort zu geben, da man bey Entdeckung der Wahrheit nicht das geringste zu besorgen hatte? Oedipus vernimmt endlich, daß Phorbas, einer von den damaligen Gefährten des Lajus noch lebe; und von diesem hätte er leicht völlige Nachricht einziehen können. Allein, er läßt ihn, wider alles Vermuthen, nicht einmal zu sich fodern. Auch der Chor, der ihm allezeit Anschläge giebt, denket nicht daran; sondern räth ihm, lieber den Tiresias fodern zu lassen. Endlich in der vierten Handlung kömmt Phorbas. Ohne Zweifel denkt man hier, Oedipus werde ihn mit großer Ungeduld fragen: Wie es mit dem Tode des Königes bewandt gewesen? weil er so begierig war, seinem Volke zu helfen. Aber nichts weniger, als das. Die Tragödie endigt sich, ehe Phorbas ein Wort von dem Tode seines Herrn zu reden bekommen hat.

31. §. Dieß mag zu einer Probe genug seyn, daß Sophokles die Wahrscheinlichkeit nicht genau beobachtet habe. Wer sich ausführlicher darum bekümmern will, der kann die Kritik nachlesen, die Voltaire über die drey Oedipen, nämlich den griechischen, des Corneille französischen, und seinen eigenen gemacht hat. Imgleichen kann man die Kritik über den Cid, von der französischen Academie, in dieser Absicht zu rathe ziehen; welches Stück auch in der deutschen Schaubühne I. Theile befindlich ist. In eben diesem Theile steht auch mein Cato, von welchem in den kritischen Beyträgen eine Beurtheilung, nebst einer Antwort zu lesen ist. Man sehe auch in eben diesen Beyträgen, was von dem gedrückten und erquickten Jacob, imgleichen vom Trauerspiele Polyeuktes, dem dresdenischen Telemach, und Herodes dem Kindermörder, endlich auch von Schakespears Cäsar, hin und wieder geurtheilet worden. Die Liebhaber der Opern mögen St. Evremonts Gedanken darüber nachschlagen, die in den Schriften der deutschen Gesellschaft übersetzt zu lesen sind. Und überhaupt von theatralischen Poesien kann man nachlesen, was Cervantes im Don Quixote, einen gewissen Canonicus, davon hat sagen lassen. Die Wahrscheinlichkeit in Schäfergedichten anlangend, darf man nur Fontenellens Discurs, der auch bey seinen auserlesenen Werken von mir übersetzt anzutreffen ist, imgleichen den Guardian davon besehen. Die Satire betreffend, sehe man Muralts Briefe an die Franzosen nach, wo er des Boileau Satire über Paris untersuchet hat.

32. §. Ich sehe es schon vorher, daß viele diese beyde letzte Hauptstücke mit scheelen Augen werden angesehen haben. Es wird wenigen von unsern deutschen Poeten gefallen, daß man sich die Freyheit nimmt, die Gedichte der größten Meister so scharf zu prüfen. Man wird sagen, es schicke sich nicht, aller Leute Geschmack nach seinem eigenen Leisten zu messen. Was mir nicht gefiele, das könnte deswegen doch andern gefallen, und also auch schön seyn. Und endlich wäre ich der Mann nicht, der sich über die größten Meister zum

Richter erheben könnte. Allein ich antworte auf dieses letzte, daß ich mir meiner Schwachheit selbst wohl bewußt bin. Ich habe selbst kein Heldengedicht geschrieben, und gebe mich also für keinen Poeten aus, der allen denen gleich zu schätzen, geschweige dem vorzuziehen wäre, die ich beurtheilet habe. Allenfalls ist es auch gar nicht nöthig, selbst, was bessers machen zu können, wenn man andre nach den Kunstregeln beurtheilet. Sind denn Aristotels Rhetorik und Poetik deswegen zu verwerfen, weil ihr Urheber selbst weder ein großer Redner, noch ein Poet gewesen? Seine Regeln sind doch richtig, und seine Urtheile von so vielen poetischen und oratorischen Werken seiner Zeit bleiben wohl gegründet; so lange Vernunft und Geschmack in der Welt seyn wird. Zudem habe ich mir ja keine neue Gesetze und Kunstregeln ausgesonnen: ich sage nur Anfängern in der Poesie, was ich von den Alten für poetische Regeln gelernet habe, und wie man die Gedichte darnach prüfen müsse. Horaz machte es auch so:

Fungar vice cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exsors ipsa secandi.
Munus et officium, nil scribens ipse, docebo;
Unde parentur opes, quid alat formetque poetam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?

33. §.

* FOR this reason we presume not only to defend the Cause of CRITICKS; but to declare open War, against those indolent supine *Authors*, *Performers*, *Readers*, *Auditors*, *Actors or Spectators*; Who making their HUMOUR alone the Rule of what is beautiful and agreeable, and having no Account to give of such odd FANCY, reject the *criticizing* or *examining Art*, by which alone they are able, to discover the *true* BEAUTY and WORTH of every Object.

ACCORDING to that affected Ridicule which these insipid Remarkers pretend to throw upon just CRITICKS the Enjoyment of all real Arts or natural Beautys, wou'd be intirely lost. Even in Behaviour and Manners we shou'd at this Rate become in Time as barbarous, as in our Pleasure and Diversions. I wou'd presume it, however, of these *Critick-Haters*, that they are not yet so uncivilized, or void of all social Sense as to maintain: *That the most barbarous Life, or brutisch Pleasure, is as desirable as the most polish'd or refin'd.*

FOR my own Part, when I have heard sometimes Men of reputed Ability join in, wirh that effemi-

nate

33. §. Den Freunden des willkührlichen Geschmacks aber aufs erste zu antworten, so gebe ich ihnen eine treffliche Stelle des Grafen von Schaftsbury zu überlegen, die ich, weil das Buch nicht überall zu haben ist, hersetzen will. * Ueberdas aber gebe ich es ihnen zu bedenken, ob sie auch denjenigen das Wort reden wollen, der in der Unterscheidung der Metalle sich auf den Augenschein allein verlassen; Gold, Messing, Silber und Zinn für einerley halten, und sich über denjenigen erzürnen wollte, der bey dem Einkaufe solcher Waaren sich des Probiersteins bedienete, oder eine Goldwage zu rathe zöge? Meines Erachtens werden sie so billig seyn, und die Behutsamkeit dieses letztern, der Einfalt des erstern vorziehen: weil nicht die Farbe, sondern der innere Gehalt und die Schwere den wahren Werth der Metalle entdecket. Dasselbe Urtheil nun muß ja billig von dem menschlichen Witze und seinen Früchten gefället werden. Es muß nicht auf den bloßen Glanz und Schimmer seiner Werke ankommen; weil nicht alles Gold ist, was da gleißt. Was nicht bey der gesunden Vernunft die Probe, oder den Strich hält, das kann nicht für vollgültig genommen werden. Die Regeln der Kunstrichter aber, die gehörig erwiesen worden, sind der poetische Probierstein, der das Zweifelhafte entscheiden, und die wahren Schönheiten so sehr ins Licht setzen, als die falschen

nate plaintive Tone of *Invective* against CRITICKS, I have really thought, they had it in their Fancy, to keep down the growing Genius of the Youth, their Rivals, by turning them aside from that *Examination* and Search, on which all Performance, as well as good Judgment depends etc. Tom. III. seiner Characteristics Misc. III. C. 2. p. 165. D. i.

Aus dieser Ursache, wollen wir nicht allein die Sache der Critikverständigen vertheidigen; sondern auch allen den nachläßigen und gleichgültigen Schriftstellern, Verfassern, Lesern, Zuhörern, Schauspielern und Zuschauern einen offenbaren Krieg ankündigen, die ihre Einfälle allein zu einer Regel der Schönheiten und Annehmlichkeiten machen; und da sie von diesem ihrem Eigensinne, oder ihrer wunderlichen Phantasie keine Red und Antwort geben können, die Kritik, oder Untersuchungskunst verwerfen; wodurch sie doch allein geschickt werden könnten, die wahre Schönheit und den rechten Werth jedes Dinges zu entdecken.

Nach der erzwungenen Auslachenswürdigkeit, die solche abgeschmackte Leute wahren Kunstrichtern aufbürden wollen, würde das Belustigende von allen Künsten und natürlichen Schönheiten

falschen Putzwerke und wesentlichen Unrichtigkeiten sinnreicher Schriften beschämen kann.

34. §. Was soll man also von denen denken, oder sagen, die uns auf gut miltonisch, mit der Geisterwelt, den Cherubim und Seraphim, den Teufeln aller Arten, oder den Feyen und Hexen plagen? die uns in allen diesen Dingen Geheimnisse der Religion vortragen, die über alle Vernunft, und folglich über alle Wahrscheinlichkeit sind? Dieses, daß sie uns die Sphäre der Dichtkunst über den menschlichen Begriff hinaus erstrecken, und sich alle Augenblick in die Gefahr begeben, wider die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zu verstoßen. Denn nicht zu gedenken, daß es gottlos ist, die geoffenbarte Religion mit ihren abgeschmackten Erdichtungen zu erweitern, d. i. die Wahrheit mit Lügen zu verbrämen, und sie solchergestalt der heidnischen Mythologie gleich zu machen, die jeder Poet drehete und wendete wie er wollte: so sündigen solche Dichter auch wider die vernünftige Poesie selbst, die nicht für Schwärmer, sondern für gescheide Leser arbeitet. **Jakob Böhme** und **Pordärsch** mögen ihre Träume und Hirngeburten in die Religion mengen: kluge Dichter bleiben bey wahrscheinlichen, das ist, bey menschlichen und solchen Dingen, deren Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen, nicht über die Gränzen unsrer Einsicht geht.

Das

heiten verlohren gehen. So gar in Trachten und Sitten würden wir zu diesen Zeiten so barbarisch werden, als wir in unsern Ergetzungen und Lustbarkeiten sind. Doch will ichs von diesen Feinden der Kritik hoffen, sie würden nicht so unhöflich, oder von aller Menschlichkeit so entfernt seyn, zu behaupten: daß das allerunmenschlichste Leben, und ganz viehische Belustigungen, eben so hoch, als die artigsten nud feinesten Vergnügungen zu schätzen wären.

Meines theils, wenn ich zuweilen Männer von bekannter Geschicklichkeit, mit einem weibischen und kläglichen Tone, wider die Kunstrichter habe eifern hören; so habe ich wirklich gedacht: Sie hättens im Sinne, den anwachsenden Geist junger Leute, die ihnen nacheifern, niederzuschlagen; indem sie dieselben von derjenigen Untersuchung und Prüfung abzuwenden suchen, ohne welche eine tüchtige Arbeit so wenig, als ein richtiges Urtheil bestehen kann.

Das VII. Hauptstück.
Von poetischen Wörtern.

1. §.

Wir haben oben gewiesen, daß ein Dichter seine Nachahmung durch eine harmonische und wohlklingende Rede ins Werk richte. Die Rede nun ist ein Ausdruck unserer Gedanken, der durch Wörter geschieht, welche entweder einzeln, oder mit andern zusammengenommen, ihre Bedeutungen haben. Diese letztern bekommen den Namen der Redensarten, und davon wird in dem folgenden Hauptstücke gehandelt werden. Hier will ich nur von der ersten Gattung handeln, und theils ihren mannigfaltigen Unterscheid, theils ihren vernünftigen Gebrauch in der Poesie zeigen.

2. §. Fürs erste ist es bekannt, daß die Sprachverständigen, sowohl in der deutschen Sprache, als in der lateinischen, achterley Gattungen von Wörtern bemerket haben, die zur Ausdrückung und Verbindung unsrer Gedanken nöthig sind. Wir haben **Nennwörter**, womit wir theils die Sachen, theils ihre Eigenschaften anzeigen, z. E. Kopf, Hand, Buch; gelehrt, geschickt, gründlich, u. d. gl. Wir haben **Fürwörter**, die anstatt der vorigen gebraucht werden können, um gewisse Wiederholungen zu ersparen. Z. E. Ich, du, er; der, die, das; dieser, diese, dieses, u. s. w. Wir haben **Zeitwörter**, um das Thun oder Leiden gewisser Dinge zu bedeuten: als schreiben, lesen, hören, lernen, u. d. gl. und die werden wiederum in ihre Classen abgetheilet. Wir haben **Mittelwörter**, die von den vorigen etwas, und von den Nennwörtern auch etwas an sich haben, und also zwischen beyden das Mittel halten. Z. E. Das Wort **verworfener** deutet erstlich auf ein vergangenes Leiden, das einer Sache, die verworfen worden, wiederfahren; hernach aber auch

die Eigenschaft, z. E. eines schlechten Reimes: ein verworfener Reim. Wir haben ferner **Nebenwörter**, dadurch die Bedeutungen der Hauptwörter entweder eingeschränket oder vergrößert, oder sonst auf gewisse Weise bestimmet werden: als z. E. **wohl** schreiben, **recht** reimen, **schön** denken, **stark** rühren. Wir haben **Vorwörter**, welche man bey den Nenn- und Fürwörtern nöthig hat, ihre Verhältnisse unter einander anzuzeigen: als, **von** Rom, **nach** Paris; **bey** uns, **zu** ihm, **über** die Wolken, **im** Staube, **unter** dem Pöbel. Wir haben **Verbindungswörter**, die den Zusammenhang unsrer Begriffe anzeigen, als da sind: **und, auch, aber, denn, weil, dafern**, u. d. gl. Endlich haben wir auch **Zwischenwörter**, die oft zum Ausdrucke gewisser Gemüthsbewegungen und anderer kleiner Umstände dienen, die zu den vorigen nicht gebracht werden können. Als: **Ach! O! Weh! Hey! Sa, Sa! St! Wohlan! lustig!** u. d. m.

3. §. Aller dieser Gattungen von Wörtern kann ein Poet eben so wenig, als die Geschichtschreiber und Redner entbehren. Ohne Zeichen kann er seine Gedanken nicht ausdrücken; und keine Art derselben ist bequemer, als die obigen Arten der Wörter. Allein er bedienet sich oftmals gewisser Freyheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt seyn würden. Ich würde hier Regeln und Exempel davon geben müssen, wenn sich solches nicht bequemer bey den folgenden Abtheilungen der Wörter thun ließe. Man kann nämlich dieselben überhaupt, entweder als veraltete, oder als übliche, oder als neugemachte Wörter ansehen, und dabey fragen: welche von diesen eigentlich für einen Poeten gehören? Die andern Unterschiede der Wörter, z. E. einheimische und ausländische, niedrige und hohe, ehrbare und schändliche, matte und nachdrückliche, sollen auch an ihrem Orte beyläufig berühret werden.

4. §. Was die altfränkischen Wörter betrifft, so finden wir sie in den Schriften, die vor und um die Wiederherstellung der Wissenschaften, ja bis auf **Opitzens** Zeiten, ver-

fertiget worden. Man darf nur den **Reineke Fuchs**, **Theuerdank**, **Hans Sachsen**, **Ringwalden**, und den **Froschmäuseler** nachsehen: so wird man die Proben ganz häufig finden. Z. E. im Theuerdank steht gleich von Anfang **beschaffen** für geschaffen, (nach welcher Form auch unsere Canzellisten noch **beschehen** für geschehen, zu setzen pflegen,) **Gemahel** für Gemahlinn, **Künigein** für Königinn, **Befilh** für Befehle, **bestet** für bestattet, **von nahenden** für nahe, **einhelligklich** für einhällig, **endtschütter** für beschützet, **abgan** für abgehen, **morgenich** für morgende, **Faulkeit** für Faulheit, **Ruck** für Rücken, **oft und dick** für vielmals, **Gehueren** für Geweihe oder Gehörne eines Hirsches; **benuegich** für vergnügt, **öffen** für eröffnen, **kecklichen** für beherzt 2c. Doch genug, denn sonst müßte ich ein ganzes Wörterbuch machen. Wer mehrere wissen will, kann sich in Herrn **Wachters** und **Frischens** deutschen Wörterbüchern, oder auch in **Leibnitzens** und **Eckards** Collectaneis Etymologicis, nicht weniger in den kritischen Beyträgen hin und wieder umsehen. Man sieht es wohl, daß in einigen diesen Wörtern die Rechtschreibung altfränkisch ist; von einigen auch ganz und gar ungewöhnlich geworden. Zuweilen ist auch wohl das Geschlecht verändert, als wenn z. Exempel im Theuerdank steht, **das Jeiaid**; anstatt daß wir itzo die Jagd sagen. Wenn man nun aber in noch ältere Zeiten zurücke geht, so findet man gar unverständliche Wörter, die man auch im Zusammenhange nicht errathen kann. Was heißt z. E. in folgenden Zeilen das letzte Wort?

> Vnnd mit ganzen trewen Warnen
> Ihr müßt die Königinn erarnen.
>
> Theuerd.

Unzählicher anderer, die im **Ottfried**, **Willeram**, **Stricker**, **Winsbek** und dergleichen alten Schriften vorkommen, zu geschweigen; die man in **Schilters** Werke nachsehen kann.

5. §. Hier fragt sichs nun, ob ein Poet sich solcher alter Wörter bedienen könne? Von der letzten Art kann man

wohl kein Bedenken tragen, mit Nein zu antworten. Denn was einen unverständlich machet, das muß man mit Fleiß vermeiden. Von den ersten aber ist es ebenfalls nicht anders. Durch die seltsame Figur, die solche Wörter itzo in unsern Augen machen, würde ein Gedicht nur lächerlich werden; oder, wenn sie oft vorkämen, so würde ein Vers nur rauh und grob davon aussehen. Diejenigen von unsern Dichtern, verdienen also eben sowohl getadelt zu werden, die sich solcher verlegener Wörter bedienen; als die lateinischen Poeten, die sich aus dem Plautus, Pacuvius, Lucretius, u. a. d. die seltsamsten Wörter aussuchen, ihre Gedichte damit auszuputzen: worüber Accursius sie in einem eigenen Gespräche verspottet hat, darinn er einen Oscier und einen Volscier redend eingeführet hat. Ich habe einen Geistlichen gekannt, der sich aus D. Luthers Schriften die alleraltesten Wörter und Redensarten anmerkte, und seine Predigten damit ausstaffirte. Seine Meynung war dabey, sich als Luthers eifrigen Schüler zu bezeigen: aber, eine so seltsame Nachahmung, machte ihn nicht nur unverständlich, sondern auch lächerlich. Einem Poeten würde es nicht besser gehen, wenn er dergleichen thun wollte: es wäre denn, daß er mit Fleiß die Schreibart der Alten, in einem sogenannten Knittelreime, nachahmen wollte; da es denn nicht nur erlaubt, sondern auch eine Schönheit seyn würde, alles recht altfränkisch zu machen.

6. §. So viel ist indessen gewiß, daß man in gewissen alten Büchern zuweilen Wörter findet, die sich auch zu unsern Zeiten noch sehr wohl brauchen lassen: obwohl sie seit funfzig oder hundert Jahren aus der Mode gekommen. Z. E. Das Wort **Geschwader**, Escadron, ist heutiges Tages fast nicht mehr zu hören; gleichwohl haben wir kein bessers an dessen Stelle erfunden; man wollte denn Schwadronen sagen. Nun haben zwar gewisse neuere, jenes Wort von einer Schiffsflotte zu brauchen angefangen, aber mit schlechtem Beyfalle, weil es sich dazu nicht schickt. Das Wort **Buhlschaft** ist noch von Opitzen und Flemmingen gebraucht

gebraucht worden, dasjenige anzuzeigen, was die Franzosen Maitresse, und die Halbdeutschen eine Courtesie nennen. Die **Verliebungen**, les Amours, ist gleichfalls ein Wort, welches wir nicht besser auszudrücken im Stande sind: ich finde es aber in einem Buche von 1648. gebrauchet. Wenn sich nun ein Poet dieser und dergleichen Wörter mit Verstande und mäßig bedienet, so kann man ihn nicht tadeln; sondern hat vielmehr Ursache, ihm verbunden zu seyn, daß er ein geschicktes Wort aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen hat, darein es ohn alle seine Schuld gerathen war. **Virgil** hat es oft so gemacht.

7. §. Wegen der üblichen Wörter, scheint es bey einem Poeten keine Schwierigkeit zu haben: allein man kann doch verschiedene gute Anmerkungen darüber machen: denn nicht alles, was üblich ist, ist von gleichem Schrote und Korne. Zum ersten sind dieselben entweder gemein, so, daß sie auch den einfältigsten Leuten geläufig sind: oder sie sind ungemein und seltsam; weil sie nur unter den Gelehrten zu Hause sind, oder in ihren Büchern vorkommen. Ein Poet hat nach Anleitung des ersten Hauptstückes die Absicht, sich durch eine edle Art des Ausdruckes in Hochachtung zu setzen, und gleichsam die Sprache der Götter zu reden. Daher muß er denn nicht die allergemeinsten, sondern die ungemeinsten Wörter brauchen; zumal wenn er in seinem eigenen Namen schreibt. Wenn z. E. gemeine Leute sagen: **Der Kopf thut mir wehe**: so spricht etwa der Poet: **Ein Schmerz durchdringt mein Haupt.** Jenes hört man täglich, darum klingt es nicht edel: dieses hört man selten; darum ist es edler und erhabener. Dieses sollten sich alle die niederträchtigen Versmacher gesagt seyn lassen, die sich mit ihren pöbelhaften Reimen bis in die Sprache der Diener und Mägde herunter lassen. Sie wollen deutlich und lustig schreiben; aber ihre Hippokrene führt ein schlammigtes Wasser bey sich, welches oft gar stinkend ist. Indessen muß man durch die edlen Worte und Ausdrücke, nicht ein hochtrabendes und auf Stelzen gehendes Wesen verstehen. Viele wissen hier keinen

Unterscheid zu machen. Weil sie das niedrige fliehen, so versteigen sie sich über alle Wolken.

Professus grandia, turget,

sagt Horaz von solchen schwülstigen Geistern. Sie ersinnen sich von den gemeinsten Sachen seltsame Redensarten, die alles mehr verdunkeln als erheben. Dadurch suchen sie die Einfältigen zu betrügen, daß sie hinter dem Nebel unverständlicher Worte, wer weis was schönes, zu sehen glauben; da es doch die schlechteste Sache von der Welt ist. Es ist ein anders, hochtrabend schreiben; ein anders aber, sich im Kothe wälzen. Das Mittel ist das beste.

8. §. Doch sind die gemeinen Wörter auch nicht ganz zu verwerfen. In gewissen Gattungen der Gedichte, wo das Natürliche mehr herrschen muß, würde es ein Uebelstand seyn, lauter gesuchte Ausdrückungen zu brauchen. Z. E. In einem Schäfergedichte, Briefe, zärtlichen oder lustigen Liebesliede, imgleichen in einer Satire oder Komödie, sind die gewöhnlichsten Wörter gemeiniglich die besten. Die Ursachen davon werden in den besondern Regeln von diesen Gattungen vorkommen. So gar die ganz niederträchtigen und pöbelhaften Wörter können einem Poeten nicht ganz verbothen werden, wenn sie nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen. Er muß ja zuweilen dergleichen Personen redend einführen, die gewiß auf keine andere Art ihre Gedanken von sich geben können. Der berühmte Spanier, **Cervantes**, hat dieses sehr wohl beobachtet, wenn er seinen **Sanscho Pansa**, als ein Bauerkerl, ganz abgeschmackt, und in lauter bäurischen Sprüchwörtern reden läßt. Alle Wörter aber, die Unfläterenen bedeuten, alles was wider den Wohlstand läuft, alles was guten Sitten zuwider ist, das muß der Poet auch bey den allerniedrigsten Ausdrückungen zu vermeiden wissen: wie in den Anmerkungen zu Horazens Dichtkunst schon erwiesen worden. Ich weis also nicht, ob **Rachel** allemal zu entschuldigen seyn wird, wenn er sich in seinem satirischen Eifer so sehr herunter läßt, daß er sich

auch

auch schmutziger Redensarten bedienet. Z. E. in seiner Satire vom Guten und Bösen, heißt es bald anfangs:

> Woher hast du, o Held, den Ursprung doch genommen,
> Du bist der Mutter, traun! nicht aus der Nasen kommen,
> Wie ein gemeiner Rotz.

Doch was man dem vorigen Jahrhunderte noch übersehen könnte, das würde in dem itzigen unerträglich seyn.

9. §. Unter die üblichen Wörter möchte mancher auch wohl die ausländischen, sonderlich lateinischen und französischen rechnen wollen: weil nämlich nichts gewöhnlicher ist, als dieselben mit in unsere Sprache zu mischen, wenn wir reden. Dieses Uebel ist auch so neu nicht, als man wohl denken sollte, sondern schon vor hundert und mehr Jahren, hat sich Opitz in seiner deutschen Poeterey darüber beschweret. „So steht es auch zum heftigsten unsauber, schreibt er, wenn „allerley lateinische, französische, spanische und wälsche Wör„ter in den Text unserer Rede geflickt werden; als wenn „ich sagen wollte:

> Nehmt an die Courtoisie und die Devotion,
> Die euch ein Chevalier, ma Donna, thut erzeigen,
> Ein handvoll von Favor petirt er nur zu Lohn,
> Und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen.

„Wie seltsam nun dieses klingt, fährt er fort, so ist nichts „destoweniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren so ein„gerissen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländische „Wörter, die er zum öftern nicht versteht, erwischt hat, bey „aller Gelegenheit sich bemühet, dieselben herauszuwerfen.„ Er erweiset seinen Satz durch das Exempel der Lateiner, welche fast kein einzig griechisch Wort in ihre Verse gemischt: ausgenommen wo **Juvenal**, theils über das römische Frauenzimmer gespottet, die aus Galanterie ihren Buhlern auf griechisch liebkoseten; theils einmal ein gewisses Laster, welches er aus Schamhaftigkeit nicht lateinisch nennen wollen, griechisch ausgedrücket hat.

10. §. Seiner Regel sind alle gute Poeten unsers Vaterlandes gefolget, bis einige neuere, als **Weise**, **Philander**, und

und **Amaranthes** von der angeführten Reinigkeit abgewichen. Daß aber auch vor diesen noch andere in gleichen Fehler verfallen sind, erhellet daraus, daß verschiedene patriotische Geister ihren Eifer wider die Sprachenmengerey durch die schärfsten Stellen erwiesen haben. **Andreas Gryph** hat in seinem Horribilicribrifax sowohl diesen Großsprecher, als seinen Gegner Daradiridatumtarides, das Wällsche, Spanische, Französische; den Schulfuchs Sempronius hergegen, das Griechische und Lateinische, auf eine lächerliche Art ins Deutsche mischen lassen, um andern einen Abscheu davor zu erwecken. **Rachel** hat sich gleichfalls bemühet, eine so üble Gewohnheit abzuschaffen, und in seiner oftverwähnten Satire, der Poet, folgender Gestalt geschrieben:

Es war ein neu Gespräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen:
Daß eine Zunge nur, ein deutscher Mann allein,
Aus nüchterm Munde sprach, französisch, walsch, latein.
Und daß der späten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich selbst hab einen hören sprechen.
Ein braver Capitain, ein alter Freyersmann,
Hub seinen Mengelmuß mit diesen Worten an:
Ca Maitre! machet mir en façon der Franzosen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hosen.
Ich selber bin mir gram, mir knorrt der ganze Leib,
Daß ich jusqu' à present muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? Was hab ich nicht erlitten,
O Cloris! dein amour und Schönheit zu erbitten?
Weil dein Eclat so weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kiesel steht.
Soleil de notre tems! O Auszug aller Tugend!
O himmlischer Tresor! ꝛc. ꝛc.
Dieß war die güldne Kunst zu reden und zu schreiben:
Nun denk ihm einer nach, wenn dieses sollte bleiben,
So wie der Anfang war, bey jedermann gemein;
Welch eine Sprache sollt in Deutschland endlich seyn?
So hat die Barbarey sonst das Latein zerstücket,
Und Gothisch, Wendisch, Deutsch mit Macht hineingeflicket.
Dadurch kam allererst der Mischmasch auf die Welt,
Den Frankreich, Wälschland selbst und Spanien behält.

Der

> Der Gentleman hat auch sein Theil davon bekommen.
> Ein Wörtlein hier und dar, von allem was genommen:
> Und eben dieses wär den Deutschen auch geschehn;
> Wenn nicht mit allem Ernst da wäre zugesehn,
> Der Lapperey gewehrt, das gute Deutsch erzwungen,
> Das nichts erbetteln darf von fremder Völker Zungen rc. rc.

Er fährt noch weiter fort, und stellet so gar einen Geistlichen vor, der das Evangelium vom Hauptmanne zu Kapernaum in einer neumodischen Sprache auf der Kanzel vorgetragen, welches wohl werth ist, gelesen zu werden. Dieser **Rachel** selbst ist in diesem Stücke so gewissenhaft, daß er in der Vorrede zu seinen zehn Satiren (in 12. vom 1700. Jahre) ausdrücklich erinnert; daß er zwey oder drey lateinische, vieleicht auch so viel französische Wörter mit eingeschoben, nicht unwissend, daß solches im Deutschen kein geringer Solöcismus ist. Er habe es aber mit Fleiß gethan, derer zu spotten, die sich auf solche Weise hervorthun wollten: wie es auch die Lateiner mit denen gemacht, die halb lateinisch, halb griechisch hätten reden wollen. Was könnte ich nicht noch aus **Laurenbergs** plattdeutschen Scherzgedichten für Zeugnisse anführen? wenn es nöthig wäre, eine so ausgemachte Sache noch weitläuftiger zu erweisen.

11. §. Ein deutscher Poet bleibt also bey seiner reinen Muttersprache, und behänget seine Gedichte mit keinen gestohlnen Lumpen der Ausländer. Aber wie hält es mit den eigenen Namen der Personen, Städte, Flüsse, Länder und Berge? Diese kann man unmöglich vermeiden. Denn wer kann allen solchen Dingen deutsche Benennungen geben, die doch verständlich wären? Man läßt also diese Namen, nach Opitzens Regel, aus dem VI. Cap. seiner Poeterey, unveränderlich durch alle Abfälle; und zwar in der Nenn- und Rufendung **ohne**, in den übrigen Endungen mit dem Geschlechtsworte. Z. E.

> Ich will mein Glücke tragen,
> So lang ich kann und mag; will setzen auf den Wagen
> Der grauen Ewigkeit, durch meiner Leyer Kunst,
> Die braune *Flavia*. Opitz.

Nicht Flaviam, u. d. m. Zuweilen geht es an, daß man von langen Namen die letzten Sylben weg läßt, und also ein Wort von deutscher Endung draus macht. Als z. E. Homer, Herodot, Plutarch, August, Virgil, Lucian, Terenz, Ovid, Marin, u. s. w. Alsdann lassen sich bey den meisten auch die Veränderungen der Abfälle machen, z. E. Homers Gedichte, Herodots Historie, Plutarchs Schriften, Lucians Spöttereyen ꝛc. Kann man aber durch die Endung nicht alle Abänderungen andeuten, wie es z. E. mit der Gebendung und Klagendung zu gehen pflegt; so setzt man den Artikel vor, dem Herodot, den Homer, u. s. f.

12. §. Bey etlichen aber will auch das erste nicht angehen. Als bey **Terenz** und **Horaz** kann ich unmöglich sagen, des Terenzes, des Horazes: sondern da bin ich genöthiget, entweder die lateinische Endigung, oder die deutsche Verkürzung unverändert zu behalten, und den Abfall durch den Artikel anzudeuten. Gewisse Namen haben an sich schon deutsche Endungen, als Solon, Alexander, Hannibal, u. d. gl. Und diese können ohne alle Aenderung nach Art deutscher Wörter gebraucht werden. Die Endigungen **as**, **es**, **is**, **os** und **us**, imgleichen die Namen, die ein *a*, *o*, oder einen andern lauten Buchstaben zum Ausgange haben, sind am schlimmsten nach deutscher Art zu brauchen. Den man kann nicht sagen, Epaminondas's, Sylla's, Praxiteles's, Phyllis's, Minos's und Atticus's ꝛc. berühmte Namen. Die Engelländer machens in ihrer Sprache so, und im Deutschen habens einige nachthun wollen; aber noch keine Nachfolger gefunden. Es ist also am rathsamsten, alle die Wörter entweder zu lassen, wie sie sind, und den deutschen Artikel vorzusetzen, als des Sylla, dem Cicero, die Phyllis ꝛc. oder den verkürzten Zeugefall der Lateiner, z. E. Cicerons, Catons u. d. gl. zu gebrauchen; oder sie nach Gelegenheit gar auf lateinische Art zu verändern. **Z. E. Simon Dach** schreibt fast vor hundert Jahren so:

> Hier muß sich mit schönen Flüssen,
> Hippokrene selbst ergießen.

Mein Parnaß ragt hier hervor;
Hier kann Sokrates gebiethen,
Und die Kunst des Stagiriten
Hebet hier das Haupt empor.
Plato, Tullius, Euklides,
Maro, Flaccus, Aristides,
Und der Aerzte Fürst, Galen,
Kriegen hier ein neues Leben,
Ja man sieht noch hier erheben,
Palestinen, Rom, Athen.

worinnen man fast von allen obigen Regeln zulängliche Exempel antreffen und zugleich sehen kann, daß in der ersten Endung, oder im Nennfalle kein Geschlechtswort nöthig ist. Hergegen in den andern Fällen würde es wunderlich klingen, wenn man sagen wollte, Phyllis Hand, an Phyllis, gib es Phyllis, von oder mit Phyllis; wie einige neuere so verstümmelt schreiben wollen. Hier fehlen überall die Artikel zur Deutlichkeit.

13. §. Was die neuen Wörter anlanget, so fraget sichs, ob man dergleichen machen könne oder dörfe? Man versteht hier durch neue Wörter, entweder ganz neue Sylben und Töne, die man sonst in unserer Sprache nicht gehöret hat, oder nur eine neue Zusammensetzung alter Sylben und Wörter, die nur auf diese neue Art noch nicht verbunden worden. Die lateinischen Poeten haben dergleichen neue Wörter zuweilen mit gutem Glücke gewaget. Z. E. Horaz brauchet, tergeminis, decertare, dissociabilis, depræliantes, dereptus, irruptus, u. d. gl. Doch da ich in seinen ersten XV. Oden nicht mehr, als diese sechs finden kann, so sieht man, wie bescheiden er damit umgegangen. In den folgenden Zeiten aber, als Geschmack und Witz in Rom aus der Art schlugen, ist man viel verwegener damit geworden: wie Seneca, Lucan und Claudian zeigen. Ob dieses auch im Deutschen möglich sey, daran ist wohl kein Zweifel: ja es ist bey uns viel möglicher und leichter, als im Italiänischen und Französischen; weil unsre Sprache mehr Aehnlichkeit mit der alten griechischen hat, als alle heutige europäische

Spra-

Sprachen. Diese aber war überaus geschickt, durch die Zusammensetzung, recht vielsylbige neue Wörter zu machen; wie uns die Kunstnamen in der Zergliederungskunst, und die Dithyramben der alten Poeten sattsam zeigen. Z. E. Hegesander hat dieß spöttische Sinngedicht auf die alten Sophisten gemacht; und darinn mit Fleiß ausgeschweifet:

Ὀφρυανασπασίδαι, ῥινεγκαταπυξυγένειοι,
Σακκογενειοτρόφοι, καὶ λοπαδαρπαγίδαι,
Ἱματανωπερίβαλλοι, νηλίποι καὶ βλεπελαίοι,
Νυκτιλαθραιοφάγοι, νυκτιπαταιπλάγιοι.
Μειρακιεξαπάται, καὶ συλλαβοπευσιλαβῆται,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

14. §. Ob unsre Muttersprache es auch so weit bringen könnte, das haben die Pegnitzschäfer und Zesianer nicht unversuchet lassen wollen. Die ersten hießen ihren nürnbergischen Strom, **die holdrinnende und würbelfriedige Pegnitz**; Ihre Geister, **hochsteigend feuerbrünstige Geister**; den Ton ihrer Flöten, **der schleifenden Pfeifen lustschlirfendes Tönen**; Ihre Wiesen: **die von der kunstahmenden Natur hügelartig erhobenen schamarirten Wasen**; Ihre Schafe, **die wolligten wollenbehäreten Heerden**; Die Ziegenböcke, **die mit zottigten Bärten bebärteten Böcke** u. d. gl. Fiengen sie aber gar an, die Natur gewisser Dinge mit ihren neuen Wörtern nachzuahmen; so waren sie ganz unvergleichlich. Z. E.

Es tirdilir, dirdilir, dirdirlirliret die Lerche,
Es klappern und pappern und blappern langbeinigte Störche,
Es krekken, krerekken und quekken grüngelblichte Frösche,
Sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedrösche,
Es lispeln und wispeln und frischpeln krystalline Brünnen,
Und spritzen und schwitzen und nützen mit bräußlichtem Rinnen.

Desgleichen von andrer Art.

Es wallt das Fluthgelall, die schnellen Wellen schwellen,
Die helle Wellenzell hüllt den krystallnen Wall,
Der Wollenhüter billt, die Lämmerhälse schellen,
Doch schallt vor allen wohl der helle Gegenhall.

Noch

Noch was schöners, dergleichen nicht immer vorkommt.

> Der kekke Lachengekk koaxet, krekkt und quakkt,
> Des Krüppels Krükkenstock krokkt, grakkelt, humpt und pakkt,
> Des Gukkuks Gukken trotzt den Frosch und auch die Krükke,
> Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz, hier mein Reimgeflikke.

Alle diese Blümchen sind aus **Klays** Pegnitzschäferey entlehnet.

15. §. Eben dieser Gesellschaft Oberhaupt, **Floridan** genannt, konnte die Kunst eben so gut. In seiner selig entseelten **Margaris Lieb- und Lobandenken, so er im Pegnitzgefilde bey frölicher Frühlingszeit traurig angestimmet**, heißt gleich der Anfang des ersten **Trauerhirtenspiels** so:

> Das schöne Himmelblau lacht von den **Bogenschanzen**,
> Das **Weltaug** äugelt ab, die güldnen **Flittern** danzen
> Und kreuzen durch die Luft ꝛc.

Also **sagte** und **klagte** (wie es ferner heißt) der betrübte Schäfer Floridan, von seinem gewöhnlichen **Lustwandelweg** sich an der Pegnitz forttragen lassend. Seine Sinne **schwarzeten** in die Wette mit seinen Kleidern ꝛc. Seine Wangen und Augen hatten die Farben gewechselt ꝛc. Er öffnet ein paar Thränenbrunnen ꝛc. Aus ihrem **Schmerzensthau und Herzregen** lässet er die ihm damals viel zu goldne Sonne, Wolken machen, und den schwarzen Himmel mit saphirnen Cartinen verhängen ꝛc. Hernach redet er die Bächlein poetisch an, und will sich mit ihrer Lust **belüsten**.

> Entweiche Nachtigall,
> Du süsse **Baumsiren**! Sing dort in jenem Thal
> Die **Federbuhlen** an. Mich sollen Wüsteneyen
> Mit ihrem **Eulgeheul** hörn in die Wette schreyen.

Indem hernach eine Lerche über ihm **tiriliret**, bildet er sich ein, sie ruffe: Margaris, Margaris, Margaris ꝛc. weis aber nicht, ob er von dieser **geflügelten Luftharfe** gehöhnet oder getröstet wird. Doch erinnert er sich dabey seiner unter den **himmlischen Engellerchen** schwebenden gottlobenden Margaris ꝛc. ꝛc.

16. §. Was könnte ich nicht aus Zesens Schriften für treffliche Proben anführen? Ich dörfte nur seinen hochdeutschen helikonischen Rosenthal, das ist, der **höchstpreiswürdigen deuschgesinnten Genossenschaft erster oder neunstämmiger Rosenzunft Erzschrein**, durchblättern, und alle die seltsamen Misgeburten von Wörtern und Redensarten, die er ausgehecket hat, anmerken; oder auch seine helikonische Hechel ein wenig nachschlagen, die in dem VII. Bande der kritischen Beyträge im XXVII. Stücke beleuchtet worden. Allein das obige kann genug seyn, die Art dieser Sprachkünstler und Worthelden kennen zu lernen. Nichts mehr ist zu bewundern, als daß selbst **Opitz**, bey so vieler Einsicht in die Natur unsrer Sprache, sich durch das Exempel der Holländer zu einer gar zu großen Kühnheit verleiten lassen. Er übersetzt z. E. aus **Heinsens** Poesien folgende Zeilen von Wort zu Wort, die dem Weingotte zum Lobe gereichen:

Nachtläufer, Hüftesohn, Hochschreyer, Lüftenspringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfanger, Herzendieb, Mundbinder, Sinnentoll,
Geiströhrer, Wackelfuß, Stadtkreischer, Allzeitvoll.

Eben dergleichen neue Namen und Wörter findet man in seinem Lobe des Kriegsgottes Mars, und an andern Orten. Er hat z. E. die Nacht eine **Kummerwenderinn** u. d. m. genennet; welches endlich so übel nicht klinget, als die vorigen, und also schon zu dulden wäre. Seine Nachfolger, z. E. **Lohenstein** u. a. m. haben sich auch zuweilen großer Freyheiten bedienet, die ich keinem nachzuahmen rathen wollte: ob sich gleich vor kurzem einige Verderber des guten Deutschen gefunden, und jungen Leuten ein böses Exempel gegeben haben.

17. §. Sonderlich hat man sich bemühet, alle Wörter, die nur einigermaßen dem Lateine ähnlich waren, oder wirklich daraus herstammeten, auf eine wunderliche Art zu übersetzen: gerade, als wenn die Lateiner vormals alle griechische Namen

oder

oder dergleichen andre entlehnte und hergeleitete Wörter so heftig verabscheuet hätten. Daß man sich bemühet, alles, was sich deutsch geben läßt, deutsch auszudrücken, das ist allerdings löblich. Unsere Sprache ist weder so arm, als sich einige, die nicht viel Deutsches gelesen haben, einbilden; noch so ungeschickt, daß man nicht auch neue bequeme Wörter darinn bilden könnte, selbst die Kunstwörter der meisten Wissenschaften zugeben; wie man seit zehn oder zwanzig Jahren gesehen hat. Allein Dinge, die keinen andern Namen haben, als der aus einer fremden Sprache genommen ist, umzutaufen; und dadurch unverständlich zu werden: das ist gewiß tadelhaft. Denn gesetzt, daß Nase von Nasus, Ohr von Auris, Arm von Armus, Fenster von Fenestra, Tisch von Discus, Fisch von Piscis, Wind von Ventus, Spiegel von Speculum, Glas von Glacies, Fuß von πες, Thüre von θυρα, Thier von θηριον, Maus von μυς, Vater von πατηρ, Mutter von μητερ, Thron von θρονος, Kirche von κυριακη, herstammete; so vieler andern Wörter zu geschweigen, die ganz fremde sind, als Kaiser, Körper, Kamin, Kammer, Kloster, Kanzel, Mönch, Prinz, Provinz, Natur, Tempel, Exempel, Register, Magister, Doctor, Titel, Capitel, Bibel, Prophet, Evangelist, Apostel, Epistel, u. d. m. so haben doch diese und dergleichen Wörter eben dadurch, daß sie allgemein geworden, und auch von dem Pöbel verstanden werden, das deutsche Bürgerrecht erhalten; so, daß man sich lächerlich machen würde, wenn man sie ganz verbannen wollte. **Rachel** hat sich abermal nicht enthalten können, diese Hirsenpfriemer, wie er sie nennet, lächerlich zu machen. In seiner oft angezogenen Satire heißt es:

> Auch sieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht,
> Sey allzusehr genau und sorglich eingericht.
> Nach Hirsenpfriemers Art, wenn er also darf setzen:
> Der Erzgott Jupiter, der hatte, sich zu letzen,
> Ein Gastmahl angestellt. Die Weidinn gab das Wild,
> Der Glutfang den Toback. Der Saal ward angefüllt.
> Die Obstinn trug zu Tisch in einer vollen Schüssel;
> Die Freye saß und spielt auf einem Herzensschlüssel;

Der

Der kleine Liebreiz sang ein Dichtling auf den Schmaus;
Der trunkne Heldreich schlug die Tageleuchter aus.
Die Feurinn kam darzu aus ihrem Jungferzwinger
Mit Schnäbeln angethan: Apollo ließ die Finger
Frisch durch die Seyten gehn. Des Heldreichs Waldhauptmann
Fieng lustig einen Tanz mit den Holdinnen an.
Je! daß ich doch so schreib! Dieß Elend ist entsprungen,
Vom guten Vorsatz her; weil man mit fremden Zungen
Die edle Muttersprach zu schänden aufgehört,
Und unsre Deutschen hat das reine Deutsch gelehrt!

18. §. Aus dem allen erhellet deutlich genug, daß man sich vor dergleichen neuen Wörtern, so viel möglich ist, zu hüten habe. Das will Horaz, wenn er schreibt:

In verbis etiam novis cautus parcusque serendis!

Unsere Sprache ist an sich selbst reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der besten Ausdrückungen abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kann auch alle seine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verstehen geben, wenn man nur will, und fleißig die besten deutschen Scribenten gelesen hat. Diese unzeitige Begierde aber, unsre Mundart zu bereichern, macht manchen oft unverständlich und rauh; oftmals auch gar lächerlich. Hierinnen habens auch wohl große Männer versehen. Z. E. Bessern, der doch sonst so bescheiden in seinen Ausdrückungen war; ist doch einmal der seltsame Vers entfahren, der eben von keinem guten Geschmacke zeiget:

Der sonnengierige Benister hoher Hügel.
Der Adler : : : :

Wer sollte sich wohl einbilden, daß dieses einen Adler bedeute, wenn ers nicht selbst dazu gesetzt hätte? Aber wer hätte es auch geglaubt, daß diese Zeile aus seiner Feder geflossen wäre? Gleichwohl steht sie auf der 19. S. der ersten Auflage seiner Gedichte. Dergleichen Exempel müssen uns behutsam machen. Allein Leute, die lieber viel schreiben, als zuvor

die

die besten, ja auch viele nur mittelmäßige Scribenten unsers Vaterlandes lesen wollen; denken immer, sie müßten unsere Muttersprache noch erst bereichern. Daher hecken sie täglich neue Misgeburten aus; sie flicken zusammen, verlängern und verkürzen unsre Wörter ohne alle Noth, in Meynung: alsdann würden sie erst für große Dichter gehalten werden, wenn man in ihren Schriften viel neues finden würde. Diese Sucht fängt itzo, da die Liebe zu unsrer Muttersprache wieder ein wenig rege geworden, fast allenthalben an zu herrschen; und es könnte bey uns leicht ein so allgemeines Uebel daraus werden, als es in Frankreich itzo geworden. Denn auch daselbst ist schon eine so seltsame Sprache aufgekommen, daß ein sinnreicher Kopf, diesem Uebel zu steuren, das Dictionaire Neologique zu schreiben veranlasset worden. Es wäre zu wünschen, daß sich auch in Deutschland jemand fände, der sich unsrer Muttersprache auf eine so nachdrückliche Art annähme, und sonderlich die schweizerischen Schrachverderber zurechte wiese, die sich wohl gar für Verbesserer des Geschmacks ausgeben wollen. Man sehe indessen wie Herr Hofr. Triller in seiner I. Fabel, diese Worthecker ausgelachet hat. Ich kann nicht umhin dieselbe, ihrer Schönheit wegen, hieher zu setzen.

Auf einem höckrichten und hart besteinten Rücken,
Woran zehn stachlichte Gewächse zu erblicken,
Schlich eine Selbsthausträgerinn
Ohnfüßig, langsamschnell dahin.
Ein hart geschnäbeltes schwarzweißlichtes Gefieder,
Und Menschenstimm Nachahmerinn,
Lief doppelfüssig auch daselbsten hin und wieder;
Und regte gegentheils gar schnell
Die aufgezogne Uhr der schlanken Untersculen,
Die ihrem fleischern Bau grundlosen Grund ertheilen.
Kurz, ihr scharfklauicht Fußgestell.
Doch durch ihr blitzendes und pfeilgeschwindes Eilen,
Brach diese Tänzerinn die eine,
Von den hausstützenden mit Haut bezognen Seulen,
In einem engen Mund von einem offnen Steine.

Da sprach die Hörnerstreckerinn
Zu ihr mit wohlgehirntem Sinn:
Laß die augustische Lehrweisheit bey dir gelten:
Schnellspringigkeit geräth gar selten.

19. §. Doch kann man einem deutschen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbiethen. Das hieße seinem Pegasus die Flügel gar zu kurz verschneiden, wenn man allezeit bey der gewöhnlichen Art zu schreiben, bleiben müßte. Eine edle Kühnheit steht uns zuweilen sehr wohl an, und gewisse Verwegenheiten gerathen manchem so wohl, daß man eine besondere Schönheit darinnen findet. Doch ist nicht ein jeder so glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein so zärtliches Gehör hat, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterscheiden. Es ist hier mit unsern Poeten so, wie mit den lateinischen. Plautus und Lucretius haben sich in diesem Stücke sehr vergangen: Virgil und Horaz aber haben sich bey ihren neuen Wörtern sehr vernünftig erwiesen. Ein Mare velivolum, oculi irretorti, oceanus dissociabilis, emirari, venti deprœliantes, und andere solche poetische Redensarten mehr, kommen bey ihnen vor; die in gebundener Schreibart nicht gebräuchlich sind, und doch in den zärtlichen Ohren des güldenen Alters der lateinischen Sprache nicht widerwärtig geklungen haben. Unsre ersten guten Poeten geben mir eine Menge von Exempeln an die Hand, da sie es glücklich gewagt haben, neue Wörter zu machen.

Recht! denn soll der Himmelgurt,
Der den Schnee hat zur Geburt,
So viel thun bey Liebessachen.

M. Opitz.

Du hättest mit gelehrter Hand
Das schnelle Ziel gezwungen,
Und sie durch künstlichen Verstand
Vom Grabe weggesungen.

Derselbe.

Hier wäre mein Pallast, hier wollt ich lesen können
Das süsse Himmelnaß rc.

Derselbe.

Der,

Der, der hier so hoch tritt her,
Der ists, den die Ehrendünste
Und die leichten Hofegünste
Machen auf den Schein so schwer.

P. Flemming.

Etwa wie ein Tausendschönchen,
Das gemalte Lenzensöhnchen,
Mit dem frühen Tag entsteht.

Derselbe.

Hier stehn die verweinten Alten,
Beyder Herzen sind zerstückt.

Derselbe.

Die gestirnten Himmelsscheiben,
Wollen gleichsam stehen bleiben
Ueber euch und eurer Zier.

Derselbe.

So legt sich der Phönix nieder,
Stirbet und verjüngt sich wieder
Durch den Zimmetbrand verzehrt.

S. Dach.

Und man sollte furchtlos stehn?

Derselbe

Deine Mark hat dich besiegt,
Die von Leid und Angst durchfahren,
Blutig und mit freyen Haaren
Dir zu sehr vor Augen liegt.

Derselbe.

Edle Mark! gebrauch dich fein,
Eile, daß sein Gnadenschein,
Bald und satt dich mag beglänzen.

Derselbe.

Die gelehrte Castalis
Hat mein Flügelroß gewiß
Selber wollen baden.

Derselbe.

20. §. Ich bin müde, dergleichen neue Wörter zu suchen, sonst wollte ich sie auch in andern Büchern, in Pietschen und Günthern gar häufig finden: wiewohl der letzte bey weiten so kühn darinnen nicht gewesen, als der erste; der auch wohl zuweilen die Sprachähnlichkeit aus den Augen gesetzet hat, welches eben nicht zu billigen ist. Ich will nur

noch dieses erwähnen, daß, wenn gute Poeten in ihren Gedichten den Schall gewisser natürlichen Dinge haben nachahmen wollen, sie gleichwohl lieber bekannte und verständliche Wörter, als seltsame und neuausgedachte Töne dazu gebraucht haben. Z. E. Wenn Nic. Peuker, seinem Namen zu Ehren, den Paukenschall liebt, und sein Buch gar die Pauke betitelt; so macht er folgenden Vers:

Mein Paukenschlag, das Bomdibidibom
 Rufft: Friedrich Wilhelm komm!
Mach uns ein Freudenlied, das Bomdibidibum,
Und Tarantantara macht schon die Ohren stumm.

Hingegen finde ich, daß Opitz in seinem Gedichte von der Ruhe des Gemüths den Lerchengesang so ausgedrücket hat:

Die Lerche schreyet: dir, dir lieber Gott allein,
Singt alle Welt; dir, dir, dir will ich dankbar seyn.

Und Flemming ahmt den Gesang einer Nachtigall auf eben so eine vernünftige Art nach, wenn er in der dritten Ode des IIIten Buchs schreibt:

Die gelehrten Nachtigallen
Schreyn euch zu mit lautem Schallen:
Glück, Glück, Glück! du trautes Paar,
Dir, dir, dir, gilt unser Singen ꝛc.

Eben so machen sie es, wenn sie andere Gattungen der Töne auszudrücken suchen. Da sieht man keine unerhörte, neugebackene Menge nichtsheißender Sylben; sondern zwar ausgesuchte, und der Natur gemäße, aber ungezwungene und sparsam angebrachte Wörter. Ein vollkommenes Exempel giebt mir wiederum Flemming in der angeführten Stelle:

Daß die Elster heller rauschet,
Daß mit Buhlerinnen tauschet
Manch verliebtes Wasservolk;
Daß die Büsche sänfter brausen,
Daß die Lüfte linder sausen,
Und uns trübet keine Wolk ꝛc.

Hier sieht man, wie klüglich der Poet im ersten Verse das starke Rauschen eines Stromes, im vierten das sanfte Brau-

sen

sen der Gebüsche, und im fünften das lindeste Sausen der Lüfte nachgeahmet; aber, so, daß es scheint, als ob es von ungefähr gekommen wäre.

21. §. Aus einzelnen Wörtern werden Redensarten, wenn man sie zusammen setzet, und seine Gedanken dadurch ausdrücket. Zu den Nennwörtern rechnet man nur insgemein die **Beywörter**, die in gebundner und ungebundner Rede von großer Wichtigkeit sind, und also eine besondere Abhandlung erfodern. In der That besteht eine große Schönheit der poetischen Schreibart, in wohlausgesuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Es kann auch ein Dichter viel Witz und Urtheil, aber auch eben so viel Einfalt und Thorheit blicken lassen, nachdem er dieselben wohl zu brauchen weis, oder nicht. Ein gutes Beywort erhebt oft eine ganze Zeile, und macht einen sonst gemeinen Gedanken neu und scheinbar. Ein niedriges oder ungeschicktes hingegen, schlägt den besten Vers nieder, und verderbet auch den schönsten Einfall zuweilen. Es ist also wohl nöthig, etwas ausführlicher davon zu handeln.

22. §. Die Beywörter an sich bedeuten theils die Eigenschaften der Dinge, die ihnen allezeit beywohnen; theils auch nur die zufälligen Beschaffenheiten. Z. E. **Die heiße Glut, der gelinde West.** Da ist die Glut immer heiß, sowohl als das Wasser immer naß ist: der Westwind aber ist nicht allezeit sanft, sondern auch zuweilen ungestüm. Nun fragt sichs, in welchen Fällen man Beywörter von jener, oder dieser Art brauchen müsse? Von der ersten Gattung könnte man denken, daß sie ganz überflüssig seyn würden: denn es scheint nichts gesagt zu seyn, wenn man spricht, der runde Zirkel, die weiße Kreide, der harte Stein ꝛc. Allein man betrügt sich: ein Poet kann auch diese Art der Beywörter nicht entbehren. Er will oft seinem Leser oder Zuhörer die Sachen von einer gewissen Seite zu betrachten geben. Sagte er nun den bloßen Namen derselben nur allein: so würde man zwar an die ganze Sache überhaupt, aber nicht

an die Eigenschaft insbesondere gedenken, die der Poet erwogen haben will; oder sich doch dieselbe nur dunkel vorstellen. Denn ein Ding hat viele Eigenschaften, die uns nur verwirrt in Gedanken schweben, wenn wir nichts als seinen Namen hören. Z. E. Der Stein ist dicht oder locker, hart oder weich, schwer oder leicht, dauerhaft oder mürbe und zerbrechlich, leblos, unbeweglich u. s. w. Weil aber in diesem oder jenem Falle der Leser seine Gedanken nur auf eine oder die andere Eigenschaft richten soll, um des Poeten Meynung zu verstehen: so muß ein Beywort dabey stehen, dadurch er dazu veranlasset werden kann. Z. E.

Da steht er, wie der todte Stein,
In den sich Loths Gemahl verkehret.

Oder: Wenn Sysyphus den schweren Stein
Mit hochbemühten Armen wälzet 2c.

Oder: Ein dichter Stein wird durch die Flammen
Zu Kalk und Aschen ausgebrannt 2c.

Oder: Schreibt sein Lob in festen Stahl,
Grabt es in die härtsten Steine 2c.

Oder: Die Rabenmutter war ein unbewegter Stein:
Es schien die harte Brust ein wilder Fels zu seyn,
Der keine Fühlung hat.

23. §. Aus dieser einzigen Anmerkung wird man schon zur Gnüge die Regel abnehmen können: daß kein Beywort in der Poesie vergebens, oder müßig da stehen müsse. Ganze Zeilen mit Beywörtern anzufüllen, die nichts, oder doch sehr wenig zur Absicht des Poeten beytragen, das zeigt keinen sonderlichen Verstand; aber wohl eher eine Armuth in Gedanken an. Ordentlich soll auch kein Wort mehr, als ein Beywort haben, welches sich zur Sache schicket, und entweder zum Verstande unentbehrlich ist; oder doch einen besondern Zierrath abgiebt, indem es eine angenehme Vorstellung bey dem Leser erweckt, dadurch er lebhaft gerühret und desto mehr eingenommen wird. Das zeigt also mehrentheils

theils einen Mangel an Einfällen, wenn man so lange allerley Beywörter zusammen raffet, bis ein ganzer, ja zuweilen wohl gar etliche Verse damit vollgestopfet worden. Wie würde das klingen?

> Der große, gütige, gerechte, liebe Gott,
> Kann böse, sündige, verderbte Menschen leiden rc.

So elend dieses klingt, so breit machen sich wohl gewisse neuere, die in Beschreibungen ihre poetische Stärke suchen, mit ihren langgedehnten und aufgehäuften Beywörtern. Man nehme ihnen dieselben weg, so streicht man drey viertel von ihren Versen aus, und es bleibt ihnen kaum die Hälfte von ihren Gedanken übrig. Kanitz, hat diesen Fehler an den hochtrabenden Beschreibungen des Gewitters bemerket, und verspottet:

> Der donnerschwangre Dampf beschwärzt das Luftrevier;
> Der Stralbeschwänzte Blitz bricht überall herfür;
> Der grause Donner brüllt, und spielt mit Schwefelkeilen:
> Der Leser wird betrübt, beginnet fortzueilen rc.

24. §. Hiernächst sind die Beywörter entweder gemein, so daß sie einem jeden einfallen; oder sie sind neu und unvermuthet. Z. E. Wenn einer ein Frauenzimmer schön nennet, so ist nichts gemeiner, als dieß Beywort; obwohl die Sache so gemein nicht ist. Wenn aber **Opitz** ein paar von seinen Buhlschaften beschreiben will, so hat er ganz andere Beywörter, die er ihnen giebt.

> Die sittsamen Geberden,
> Die geile Höfligkeit, der abgeführte Sinn,
> Und was mich sonsten hielt, ist alles mit ihr hin.
> Dann hat mich endlich auch in Dacien gefangen
> Die lange Vandala. Itzt, da ich ihr entgangen,
> Und die Begierlichkeit mich wenig meistern kann;
> Steckt Flavia mich noch durch neues Feuer an,
> Die wilde Flavia mit ihren schwarzen Augen.

Mich dünkt, ein jeder wird hier leicht gewahr werden, was diese so besondern Beywörter dem ganzen Verse für einen

ungemeinen Geist und Nachdruck geben: den sie von andern bekannten und oft gebrauchten, nimmermehr hätten erwarten können. Simon Dach, in seiner Ode, auf die Geburt eines preußischen Prinzen 1648. schreibt:

Was? der brückenreiche Pregel
Hebt durch Flaggen, Mast, und Segel
Sein beschilftes Haupt empor rc.

Und bald hernach:

Wachs o Kind! die grünen Wälder
Und die Frucht der schwangern Felder
Wächst zum Wohlgefallen dir.

In einem andern Gedichte finde ich bey ihm, die fruchtbeschwerten Aeste, ein starkbeeistes Haar. Dem Pregel giebt er im Winter, einen harten Rücken; dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, ein ahnenreiches Haus.

25. §. Flemming ist in dergleichen Künsten noch fast erfahrner gewesen. Er beschreibt in einer Ode eine Frühlingsnacht folgender gestalt:

Alles braucht sich seiner Ruh.
Sehet, wie die Saat sich bücket!
Die verwachte Rose nicket,
Und thut itzt ihr Auge zu.
Und die taumelnden Cypressen
Haben ihrer selbst vergessen.

Die gekühlte Luft schleicht aus
Und haucht auf die trocknen Matten,
Thauende, gesunde Schatten:
Und das frohe Sternenhaus
Geußt den schlummernden Gewächsen,
Neue Kraft in ihre Flechsen.

Alle diese Beywörter sind so auserlesen und sinnreich, daß ich mich nirgends entsinne, was schöners in dieser Gattung gefunden zu haben. Weil sie aber fast alle gleichnißweise zu verstehen sind, so gehören sie eigentlich nicht in dieses Hauptstück. Imgleichen in seinen langen Versen, ist ein großer

Vorrath

Vorrath davon. Auf der 60. S. stehen, der **böse Krebs**, der **grimme Eifer**, die **lose Welt**, der **böse Himmel**, die **freyen Sinne**, eine **linde Luft**, darauf folgt:

> Der himmelreiche Plato,
> Der frische Seneca, der weisheitvolle Cato,
> Die haben ihn zuvor durch sich beherzt gemacht,
> Daß er in dickster Angst, als höchster Wollust lacht,
> Wenn aller Pöbel weint.

Was könnte ich nicht noch aus **Tscherningen**, **Risten**, **Siebern**, **Franken**, **Schochen**, und **Kanitzen**, als den besten Geistern des vorigen Jahrhunderts, für schöne Proben anführen, wenn es nöthig wäre? Doch es ist Zeit auf das itzige zu kommen.

26. §. Eben so glücklich in Beywörtern ist **Amthor**, z. E. auf der 187. S.

> Der Nordwind hat der Bäume Zweigen
> Den grünen Vorhang abgestreift:
> Die kahlen Gipfel stehn bereift,
> Des Jahres Alter anzuzeigen.
> Das Laub entfleucht der kalten Luft,
> Und suchet die beliebte Gruft:
> Vieleicht nur in den stillen Gründen,
> Vor ihren Stürmen Schutz zu finden.

Das ist die erste Strophe von einer Hochzeitode: in den andern finde ich noch **das leichtbedeckte Vogelheer**, **laue Sümpfe**, **warme Nester**, **viergefüßte rauche Schaaren**, **neu geputzte Waffen**, ein **reichbehaarter Balg**, der **erstarrte Körper**, mit **weicher Hand** ein **hartes Eisen** (den Ofen) befühlen; **todte Funken**, eine **lindgemachte Glut**, ein **holdbelebter Schooß**, in seinen **federweichen Grüften**, ein **froher Schlummer**, die **kalten Schatten**, ein **frostig Weh**, der **weiße Liebesschnee**, **keusche Lüste**, die **geschloßne Decke**, ein **starrer Leib**, die **geweihten Anmuthsflammen**, **immerfrisches Oel**, ein **helles Tugendlicht**, u. s. w. Was könnte man nicht noch aus **Bessern**,

dem Heräus, Neukirchen und Günthern, für Proben anführen? Allein ich will nur noch ein paar aus Pietschen, hersetzen. In dem Gesange auf den Eugen finde ich, unter andern die räuberische Zeit, dauerhafte Musen, den belorberten Eugen, imgleichen den unsterblichen Eugen, u. d. gl.

27. §. Bey dem allen fragt es sich, ob es angehenden Poeten zu rathen sey, sich dergleichen schöne Beywörter und andere poetische Redensarten zu sammlen; oder dieselben in gedruckten Sammlungen nachzuschlagen und zu brauchen? Wir haben eine Menge solcher Handbücher, die ich alle hier namhaft machen wollte, wenn ich ihren Gebrauch für nöthig hielte. Zwar einem solchen Reimschmiede,

> Der keine Griffe weis, und mit dem Hübner spielt,
> Und keinen Funken Trieb in seinen Adern fühlt.

wie Günther schreibt, thun dergleichen Bücher zuweilen gute Dienste. Allein, das sind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poesie Ehre bringen werden: und also wäre es besser, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Sylbenhenken nicht erleichterte. Geistreiche Köpfe brauchen solche Gängelwägen nicht, ihre Muse zu leiten. Poeten zu lesen, und bey ihren schönen Ausdrückungen den Witz, der darinnen stecket, zu überdenken, das rücket uns freylich den Kopf zurecht. Ein Feuer zündet das andere an, und man wird selber allmählich geschickt, guten Mustern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zusammengestoppelten Blümchen nachzuschlagen, und bey jeder Zeile, die man schreibt, einen poetischen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter sucht, Gedanken auszudrücken, die man noch nicht hat; das heißt gewiß schlecht poetisiret. Gemeiniglich bekömmt auch ein Beywort seine ganze Schönheit aus dem Zusammenhange, darinn es steht. In einer solchen Schatzkammer aber findet man nichts, als

> - - - Disjecti membra Poëtæ. *Hor.*

die

die verstümmelten Glieder eines zerrissenen Poeten; die nunmehr dasjenige nicht mehr sind, was sie an ihrem rechten Orte gewesen. Wie kann also ein Ausdruck, außer seiner rechten Stelle, seine Anmuth und seinen Nachdruck behalten?

28. §. Nun muß ich auch auf die **Wortspiele** kommen, die vorzeiten überall so beliebt gewesen; zu unsern Zeiten aber ganz lächerlich geworden. Wenn ich durch ein Wortspiel eine jede Wiederholung eines Wortes oder einer Sylbe verstehen wollte, so würde ich in der That viele poetische Schönheiten verwerfen müssen. Z. E. Wenn **Flemming** auf der 129. S. schreibt:

Wohl dem, der so verdirbt:
Wer eh stirbt, als er stirbt, der stirbt nicht, wenn er stirbt.

So kann ich dieses unmöglich ein verwerfliches Wortspiel nennen. Denn der Poet hat lauter wahre und wohlgegründete Gedanken im Kopfe, die er am allerbesten auf diese Art auszudrücken dachte. Es ist wahr, daß das Wort **sterben** hier in dreyerley Bedeutung genommen wird. Denn **ehe sterben**, als man stirbt; das heißt eigentlich, seinen Lüsten absagen, und die Welt verschmähen, ehe noch die Seele vom Leibe getrennet wird. Und **nicht sterben**, wenn man stirbt, heißt so viel, als in der Welt in gutem Andenken bleiben, ja auch der Seelen nach ewig leben; wenn man gleich dem Körper nach, entseelet worden. Also könnte man freylich hier sagen, der Poet hätte mit dem Worte sterben gespielet, und es bald in eigentlichem, bald in verblümten Verstande genommen. Allein gesetzt, daß man dieses ein Wortspiel heißen wollte, welches denn eine willkührliche Sache ist: so könnte es doch kein verwerfliches Wortspiel heißen. Denn der Gedanken in der ganzen Zeile ist richtig, deutlich und auf eine sinnreiche Art ausgedrückt. Man hätte ihn weder kürzer fassen, noch dem Leser in so wenigen Sylben mehr gute Betrachtungen veranlassen können. Alle Bedeutungen, die endlich das Wort **stirbt**, bekömmt, sind gewöhnlich; und der Leser darf sich also keine Gewalt thun, einen unerhörten Sinn desselben zu errathen.

29. §. Ganz anders wird es sich, meines Erachtens, bey folgenden Proben von Wortspielen verhalten, die ich aus eben dem Poeten nehmen will. Er setzt z. E.

367. S. Schaffet, daß sich selbsten müssen
Die geküßten Küsse küssen.

386. S. Frey ist freyen, wie es heißt,
Frey will seyn ein freyer Geist,
Freyt denn! freyet nach Belieben ꝛc.

393. S. Als der gute Tityrus
Denen kaum erwachten Schläfern,
Seinen treuen dreyen Schäfern,
Brachte seinen lieben Gruß.

Hier glaube ich nun, wird wohl ein jeder begreifen, daß diese Wortspiele nichts als leere Schellen sind, die nur im Gehöre klingen, dem Verstande aber keinen neuen Gedanken veranlassen. Denn was soll es heißen, daß sich die geküßten Küsse küssen? Ein Kuß kann ja nicht geküßt werden, weil er im Küssen erst entsteht, und sogleich aufhört zu seyn. Vielweniger kann er selber küssen. Dieses sind also Töne ohne Sinn. Und was hat das Freyseyn mit dem freyen zu thun? Wenn gleich das eine Wort von dem andern abstammete; so wäre es doch noch kein Grund, das Freyen aller Kinder ihrer Willkühr zu überlassen. In allen diesen Wiederholungen ähnlicher Worte steckt weiter nichts, als die Gleichheit des Tones, die so leicht einen Ekel, als Wohlklang erwecken kann. Das dritte Exempel ist vollends eine sehr läppische Art des Spieles. Ein Buchstab soll durch seine Aehnlichkeit mit dem andern der ganzen Zeile eine vermeynte Schönheit geben. Die obigen Spiele sind mir also eben so lächerlich, als folgende Misgeburt eines Pegnitzschäfers vorgekommen:

Ihr Matten voll Schatten, begrasete Wasen,
Ihr närbigt und färbigt geblümete Rasen,
Ihr buntlichen Sternen,
Ihr Felderlaternen,
Hört wieder die Lieder von Schäferschalmeyen ꝛc.

Ihr

Ihr trägen Goldbächlein, ihr hellen Glasquellen,
Ihr schwellende Wällen, ihr Silberfluthzellen,
Ihr Pegnitznajaden
In sümpfigten Pfaden,
Nehmt dieses, nehmt hiesig erneurende Lieder ꝛc.

30. §. Es giebt noch eine Art der Wortspiele, darauf sich gewisse Leute Wunder was einbilden. Es sind die Anspielungen auf Namen, wo ich so reden darf; dabey sie einen besondern Witz zu bezeigen vermeynen. **Flemming** hat es uns auch an solchen Exempeln nicht fehlen lassen, welche ich, der Hochachtung unbeschadet, die ich sonst gegen ihn habe, zu dem Ende anführe, damit man sehe: wie sich auch Leute, denen es an Witz und Geist sonst nicht fehlet, in dergleichen Kleinigkeiten verlieben können. Auf der 364. S. steht ein Lied auf eine Hochzeit Johann **Weinmanns**, mit Magd. **Wasserführerinn**. Da heißt nun eine Strophe:

Schöne Braut, gedenkt zurücke,
Und erwegt des Himmels Gunst,
Der euch, helfe Gott zu Glücke!
Einen **Weinmann**, eure Brunst,
Einen **Weinmann**, der euch liebet,
Für den **Wasserführer** giebet.

Welch eine Wohlthat Gottes! einen Mann zu bekommen, der vom Weine den Namen hat; nachdem man einen verlohren, der ihn vom Wasser herleitete. Ohne Zweifel wird die gute Frau bey dem ersten lauter Wasser, und beym andern lauter Wein getrunken haben. Die 17te Ode in seinem III. Buche ist auf Nicl. von **Höveln** und Elis. **Niehusens** Hochzeit gemacht, und darinnen spielt er so unsauber:

Höfelt euer neues Haus,
Bräutgam, aus ꝛc.

Dieses läuft nun gar wider die Ehrbarkeit, wird aber von schmutzigen Versmachern desto lieber nachgemacht. In der 19ten Ode desselben Buches, auf Dan. **Gläsers** und Mar. **Remininn** Hochzeit, steht folgende letzte Strophe:

Brau,

Braut, gedenket unterdessen,
Daß an euch was gläserns ist,
Bräutgam, thut auch nicht vergessen,
Was ihr nun fort reimen müßt.
Daß ihr mögt nach kurzen Tagen
Neue Reim und Gläser tragen.

31. §. Wer nun in allen dergleichen Kindereyen Schönheiten zu sehen meynet, dem kann man seinen Geschmack wohl lassen: aber wer etwas wahres und gründliches dem scheinbaren vorziehen will und kann, der wird besser thun, wenn er alle diese Klapperwerke sorgfältig vermeidet. Die Exempel großer Leute, die sich zuweilen auf diese Art vergangen haben, machens nicht aus. Man hat freylich in **Virgils** Schäfergedichten eins gefunden:

Dic, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat CAELI spatium, non amplius ulnas?

Dieses Räthsel besteht bloß in der Zweydeutigkeit des Wortes cæli, welches entweder von Cälius herkommt, und also das Grab eines gewissen Cælii zu verstehen giebt: oder von Cælum ein Abfall ist, und also die Breite des Himmels andeutet. Allein der Poet kann leicht damit entschuldiget werden, daß er sein Räthsel in den Mund eines einfältigen Hirten legt, der auf dem Dorfe leicht etwas für schön halten konnte, was doch Virgil selbst für was schlechtes hielt. Nur wäre es zu wünschen, daß **Martial** und andere neuere Verfasser von Sinngedichten, als z. E. **Oven** sich nicht ohne solchen Vorwand, in eben diese Spielwerke verliebet hätten. Ihre Gedichte wimmeln aber von solchen Einfällen, und gefallen mittelmäßigen Köpfen oft darum, warum sie ihnen misfallen sollten. Ja junge Lute ahmen oft diesem falschen Witze desto lieber nach, je leichter er ihnen fällt, wenn sie noch keinen bessern Vorrath guter Gedanken haben.

32. §. Von **Opitzen** und andern Poeten unsers Vaterlandes, darf man mir also destoweniger einen Einwurf machen. Ich weis wohl, daß sie sich zuweilen von dem verderbten Geschmacke ihrer Zeiten, gleichsam wider ihren

Willen haben hinreißen lassen. Ihr Exempel aber, kann uns keine Regel machen: weil es mit keinen guten Gründen unterstützet ist. Wir folgen vielmehr der Vorschrift des **Boileau**, der in seiner Dichtkunst ausdrücklich die Wortspiele verworfen hat. Denn er erzählt, wie anfänglich die Spitzfündigkeiten und zweydeutigen Worte aus Italien gekommen, und erstlich in die Sinngedichte; hernach, da der Pöbel dadurch verblendet wurde, in Madrigalen, Tragödien, Elegien, Schäfergedichten, ja gar vor Gerichte und auf der Kanzel eingeführet worden.

On vit tous les Bergers dans leurs Plaintes nouvelles,
Fideles à la Pointe, encor plus qu'à leurs Belles,
Chaque Mot eut toujours deux Visages divers;
La Prose la reçût aussi-bien que les Vers;
L' Avocat au Palais en herissa son Stile,
Et le Docteur en Chaire en sema l' Evangile.

Hierauf sagt er, die Vernunft hätte endlich die Augen aufgethan, und sie einmal für allemal aus ernsthaften Schriften verbannet; sie allenthalben, für unehrlich erkläret, und ihnen kaum in Sinngedichten, doch mit dem Bedinge, einen Platz vergönnet, daß sie mit den Gedanken und nicht mit Worten spielen möchten. Darauf hätten zwar allenthalben die Unordnungen aufgehört: doch wären bey Hofe Possenreißer geblieben, abgeschmackte Lustigmacher, unselige Pickelheringe, altfränkische Verfechter grober Wortspiele:

La Raison outragée enfin ouvrit les Yeux,
La chassa pour jamais des Discours serieux,
Et dans tous ces Ecrits la declarant infame,
Par Grace lui laissa l' Entrée en l' Epigramme:
Pourveu que sa Finesse, éclatant à propos,
Roulast sur la Pensée, & non pas sur les Mots.
Ainsi de toutes Parts les Desordres cesserent,
Toutesfois à la Cour les Turlupins resterent,
Insipides Plaisans, Bouffons infortunéz,
D'un Jeu de mot grossier Partisans surannés.

33. §.

33. §. Was könnte ich nicht aus des Grafen Schaftsbury Schriften, und aus dem Zuschauer für Stellen anziehen, darinn sie über den verderbten Geschmack ihrer Landesleute in diesem Stücke die heftigsten Klagen führen? Siehe von diesem letzten das 58. Blatt des I. Bandes. Allein es ist genug gesagt, wenn ich nur noch die Probe eines guten Gedankens, die von einigen vorgeschlagen wird, werde angemerkt haben. Man sagt: alles, was sich in eine fremde Sprache übersetzen läßt, und gleichwohl noch die vorige Schönheit behält, das ist ein gründlicher und richtiger Gedanken; was aber alsdann sich selbst nicht mehr ähnlich sieht, das ist zu verwerfen. Nun trifft dieses zwar nicht allemal ein, indem manche Wortspiele in mehr als einer Sprache angehen: allein, in Ermanglung einer bessern, will ich mich nicht bemühen, diese Regel umzustoßen. Ein Kopf, der richtig denken gelernt hat, wird auch nicht leicht eine Anweisung dazu brauchen. Das ist endlich noch anzumerken, daß man zum Gelächter, und irgend eines lustigen Einfalls wegen, wohl zuweilen ein Wort in andern Verstande nehmen, und zum Scherze brauchen kann; ohne den guten Geschmack dadurch zu verletzen. **Boileau** selber erlaubt dieses in folgender Stelle:

> Ce n'est pas quelque Fois, qu'une Muse un peu fine,
> Sur un Mot en passant ne joue & ne badine,
> Et d'un Sens detourné n'abuse avec Succés:
> Mais fuyez sur ce Point un ridicule Excés,
> Et n'allez pas toujours d'une Pointe frivole,
> Aiguiser par la Queuë une Epigramme folle.

Wie viel gezwungene Spitzfindigkeiten müßten wir nicht aus unsern meisten Poeten ausmustern; wenn wir des **Boileau** Vorschrift in diesem Stücke folgen wollten?

Das VIII. Hauptstück.

Von verblümten Redensarten.

1. §.

Der größte Zierrath poetischer Ausdrückungen besteht freylich in den tropischen, uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten. Man setzt dieselben dem eigentlichen Ausdrucke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichsten und einfältigsten Bedeutung braucht. Dieses ist die allergemeinste Art zu reden und zu schreiben, die auch den allerschlechtesten Köpfen nicht schwer ankömmt. So leicht und verständlich sie ist, wenn sie nur nach den Regeln der Sprachkunst richtig bleibt: so trocken, so mager und wässerigt ist sie auch. Sie hat kein Feuer, keinen Geist, kein Leben in sich, und ist sehr geschickt, einen, der sie höret oder liest, einzuschläfern. Diejenigen Poeten unsers Vaterlandes, die sich mehr auf ein fließendes Sylbenmaaß, als auf gute Gedanken beflissen haben, sind in dieser Art des eigentlichen Ausdruckes fast zu tief herunter gesunken. Sie wollten die hochtrabende lohensteinische Schreibart meiden; und fielen in den gemeinen prosaischen Ausdruck: so, daß endlich ihre Gedichte nichts, als eine abgezählte Prose geworden. Es hat von ihnen geheißen:

Sectantem levia, nervi
Deficiunt animique;

Ich will hieher nur **Chr. Weisen**, **Bessern**, **Hübnern**, **Ubsen** und **Hunolden** rechnen, welche gewiß in diesem Stücke vielmals gar zu natürlich geschrieben. Von dem erstern kömmt mir in seinen reifen Gedanken auf der 175. S. ohngefähr folgendes in die Hand:

Wer itzo funfzig Jahr in seinem ganzen Leben
Zurücke legen kann, dem scheint es trefflich viel:
Die Welt nimmt täglich ab, und will fast Abschied geben,
Jemehr die Jahrzahl wächst, je kürzer wird das Ziel.

Derhalben welchen Gott mit dieser Gnade segnet,
Daß er in seiner Eh noch funfzig Jahr vollbringt,
Dem ist ein Wunderwerk und solch ein Glück begegnet,
Das untêr hunderten kaum einem halb gelingt.
Hier steht dergleichen Mann, ein Priester, greis von Haaren ꝛc.

Aus dem zweyten fällt mir bey, beym Aufschlagen, das Beylagersgedichte von Alexandern und Roxanen in die Augen, wo Jupiter im Anfange sich so hören läßt:

Daß Ehen auf Erden
Von Menschen vorgenommen werden,
Kömmt nicht von Menschenvorsatz her:
Es ist mein Thun, der ich die Welt regiere,
Es ist ein Werk vom Jupiter.
Lernt, Sterbliche, daß ich die Herzen führe;
Daß Ehen zwar auf Erden
Vollzogen; aber nur von mir beschloßen werden.

2. §. Was ist nun in diesen beyden Stücken poetisches, außer dem Sylbenmaaße und den Reimen? Sind es nicht lauter gemeine Gedanken, gemeine Wörter und Redensarten, und gemeine Bedeutungen derselben? Wie hätte man sich eigentlicher ausdrücken, und den natürlichen Verstand der Worte genauer beybehalten können, als hier geschehen ist? Man darf nur eine kleine Veränderung damit vornehmen, so, daß das Sylbenmaaß verschwindet, und der Reim wegfällt: so bleibt nichts als eine sehr magre Prosa übrig. Wir wollen mit dem ersten die Probe machen:

„Wer itzo in seinem ganzen Leben funfzig Jahre zurücke „legen kann, dem scheint es trefflich viel zu seyn. Die Welt „nimmt alle Tage ab, und will uns fast Abschied geben. „Jemehr die Jahrzahl zunimmt, desto kürzer wird auch „das Ziel. Welchen Gott derohalben mit dieser Gnade „segnet, daß er noch funfzig Jahre in seiner Ehe vollbringt, „dem ist ein solch Wunderwerk und Glück begegnet, daß „kaum einem unter hunderten halb zu gelingen pflegt. ꝛc.

Nun möchte ich gern wissen, wo hier das poetische Wesen stecket; worinnen sich der Geist und Witz eines Dichters gewiesen

wiesen hätte? Alles dieses hat meines Erachtens ein jeder denken und schreiben können, der niemals einen Poeten gesehen oder gelesen, ja kein Wort von Poesie reden gehöret hat. In der besserischen Stelle redet Jupiter ebenfalls in der gemeinsten Sprache, wenn man nur das klingende Sylbenmaaß und die Reime wegschaffet.

„Daß auf Erden von den Menschen Ehen vorgenommen „werden, das kömmt nicht vom Vorsatze der Menschen her. „Es ist ein Werk Jupiters: es ist nur mein Thun, der ich die „Welt regiere. Lernet ihr Sterblichen, daß ich die Herzen „lenke, und daß die Ehen auf Erden zwar vollzogen, aber „nur von mir beschlossen werden.

3. §. Vieleicht halten viele dafür, daß dieses eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poesie sey, ganz natürlich zu reden, und sich von allen schwülstigen Redensarten zu enthalten. Allein wir wollen uns erstlich erinnern, daß **Horaz** uns vor beyden Fehlern gewarnet, und weder zu hoch über allen Wolken nach leerer Luft zu schnappen, noch im Staube zu kriechen; sondern die Mittelstraße zu halten, und auf dem erhabenen Parnaß zu gehen, befohlen hat.

> Professus grandia, turget;
> Serpit humi, tutus nimium timidusque procellæ:
> In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

Fürs andere ist es längst, auch von Rednern, angemerket worden, daß der uneigentliche Ausdruck durch verblümte Redensarten, so gar der ungebundnen Rede eine besondere Anmuth giebt. **Cicero** z. E. lehrt im dritten Buche vom Redner im 38. Capitel ausdrücklich, daß die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter zwar zu allererst aus Mangel und Dürftigkeit der Sprachen aufgekommen; hernach aber auch zur Anmuth und Zierde gebraucht worden: wie man auch die Kleidungen anfänglich zur Bedeckung unsrer Blöße, nachmals aber zur Pracht ausgesonnen und eingeführet hat. Er erweiset es durch verschiedene verblümte Reden, die auch bey den lateinischen Bauern gewöhnlich gewesen; dergleichen etwa bey uns fol-

gende wären: Der Wald ist mir ausgestorben; der Baum hat den Krebs; die Zweige kriegen schon Augen; die Saat steht geil; der Acker ist fett; das Geträyde brandig, u. d. gl. Darauf erinnert er, daß er außer diesen gemeinen Arten verblümter Reden, noch eine verwegnere Gattung gebe, die nicht aus dem Mangel der Sprache; sondern aus einem feurigen Witze entsteht, und der Rede viel Glanz und Schönheit zuwege bringet; welches er dann mit vielen poetischen Exempeln erläutert.

4. §. Ich will desgleichen thun, um die Sache in ein völliges Licht zu setzen. So schreibt Flemming auf der 362. S.

Der verliebte Himmel lächelt,
In die gleich erwärmte Luft;
Welche gleichsam Küsse fächelt,
Auf der schwangern Erden Kluft:
Die bald beyden, so sie liebet,
Tausend schöne Kinder giebet.

Wer sieht hier nicht einen sehr edlen poetischen Ausdruck; in verblümten Verstande gebrauchte Worte, und kühne Redensarten? Der Himmel muß verliebt heißen, welches man sonst nur von verständigen Wesen sagt. Die Luft muß Küsse fächeln; weil sie so lieblich ist, als eine freundliche Schönheit, wenn sie einen Geliebten küssen will. Die Erde ist schwanger, weil die Gewächse gleich einer Frucht in Mutterleibe, in ihr verborgen liegen, ehe sie im Frühlinge ausbrechen. Sie muß den Himmel und die Luft lieben; welches wiederum nur im verblümten Verstande angeht: weil sie sich nämlich bey der Gegenwart des freundlichen Himmels, mit ihrem Laube und Grase schmücket; wie eine verliebte Dirne gegen die Ankunft ihres Liebsten. Endlich giebt sie tausend schöne Kinder, das ist, in der eigentlichen Sprache zu reden, Blumen und Früchte. Und wer sieht hier nicht, daß diese Strophe durch ihre verblümten Redensarten weit schöner und geistreicher geworden, als wenn sie aus lauter eigentlichen Ausdrückungen bestanden hätte? Noch eins zum Ueberflusse, aus eben dem Poeten, auf der 353. S.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und streicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht, seht! wie sie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen schaut.

5. §. Hieraus erhellet ja wohl deutlich genug, was ein poetischer Geist, was eine edle Art zu denken, und ein feuriger ungemeiner Ausdruck sey. Dieß ist die Sprache der Poeten, dadurch sie sich von der magern prosaischen Schreibart unterscheiden. Man versuche es, und zertrenne auch hier das Sylbenmaaß; man verstecke die Reime, wie man will: es wird doch ein poetischer Geist daraus hervorleuchten. Daß aber dieses die rechte Probe des poetischen Geistes sey, das lehrt uns **Horaz**, der in der IV. Satire des I. B. ausdrücklich sagt: daß seine und **Lucils** Verse nichts poetisches mehr an sich behielten, so bald man durch die Versetzung der Worte ihnen das Sylbenmaaß genommen. Weit anders verhalte es sich mit dem **Ennius**, der die poetische Schreibart in seiner Gewalt gehabt. Denn wenn man gleich die Worte: **Nachdem die scheußliche Zwietracht die eisernen Pfosten und Thore des Krieges erbrochen**, noch so sehr versetzen wollte: so würde man doch allezeit die Glieder eines zerlegten Poeten darinn antreffen. Es ist werth, daß ich das lateinische davon hersetze.* Ich muß nur erwähnen, daß **Horaz** durch diese Anmerkung erweisen wollen, eine Satire verdiene nicht den Namen eines Gedichtes. Denn kurz vorher hatte er sich ausdrücklich aus der Zahl der Poeten ausgeschlossen, in so weit er nur ein Satirenschreiber

* Non satis est puris versum perscribere verbis,
Quem si dissolvas, quivis stomachetur. etc.
His, ego quæ nunc;
Olim quae scripsit Lucilius, eripias si
Tempora certa modosque, & quod prius ordine verbum est,
Posterius facias, præponens ultima primis,
Non, ut si solvas: *Postquam discordia tetra*
Belli ferratos postes portasque refregit;
Invenies etiam disjecti membra Poetæ.

schreiber war. * Ein Poet muß also einen großen Witz, einen göttlichen Geist und einen erhabnen Ausdruck haben, wenn man ihn mit diesem Namen beehren soll. Da ich nun diese Lehren schon vor mehr als zwanzig Jahren gegeben habe: so urtheile man, ob diejenigen Tadler recht haben, die mir Schuld geben wollen, ich wollte in Gedichten nur eine abgezählte und gereimte Prosa leiden.

6. §. Und freylich zeiget sich der Witz eines Poeten hauptsächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn ist derselbe eine Kraft der Seelen, das Aehnliche leicht wahrzunehmen: so merket man, daß in jedem uneigentlich verstandenen Worte ein Gleichniß stecket, oder sonst eine Aehnlichkeit vorhanden ist, weswegen man eins für das andere setzt. Das belustiget nun den Leser eines solchen Gedichtes. Er siehet nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorstellet, sondern auch die Absicht desselben, und die Aehnlichkeit zwischen beyden: und da sein Verstand auf eine so angenehme Art mit so vielen Begriffen auf einmal beschäfftiget ist; so empfindet er nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten, dessen Schrift er liest, ein Vergnügen; sondern er belustiget sich auch über seine eigene Scharfsinnigkeit, die ihn fähig macht, alle Schönheiten des verblümten Ausdruckes, ohne Mühe zu entdecken. **J. E. Amthor** schreibt auf der 125. Seite:

> Itzt schwindet allgemach,
> Der Schatten lange Nacht, und läßt der Thürme Zinnen.
> Ein frohes Morgengold gewinnen.
> Der alte Nordwind giebt dem jungen Zephir nach:
> Die Erde wird der lüstern Sonnen Braut,
> Die ihren Bräutigam stets näher treten schaut.
> Sie schmückt sich schon zur neuen Hochzeitfeyer:
> Weil Phöbus ihren Wittwenschleyer,

Den

* Primum ego me illorum, dederim quibus esse Poetas,
Excerpam numero: nec enim concludere versum,
Dixeris esse satis; neque si quis scribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse poetam.
Ingenium cui sit, cui mens divinior, atque os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.

Den Schnee und Eis ihr umgethan,
Aus heißer Brunst nicht ferner dulden kann.

Diese Stelle kann für ein Muster des guten verblümten Ausdruckes angesehen werden. Das frühe Morgengold auf den Zinnen der Thürme, ist das goldfarbigte Licht der Morgenröthe, und der hervorbrechenden Sonnenstralen, die sich an den Thurmspitzen zuerst zeigen. Der Nordwind wird, seiner Kälte halber, einem alten Manne, und der warme Zephir einem Jünglinge verglichen. Die Erde wird wegen ihres Putzes im Frühlinge, als eine Braut, und die Sonne, als ihr lüsterner Bräutigam vorgestellt: weil sie so unverwandt nach derselben ihre Stralen schießt, als es ein verliebter Freyer bey seiner Liebsten zu thun pflegt. Der Schnee des vergangenen Winters, muß endlich, seiner Farbe halber, einen Wittwenschleyer abgeben, den die brünstige Sonne ihr vom Angesichte ziehen will. Wer hier nicht den Reichthum eines poetischen Witzes wahrnimmt, der muß gewiß keinen Geschmack an schönen Dingen finden können.

7. §. Ein jeder sieht aber von sich selber wohl, daß hier fast nichts anders, als die **Metaphore** vorgekommen, welche sonst, bey den Lehrern der Redekunst, die erste und hauptsächlichste Gattung verblümter Redensarten ist. Diese war auch den Alten, z. E. dem **Aristoteles**, einzig und allein bekannt, und die übrigen hat man erst nach der Zeit angemerket. **Cicero** nennt die Metaphore Translatio; beyde Wörter haben eine sehr allgemeine Bedeutung, und schicken sich auch so gar für die **Metonymie, Synekdoche** und **Ironie**. Deutsch müßte man sie eine Versetzung, oder einen Wechsel nennen; denn dieses drückt die Natur der Sache ziemlich aus: die **Metonymie** aber, als die andre Gattung verblümter Redensarten, könnte eine Namenänderung heißen. Doch wir müssen sie alle nach der Ordnung durchgehen, und mit Exempeln aus unsern Poeten erläutern. Ich kehre mich also an die stolzen Kunstrichter nicht, die es für eine zu geringschätzige Arbeit halten, sich mit Registern von Tropen und Figuren aufzuhalten. Man sieht es nämlich aus ihren eige-

nen Schriften wohl, daß sie sich mit den Regeln und deutlichen Begriffen dieser Zierrathe der guten Schreibart, nichts zu schaffen gemacht; indem sie kein Maaß und keine Regel darinn zu halten wissen. Ihr Exempel also soll uns eher behutsam, als nachläßig in diesem Stücke machen.

8. §. Die **Metaphore** ist also eine verblümte Redensart, wo man anstatt eines Wortes, das sich in eigentlichem Verstande zu der Sache schicket, ein anderes nimmt, welches eine gewisse Aehnlichkeit damit hat, und also ein kurzes Gleichniß in sich schließt. Zum Exempel, **Flemming** schreibt in einer Ode auf der 363. S. **die demantenen Gewässer**, und bald hernach gedenket er **der buhlerischen Sterne**. Wir haben schon oben die **verwachte Rose**, die **taumelnden Cypressen**, die **gesunden Schatten** und **schlummernden Gewächse** aus eben diesem Poeten angeführet. Dieses sind lauter metaphorische Ausdrückungen. Im eigentlichen Verstande hätte man sagen müssen: die klaren Gewässer, die blinkenden Sterne, die verwelkte Rose, die hin und her wankenden Cypressen; die kühlen Schatten; und die ruhigen Gewächse. Aber der Poet führet uns durch seine geistreiche Beywörter auf ganz andere Begriffe. Die allernächsten Wörter sind ihm zu schlecht: er holet sich von weitem ganz ungemeine Gedanken her, die sich aber zur Sache schicken, und dem Verstande sehr angenehme Bilder machen, wenn er die Aehnlichkeit derselben einsieht. Eben dergleichen finde ich in **Pietschens** Hochzeitode auf Prof. **Bäyern** in Petersburg, meinen nunmehr seligen Freund, sehr häufig. Z. E. in dieser Strophe:

> Die holden Wangen deiner Braut,
> Muß eine keusche Röthe färben,
> So, wie man sonst den Himmel schaut,
> Wenn die verlebten Tage sterben.
> Des Jungferstandes letzter Schein,
> Ist ein nicht fehlender Prophete,
> Der Tag wird heiß und heiter seyn,
> Nach einer schönen Abendröthe.

9. §.

9. §. Eben dergleichen Metaphoren können auch in selbstständigen Nennwörtern und Hauptwörtern, ja fast in allen andern vorkommen. Z. E. **Kanitz** schreibt:

> Ists ihm nicht mehr vergönnt, zu küssen eine Docke,
> Die ihre freche Stirn mit Thürmen überhäuft ꝛc.

Da ist das Wort **Thürme**, für den hohen Kopfputz gebraucht, der zu seiner Zeit Mode gewesen. Eben so hat **Heräus** auf der 248. S. die großen Perrücken beschrieben:

> Der weißbestäubte Busch, der ganze Leiber deckt.

Imgleichen **Opitz**, nennt ein Frauenzimmer ein Bild; wegen der Schönheit, die man in Bildern am vollkommensten finden kann. Auf der 165. S. der poetischen Wälder.

> Hier geht ein schönes Bild,
> Wo nichts zu spüren war, als ungezähmes Wild.

Von Hauptwörtern mögen folgende Exempel dienen. **Heräus** sagt, ein Fleißiger habe Minuten **zu zählen**; und ein Müssiggänger **stehle** ihm den Tag.

> Wie diesem, dessen Fleiß Minuten hat zu zählen,
> Der kömmt, den guten Tag zu biethen und zu stehlen.

Um das Zählen ist es einem Fleißigen wohl nicht zu thun: aber es heißt hier beobachten, ja theuer und werth halten; weil man solche Dinge genau nachzuzählen pflegt. Das Stehlen schicket sich hier gleichfalls so eigentlich nicht zum Tage. Aber es heißt hier unbrauchbar machen; weil man Sachen, die uns gestohlen werden, nicht mehr zu seinem Nutzen anwenden kann. **Opitz** schreibt auf der 166. Seite der poetischen Wälder.

> Ich kenne den Weg auch. Sehr oft hab ich gemessen
> Den grünen Helikon, bin oben auf gesessen.
> Durch mich wird itzt das Thun in Deutschland aufgebracht,
> Das künftig trotzen kann der schönsten Sprachen Pracht.
> Wer diesen Zweck erlangt, der darf nicht unten kleben:
> Und wär er zehnmal todt, so soll er dennoch leben!
> Gott herbergt selbst in ihm, ja was er denkt und schafft,
> Reucht nach Unsterblichkeit, schmeckt nach des Himmels Kraft ꝛc.

Den Helikon messen, heiß hier darauf gehen: weil man mit Schritten zu messen pflegt. Den schönsten Sprachen trotzen, heißt hier, ihnen an Schönheit gleich gehen. Unten kleben, heißt hier, unten bleiben; leben heißt, unvergeßlich seyn; herbergen, heißt, in etwas anzutreffen seyn; nach Unsterblichkeit riechen, und nach des Himmels Kraft schmecken, heißt, nur jenes und dieses zu verstehen geben, und an sich spüren lassen. Und diese Exempel können davon genug seyn.

10. §. Wenn die Metaphore länger, als in einem Worte fortgesetzt wird, so heißt sie eine Allegorie. Z. E. Flemming schreibt von einem Bräutigam:

> Viel tausend, tausend feuchte Küsse,
> Bethauen die vermählte Hand:
> Damit der Liebe trächtigs Land,
> Hinkünftig nicht vertrocknen müsse.

Die Liebe wird hier als ein besäeter Acker vorgestellet, der eines nassen Thaues benöthiget ist, damit er nicht verdorre: Und diesen findet der Poet in den feuchten Küssen des Bräutigams. Kanitz beschreibt die Reizungen der bösen Lüste unter dem Bilde des ersten Sündenfalles:

> Wir hören überall Verführungsschlangen pfeifen,
> Wir wolleh hier und da nach fremden Aepfeln greifen,
> Wie wässert uns der Mund, die Hand wird ausgestreckt.

Amthor beschreibt den Christenwandel unter dem Bilde des israelitischen Zuges nach Kanaan auf der 308. Seite:

> Der Proben harter Strich macht seinen Werth bekannt;
> Man kömmt durchs rothe Meer nur ins gelobte Land,
> Und muß durch manchen Kampf den Heldenmuth beweisen.
> Es trägt Arabiens bestäubte Wüsteney
> Nur Hunger, Durst und Angst auf allen Wegen bey;
> Durch die der Wandrer muß nach Zions Höhen reisen.

Pietsch gleichfalls, wenn er die Beschaffenheit des kaiserlichen Heeres bey Belgrad beschreibt:

> Der Adler wacht indeß auf einem sichern Hügel,
> Und streckt mit reger Kraft die ausgedehnten Flügel

Vor

Vor seiner Wohnung aus, um die er anfangs schwebt,
Eh ihn der volle Flug aus seinen Gränzen hebt.
Bald schießt er schnell herab, wenn er den Drachen findet,
Der sich, auf seinen Stoß um seinen Schnabel windet:
Doch den verdrehten Balg hält seine Klaue fest,
Bis er ihn abgestreift im Blute liegen läßt;
Als Sieger in den Kreis des fernen Mondes steiget,
Und seinen Donnerkeil den blassen Hörnern zeiget.

11. §. Es muß aber eine gute Metaphore und **Allegorie** 1) eine wahre Aehnlichkeit in sich haben, die in den Sachen, und nicht in bloßen Worten anzutreffen ist. Z. E. Wenn ich den Himmel ein **Engelland** nennen wollte, so wäre es nichts: denn hier käme es bloß auf das Wort Engel an. Z. E. **Neukirch** hat in dem vortrefflichen Gedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, dieses Wortspiel gebraucht, indem er den König Friedrich so redend einführet:

Und wer bewundert nicht das, was du jüngst gesprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, beschloß vor wenig Wochen,
Nach Engeland zu gehn; doch seht, er läßt es seyn,
Und seine Mutter geht ins Land der Engel ein.

Ich weis aber zu seiner Entschuldigung nichts mehr zu sagen, als daß dieses vieleicht in der That ein Einfall des Königes selbst gewesen seyn muß: daher der Poet ihn denn auch dem Könige in den Mund gelegt hat; um demselben die Ehre der Erfindung nicht zu rauben. Und spricht er gleich, daß man dieses Wort des Königes bewundere: so glaube ich doch nicht, daß ihm dasselbe so schön vorgekommen sey, weil er selbst nirgend dergleichen vorgebracht. Aber an manchem großen Herrn, ist in solchen Dingen oft etwas ein Wunder, welches man auch an einem Schüler nicht dulden würde. Doch ich besinne mich, daß auch **Neukirch** von Wortspielen so frey nicht gewesen, als er wohl hätte seyn sollen. Z. E. in dem Gedichte auf die geschützten Nachtigallen, heißt es:

Denn sprach er, was man itzt im Kriege großes schaut,
Ist, daß uns Friederich **Fried, Ehr** und **Reich** erbaut.

wiewohl ich dieses schon in dem vorigen Hauptstücke hätte anführen sollen. Wenn aber Kanitz schreibt: Sein Hof wird ihm ein Hof ꝛc. so vergleicht er wirklich den Rittersitz eines Landjunkers, mit einem Hofe, und dieses ist also kein Wortspiel zu nennen.

12. §. II) Muß sie nicht von solchen Dingen hergenommen seyn, die eine Sache verächtlich oder lächerlich machen können; es wäre denn, daß man mit Fleiß satirisch schreiben wollte. Cicero z. E. tadelt einen Scribenten, weil er gesagt hatte: durch Catons Tod, wäre die Republik entmannet oder verschnitten worden. III) Muß das Gleichniß nicht gar zu weit hergesucht seyn, so, daß man es leicht verstehen kann. Aristoteles verwirft in dieser Absicht den Ausdruck eines alten Poeten, der den Xerxes einen persianischen Jupiter genennet hatte. Und dahin könnte man die pralerischen Metaphoren der portugiesischen Redner rechnen, die im XL. St. des II. Theils der vern. Tadlerinnen angeführet worden; wie auch unzähliche im Milton und seinen Nachahmern. Endlich IV) müssen die Metaphoren, so viel möglich, alles sinnlicher machen, als es im eigentlichen Ausdrucke seyn würde. Daher dienen alle die Redensarten und Wörter sehr, die das Gesicht, das Gehör, das Gefühl, den Geruch und Geschmack angehen. Vor allen Dingen aber, sind die sichtbaren Dinge sehr geschickt, lebhafte Metaphoren zu geben. Die oben schon so häufig angeführten Exempel können dieses sattsam erweisen: Es ist aber auch an sich selbst leicht zu begreifen: denn die Einbildungskraft bringt die Begriffe desto klärer hervor, je stärkere Eindrückungen man davon sonst gehabt. Nun wirken aber die meisten Sinne sehr stark in die Seele; sonderlich aber wirkt das Gesicht, bey Empfindung des Lichtes und der Farben, sehr klare, von Figuren und Größen aber auch deutliche Begriffe. Ein Wort also, welches dahin gehöret, kann auch eine unsichtbare Sache gleichsam sichtbar machen, wenn es in verblümtem Verstande dazu gebrauchet wird.

13. §.

13. §. Die andere Art verblümter Reden, ist die Metonymie, welche man mit dem Longolius ein Namenlehn nennen könnte. Man setzet aber darinn entweder die Ursache, und meynet die Wirkung derselben: als wenn ich einen Scribenten für seine Schriften nenne:

> Der reiche Seneca an Witz und an Vermögen,
> Der schlaue Tacitus, und was noch ist zugegen,
> Muß allezeit um mich seyn. Opitz.

Oder umgekehrt, die Wirkung für die Ursache, als wenn ich den Pan die Furcht der Nymphen nennte:

> Phyllis schickt Silvanen Kränze,
> Alle Nymphen führen Tänze:
> Ihre Frucht, der geile Pan,
> Geht nicht minder stets im Reihen ꝛc. Dach.

Oder die Hauptursache an statt eines Nebendinges: und zwar erstlich, das Behältniß für das Enthaltene, als wenn ich den Helikon setze, und die Musen meyne.

> Der ganze Helikon ist schon um diese Zeit,
> Um seine Bücher her, und dichtet allbereit,
> Das, was man rühmen muß. Flemming.

Zweytens der Besitzer an statt seines Eigenthums, als wenn man den Phöbus an statt der poetischen Triebe setzt, die ihm angehören.

> Phöbus ist bey mir daheime,
> Diese Kunst der deutschen Reime,
> Lernet Preußen erst von mir ꝛc. Dach.

Drittens, der Feldherr für seine Soldaten, als wenn man sagt, der Kaiser wird geschlagen, da es doch die Soldaten sind.

> Hier möchte man gedenken,
> Das Glücke hätte dir Ergetzung sollen schenken,
> Und Rast nach solcher Müh. Allein es saget Nein!
> Der Kaiser von Byzanz muß auch geschlagen seyn. Opitz.

Vier-

Viertens, das Zeichen für die bezeichnete Sache, als wenn man den Zepter nennt, und ein Königreich meynt.

> Bleibt Friedrich nur gesund, und hat sein Zepter Segen,
> Was ist mir an Namur und Pignerol gelegen? Kanitz.

Fünftens, die Sachen in der Zeit, an statt der Zeit selbst, als wenn man den Mondwechsel für die Monate setzt:

> Neunmal hat nun Phöbe gleich,
> Ihre Hörner eingezogen,
> Und die Nächte blind gemacht;
> Seit sie dir gab gute Nacht. Flemming.

Oder man setzt ein Nebending an statt der Hauptsache, und da zwar erstlich das Enthaltene für das Behältniß. Z. E. den Ort, wo man der Fürsten Gnade sucht, für den Hof.

> Jedennoch, wenn du dir, und auch zugleich den deinen,
> Willst mehr zu gute thun, so mußt du da erscheinen,
> Wo man der Fürstenhuld, (weil doch des Höchsten Schluß
> Sie groß, uns klein gemacht,) in Demuth suchen muß. Kanitz.

Zweytens, das Zeichen für das Bezeichnete, als wenn man, die Schamhaftigkeit zu beschreiben, sagte, den Hut in die Augen drücken.

> Du darfst, o freyer Held, den königlichen Hut
> Nicht in die Augen ziehn. Wohin man itzo siehet,
> Da sieht man auch dein Lob. Opitz.

Drittens, die Zeit, für das, was darinn geschieht; zum Exempel für die schlechten Poeten, die darinn leben:

> Wie manchmal zürn ich nicht mit unsrer armen Zeit,
> Die itzt fast gar nicht mehr der Nachwelt Urtheil scheut. Günther.

Viertens, die Tugend oder Laster, an statt der Leute, die sie ausüben; z. E. den Neid für die Neider.

> Der Neid vergiftet zwar das allerschönste Haus,
> Und die Verläumdung sticht die angenehmsten Früchte. Gryphius.

Fünf-

Fünftens, die Gemüthsregung an statt ihres Gegenstandes; als wenn man einen fröhlichen Tag seine Freude nennt:

> Preis der Tage, Wunsch der Frommen,
> Meine Freude, sey willkommen! Dach.

Sechstens, das vorhergehende für das Nachfolgende, z. E. wenn ich sagte, bis die Sonne untergeht; an statt zu sagen, bis es Nacht wird.

> Bis der Gott der güldnen Gluten,
> Der die braunen Mohren brennt,
> In die hesperischen Fluthen,
> Freygelaßnes Zügels rennt. Flemming.

Siebentens, das nachfolgende an statt des vorhergehenden, z. E. die warme Frühlingsluft, für das, was darauf erfolget.

> Die erfreuten Heerden springen,
> Das verlebte Jahr wird jung,
> Die gelehrten Vögel singen,
> Wald und Feld ist auf den Sprung:
> Und die Schooß der alten Erden,
> Will aufs neue schwanger werden. Flemming.

14. §. Die dritte Gattung verblümter Redensarten heißt **Synekdoche**, auf deutsch, nach **Longols** Benennung, ein **Auszug**; diese hätte gar leicht unter der Metonymie können begriffen werden, wenn es nicht unsern Vorfahren anders gefallen hätte. Sie ist wiederum vielerley, denn man setzt entweder das Ganze für den Theil; z. E. die Welt für ein kleines Land in derselben.

> Ihr, die des Höchsten Rath bestimmt,
> Der Welt mit Stahl und Bley zu dienen. Günther.

Oder den Theil fürs Ganze, als wenn ich den Hals für die ganze Person setze.

> Er hat daselbst bekannt,
> Du hättest seinen Hals und Ehr in deiner Hand. Opitz.

Oder

Oder eins für vieles: als z. E. ein Sinn, wenn von vielen Personen die Rede ist, die doch viel Sinne haben.

> Andre werden sich befleißen,
> Die ein größrer Sinn erhöht,
> Welchen Phöbus näher geht,
> Als mir abgelegnem Preußen rc. Dach.

Oder vieles für Eins. Z. E. Die Lüfte für die Luft.

> Die gestirnten Lüfte scherzen,
> Tausend Kerzen,
> Tausend lichte Fackeln stehn. Flemming.

Oder eine gewisse Zahl für die ungewisse. Z. E.

> Wenn du, großer Siegesfürst!
> Hundert tausend Cherubinen,
> Zu Gefährten haben wirst,
> Werden dir die Feinde dienen. Chr. Gryph.

Oder eine sogenannte volle Zahl, für eine größere oder kleinere. Zum Exempel:

> Thu, o Churfürst, nach Belieben,
> Such ich Hufen, zehnmal sieben?
> Nein! auch zwanzig nicht einmal.
> Andre mögen nach Begnügen
> Auch mit tausend Ochsen pflügen,
> Mir ist gnug ein grünes Thal. Dach.

Oder etwas viel größeres für das kleinere, welche Art man Hyperbole nennet. Z. E. Wenn man die Thränen einen Bach nennet:

> Betrachte nur den Thränenbach,
> Worinn das Herz der Aeltern schwimmet:
> Wo noch in dir Erbarmung glimmet,
> So gib doch ihren Seufzern nach. Amthor.

Das ist nicht genug. Eben derselbe bedient sich dieser Vergrößerung noch kühner, wenn er in demselben Gedichte an ein verstorbenes junges Frauenzimmer den ganzen Belt toben läßt. Er redet den Tod an:

Schau,

Schau, wie der Belt beginnt zu toben,
Daß du solch einen theuren Stein,
Zu seiner Nymphen höchster Pein,
Aus ihrer Krone weggeschoben.

Hier könnte es leicht seyn, daß diese Vergrößerung einigen gar zu verwegen vorkäme. Denn was will man auf eine Prinzessinn größers sagen? Zugeschweigen, daß man nicht sieht, was das für eine Krone der Nymphen gewesen, darinn die Todte einen Edelgestein abgegeben? Die Allegorie ist nicht gar zu richtig.

15. §. Ueberhaupt aber geht man in Vergrößerung der Dinge gemeiniglich zu weit, und überschreitet dadurch die Regeln der Klugheit. An Malherben hat schon Bouhours eine sehr unerträgliche Vergrößerung der Thränen Petri getadelt; die ich, ihrer Seltsamkeit halber, aufs allergenaueste übersetzt habe, und hier mittheilen will.

Da hub sich sein Geschrey gleich als ein Donner an,
Sein Seufzen war ein Sturm, der Eichen fällen kann,
Und die gelinde Fluth von den vergoßnen Zähren,
Verglich sich einem Strom, der von den Bergen läuft,
Die Felder überschwemmt, ja Dorf und Stadt ersäuft,
Und fast die ganze Welt in eine See will kehren.

Wer nun dieses nicht für ausgeschweift erkennen will, der muß in der That nicht viel Nachsinnen oder Geschmack von einer Sache haben. Opitz hat uns diese Art hochgetriebener Vergrößerungen in der Sprache eines schmäuchelnden Buhlers lächerlich zu machen gesuchet, den er auf der 161. S. im IV. B. s. poet. W. so entwirft. Er redet ein Frauenzimmer an:

Sie thun wohl einen Eid, wiewohl nicht ohne Lachen,
Daß eure Augen auch die Sterne finster machen;
Und daß sie heller sind, denn alles Firmament,
Ja daß die Sonne selbst auch nicht so heftig brennt.
Sie schwören hoch und sehr, daß Gott euch auserlesen,
Vor aller Zierlichkeit und allem schönen Wesen;
Und sagen: selig sey das Jahr und dann die Zeit,
In der ihr, große Zier der Welt! gebohren seyd.

Sie sprechen wohl dabey, daß ihr mit euren Blicken,
Ein härter Herz als Stein, vermöget zu entzücken;
Daß aus America die beste Spezerey,
Mit eurem Athem weit nicht zu vergleichen sey;
Daß solche Hände nicht gemalet werden könnten,
Daß gegen ihnen, Schnee zu gleichen sey der Tinten;
Daß jedes Zähnlein sey ein köstlicher Demant,
An welchen die Natur all ihre Kunst gewandt;
Und daß die Lippen auch, die mehr als Rosen blühen,
Weit weit den edelsten Corallen vorzuziehen;
Und daß der starke Mars durch eurer Zungen Schein,
Die Waffen abzuthun bereitet würde seyn.
Beliebt es euch hernach von Venus was zu singen;
Die Winde könnet ihr mit eurer Stimme zwingen:
Und wenn ihr weiter euch auch zu der Lauten findt,
Ist Orpheus ungelehrt und gegen euch ein Kind.
Wenn ihr im Felde seyd, wohin man euch sieht gehen,
Da sieht man alsobald die schönsten Blumen stehen.
In Summa, die Natur hat dieß an euch gethan,
Daß eure Trefflichkeit kein Mensch beschreiben kann.
Wie möcht ich aber wohl so falsch erdachtes sagen,
Und die Aufschneiderey mit Langmuth nur ertragen?
Ich glaube, welcher sich nimmt solcher Lügen an,
Der Feder und Papier auch schamroth machen kann.

Was Opitz hier in der verliebten Sprache für unerträglich gehalten, das hat Kanitz in der Beschreibung des Kriegeswesens, und in den Klagen der Verstorbenen, als einen Fehler angemerket. In seiner Satire von der Poesie heißt es:

Fällt das geringste vor in diesen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich schon die Wetterglocke läuten.
Ein Flammenschwangrer Dampf beschwärzt das Luftrevier,
Der stralbeschwänzte Blitz bricht überall herfür.
Der grause Donner brüllt und spielt mit Schwefelkeilen.
Der Leser wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß,
Auf solchen harten Knall nothwendig folgen muß:
Und läßt den armen Tropf der Welt zur Strafe reimen,
Wie ein Beseßner pflegt in seiner Angst zu schäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter um sein Grab.
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben,
Nicht eine längre Frist als achtzig Jahr gegeben.

Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn sie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor, die müssen wider Willen,
Sich traurig, ohne Trost, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter sieht man oft auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.

16. §. Mit der Verkleinerung, (Litote oder Tapeinosis) ist es eben so bewandt. Sie sagt allemal weniger, als in der That wahr ist; doch so, daß sie dadurch in keinen Irrthum stürzet. Z. E. Günther beschreibt seine Armuth so:

Ich darf mich ohnedas voritzo nicht beschweren,
Als ließen Tisch und Schlaf mich wenig Zeit entbehren.
Fünf Bissen in den Mund, so ist die Tafel gar;
Die Glieder auf die Bank, das Halstuch um das Haar,
So bin ich in dem Bett nun völlig ausgezogen.
Die Hüfte glaubt es nicht, doch wird sie oft betrogen.

Die Synekdoche setzt auch wohl zuweilen die ganze Art eines Dinges für eine besondere Gattung desselben. Z. E. Das Licht überhaupt, für die Sonne:

Willkommen, schönes Licht!
Das aus dem Himmelspunct der Abyssinen,
In Nordens kalten Zirkel bricht.
Kaum war dein heißer Stral bey uns erschienen rc. Amthor.

Oder die besondre Gattung für die ganze Art. Z. E. Wenn ich Mandeln und Muscaten statt aller andern Leckerbissen setzte:

Wiewohl ein solcher Held, der nur sein theures Blut
Zum Aderlassen spart, nicht große Wunder thut;
Und wenn ihm nichts gefehlt, als Mandeln und Muscaten,
Wohl ehr aus Blödigkeit hat Stadt und Land verrathen. Kanitz.

Auf eben die Art setzt man zuweilen die Namen gewisser Personen, anstatt allgemeiner Benennungen solcher Leute: welche Art nebst der folgenden eine Antonomasie heißt. Zum Exempel:

Geh Breslau! denke nach, was der Verlust bedeute,
Dein Piccart, dein Galen, dein Kepler, dein Caßin,
Dein Galiläus stirbt. Dieß, was gelehrte Leute
Für deinen Schmuck geschätzt, ist leider itzt dahin! Gryph.

Oder man braucht anstatt der eigenen Namen gewisser Dinge, die allgemeine Benennung, die sich für sie schickt. Z. E. Wenn man ein Pferd, oder einen Diener meynte, und ein Vieh nennte.

Versuchs! gieb ihm ein Amt, sechs Viehe vor den Wagen,
Und sechse hinten drauf; sieh, was er dann wird sagen. Heräus.

Imgleichen wie Kanitz einen Weisen nennet, und den Horaz meynt, dessen Vers, Beatus ille qui procul negotiis, er anführt:

Ja, sprichst du, folge dem, was jener Weise schreibt:
Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibt ꝛc.

17. §. Endlich kömmt noch die vierte Gattung verblümter Redensarten, die man die Ironie oder Verspottung zu nennen pflegt. Man saget darinn gerade das Gegentheil dessen, was man denket; doch so, daß der Leser aus dem Zusammenhange leicht begreift, was die wahre Meynung ist. Z. E.

Bey einem Hochzeitmahl, da kommen oft geflogen
Des künstlichen Papiers bis vier und zwanzig Bogen:
Ein schöner Vorrath traun! besonders zu der Zeit,
Wenn etwa Heu und Stroh nicht gar zu wohl gedeiht. Rachel.

Zuweilen wird die Ironie sehr heftig, und bekömmt alsdann den Namen **Sarkasmus** oder **Diasyrmus**; nachdem sie nämlich gegen Todte, oder Lebendige ihren beißenden Hohn ausstößt. Z. E. Opitz spottet des Glückes, im Absehen auf die Standhaftigkeit des Ulysses, dergestalt:

Du kannst, Fortune! ja den werthen Helden zwingen,
Hinab ins tiefe Meer, bis an den Hals, zu springen:
Du kannst ja wider ihn vermischen Luft und Flut,
Kannst fodern, wenn du willst, sein Leben, Gut und Blut!

Daß

Daß aber er vor dir die Knie auch solle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, sich wie ein Weib bezeigen,
Sein Leben, seine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze lassen gehn; das stehet nicht bey dir!

Hieher gehört auch die spöttische Wiederholung der Worte seines Gegners, die sonst Mimesis, oder das Nachspotten genennet wird. Z. E. In des Sophokles Antigone spricht Kreon mit seinem Sohne Hämon, nach Opitzens Uebersetzung:

Kreon.

Und ist denn dieß nicht recht, wenn ich mein Reich will ehren?

Hämon.

Schön ehren! denn du greiffst der Götter Ehr itzt an.

Und bald darauf:

Kreon.

Willst du durch Drohen mich noch mehr und mehr erherben?

Hämon.

Was Drohen? wo man Rath und That nicht will verstehn.

18. §. Das wären nun die hauptsächlichsten Gattungen und Arten, der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetische Schreibart, noch mehr als die ungebundne, einen besondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Doch kann man leicht denken, daß dieselben, nach Beschaffenheit der Materien und besondern Umstände, allerley verschiedene Gestalten annehmen; so daß sie auch zuweilen ganz eigene Namen bekommen. Der Witz der Dichter ist sehr unterschieden, und seine Geburten sind es nicht minder. Hat nun gleich ein Dichter in diesem Stücke eine etwas größere Freyheit, als ein Redner, oder Geschichtschreiber; welche ihm deswegen zukömmt, weil er gleichsam in einer Begeisterung, oder aus Eingebung der Musen redet: so muß er doch die gesunde Vernunft dabey niemals aus den Augen setzen. Nicht alle verblümte Redensarten lauten in klugen Ohren schön, und man kann zuweilen gar nicht sagen, warum die-

ses oder jenes so anstößig klingt. Darinn zeiget sich aber hauptsächlich der gute Geschmack eines Poeten, daß er eine geschickte Wahl unter den poetischen Ausdrückungen zu treffen weis, die ihm seine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte schön ist, das schickt sich in ein Heldengedicht nicht: und was in einer erhabnen Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig seyn. Die tragische Schreibart geht fast immer auf Stelzen, d. i. sie redet fast durchgehends verblümt: die komische hergegen geht barfuß, ich meyne, sie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beschaffenheit ihrer besonderen Charactere. Alle diese allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

19. §. Nichts aber ist bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewisse Leute verstecken sich in ihren Metaphoren so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert: da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen, und empfindlicher machen sollte. Nicht nur im vorigen Jahrhunderte hat die marinische Schule den dunkeln Wust in die Dichtkunst gebracht; sondern auch itzo will uns die miltonische Secte von neuem überreden: Nichts sey schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart destomehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen: allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken; und wenn derselbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen ist, so schmeißen sie ein solch Gedicht beyseite. Sonderlich thun sie dieses, wenn gar über den schwülstigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geschehen pfleget. Denn manchen vermeynten schönen Gedanken anzubringen, nehmen

sich

ich die Herren Poeten die größten Freyheiten, wider alle Regeln der Sprachkunst, und einer reinen Mundart. Ja was ohne Sprachfehler gesagt, was gemeines gewesen wäre, das dünkt ihnen ein neuer und schöner Gedanken zu seyn, so bald es in einen Schnitzer verkleidet ist. Ich schließe daher diese Regel mit des Boileau Worten. Art. Poet. Ch. I.

> Il est certains Esprits, dont les sombres Pensées
> Sont d'un Nuage épais toujours embarassées;
> Le Iour de la Raison ne les sauroit percer:
> Avant donc que de ecrire, aprenez à penser!
> Selon que notre Idée, est plus ou moins obscure,
> L' Expression la suit ou moins nette, ou plus pure.
> Ce que l'on conçoit bien s'enonce clairement,
> Et les Mots, pour le dire, arrivent aisement.

20. §. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeschickte Vermischung derselben in einer Schrift, kömmt hauptsächlich derjenige Fehler der poetischen Schreibart an, den man das **Phöbus** oder den Schwulst zu nennen pflegt. Die Franzosen haben diesen Namen einer schwülstigen Art des Ausdruckes, so viel mir wissend ist, zuerst beygeleget, und die Engelländer nennen dieselbe **Bombast**. Es scheint die Benennung der erstern ihren Ursprung hauptsächlich von dem Misbrauche zu haben, vermöge dessen manche Poeten, auch bey den schlechtesten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der scharfsinnige **Bayle** hat diese böse Gewohnheit in seinen Briefen * sehr sinnreich durchgezogen. Er merkt aus der Historie von der Stiftung der königlichen großbrittannischen Societät der Wissenschaften an: daß man daselbst von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwissenschaft, auch den Rednern und Dichtern den Vortheil versprochen, daß sie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden hernehmen können; und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem sie allein, in den Gleichnissen so viel hätte ausstehen müssen.

* T. I. p. 32. 33. 34.

sen. Allein er setzet hinzu, dieses sey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, dessen ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichnisse bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber sterben, als in diesem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieses wäre nun einmal das Schicksal dieses schönen Gestirnes, daß man allerley Arten der Leute auf seine Unkosten lobete: so gar, daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen ein Verlangen darnach trügen. Davon führet er aus dem **Theophile** ein Sinngedichte an:

Cette Femme, qui m'importune,
Veut, qu'on la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune,
C'est tout ce, qu'ils ont de pareil:

21. §. Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreibart ist das von vorerwähnten Nationen sogenannte **Galimatias**, oder **Nonsense** sehr nahe verwandt: welches nichts anders ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung widereinanderlaufender verblümter Redensarten; aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen Verstand herauszubringen. Von unsern Deutschen hat, wie mich dünket, **Christian Gryphius** zuerst den Uebelstand dieses Fehlers an unsern Poeten, sonderlich seinen eigenen Landesleuten, **Hofmannswaldauen** und **Lohensteinen** wahrgenommen; und die Quellen desselben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden.* **Gryphius** unterscheidet aber hier mit großem Verstande die alten Italiäner von den neuern, und diese von den Franzosen. **Petrarcha** ist bey dem guten Geschmacke der alten Römer und Griechen geblieben; und ihn

* Ich weis wohl, schreibt er, daß viele unsrer Landsleute den heutigen Wälschen und Spaniern unzeitig nachäffen; und sich mit ihren nicht selten merklich abschießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl seyn sollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: so würde es doch zum wenigsten gar wohl gethan seyn, wenn sie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, derer sich die Wälschen im vergangenen Jahrhunderte, und noch itzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in

ihn hat sich **Opitz** unter andern zum Muster genommen. **Tasso** und **Guarini** hielten sich noch ziemlich auf der alten Spur; und ob sie wohl schon viel von ihren **Concetti** oder gleißendem Flittergolde einstreueten: * so blieb doch das meiste in ihren Gedichten gut und untadelich. **Ariost** aber und **Marino** sind von der guten Art ganz und gar abgewichen: wie nicht nur **Bouhours** in seiner Maniere de bien penser dans les Ouvrages d'Esprit in vielen Exempeln gewiesen; sondern auch **Crescimbeni** in seiner Historia della volgar Poesia im II. Bande ausführlich dargethan hat. Diese marinische Schule nun hat auch in unserm Vaterlande viel Anhänger gefunden, noch ehe **Brockes** den Kindermord übersetzet hat; und das hat **Gryphius** in der angezogenen Stelle schon bedauret.

22. §. Doch auch aus den Spaniern ist dieses Verderben einigermaßen herzuleiten: so, wie schon in Rom, durch den **Lucan** und **Seneca**, der gute Geschmack des güldnen Alters sich verderbet hat. **Gracian** ist im vorigen Jahrhunderte durch die hochtrabende Art seiner Schriften ein solcher Verführer der witzigen Köpfe geworden. Denn ob er gleich nur in ungebundener Rede geschrieben, so hat er doch in seinen Schriften, z. E. in dem **Criticon**, einen ausschweifendern Witz bewiesen, als unzähliche Dichter gehabt haben. Daß **Lohenstein** einen besondern Geschmack an demselben gefunden, zeiget der **staatskluge Ferdinand** desselben: den er ins Deutsche übersetzet, und in seinen übrigen Schriften nachgeahmet hat. Will man ein Exempel von seiner Art haben, so lese man nur das Gedicht auf den Tod **And. Gryphii**, von der Höhe des menschlichen Geistes: darinn er fast allen seinen Witz und alle seine Einbildungskraft ver-

acht nähmen; und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich **Galimatias** und **Phöbus** zu heißen pflegt, beliebten.

* Siehe des Herrn von St. Evremond Lustspiel Sir Politick would be, nach, wo er einen italienischen Abt in lauter solchen Concetti, oder spitzfündigen Einfällen redend einführet, und dadurch diese Schreibart zum Gelächter machet.

schwendet hat. Doch ein paar Strophen sollen uns zur Probe dienen, wie diese Schreibart aussieht. So hebt er an:

Wohin hat sich der Geist der Menschen nicht geschwungen,
Die kleine Welt reicht hin, wie weit die große gränzt:
Denn ist der spröde Leib gleich nur von Dohn entsprungen,
So sieht man doch, daß Gott aus diesen Schlacken glänzt;
Daß itzt was himmlisches beseele das Gehirne,
Der Ursprung sey von Gott, das Wesen vom Gestirne.

Die Sonne der Vernunft, das Auge des Gemüthes
Macht uns zu Herrn der Welt, zu Meistern der Natur.
Der Panther dämpft für ihr das Schäumen des Geblüthes,
Sie nimmt der Schlang ihr Gift, durch einen kräftgen Schwur.
Sie lehrt uns Drachen kirrn, und auf den Löwen reiten,
Die Adler übereiln, und Crokodilln bestreiten.

Er müht sich Gottes Werk und Wunder nachzuäffen,
Es theilt ein Dädalus mit Flügeln, Luft und Wind;
Bachan kann in der Luft Gewölk und Regen schaffen:
Albert ein redend Haupt, Camill ein lechzend Kind.
Archytas lehrt aus Holz geschnitzte Tauben fliegen,
Und Bertholds Büchse will für Blitz und Donner siegen.

Die Elemente selbst sind Mägde des Verstandes ꝛc.

23. §. Dieß ist nun ein rechtes Meisterstück, durcheinander gewirrter Metaphoren und anderer übelausgesonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias, mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts destoweniger hat sich unser Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnißte Verse aufs äußerste verliebt gehabt: und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht diese hochtrabende Sprache reden können; die doch oft weder der Verfasser, noch seine Leser, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Ein rechter Held aus der lohensteinischen Schule, war auch in meinem Vaterlande, nur vor wenigen Jahren noch, der seiner Musik wegen berühmte Kapellmeister Neidhard, ein gebohrner Schlesier, der durch seine übersteigende Schreibart unzähliche Leute eingenommen, und viel junge Leute verführet hatte; wie ich schon oben angemerket

merket habe. Es kann nicht schaden, eine Probe davon hieher zu setzen, die mehr als irgend etwas einen Abscheu davor erwecken kann. Dieß Gedicht ist 1710. auf D. Wenzeln gemacht, und hebt an:

Der Witz des Alterthums, aus dessen reicher Pracht,
Die jüngern Gold und Bley zu Doctoringen stehlen,
Hat auch aus weiser Kluft den Ring herausgebracht,
Den Ruhm der Sterblichen der Nachwelt zu vermählen.
Man wusch den todten Leib in einer Balsamsee,
Und meynte so den Zahn der Fäulniß zu zerreiben:
Man wollte That und Lob den Steinen einverleiben,
Und thürmte deren Rumpf fast an die Wolkenhöh.
Die meisten spitzten sich den Griffel kluger Schriften,
Den Todterblaßten Ruhm, sich selbsten Dank zu stiften.

Doch weil der Glieder Bau, des Marmors Silber=Grieß,
Der Blätter leichten Zeug die Zeiten niederlegen:
So suchte man dabey, Held, Waffen, Schild und Spieß
Der hellsaphirnen Burg des Himmels einzuprägen.
Drum schimmert Herkules, Alkmenens Götterkind,
In einer Heldentracht von acht und zwanzig Sternen;
Und lässet auch ein Kind aus seinen Stralen lernen,
Daß Klug= und Kühnheit Gold, zu Ehrenkleidern spinnt.
So wird sein Ehrenruf bey heitrer Nacht verjünget,
So oft sich Tellus Ball um seinen Kreispunct schwinget ꝛc.

So ist nun das ganze ziemlich lange Gedicht mit unendlich vielen weitgesuchten und übereinander gehäuften Metaphoren und Allegorien durchwirket und vollgestopfet, daß es bloß um der Seltenheit halber, werth wäre, wieder aufgelegt zu werden.

24. §. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von neuern Blümchen fehlen möge: so will ich dieselben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im 1727. Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demselben alles beysammen finde, was ich sonst mit vieler Mühe würde zusammen suchen müssen. Folgende Redensarten nun, halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: **Titans frohes Licht strale mit neuen Blitzen, und mache die sapphir=**

ne Burg zu Hiacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein solcher, der Aegyptens finstre Nacht, statt Gosens Sonne küsset. Die Lilie lacht mit reinstem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen schamroth, und ihr Atlaß sinkt ins Verwesungsreich. Auf den Blättern der Blumenköniginn, die von Cytherens Blut den Ursprung haben soll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft schneyt ambrirte Perlen. Man soll uns einst in Edens güldnen Auen, mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne schauen. u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schlusse dieses Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Mischmasch genennet hat: so will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verschiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieser Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Kanaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüsse, Schmuck, Lenz, Sonne, schmaragdne Felder, Perlenwasser, Schnee und Eis, holde Blumen, Rosenblut, Frost, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, oder Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Nesseln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambrosin, Nectar, diamantne Auen, Honigseim und Alicant: ja damit nichts vergessen würde, so kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müssen nunmehr die Stelle selbst sehen. An falschen Reimen nach der harten fränkischen Mundart fehlet es auch nicht.

Hier ist das Kanaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen steigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen,
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmuck zerschlägt.
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das schmaragdne Feld mit Perlenwasser tränket;
Bald aber Schnee und Eis statt holder Blumen schenket,
Hier wird der Rosen Blut durch keinen Frost gebleicht.

Von

Von Dornen weis man nichts; die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Nesseln sind verbannt von dieser Sternenhöh.
Hier ist nur Zuckerbrodt und süßer Ambrosin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen;
Hier ist nur Honigseim und Alicant zu schauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

25. §. Man glaube nicht, daß diese lohensteinische Schule bey uns ausgestorben: sie hat sich nur in eine andre Gestalt verwandelt. Die Alpen haben ihr ein neues Haupt geliefert, und unter dessen Schutz und Schirm, glauben sie berechtiget zu seyn, noch ärgere Ungereimtheiten auszuhecken. Vor kurzem, daß ich nur eins von vielen nenne, hat man uns zu Berlin einen **Frühling** geliefert, den man mit großem Geschrey in Zürch nachdrucken lassen: ob er gleich allen Unsinn verdoppelt, den die Zürcher Maler sonst am **Lohenstein** und **Neukirch** verworfen hatten. Und was könnte man nicht aus dem Messias hier für Proben anführen? Doch ich traue es der gesunden Vernunft unsrer Deutschen zu, daß sie bald wieder aufwachen wird. Das beste Mittel wider diesen schwülstigen Geist, ist das Lesen der alten Lateiner und der neuern Franzosen. Wer sich die Schönheiten des **Terenz**, **Virgils**, **Horaz** und **Juvenals**, bekannt und geläufig gemacht hat; wer den **Boileau**, **Racine**, **Corneille** und **Moliere** mit Verstande gelesen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den **Longin** vom Erhabenen, den **Bouhours** von der Art in sinnreichen Schriften wohl zu denken, den **Werenfels**, (de meteoris orationis) des **Pope** Art of Criticism, den Harlequim-Horace, und den deutschen **Antilongin** mit Bedacht gelesen hat; der wird gewiß unmöglich auf eine so seltsame Art des poetischen Ausdruckes verfallen: gesetzt, daß er noch so erhaben zu schreiben gesonnen wäre.

Das

Das IX. Hauptstück.

Von poetischen Perioden und ihren Zierrathen.

1. §.

Eine Periode überhaupt ist eine kurze Rede, die einen, oder etliche Gedanken in sich schließt, und für sich selbst einen völligen Verstand hat. Ich nenne sie eine kurze Rede, um dadurch anzuzeigen, daß sie sich zu einer langen, wie ein Theil zum Ganzen, verhält: denn aus vielen Perioden entsteht erst eine gebundene oder ungebundene Schrift. Zudem ist die Kürze einer Periode eine besondere gute Eigenschaft derselben, wie bald soll gewiesen werden. Ich sage ferner, daß eine Periode einen oder etliche Gedanken in sich schließe; um dadurch die einfachen Perioden von den Zusammengesetzten zu unterscheiden. Jene bestehen nur aus einem einzigen Satze, darinn man von einer Sache etwas bejahet, verneinet, bewundert, fraget, oder in Zweifel zieht. Diese hergegen entstehen aus der Verbindung etlicher solcher Sätze, die ihrer Natur nach, mit einander zusammen hängen; es sey nun, auf was für eine Art es wolle. Endlich fodre ich von einer Periode, daß sie einen völligen Verstand haben solle: damit das Gemüth am Ende derselben einigermaßen befriediget und ruhig seyn könne. Denn wenn an dem völligen Sinne einer Rede etwas fehlet; so kann man noch nicht stille stehen: sondern die Gedanken eilen weiter, und wollen die völlige Meynung der Rede fassen; welches allezeit mit einiger Unruhe verknüpft ist. Diese Unruhe nun, ist dem Gemüthe eines Lesers oder Zuhörers allezeit unangenehm, und daher sehnt er sich immer nach einer Befriedigung; die er nicht anders, als beym Schlusse eines Satzes erhält.

2. §. Die Poeten haben die Ehre, daß sie die ersten Erfinder der Perioden sind; und daß die Meister der ungebundnen

Schreibart ihnen die Kunst haben ablernen müssen. Wie man nämlich überhaupt eher in Versen, als in Prosa geschrieben hat: so ist auch die poetische Schreibart eher ins Geschick gebracht worden, als die prosqische. Die Poeten, **Musäus, Orpheus** und **Linus**, ja selbst **Homer** und **Hesiodus** haben lange vor dem **Pherecydes** gelebt: welcher zu allererst auf die Gedanken gekommen seyn soll, daß man auch ohne ein gewisses Sylbenmaaß schreiben könne. Und da man auch in diesen alten Dichtern, sonderlich im Homer, eine periodische Schreibart antrifft: so weis man hergegen unter den viel neuern prosaischen Scribenten den **Isokrates** zu nennen, der zu allererst in ungebundner Rede Perioden zu machen, angefangen. **Cicero** giebt uns in seinem dritten Buche vom Redner Nachricht davon. Die Stelle verdient, daß ich sie anführe: „Die Alten hielten dafür, man müsse in der unge„bundnen Rede auch Verse machen; das ist, ein gewisses wohl„klingendes Sylbenmaaß beobachten. Denn sie verlangten, „daß man nicht sowohl durch gewisse Zeichen der Abtheilung, „als vielmehr in der Rede selbst, durch die Worte und Sätze, „in gewissen Stellen einen Schluß machen solle; nicht zwar „unserer Müdigkeit, sondern dem Athemholen zu statten zu „kommen. Und das soll vornehmlich Isokrates aufgebracht „haben; damit er die ungeschickte Schreibart der Alten, der „Anmuth und des Gehöres wegen, zu einem Wohlklange „bringen möchte. Denn vermittelst dieser zwey Stücke, „haben die Musikverständigen, welche vorzeiten mit den Poeten „einerley waren, den Vers und Gesang zur Belustigung „ausgekünstelt: damit sie sowohl durch das Sylbenmaaß, „als durch die Stimme, belustigen, und dem Ekel der „Ohren zuvor kommen möchten. Diese beyden Stücke nun, „ich meyne den Wechsel der Stimme, und die Abtheilung „der Rede, in geschlossene Sätze, haben sie, so viel es sich „hat thun lassen, aus der Poesie, auch in die Beredsamkeit „einzuführen, für rathsam gehalten.

3. §. Wir sehen aus dieser Stelle das innerste Wesen der Perioden, und begreifen zugleich, wie die ersten Dichter auf

diese Erfindung gekommen sind. Sie suchten das Ohr zu vergnügen, und den Leuten beym Anhören ihrer Gedichte keinen Ueberdruß zu erwecken. Dahin gehörte nun eine wohlklingende Rede, die in einem Athem ausgesprochen, und doch wohl verstanden werden konnte. Sie maßen also alle ihre Zeiten ab, brachten das Sylbenmaaß darinnen auf, und schlossen, so viel möglich war, jeden Gedanken in einen, zween oder drey Verse; so viel man nämlich in einem Athem bequem aussprechen konnte. Daher entstunden nun die poetischen Perioden. Ein Exempel macht die Sache deutlich. Simon Dach schreibt auf eines liefländischen Herzogs mit einer brandenburgischen Prinzeßin Beylager 1643.

Ich bin so fremde nicht in meinem Vaterlande,
Dem, der nur etwas hält von Tugend und Verstande.
Mein Churfürst, sagt man mir durch gründlichen Bericht,
Erkennt, ob ich ein Lied geschrieben, oder nicht?
So kundig bin ich ihm!

Hier sieht ein jeder, daß in diesen fünftehalb Zeilen der Verstand sich dreymal schließt. Erst machen zwey und zwey Zeilen einen völligen Satz aus: hernach ist eine halbe Zeile ein ganzer Satz; der sich zwar auf das vorhergehende bezieht, aber doch für sich verstanden werden kann. Noch eins aus demselben Gedichte.

Mir dringet längst zu Ohren,
Ja auch ins Herze selbst, der süßen Sänger Schall.
Ich höre längst von fern die Heerpauk und den Hall
Der zwöf Trompeten gehn. Vor Freuden seh ich springen
Die Bergstadt Ottokars, und alles wieder klingen.
Der reiche Pregel reckt sein nasses Haupt empor,
Horcht, was da sey, und läuft geschwinder, als zuvor,
Dem frischen Hafe zu.

Hier sieht man wieder, daß der Verstand dieser acht Zeilen sich viermal geschlossen hat, nämlich da, wo die Puncte stehen. Und folglich besteht dieses Stück aus vier Perioden.

4. §. Will man dagegen sehen, wie ein Vers aussieht, darinn keine Perioden sind: so darf ich nur ein Stück aus

einem alten Meistersänger anführen. Z. E. Der alte Uebersetzer Homers, Joh. Spreng, erzählt im Anfange des ersten Buches, wie der Priester Chryses seine Tochter wiedergefordert habe.

> Dann dieser Priester lobesam
> Bald für die Schiff der Griechen kam,
> Und wollt sein liebe Tochter haben,
> Dieselb erledigen mit Gaben,
> Bracht deren gar ein große Zahl
> Für die Kriegsobersten zumal,
> Von Gold und Silber auch ein Kron
> Apollinis, des Gottes fron,
> Ein' gülden Zepter in der Hand,
> Ersucht die Griechen mit Verstand,
> Fürnemlich Agamemnonem
> Und Menelaum ganz bequem
> Die beyden König hochgebohrn,
> Des Atrei Söhn auserkohrn,
> Als hochverständig und großmüthig,
> Fing an und sprach mit Worten gütig:
> Ihr beyde Fürsten hochgedacht,
> Und auch der Griechen große Macht ꝛc.

Ich müßte noch ganze Seiten ausschreiben, wenn ich hier ein Ende finden wollte: so gar hängt alles an einander, daß man nirgends stille halten oder aufhören kann. Es hat aber auch unter neuern Poeten Leute gegeben, die nicht anders geschrieben haben, als ob die Periode in Versen zu den verbothenen Künsten gehörte. Sonderlich in den ungemischten alexandrinischen Versen halten es einige, z. E. Amaranthes, oder Corvinus u. a. m. nicht nur für erlaubt, sondern wohl gar für eine Schönheit: wenn sie alles aneinander hängen, und wohl dreyßig ja vierzig lange Zeilen wegschreiben, darinn man nirgend still stehen kann; wo man nicht durch das Athemholen den Zusammenhang der Worte und Gedanken unterbrechen will.

5. §. Eine solche Schreibart nun, ist in ungebundner Rede schon verwerflich; vielweniger wird sie sich für einen guten Poeten schicken, der noch körnichter, nachdrücklicher und kräf-

tiger schreiben soll, als ein Redner. Die große Weitläuftigkeit ist ein Zeichen schlecht verdaueter Gedanken, und übelgefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichste Sache dunkel, und den besten Leser matt und müde. Seine Gedanken werden mit gar zu vielen Dingen überhäufet; und wenn er hoffet, daß ihm die folgende Zeile den völligen Sinn des Satzes entdecken werde: so wird er von neuem, aus einem Labyrinthe in den andern gestürzet, daraus er nicht eher, als nach unzähligen Umschweifen den Ausgang finden kann. Wenn man dann endlich an einen Ruhepunct gekommen ist, so weis man selbst nicht mehr, was man im Anfange gelesen hat: so gar ist man, durch die Verwirrung unzählicher Gedanken und Ausdrückungen, überhäufet worden. Auch **Günther** hat zuweilen seiner Einbildungskraft, etwas zu sehr den Lauf gelassen, z. E. wenn er so schreibt:

> Der bettelt geht und kömmt, und kann vor Angst nicht ruhn,
> Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyert;
> Wie, da sie gestern spät das Sonntagszinn gescheuert,
> Ihr aufgestreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
> Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt,
> Daher in seiner Brust ein neuer Aetna brennte,
> Dem auch ihr Schüsselfaß die Glut nicht löschen könnte.

Doch könnte es auch wohl seyn, daß er diese Stelle mit Fleiß, und satirischer Weise so matt und weitschweifig gemacht hätte, als ob er den Canzleystil nachahmen wollte.

6. §. Wiewohl nun dergestalt die Deutlichkeit eine Haupttugend poetischer Perioden ist; diese aber nicht leicht ohne eine beliebte Kürze erhalten werden kann: so will man dadurch noch nicht alle weitläuftige Sätze in Versen verworfen haben. Es giebt freylich zuweilen lange Peeioden, die eine Menge kleiner Abtheilungen haben. Weil sie aber alle einander ähnlich sind, und an und für sich selbst verstanden werden können; so entsteht keine Dunkelheit in der ganzen Rede daraus. Z. E. wenn **Neukirch** in dem schönen Lobgedichte auf die Königinn in Preußen, Sophien Charlotten, ihre Eigenschaften ins Kurze fassen will; so macht er eine

Periode

Periode von acht Zeilen, die aber aus so kurzen und ähnlichen Theilen besteht, daß sie ganz deutlich bleibt.

> Charlott! ach kann ich auch dieß große Wort noch sprechen?
> Charlotte liegt erblaßt! und unsre Augen brechen
> Zugleich vor kalter Angst. Wir sehen nichts, als Nacht;
> Und gleichwohl sehen wir Europens Zierd und Pracht,
> Des größten Helden Lust, der Damen Preis und Krone,
> Das mütterliche Haupt von einem Königssohne,
> Minervens Ebenbild, der keuschen Liebe Sitz,
> Und alles, was jemals Natur, Verstand und Witz
> Nur herrliches gezeugt, nur schönes kann erdenken,
> Ins Haus, ins schwarze Haus der bleichen Schaar versenken.

Man hat also sonderlich darauf zu sehen, daß in dergleichen langen Sätzen die Theile nicht nur an sich selbst deutlich, sondern auch unter einander ähnlich seyn mögen. Denn diese Aehnlichkeit macht, daß man die vorigen Stücke bey dem folgenden nicht aus dem Sinne verliert, und bey dem letzten nicht anders denkt, als ob nur eine einzige Eigenschaft, Bedingung, Ursache, Vergleichung oder Folgerung vorhanden gewesen wäre.

7. §. Die andere gute Eigenschaft einer Periode ist, wenn darinnen die ordentliche Wortfügung unsrer Muttersprache eben sowohl, als in ungebundner Rede, beobachtet wird. Diese Regel ist seit Opitzens Zeiten bey unsrer Nation für bekannt angenommen worden: und es haben sie so gar diejenigen nicht verworfen, die doch in ihren Schriften vielfältig darwider verstoßen haben. Sie entschuldigen sich allenfalls mit der poetischen Freyheit, der sie sich doch durch den, der obigen Regel gegebenen Beyfall, begeben hatten: oder sie meynen doch, um eines guten Gedankens halber, stehe es ihnen frey, die Sprache zu verstümmeln. Einige aber meynen gar, es bestehe die Schönheit der poetischen Schreibart in solchen Verkehrungen der Wörter; indem man sich dadurch von der prosaischen Rede sehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem zürcherischen Milton. Bey den alten Lateinern und Griechen hat man sich in diesem Stücke so sehr

nicht binden dörfen, und insgemein hält man dafür: es wäre ihren Poeten eine jede Versetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig gewesen. Allein ich habe bisher noch keinen Beweis davon zulänglich befunden. In Aristotels Poetik c. 23. finde ich, daß ein damaliger Geschichtschreiber, **Ariphrades**, die Versetzung der Wörter an den tragischen Poeten getadelt; unter andern, wenn sie das Vorwort nach seinem Nennworte gestellet: Z. E. δωμάτων ἀπὸ, *domo ex*, an statt *ex domo*. Wiewohl nun **Aristoteles**, aus gar zu großer Gelindigkeit, hier die Vertheidigung der Poeten über sich nimmt; und sie gar deswegen lobet, daß sie von der gemeinen Art zu reden abgewichen: so schließe ich doch daraus, daß es in der griechischen Sprache nicht gleichviel gewesen, wie man die Wörter geordnet; und daß auch bey ihnen, ein zartes Ohr von einem guten Poeten gefordert habe, bey der natürlichen Wortfügung zu bleiben.

8. §. Von den Lateinern ist es eben so gewiß, daß man nicht alle mögliche Versetzungen bey den Poeten habe dulden können. Z. E. der Vers Virgils:

> Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
> Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
> Littora &c.

hätte gar leicht auch folgendergestalt ins Sylbenmaaß gebracht werden können:

> Arma virumque cano, profugus qui primus ab oris
> Italiam Trojæ venit, Lavinaque fato
> Littora.

Doch glaube ich, daß dem Virgil und allen Römern, über einer so seltsamen Versetzung der Wörter, die Ohren würden weh gethan haben. Und doch ist es leicht möglich, noch eine weit ärgere Unordnung in diese Wörter zu bringen, dabey endlich der ganze Verstand der Zeilen verschwinden würde. Zum Exempel:

Arma cano primus Trojæ Lavina virumque
Italiam profugus qui Littora venit ab oris
Fato.

Oder so:

Arma cano Trojæ, profugus qui Littora venit,
Italiam Lavina virumque primus ab oris
Fato.

Es ist daher wohl gewiß, daß in lateinischen Poesien eben so wohl die gewöhnliche Ordnung der ungebundnen Rede hat beobachtet werden müssen, als im Deutschen. Und wenn sich ja die Poeten, aus Noth, zuweilen eine Freyheit herausgenommen, so ist es an ihnen mehr geduldet, als gelobet worden. Man kann hiernach in den Parrhasianen dasjenige prüfen, was **Clericus** in den Gedanken von der Poesie geschrieben hat. S. der krit. Beyträge B. a. d. u. f. S.

9. §. Bey den Franzosen hat Pater Cerceau, in einem besondern Tractate, zu behaupten gesucht: das Wesen der poetischen Schreibart bestünde in einer bloßen Versetzung der Wörter. Er führet aus ihren besten Poeten die Stellen an, die bloß darum edel und poetisch klingen; weil man wider die gemeine Art das hinterste vorn, und das vorderste hinten gesetzet hat. Nun weis ich zwar, was ihm der Pater **Buffier** in seiner neuen Anleitung zur Poesie drauf geantwortet hat: nichts destoweniger aber scheint er so ganz unrecht nicht zu haben. Denn einmal ist es gewiß, daß die französischen Poeten sich vieler solcher Versetzungen bedienen, die kein prosaischer Scribent bey ihnen brauchet; welches sie eben den Anfängern so dunkel macht. Zweytens ist es auch gewiß, daß eine Zeile ein ganz neues Ansehen bekömmt, so bald eine etwas ungewöhnlichere Ordnung in die Redensarten gebracht worden; welches ich bald mit deutschen Exempeln behaupten will. Darinn aber kann ich ihm nicht beyfallen, wenn er die verblümten Redensarten für nichts poetisches ansehen will: da doch der häufige Gebrauch derselben, selbst in **Fenelons** Telemach, die Schreibart viel zu edel macht, als daß es eine pro-

saische heißen sollte. Die Kunstrichter haben vorlängst die reichen Beschreibungen im Curtius, und gewisse verwegene Metaphoren im Florus, für einen poetischen Ausdruck ausgegeben; obgleich dieselben nicht in Versen abgefasset gewesen. Und Quintilian im VI. Kapitel seines VIII. Buchs gesteht ausdrücklich, daß die Poeten mehr Freyheiten in verblümten Redensarten hätten, als andere Scribenten.

10. §. Ich bleibe also fürs erste bey unserer alten Regel, und sage, ein Poet müsse eben die Wortfügung beybehalten, die in ungebundner Rede gewöhnlich, oder doch zum wenigsten erlaubt ist. Z. E.

> Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
> Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
> Der Liebsten Namen ein. Bald schwingt er in die Höh
> Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.
>
> Opitz von R. des Gem.

Hier sieht ein jeder wohl die Versetzungen der Worte, die man in ungebundner Rede nicht gemacht haben würde. In der andern Zeile würde ich gesagt haben: **Auf seinen Stab gelehnt, und schneidet der Liebsten Namen in die Rinden ein. Bald schwingt er ein treues Hirtenlied, von seiner Galathee, in die Höhe.** Wer nun die obige Regel in aller ihrer Schärfe annimmt, der muß den angeführten Vers ganz verwerfen. Eben so wird es mit der folgenden Stelle gehen:

> Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
> Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten;
> Eh, als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
> Zuwege bringen kann, und ungerechtes Recht.
>
> Eben daselbst.

Hier sieht man wiederum, daß in ungebundener Rede fast alles anders stehen müßte. „Wenn er nach Hofe kömmt, „würde ich gesagt haben, darf er sein Hütlein nicht stets in „der Hand behalten und vor der Thüre erkalten, ehe er Au„dienz und ungerechtes Recht zuwege bringen kann.„ Allein meines Erachtens wären diese und dergleichen Versetzungen

gen an einem Poeten noch wohl zu dulden; wenn sie nur niemals widriger klängen. Es giebt aber viel ärgere, die man gar nicht leiden kann; weil sie der Art unserer Sprache gar zu sehr zuwider laufen. Z. E. Lohenstein im Ibrahim Sultan schreibt:

Ich kann mehr den Gestank der schwarzen Unzuchtkerzen
Des Ibrahims vertragen nicht:
Es muß sich mein Crystall von seiner Bosheit schwärzen,
Stambuldens Glanz verliern ihr Licht.

Und so geht es in unzählichen Stellen. Denn wie verkehrt klingt **brechen ab**, **schlingen ein**, **zünden an**, **sprechen zu**, **streichen an**, **brennen an**, **tauschen ein**, und andre Arten der Versetzungen mehr, die in dem ersten Auftritte dieses Trauerspiels zu finden sind.

11. §. Eben dergleichen kann man fast in allen unsern Dichtern anmerken, die bis auf Christ. Weisen geschrieben haben, auch so gar Hofmannswaldauen und Bessern nicht ausgenommen, die doch, ich weis nicht wie? ihrer Reinigkeit halber in Ruff gekommen sind. Dahin gehöret auch das **thun**, welches die Alten so oft eingeflicket haben. Z. E. Opitz von R. des Gem.

Ein frisches Haselhuhn,
Nach dem die Bürger sonst die Finger lecken thun.

Dahin gehört die Trennung gewisser Wörter, durch eine anderes darzwischen geschobenes: Z. E.

Er wird mir auch verzeihen,
Daß ich frey öffentlich, als Herold, aus darf schreyen rc.
Opitz.

Dahin gehört die Veränderung der Geschlechter, da dem Verse zu gut, das weibliche ins männliche, oder beydes ins ungewisse, verwandelt wird. Z. E. Opitz.

An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin und wieder,
Fleußt heller noch als Glas.

da es von Rechtswegen, eine **schöne Quelle** hätte heißen sollen: der letzten Zeile nicht zu gedenken, die, noch heller

fleußt, hätte lauten können. Dahin gehört auch die Abkürzung gewisser Wörter. Z. E. **Lohenstein** sagt vom Frauenzimmer:

Die keusch= und kältsten bremen,
Wo Fürstenblicke falln.

12. §. Dahin gehöret ferner die Ausdehnung einiger Wörter, die bloß des Sylbenmaaßes halber zu geschehen pflegt; Z. E. Genade, Gelücke, Gelauben, Grabestein, abe, nichtes, Großemutter ꝛc. Dahin gehöret auch die unnöthige Vorsetzung einer Sylbe, vor ein sonst gewöhnliches Wort: Z. E. **Lohenstein**:

Dessen Eid
Nichts minder ihn verknüpft, auf die Ergetzlichkeit
Des Sultans, als aufs Heil des Reiches vorzusinnen.

Hier ist das **vor** augenscheinlich umsonst angeflickt, und ändert die Bedeutung des Wortes eben so wenig, als in dem Niedersächsischen **vorfinden**: welches nichts mehr, als finden heißt, und nur einen unnöthigen Zusatz bekommen hat. Hieher gehört endlich, wenn man forn eine Sylbe den Wörtern abreißt, z. E. **raus** vor heraus.

Der streichet pralend raus, was ihm in nächsten Tagen,
Für reiche Töchter sind zur Heirath angetragen. **Kanitz.**

Und vor diesem so ungereimten Fehler hat sich auch **Günther**, der doch sonst so rein schreibt, als man es wünschen kann, nicht allezeit in acht genommen. Und wie viel **'rein** für herein, **'rauf** für herauf, **'rab** für herab, **nein** für hinein, **'nauf, 'nab, 'nüber, 'nunter, 'rüber, 'runter,** ꝛc. findet man nicht bey einigen Neuern? die gewiß nicht bedenken, daß kein Mensch in ungebundner Rede jemals so geschrieben. Pflegt gleich die Geschwindigkeit im Reden die erste Sylbe fast zu verbeißen, so ist es darum doch im Schreiben nicht schön. Die Nachläßigkeit der Ausländer, z. E. der Wälschen, der Engländer und Holländer macht es nicht gut. Was in ihrer Sprache angeht, das schickt sich darum für unsre nicht. Eben dahin gehört auch das Wörtchen **vor**, welches einige, sonderlich Schlesier, als **Neukirch**, **Günther** u. a. m. anstatt

zuvor,

zuvor, oder vormals, zu brauchen pflegen: da sie doch leicht **sonst**, **vormals**, oder **vorhin**, an seiner Stelle brauchen könnten.

13. §. Nun weis ich zwar, daß **Aristoteles**, in dem bereits angeführten Kapitel seiner Poetik, die Verlängerung und Verkürzung der Wörter, in der hohen poetischen Schreibart dulden, ja gar für eine Schönheit derselben halten wollen, dadurch man sich von der gemeinen Art entfernen könnte. Allein da sich der alte Kunstrichter **Euklides** ausdrücklich über den **Homer** beschweret, daß er solches gethan hat: so sehe ich daraus, daß solche gewaltsame Verstümmelung der Wörter auch in Griechenland anstößig gewesen; wie denn auch die neuen Dichter jenen darinnen nicht nachgeahmet haben. Denn in der That ist es wahr, daß es keine Kunst seyn würde, Verse zu machen: wenn es einem frey stünde, nach seiner Phantasie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern, wie dieser alte Criticus gesagt hat. Die Belustigung, die man im Lesen eines Verses hat, fällt auch großentheils weg, wenn man sieht, daß der Poet nicht vermögend ist, die Sprache mit seinem Sylbenmaaße in guter Harmonie zu erhalten. **Horaz** vergleicht daher einen guten Poeten mit einem Seiltänzer. Was belustiget uns an einem solchen mehr, als daß derselbe auf einem so schmalen Stege, mit solcher Gewißheit und Sicherheit einhergeht; ja gar die höchsten Luftsprünge macht, die sonst niemand auf dem flachen Boden nachmachen könnte? Man gebe aber demselben nur einen Steg, der eines Fußes breit ist: so gleich wird unsre Ergetzlichkeit verschwinden; weil es keine so große Kunst mehr seyn wird, darauf zu gehen. So ist es auch mit einem Versmacher bewandt. Sein richtiges Sylbenmaaß ist das Seil, darauf er ohne Fehltritt einhergehen muß. So oft er vorbey tritt, ist es uns zuwider; nicht anders, als wenn der Seiltänzer vom Seile fällt. Er muß gar die verwegensten Sprünge in seinen Gedanken und Ausdrückungen machen können, dabey man denken sollte: nun würde er gewiß seiner Richtschnur verfehlen! und doch wider Vermuthen in seinen

engen Schranken bleiben. Dadurch wird nun der Leser überaus vergnüget. So bald man ihm aber eine größere Freyheit, die Sprache zu verstümmeln, verstattet: sogleich wird es gar keine Kunst mehr seyn, Verse zu machen; und man möchte ihm zurufen, was Boileau von einem solchen Stümper schreibt: „Er martert sich fast zu Tode über seinen „Versen: warum schreibt er denn nicht lieber in ungebunde„ner Schreibart?

Il se tüe à rimer; que n'ecrit il en Prose?

14. §. Denn in der That ist es besser, gar keine Verse, als schlimme zu machen und zu lesen: weil man sich ohne diese gar wohl behelfen kann. Ich weis wohl, daß es Leute giebt, die alles, was sich nur reimet, für Verse, und zwar für gute Verse halten. Allein es sind auch Leute darnach, deren Hofpoet ich nicht seyn möchte. Sie verstehen bey aller ihrer äußerlichen Hoheit des Standes, oder Pracht und Lebensart, kaum so viel, daß sie ihren Namen recht schreiben können. Von diesen nun einen Beyfall zu erhalten, das ist auch denen keine Ehre, die sich doch viel damit wissen; wenn sie alle Kenner der wahren Dichtkunst, für den Pöbel auf dem Parnaß erklären: bloß, weil sie es vorhersehen, daß ihre Arbeit deren Beyfall nicht erhalten wird. Horaz hat den römischen Lucil und andere alte Lateiner, die sich dergleichen Freyheiten genommen, in etlichen Satiren ausgelachet und verworfen: obgleich der römische Pöbel, dem alles gleichviel war, und der die regelmäßigen Ausdrückungen von den unrichtigen nicht zu unterscheiden wußte, sehr viel Werks aus ihren Versen machte. Er giebt zu, daß er scherzhaft (facetus) und emunctæ naris, ein aufgeräumter Kopf gewesen: aber er nennt ihn hart in Versen, und sagt, daß dieselben sehr unsauber flössen.

durus componere versus!
Nam fuit hoc vitiosus: In hora sæpe ducentos
Ut magnum, versus dictabat, stans pede in uno.
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

Garru-

Garrulus atque piger, scribendi ferre laborem,
Scribendi recte,

Sat. IV. L. 1.

Man sieht aus dieser Stelle auch, daß nicht bloß die Geschwindigkeit im Versemachen an solchen Fehlern Schuld gehabt: sintemal er sehr schwatzhaft und gar zu faul gewesen, sich Zeit und Mühe genug über einer Sache zu nehmen. Man sehe die X. Satire dieses Buches nach, wo er noch ausführlicher davon handelt.

15. §. Ich enthalte mich hier, alle altfränkische Fehler der Poeten, die vor Opitzen gelebt haben, anzuführen. Das **stahn, gahn, lahn** und **han, lobesam, wohlgemuth** und **zu dieser Frist**, bedarf keiner Regel mehr; indem es auch von den schlechtesten Dichtern nicht mehr gebraucht wird. Eine andre Bewandniß hat es noch mit den Hülfswörtern, die man zu den Hauptwörtern setzet. Einige lassen dieselben gern aus; andere aber behalten sie gar zu sorgfältig bey. Allein es ist leicht ein Unterscheid zu machen. Wann die Wörter **haben** und **seyn** wirklich nur Hülfswörter sind, und bey andern Zeitwörtern vorkommen: alsdann darf man sich kein Bedenken machen, sie nach Erfoderung der Umstände auszulassen; wenn nur keine Dunkelheit daraus entsteht. Z. E. **Kanitz.**

Der, weil ein schwarzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Besitz der Güter wird getrieben.

Da ist in der ersten Zeilen das Wörtchen **ist** ausgelassen, aber ohne Fehler: weil ohne dieß, das Wort **ausgeblieben** schon die Sache ausdrückt, und das ist also nur ein Hülfswort war. Aber in der andern Zeile hätte das **wird** unmöglich ausgelassen werden können, weil sie sonst unverständlich geworden wäre, So gehts auch in allen Fällen, wo das **haben** ein bloßes Hülfswort ist. Z. E. **Opitz** schreibt:

Was kann ein Herr, ein Fürst, ein König bessers lesen,
Als was vor uns und ihm geschehen und gewesen;

> Wie manches stolze Reich entsprungen und verkehrt,
> Wie Völker itzt geblüht, und wieder durch das Schwert
> Den Untergang geschaut.

Hier ist zuletzt bey **geblüht**, und **geschaut**, das **haben** ohne Fehler ausgelassen; so wie in der andern Zeile, bey **geschehen** und **gewesen**, das **ist**. Nur bey der dritten kann ichs nicht gut heißen, daß zwey ungleiche Wörter, **entsprungen** und **verkehrt**, verbunden worden, da sie doch nicht einerley Hülfswort haben können; weil das erste **ist**, das andere aber **worden** hätte haben sollen. Und dieses **worden** hätte gar nicht ausbleiben müssen, um den Verstand recht auszudrücken. **Verkehrt** kann auch wirksam, und nicht nur leidend erkläret werden: nachdem entweder **hat** oder **worden** darunter verstanden wird; und diese Zweydeutigkeit kömmt hier vor.

16. §. Wenn aber die Wörter **haben** und **seyn**, an und für sich was bedeuten, und rechte Zeitwörter abgeben: alsdann ist es sehr ungeschickt, dieselben auszulassen. Z. E. **Opitz** im Vesuvius schreibt:

> . Verzeihe mir mit Gnade,
> Daß ich umangesagt mit Schriften dich belade,
> Die gar zu schlecht für dich. Ich weis etc.

Und bald hernach in diesem Gedichte:

> Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Menschen nennen,
> Wenn seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen.

Hier ist in der ersten Stelle das Wort **sind**, und in der andern das **ist** ausgelassen. Gleichwohl sind dieselben hier als rechte Hauptwörter anzusehen; ohne die man den Satz unmöglich verstehen kann. Solchen Stellen unsrer ehrlichen Alten, die doch unrein sind, folgen viele Neuere nach, und verderben dadurch die Sprache aufs äußerste; zumal wenn sie gar das **hat** und **haben** in dergleichen Fällen ersparen wollen. Was ich aber an **Opitzen** entschuldigen muß, das werde ich gewiß an keinem andern loben, er sey auch wer er wolle; und wenn er noch so körnigt, dunkel und **miltonisch** schriebe,

schriebe, ja mit lauter ästhetischen Räthseln sinnträchtiger und gedankenschwangerer Machtwörter und Wortriesen aufgezogen käme.

17. §. Noch einerley Frage fällt wegen der Hülfswörter vor, ob man sie nämlich ohne Unterscheid vor, oder hinter ihr Hauptwort setzen könne. Z. E.

> Wär es zu jener Zeit, da man auf Tuch und Rinden,
> In Cederöl getränkt, auf Helfenbein und Linden,
> Und Bley, und Darm, und Erz, und Wachs, und Leder schrieb,
> Und solches alles zwar mit großen Kosten trieb:
> So würde Caßius sich eher lassen lenken,
> Und nicht, wie er gethan, auf tausend Bücher denken;
> Die man dennoch zu nichts sonst tauglich hat erkannt,
> Als daß man sie sammt ihm zu Asche hat verbrannt.
>
> Frank.

Hier findet man in der fünften Zeile das Hülfswort lassen, vor sein Hauptwort lenken gesetzt, welches doch in ungebundner Rede hinten gestanden haben würde. Imgleichen steht in beyden letzten das hat ebenfalls vorne, da es doch nach prosaischer Ordnung hinten seyn sollte. Allein man sieht wohl, daß dieses wider die obige Regel läuft, und also für keine Schönheit, sondern für einen Uebelstand zu halten ist. Noch eins aus eben dem Poeten:

> Es würde der Lucil wohl eher sich ermüden,
> Und nicht zweyhundert Vers in einer Stunde schmieden,
> Und zwar auf einem Fuß. Ich selber ließ es seyn,
> Und zöge meine Schrift zuzeiten enger ein:
> Wann nicht der leichte Griff, da man mit großem Frommen
> Auf Lumpen schreiben kann, nunmehr wär aufgekommen.

Hier ist abermal wär in der letzten Zeile auf der unrechten Stelle: denn es sollte heißen, aufgekommen wäre. Gesetzt nun, daß dieses nur ein kleiner Fehler ist, den man an einem alten und großen Poeten leicht übersieht, wenn er nur nicht oft kömmt: so ist es doch ein Fehler, der einer Entschuldigung bedarf, und den man lieber zu vermeiden sucht, wenn man ohne Tadel schreiben will.

18. §. Eine von den allervornehmsten Tugenden, eines guten poetischen Satzes, ist die Deutlichkeit desselben. Diese muß in gebundener Rede eben sowohl, als in ungebundner statt haben, und ohne dieselbe würde ein Poet kein Lob verdienen. Es entsteht sonst die Deutlichkeit aus Wörtern und Redensarten, die jedermann geläufig und bekannt sind, auch in ihrem natürlichen und eigentlichen Verstande gebraucht werden: sodann aber auch aus einer ordentlichen und gewöhnlichen Wortfügung, die der Art einer jeden Sprache gemäß ist. Wären aber diese Stücke zur Deutlichkeit eines Satzes ganz unentbehrlich: so würde folgen, daß ein Poet entweder keine neue Wörter, verblümte Redensarten und neue Wortfügungen machen müsse: oder daß er unmöglich deutlich würde schreiben können. Denn wir haben schon oben gewiesen, daß man in gebundner Rede nicht die gemeinsten und bekanntesten, sondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neuzusammengesetzte Wörter, und viel verblümte Redensarten anbringen solle: um edler und erhabner als ein prosaischer Scribent, zu schreiben. Und wir werden bald hören, daß man auch in der Wortfügung viele Neuerungen wagen könne, um sich dadurch von der gemeinen Art zu reden zu entfernen. Allein bey diesem allen kann die Deutlichkeit gar wohl bestehen. Ein Wort kann gar wohl verständlich seyn, wenn es gleich nicht täglich von dem Pöbel gebraucht wird. Ein altes Wort ist auch nicht allemal unverständlich, wenn es nur kein Provinzialwort ist, das außer den engen Gränzen einer Landschaft nicht gilt; wenigstens kann es durch den Zusammenhang ganz deutlich werden. Neugemachte Wörter sind auch sehr wohl zu verstehen, wenn sie nur aus bekannten regelmäßig zusammen gesetzt; und nach der Aehnlichkeit unserer Mundart eingerichtet worden. Die verblümten Redensarten, wenn sie glücklich ausgesonnen werden, geben dem Verstande noch mehr Licht, als die eigentlichen; wenn man sie nur nicht gar zu häufig brauchet. Denn **Aristoteles** in seiner Poetik hat ausdrücklich angemerket, daß aus gar zu vielen Metaphoren lauter Räthsel entstehen.

19. §. Zuweilen werden bey dem Scheine der größten Deutlichkeit die verblümten Redensarten so wunderlich durch einander geflochten; daß sie gar nicht verstanden werden können. Z. E. Besser in einem Singespiele läßt den Mars, der nebst den andern Göttern bey der Flora zu Gaste gebethen worden, und etwas spät erscheint, also sprechen:

Mars, der Gott der Kriegesheere,
Folgt der Göttinn aus dem Meere,
Folget seiner Venus nach.
Wart, Aurora! wart, Aurora!
Mars kömmt auch zum Fest der Flora,
Schleuß noch nicht dein Schlafgemach.

Hier verstehe ich weder was Mars, noch was der Poet haben will. Denn außer dem überflüßigen Titel, den er sich giebt, und den alle Götter, zu denen er kömmt, lange wußten, nennt er seine Venus eine Göttinn aus dem Meere; welcher Namen sich viel besser für die Thetis geschicket hätte. Hernach ruft er Auroren, und verlangt, sie solle ihr Schlafgemach noch nicht schließen, weil er auch zum Feste der Flora käme. War denn das Fest der Flora in Aurorens Schlafkammer angestellt? oder wollte Mars sonst bey ihr seine Herberge auf etliche Minuten nehmen? Was heißt es ferner, das Schlafgemach schließen? Ohne Zweifel schläft Aurora des Nachts, und also muß sie frühe herauseilen, ihrem Phöbus vorzugehen. Da wird es nun dem Mars gleich viel gelten, ob sie ihre Schlafkammer offen läßt, oder zuschließt; weil er ohne dieß nichts darinn zu thun hat. Des Abends aber die Aurora in ihr Schlafgemach zu führen, das würde eben so viel seyn, als wenn jemand den Nordwind von Süden, oder den Zephir von Osten herkommen ließe. Mit einem Worte, der obige Vers ist ohne Verstand, folglich ein Galimatias, und besteht aus schönen Worten und verblümten Redensarten, die nichts heißen.

20. §. Ich habe mit Fleiß aus Bessers Schriften ein solch Exempel angeführet, den man seiner natürlichen Schreibart, und richtigen Gedanken halber so vielmal gelobet; daß er

sich

sich endlich selbst für unsern besten Poeten gehalten, und alles andre vor und neben sich verachtet hat. In andern, die noch erhabener schreiben, würde ich unzählige solche Stellen finden, die entweder noch unverständlicher seyn, oder doch gute Räthsel abgeben würden. Z. E. wenn **Lohenstein** die Sonne den **Almosenmeister Gottes**, den Menschen eine **Mappe dieses großen Alles** nennet; und hernach bald der **göttlichen Vorsehung in die Speichen tritt, bald die Deichsel dem Vaterlande zukehret:** so sind dieses lauter unverständliche Räthsel, welche man nicht errathen würde, wenn nicht theils ausdrücklich dabey stünde, was sie bedeuten sollten, theils aber der Zusammenhang solches zeigte. Siehe dessen Rede auf den Herrn von **Hofmannswaldau**, und die Beurtheilung desselben in dem I. Bande der kritischen Beyträge. Dieses alles zeiget, meines Erachtens, wie nöthig es sey, bey dem verblümten Ausdrucke seiner Gedanken vor allen Dingen auf die Deutlichkeit zu sehen, und sich ja nicht durch den Schein einer falschen Hoheit in das Phöbus oder Galimatias stürzen zu lassen. Einige Neuere haben uns in diese Wolken und Nebel wieder zu verhüllen gesucht, und dieses zwar unter dem Scheine einer größern Scharfsinnigkeit. Sie haben uns die gemeinsten Gedanken durch dunkle Ausdrückungen schwer zu verstehen gemacht: damit wir glauben sollten, sie hätten uns neuerfundne und vorhin unerhörte Dinge gesagt. Einfältige haben sich betrügen lassen, sind aber nicht besser angekommen, als Irion, der statt einer Göttinn eine Wolke umarmete. Ein Exempel will ich aus **Laurenbergen** geben, der schon zu seiner Zeit dergleichen Fehler verworfen hat.

Ick konde wol so hoch draven, wen ick wolde,
Dat ydt nemand als ick alleen begrypen scholde,
Wenn ick als de grote Poet schryven würde,
„Die Frau hat abgelegt ihrs Leibes reiffe Bürde,
„Versieglend ihr Ehbett mit einem theuren Pfand.
Wol würde ergründen dysses Radels Verstand?
He meent darmit, de Fruw de hefft een Kind gekregen,
Welckes im Ehstand ys een eddel Gades Segen.

Man

Man eener dem so hüpich nich ys ingegaten
Dat hemlische Licht, würde ydt düden sülcker maten:
Als wenn de Fruw ere Kleder van dem Bedde
Genahmen, un in Pand versettet hedde.
Een ander de dar meent, he würd ydt beter weten,
Lede ydt so uth: dat Wyff hefft int Bedde gescheten.
Desülve Poet, dar he künstlyck verklaret
Wo syn Fründ up dem Meer in eenem Schepe fahret,
Syne hochflegende Flögel mit dyssen Wörden uthbreidet:
„Auf einem hölzern Pferd das nasse Blau durchschneidet,
„Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewächs.
Een Halffgelehrd, als ick, laß dysse schware Lex,
He spinteseerde lang, ehr he se kond ergründen,
Endlyck sprack he: de Poet, de eenen syner Fründen
Beklaget, dat he must upm holten Esel ryden,
Un synen natten Ers dar brun un blau tho schniden:
Un dat desülve Fründ Neptun, üm syn Verbreken,
Up dem Kake mit Roden were uthgestreken.
Sülcke hocherlüchtede Rede, de nu ys upgekahmen,
Bringet den nyen Poeten eenen ewigen Nahmen.
Ydt ys nu lächerlyck, schryven dat yderman,
Ja ock een Schoster, edder old Wyff vornehmen kan.
Men moet syne Fedder hoch aver de Lufft upschwingen,
Un mit poetischen Stiel dörch de Wulken dringen.
Dat ys nu de Maneer.“

21. §. Nichts ist übrig, als daß ich versprochenermaßen noch zeige, was für Versetzungen der Wörter in unsrer Sprache, der Deutlichkeit unbeschadet, noch möglich sind; und was für eine Zierde die poetische Schreibart davon bekömmt. Man bildet sich insgemein ein, die guten Poeten folgten der ungebundnen Wortfügung aufs allergenaueste: allein ich habe bisweilen das Gegentheil bemerket und wahrgenommen, daß sie viele neue, und oft recht verwegene Versetzungen machen; die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klingen, und also überaus anmuthig zu lesen sind. Sonderlich habe ich diese Kühnheit an den Meistern in Oden wahrgenommen, darunter ich **Opitzen**, **Dachen**, **Flemmingen**, **Tscherningen**, **Kaldenbachen**, **Franken**, **Amthorn** und **Günthern** nennen kann. Die Exempel, die ich aus ihnen anführen will, werden sattsam zeigen, wie edel der

poetische Ausdruck dadurch wird: weit gefehlt, daß er entweder unrichtig, oder doch dunkel werden sollte. Wenn Opitz sagen will: Grüne wohl, du starke Raute! dieses Gift der Zeiten, weiche deinen süßen Bitterkeiten, welche nichts bezwingen soll; so kehrt ers um, und singt im II. B. der P. W. viel munterer also:

Starke Raute, grüne wohl!
Deinen süßen Bitterkeiten,
Welche nichts bezwingen soll,
Weiche dieses Gift der Zeiten;
Dieses Gift, das gar zu viel
Herz und Haupt durchdringen will.

Bald darauf will er in einer andern Ode sagen: Wie Phöbus der Wolken blaue Tracht zu malen pflegt; so blinkt der Stern von Mitternacht mit güldnen Stralen. Allein er singt weit edler in einer andern Wortfügung:

So blinkt mit güldnen Stralen
Der Stern von Mitternacht;
Wie Phöbus pflegt zu malen
Der Wolken blaue Tracht.

22. §. **Dach** will in einer Ode, die ich in **Kindermanns** deutschem Poeten p. 222. finde, sagen: Mein Aufenthalt war sonst nirgends zu finden, als nur bey den hohen Linden, durch den grünen Wald. Ich liebte ohn Unterlaß eine Quelle, ein frisches Gras ꝛc. allein er ordnet seine Worte weit lebhafter, wenn er so schreibt:

Sonsten war mein Aufenthalt
Nirgends nicht zu finden,
Als nur durch den grünen Wald,
Bey den hohen Linden.
Eine Quell, ein frisches Gras,
Liebte ich ohn Unterlaß:
Da ich denn gesungen,
Daß die Bäum erklungen.

Flemming will seiner Anemonen im Vten Buche der Oden sagen: Ach! dieß einige, war von allen meinen Plagen, noch übrig, daß ich das schwere Liebesjoch abgeschieden tragen

gen muß. Allein der Affect, darinn er steht, bringt eine ganz neue Wortfügung zuwege:

Ach! Einzig dieß wär übrig noch.
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das schwere Liebesjoch
Muß abgeschieden tragen.

Kaldenbach in seinem Klaggedichte auf Opitzen, will sagen: Die berühmte Galathee gieng an des süßen Neckars Rande, in tieferregtem Weh; als Corydon durch einen grimmigen Riß, sie und ihre Felder in einsamwüstem Stande ließ. Aber das poetische Feuer hat ihn dieses folgendermaßen versetzen gelehret.

An des süßen Neckars Rande
Gieng, in tieferregtem Weh
Die betrübte Galathee;
Als, in einsam wüstem Stande,
Corydon, durch grimmen Riß,
Sie und ihre Felder ließ.

23. §. **Tscherning** in einem Gedichte an Fabriciussen von Danzig, will Preußenland also anreden: Für das grimme Blut und Rauben, werden Pickelhauben, Helm und Harnisch, Spieß und Schwert, besser in den Ackerzeug verkehrt. Denn, weil wir mit dem Eisen kriegen, so muß das Feld öde liegen. Aber weit edler hat er die Worte so geordnet:

Besser werden Pickelhauben,
Helm und Harnisch, Spieß und Schwert,
Für das grimme Blut und Rauben,
In den Ackerzeug verkehrt:
Denn das Feld muß öde liegen,
Weil wir mit dem Eisen kriegen.

Johann Frank hätte in der Ode auf Hofmanns, Bürgermeisters zu Frankfurth, Hochzeit, in ungebundner Rede sagen müssen: Jene Grabschrift, die Paternus gestiftet, wird dort um Nemaus, wie ein Wunderwesen gelesen; daß die Parce in seiner Ehezeit, ohn allen Zank und Streit zwey und dreyßig Sonnen (Jahre) abgesponnen habe. Allein er kehret alles um, und doch ist es nicht unrecht; sondern recht lebhaft gerathen.

Als wie ein Wunderwesen,
Wird jene Grabeschrift
Um Nemaus dort gelesen,
Die der Patern gestift:
Daß zwey und dreyßig Sonnen
In seiner Ehezeit
Die Parc hab abgesponnen,
Ohn allen Zank und Streit.

Amthor, in der aus dem Rousseau übersetzten Ode auf die Weltbezwinger, hätte die Helden so anreden müssen: Ihr stolzen Krieger, laßt einmal sehen, worauf sich eure Tugend stützt, und wo euch dann das Herz im Leibe sitzt, wenn sich das Glück verdrehen will. Allein er hat es weit edler so gesetzt:

Laßt einmal, stolze Krieger! sehen,
Worauf sich eure Tugend stützt?
Wo, wenn das Glück sich will verdrehen,
Euch dann das Herz im Leibe sitzt?

24. §. Ich könnte auch aus unsern übrigen Poeten noch unzählliche Stellen anführen; dieses zu behaupten: wenn die bereits erwähnten nicht schon zulänglich wären. Ich will aber lieber noch eine Anmerkung machen, und den Grund dieser aus erlaubten Versetzungen entspringenden Schönheit entdecken. Einmal ist es gewiß, daß auch unsre Prose sehr vielerley Versetzungen leidet, davon aber eine immer besser klinget, als die andere. Z. E. des Herrn von **Kanitz** Trauerrede auf die brandenburgische Prinzeßinn Henriette, hebt so an: „Fürsten sterben zwar eben so, wie andere Menschen: „doch haben sie zu solcher Zeit vor andern ein großes voraus.“ Diesen Satz hätte man, unserer Mundart unbeschadet, auch so vortragen können: Zwar sterben die Fürsten eben so, wie andere Menschen: doch haben sie vor andern zu solcher Zeit ein großes voraus. Imgleichen in dem nächstfolgenden Satze: „Was ihr Tod nach sich zieht, giebt nicht „nur eine Veränderung in einem Hause oder Geschlechte, „sondern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.“ Hier hätte das Wort, eine **Veränderung**, noch an zwo verschiedene Stellen gesetzt werden können, nämlich nach Ge-

schlech-

schlechte, und ganz am Ende. In andern Stellen dieser Rede würden sich noch mehrere erlaubte Versetzungen vornehmen lassen.

25. §. Fragt man nun ferner, welche Ordnung der andern in zweifelhaften Fällen vorzuziehen ist? so sage ich erstlich: die, welche am besten klinget. Das Urtheil der Ohren entscheidet die Schwierigkeit am besten: denn auf das Gehör des Scribenten kömmt es hauptsächlich an, wenn die Schreibart des einen wohlfließend und harmonisch ist; des andern Ausdruck aber rauh und widerwärtig lautet. Es ist aber, außer dem Wohlklingen, zweytens auf den Affect zu sehen. Das Feuer der Gemüthsbewegungen erlaubt uns nicht allezeit, auf die gewöhnliche Ordnung der Wörter zu sinnen: es bricht heraus, und fängt oft den Satz in der Mitten an. Z. E. Ein ruhiges Gemüth wird sprechen: alle dein Bitten ist umsonst! ich werde es nimmermehr leiden. Du sollst den Tag nicht erleben rc. Allein einen Zornigen wird die Heftigkeit seiner Leidenschaft so sagen lehren: **Umsonst ist alle dein Bitten! Nimmermehr werde ichs leiden! Den Tag sollst du nicht erleben!** Dergleichen Versetzungen machen eine Rede sehr feurig und lebhaft: und weil dieß in allen Affecten zu geschehen pflegt, die Poeten aber oft selbst darinnen stehen, oft andre Personen, die aufgebracht gewesen, redend einführen, oder ihnen nachahmen; so ist es kein Wunder, daß sie dergleichen nachdrückliche Versetzungen mit gutem Bedachte anzubringen suchen.

26. §. Oft will man den Nachdruck eines Wortes, durch den Ton der Aussprache anzeigen, der sich aber an einer Stelle nicht so gut, als an der andern hören läßt: daher versetzt man dasselbe an einen Ort, wo es sonst nicht hingehöret. Z. E. wenn ich schriebe:

Ich will dir zu Liebe sterben.

So würde es lange so kräftig und nachdrücklich nicht klingen, als wenn ich sagte:

Dir zu Liebe will ich sterben.

Dahin gehört Günthers Stelle aus dem bekannten Liede: Will ich dich doch gerne meiden, ꝛc.

> In den Wäldern will ich irren,
> Vor den Menschen will ich fliehn.

Hier hätte ja der Poet natürlicher Weise sagen können:

> Ich will in den Wäldern irren,
> Ich will vor den Menschen fliehn.

Auch ist Flemming in dergleichen Versetzungen glücklich gewesen. Z. E. auf der 420sten S. schreibt er:

> Achtmal hat nun, als ich zähle,
> Phöbe volle Hörner kriegt.

Denn von Rechtswegen hätte es heißen sollen:

> Phöbe hat nun, als ich zähle,
> Achtmal volle Hröner kriegt.

Aber, wer sieht nicht, daß er dadurch den Nachdruck seiner Worte geschwächet, und die Schönheit des Verses nur verderbet haben würde?

27. §. Endlich dienet die Versetzung zuweilen, den Leser eines Gedichtes recht aufmerksam zu machen; weil man von den Nebenumständen den Anfang macht, und den Hauptsatz allererst nachfolgen läßt. Z. E. fängt Besser seine Ruhestatt der Liebe so an:

> In diesen brennenden und schwülen Sommertagen,
> Ließ Chloris sich einmal in ihren Garten tragen.

Hier hebt er von der Zeit an, da er doch von der Person hätte den Anfang machen können. So sagt auch Kanitz:

> In meinem Schülerstand, auf den bestaubten Bänken
> Hub sich die Kurzweil an.

Da hätte er ja von der Kurzweil anfangen können: allein diese Versetzung setzt den Leser in Aufmerksamkeit, und macht ihn begierig zu wissen, was denn in dem Schülerstande geschehen

schehen seyn werde? Imgleichen schreibt Flemming auf den Namenstag einer Jungfer dergestalt:

> Daß der Lenz die Welt umarmet,
> Daß der Erden Schooß erwarmet,
> Daß die Nächte werden klein;
> Daß der Wind gelinder wehet,
> Daß der lockre Schnee vergehet,
> Das macht euer Sonnenschein.

Wo man augenscheinlich sieht, daß der natürliche Anfang hätte heißen müssen: Euer Sonnenschein macht, daß der Lenz ꝛc. Eben so hätte Rachel folgende Zeilen,

> Zu einem sammtnen Rock die groben Leinwandhosen,
> Wer hätt' es sonst erdacht, als Narren und Franzosen?

natürlicher Weise ganz und gar umkehren müssen: wenn er sie nicht dergestalt viel nachdrücklicher befunden hätte. Ueberhaupt könnte man Horazens Worte hieher ziehen, wiewohl er sie in anderer Absicht geschrieben:

> In medias res,
> Non secus ac notas, Auditorem rapit.

28. §. Doch verlange ich mit dem allen der unverschämten Frechheit der Sprachverderber keinesweges Thür und Thor zu öffnen, die ohne Verstand und Nachsinnen das unterste zu oberst kehren, und doch für gute Poeten angesehen seyn wollen. Die Versetzungen sind nicht aus Noth erlaubet, um das Sylbenmaaß vollzustopfen; denn dieß gehört für die elendesten Stümper: sondern nur alsdann steht es frey, sich derselben zu bedienen, wenn ein besonderer Nachdruck, oder eine neue Schönheit des Ausdruckes daraus entsteht. Wer dieses nicht in Acht nimmt, und ohne Scheu, wider die Natur unsrer Mundart, alle Regeln der Sprachkunst aus den Augen setzet, der verdienet, ein Pohl oder Wende genennt zu werden, der nicht einmal Deutsch kann, geschweige, daß er ein Poet zu heißen verdienen sollte. Denn das werden lauter Solœcismi und ἀκυρολογίαι, die kein Kenner seiner

Muttersprache ertragen kann: wenn gleich manche Neulinge den Mangel ihres Geistes und Witzes, den sie bey der ordentlichen Wortfügung nicht zeigen können, nur durch die Verhunzung der deutschen Sprache zu verbergen suchen. **Wallisius** sagt dieses zwar seinen englischen Poeten nach, daß sie die Grammatik sehr aus den Augen setzten: und ein gebohrner gelehrter Engländer, hat mir solches insonderheit vom **Milton** bekräftiget; dessen vornehmste Schönheiten in grammatischen Schnitzern bestünden. Bey uns hergegen, wird keine solche Frechheit gelten, die nicht auch in ungebundner Rede, im Affecte, zu dulden ist. Eben so seltsam würde es seyn, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in der unsrigen anbringen wollte; welches vielen, die mehr Französisch als Deutsch können, sehr leicht zu entfahren pflegt. Z. E. wenn ich schriebe: **Die Augen über das Feld ausspazieren lassen**; oder, **Einem Frauenzimmer den Hof machen**, weil die Franzosen sprechen: Promener ses yeux sur les champs, und faire sa Cour à une Dame. Das sind lauter handgreifliche Barbarismi in unsrer Mundart, die kein Mensch versteht, der nicht französisch kann: wohin denn auch die Mittelwörter gehören, die gleichfalls von einigen geschwornen Participianern, sehr unverschämt gebraucht werden. Schlüßlich, ein Poet muß überall **Boileaus** Regel beobachten:

Sur tout, qu'en vos Ecrits la Langue reverée,
Dans vos plus grands Excés, vous soit toujours sacrée.
En vain vous me frappez d'un Son melodieux;
Si le Terme est impropre, ou le Tour vicieux,
Mon Esprit n'admet point un pompeux Barbarisme,
Ni d'un Vers empoulé l' orgueilleux Solecisme,
Sans la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Est toujours, quoiqu'il fasse, un méchant Ecrivain.

Das X. Hauptstück.

Von den Figuren in der Poesie.

1. §.

Die Abhandlung von den Figuren gehöret eigentlich für die Meister der Redekunst: und ich könnte also meine Leser dahin verweisen, oder gar zum voraus setzen, daß sie sich darum schon bekümmert haben würden. Allein fürs erste hat die gebundne Schreibart eben so viel Recht dazu, als die ungebundne, ja noch wohl ein größeres. Sie hat sich nicht nur dieser Zierrathe bedienet, ehe diese noch erfunden worden: sondern sie pfleget sich auch damit weit häufiger zu putzen, als dieselbe. Hernach kann man nicht allezeit zum Grunde setzen, daß die Liebhaber der Dichtkunst sich vorher in der Redekunst fest gesetzt haben sollten. Dieser Gattung Lesern zu gefallen, habe ich mein Buch lieber vollständiger machen, als sie auf einen anderweitigen Unterricht in diesem Stücke verweisen wollen.

2. §. Einige neuere Lehrer der Beredsamkeit haben mit großem Eifer wider den Unterricht von Figuren, der in allen Rhetoriken vorkömmt, geschrieben. Sie haben dafür gehalten: man könnte diese ganze Lehre ersparen, und dörfte die Jugend mit so vielen griechischen Namen nicht plagen; zumal da sie daraus nichts mehr lernte, als wie man eine Sache benennen könnte, die auch dem einfältigsten Pöbel bekannt wäre. Zu dieser Zahl ist noch neulich ein schweizerischer Kunstrichter getreten, der anstatt der Figuren, ein unverständliches Mischmasch, und eine sclavische Nachahmung des, in seiner eignen Sprache barbarischen **Miltons** einzuführen wünschte. Man giebt es zu, daß viele Schullehrer der Sache zu viel gethan, und sich gar zu lange dabey aufgehalten haben. Man giebt auch zu, daß die griechischen Namen oft eine unnöthige Schwierigkeit verursachen, und daß man bes-

Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand,
Nebst seinem nackten Volk, des Lebens Rettung fand?
Ich berste fast für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Rasen.
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblasen,
Ein Traum aus Lycien was anders prophezeiht;
Ja selber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er solle seinen Fuß in andre Länder tragen:
Ja recht! Gott wird wohl viel nach deinem Schwärmen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in seiner Ruhe stört,
Hat seine Sorgen itzt auf deine Fahrt gekehrt!
Doch lauf! ich halt dich nicht; ich will nicht widersprechen:
Nur fort! und säume nicht, die Wellen durchzustechen.
Such dein Italien, das dir so wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich bestellt!
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verschlagnes Schiff an Klipp und Syrten treiben!
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Da wird dein letztes Wort: Ach Dido! Dido seyn.
Ja wird der kalte Tod den warmen Geist verjagen,
Soll mein Gespenste dich doch allenthalben plagen.
Du sollst, du kannst, du wirst der Strafe nicht entgehn,
Und ich will deine Quaal auch in der Gruft verstehn!

Wer aus einer so herzrührenden Rede den Nachdruck der Figuren nicht begreifen kann, der muß wenig Empfindlichkeit und Nachsinnen besitzen. Wer aber überführet seyn will, daß dieses rührende Wesen bloß von den Figuren herrühre, der darf nur eine andre Uebersetzung von der lateinischen Stelle machen, darinn alles schlechtweg gesagt wird: sogleich wird alles Feuer, alle Heftigkeit und alle Lebhaftigkeit daraus verschwinden; ja man wird es kaum glauben können, daß es dieselbe Rede sey.

5. §. Lami fängt die Figuren mit dem Ausruffe (Exclamatio) an; weil diese die natürlichste ist, und in vielen Affecten zuerst hervorbricht. Denn es giebt einen Ausruf, in der Freude, Traurigkeit, Rachgier, imgleichen im Schrecken, Zagen, Verzweifeln, Trotzen, u. d. gl. Nun giebt es zwar gewisse Formeln, die eigentlich dazu bestimmt sind, als Ach! O! Weh! Wohlan! Hey! Sa, Sa! Ha! u. a. m. Allein

es

es werden so viel andre Redensarten dazu gebraucht, daß ihre Zahl nicht zu bestimmen ist. Z. E. Jammer! Lustig! Frisch auf! Herzu! Ich Armer! Mich Unglückseligen! Trotz sey dir gebothen etc. etc. Ein Exempel giebt mir Flemming auf der 201. Seite:

Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg! mit welchem wir uns Deutschen,
Von so viel Jahren her nun ganz zu tode peitschen,
Mein liebes Meißen traf.

Canitz auf der 43. Seite der neuen Auflage:

O kindischer und toller Wahn,
Der bey mir eingerissen!

Opitz im IV. Buche der Poet. W. schreibt an Nüßlern, von seiner Flavien:

Ach! daß ihr frecher Sinn
Mich, der ich ihrer Huld vielmehr als würdig bin,
So wenig gelten läßt! ach, ach! daß kein Vergießen
Der Thränen, und kein Wort, kein Seufzen etc.

Neukirch in seinem Gedichte auf die Königinn in Preußen, schreibt gleichfalls:

Ach leider! allzu viel, zu viel auf einen Schlag!
Wer ist, der unser Leid nur halb ergründen mag?

Und Pietsch in seinem Gesange auf den Prinz Eugen sagt:

Wie seltsam leitest du der Deutschen kühnes Heer!
Der Zug des Hannibals war lange nicht so schwer.

6. §. Die andre Figur ist der Zweifel, (Dubitatio) womit man entweder bey sich ansteht, ob eins oder das andre zu glauben, oder zu thun sey; oder sich doch so stellet, als ob man sich nicht entschließen könnte. Die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen setzt uns oft in den Stand, daß man weder aus, noch ein weis: denn ehe man mit dem Entschlusse noch fertig ist; so fällt uns augenblicklich etwas anders ein, welches das vorige wieder zunicht macht. Canitz giebt uns ein schönes Exempel in der Ode auf seine Doris.

Er hat in der vorhergehenden Strophe die verflossenen Stunden zurück geruffen; besinnt sich abes bald anders, und singt:

> Aber nein! eilt nicht zurücke,
> Sonst entfernen eure Blicke
> Mir den längstgewünschten Tod,
> Und benehmen nicht die Noth.
> Doch, könnt ihr mir Doris weisen;
> Eilet fort! Nein: haltet still!
> Ihr mögt warten, ihr mögt reisen,
> Ich weis selbst nicht, was ich will.

Zuweilen zweifelt man zwar selber nicht; will aber durch einen verstellten Zweifel die Zuhörer zum Nachsinnen bewegen. So zweifelt **Günther** in seiner Sterbeode, wem er seine Leyer vermachen soll:

> Sage, du begriffne Leyer!
> Wem ich dich vermachen darf?
> Viele wünschen dich ins Feuer;
> Denn du rasselst gar zu scharf.
> Soll ich dich nun lodern laßen?
> Nein, dein niemals fauler Klang
> Ließ mich oft ein Herze fassen,
> Und verdienet bessern Dank.
>
> Soll ich dich dem Phöbus schenken?
> Nein, du bist ein schlechter Schmuck,
> Und an den Parnaß zu henken,
> Noch nicht ausgespielt genug.
> Opitz würde dich beschämen,
> Flemming möchte widerstehn:
> Mag dich doch die Wahrheit nehmen,
> Und damit hausiren gehn.

7. §. Die III. kann der **Wiederruff** (Correctio oder Epanorthosis) seyn, wenn Leute ihr Wort, das sie schon gesagt, wieder zurück nehmen; weil es ihnen zu schwach vorkommt, und sie also ein heftigers heraus stoßen wollen. Z. E. **Opitz** in einem Hochzeitwunsche auf der 77. S. der Poet. W. v. 133.

Der

Der (Gott) lasse mich erfahren,
Und hören oft und sehr,
Was hören? sehn vielmehr,
Daß dich, von Jahr zu Jahren,
Was dir giebt dieser Tag,
Mit Frucht bereichern mag.

Zuweilen hat man auch wohl etwas zu frey herausgesagt, will also das ausgestoßene Wort wieder zurück nehmen, und ein bessers an die Stelle setzen. So läßt z. E. **Günther** den Apollo in einer Cantate, wo er mit dem Mercur um den Vorzug streitet, folgendergestalt reden:

So, hör ich, soll dein Judasspieß,
Dein Zepter, wollt ich sagen,
Mehr Frucht und Vortheil tragen,
Als meiner Künste Paradies?

Hieher kann man auch rechnen, wenn der Poet, dasjenige, was er gesagt, zwar nicht zurück nimmt; aber doch widerlegt, weil es ihm von andern getadelt werden möchte. Z. E. so schreibt **Neukirch** in seinen geschützten Nachtigallen:

Das eingeworfne Bonn, das wüste Kaiserswerth,
Die ungarische Schlacht, den Schutz der Niederlande,
Belief er alles zwar mit eifrigem Verstande:
Doch, Mauren, sprach er, hat schon Cäsar umgekehrt!

8. §. Die IV. ist das **Verbeißen**, (Ellipsis) oder Abbrechen einer Redensart, die man nur anhebt, aber nicht völlig endiget. Sie entsteht, wenn der Affect so heftig ist, daß der Mund und die Zunge den geschwinden Gedanken der Seele nicht folgen kann, und also mitten in einem Satze abbrechen, und dem neuen Gedanken des Geistes plötzlich folgen muß. **Amthor** hat aus dem Virgil das bekannte, Quos ego! des Neptunus, sehr gut übersetzt, womit er die Winde bedroht; aber mitten in dem Dräuworte inne hält.

Und sprach: Macht euch der Glanz der Ahnen so verwegen?
Dürft ihr, mir unbewußt, die kühnen Flügel regen?
Daß Erd und Himmel fast sich durch einander mischt,

Und der erhitzte Schaum bis an die Wolken zischt?
Euch soll! = = doch laßt uns nur der Wellen Macht beschränken.

Ein schön Exempel giebt auch **Besser** in seiner Ruhestatt der Liebe, wo er die erwachte Chloris so reden läßt:

Du bist des Stranges werth!
Hilf Himmel! was ist das? Hast du den Witz verlohren?
Ist dieß die stete Treu, die du mir zugeschworen?
Hast du der Chloris Zorn so wenig denn gescheut,
Daß du so freventlich ihr Heiligthum entweiht?
Daß du = = welch eine That! Sie konnte nicht mehr sprechen,
Und wollte sich an ihm mit ihren Thränen rächen.

Nur nehme man sich in Acht, daß man diese Figur nicht so lächerlich anbringe, als **Neidhard** in dem Gedichte auf D. Wenzeln:

Hier schlug nun Gottes Zorn, in dich, du Ceder ein,
Da mancher Haselstrauch von Lumpenvolke blühte,
Bis Wurzel, Stamm und Ast, bis Herze, Fleisch und Bein
Vor Gift, als Aetnens Schooß vor Harz und Schwefel, glühte.
Als endlich Uhr und Zeit die sechste Stunde maß,
Da kam der Schlangenwurm des Todes hergeschossen,
Und stach = = = = = = = = = = = = .
= = = = = = = = = = = = = = = = = = = =
Weg Feder, brich du Herz, umnebelt euch ihr Augen ꝛc.

9. §. Die V. könnte zur vorigen gerechnet werden, und heißt das **Hemmen** (Aposiopesis), wenn eine schleunige Veränderung des Entschlusses, der angefangenen Rede Einhalt thut. **Kanitz** in seinem Gedichte von der Poesie läßt erst seinen poetischen Trieb zur Vertheidigung derselben reden; hernach fällt er demselben ins Wort:

Was mich nun dergestalt in Unschuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur = = Halt ein! verführter Sinn:
Drum eben straf ich dich, weil ich besorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht ist zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.

Imgleichen schreibt **Günther** in dem Gedichte auf Herrn Hofrath Budern:

Recht so! fängt augenblicks ein junger Momus an,
Dem nächst noch vom Orbil das Leder weh gethan:
Recht so! was Henker nützt der ganze Musenplunder?
Pack ein, verwegnes Volk! Vom Maro brenn ich Zunder.
Vom Plato Fidibus. Ja wenn auch ohngefähr,
Der Schatz von Heidelberg in meiner Beute wär:
Racketen macht ich draus, und kochte Chocolade!
Ein Quentchen Mutterwitz gilt : : Sachte, guter Freund,
Der Satz war eben nicht so bös und stark gemeynt,
Ein Narr verschüttet nur das Kind mit sammt dem Bade.

10. §. Die VI. ist die **Versetzung** (Hyperbaton) eines Worts oder Gedankens von seiner natürlichen Stelle; die aber nicht aus der Unfähigkeit des Poeten, sondern aus der Heftigkeit des Affects herrühret, der dem Gemüthe nicht Zeit läßt, an die ordentliche Wortfügung zu denken. Wir haben im vorigen Hauptstücke schon davon geredet, wollen doch aber noch ein paar Exempel geben:

Er, mein Leben; du, mein Leben;
Euer beyder Leben, ich!
Ich durch euch, und ihr durch mich,
Wollen bis ans Blaue schweben.

Hier versetzt **Flemming** das Wort **Ich**, in der andern Zeile von seiner natürlichen Stelle: denn es hätte ordentlicher Weise vorn stehen sollen, **Ich, euer beyder Leben;** aber im Affecte ist es ans Ende gekommen. Noch ein schöner Exempel steht auf der 66. S.

Der Majen Sohn flog aus vom ewgen Pallaste,
Durchsuchte Luft und Welt, bis er den Mars erfaßte:
Dich, sprach er, fodert ab, durch mich, des Vaters Rath;
Komm mit und säume nicht, es ist vorhin zu spat!
Ja, sprach Mars, alsobald! ließ drauf die Feindschaft fangen;
Stracks wurden neben sie an Eichen aufgehangen,
Zank, Zwietracht, Mord, Betrug. Den Krieg trat er zu Koth,
Und stieß mit eigner Faust den Haß und Frevel todt.

11. §. Die VII. ist das **Uebergehen** (Præteritio), worinn man sich stellet, als wollte man etwas nicht anführen, welches man aber eben dadurch erwähnet. **J. E. Flemming** in seinen poet. W. a. d. 225. S.

Ich wollte Meldung thun, zu was für großen Dingen,
Ihr nur gebohren seyd, durch List und Neid zu dringen,
Die Zeiten zu verschmähn durch Urtheil und Verstand;
Hielt eure Gegenwart mir hier nicht Mund und Hand.

Und **Neukirch** in seinem Gedichte, auf den Tod der gelehrten Königinn in Preußen; er redet von dem Könige:

Sein unerschöpfter Muth ist weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen schüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke schaut;
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten,
Mit Schrecken, in die Nacht der Finsterniß gerathen,
Und auf einmal verloscht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, schweig ich gleich, viel andre besser an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unser König blitzet,
Wenn ihn der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet,
Nein, sondern wie er selbst halb todt darnieder liegt xc.

Pietsch endlich in einem Vermählungsgedichte, auf eine Königl. Preuß. Prinzeßinn, die itzige Durchl. Markgräfinn von Anspach:

Ich bilde nun nicht Heer und Schlacht,
Noch dein berufnes Heldenwesen.
Den Schimmer deiner Waffen Macht,
Den fremde Staaten sich zum Muster auserlesen;
Ich schreibe nicht wie Preußen kriegt,
Weil diesesmal die Liebe siegt xc.

12. §. Die VIII. ist die **Wiederholung** (Repetitio) gewisser Wörter und Redensarten, wodurch die Rede einen sehr großen Nachdruck bekömmt. Wenn nämlich das Gemüth in einer heftigen Bewegung ist, und gern will, daß man seine Meynung wohl fassen solle: so ist es ihm nicht genug, daß er die Sache einmal sagt; sondern er sagts zwey, dreymal nach einander, damit man ja den Nachdruck seiner Worte recht einsehen möge. Es geschieht aber diese Wiederholung auf vielerley Art. Zuweilen wird im Anfange ein und dasselbe Wort zweymal gesetzet, und das heißt Epi-

zeuxis. Z. E. Opitz, im andern Buche von Widerw. des Krieges, schreibt von der Freyheit:

Sie fodert Widerstand:
Ihr Schutz, ihr Leben ist der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch: Blut! Blut muß sie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geschrey, nicht weiche Kinderzähren.
Die Faust gehört dazu.

Zuweilen wiederhohlt man dasselbe Wort im Anfange etlicher Theile desselben Satzes, und das ist die **Anaphora.** Z. E. **Flemming** in einem Hirtenliede:

Her Palämon! her Florelle!
Her Amint! her Sylvius!
Meliböus her! zur Stelle,
Singt mir eins auf Tityrus.

Noch ein Exempel aus **Racheln** kann nicht schaden:

Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur französisch seyn:
Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wams, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft,
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das nimmt ein Deutscher an.

Zuweilen wiederhohlt man den Anfang eines Satzes in verschiedenen folgenden Sätzen, und das heißt auch **Anaphora.** Z. E. **Günther** auf der 33. Seite des I. Th.

Da setzet sich mein Geist im Umsehn keine Schranken;
Da sinnt er hin und her, da spielt er mit Gedanken:
Da seh ich in mir selbst die Händel dieser Welt,
Den bösen Lauf der Zeit im Spiegel vorgestellt;
Da find ich nichts als List, und weder Treu noch Glauben;
Da seh ich Narren blühn, und kluge Leute schrauben ꝛc.

13. §. Oder man wiederhohlt zuweilen ein Wort, das am Ende eines Satzes gestanden, im Anfange des darauf folgenden, welches **Anadiplosis** heißt. Z. E. **Flemming** auf der 131. S.

Und mitten in dem Wesen,
Da es am ärgsten war, seyd, Vater! ihr genesen.
Genesen seyd ihr nun, und denkt nicht einmal dran,
Was euch der ärgste Feind für Dampf hat angethan.

Oder umgekehrt, das, was am Anfange eines Satzes gestanden, kömmt am Ende desselben zu stehen, und wird Epanalepsis genannt. Z. E. Opitz auf der 61. S. im II. B. der poet. W.

Werthes Paar! vermengt die Brunst,
Liebt und gebet, gebt und liebet:
Was euch heißt des Himmels Gunst,
Der euch selbst zusammen giebet.

Noch ein besser Exempel davon, steht auf der 62. S. der poet. W. II. B.

Das kann ein Weibesbild! Bald will sich der ertränken,
Vor unerhörter Brunst, und jener will sich henken:
Die rothen Augen sind mit Thränen angefüllt,
Voll Seufzens ist die Brust: das kann ein Weibesbild!

Hieher gehören denn auch die Wiederholungen, da man in ganzen Strophen die ersten Zeilen und Wörter, am Ende derselben noch einmal brauchet, welches sonderlich in musikalischen Stücken angenehm fällt, und Symploce heißen kann. Ich will aus Bessern von der 425. S. folgendes Exempel geben, wo wegen des Wohlklanges noch viele andere Wiederholungen vorkommen.

Sey froh! sey froh! Eleonora,
Sey froh! du neue Flora,
Sey nunmehr glücklicher nach überstrebtem Leide;
Der Himmel kröne dich mit steter Frühlingsfreude!
Die Blumen schütten sich zu allen Zeiten aus,
Auf dich und dein erlauchtes Haus.
Wir ehren dich, o neue Flora!
Wir ehren dich, Eleonora!
Sey glücklich, neuerwählte Flora!
Eleonor', Eleonora!

14. §. Die IX. ist die **Verstärkung**, (Paronomasia) wenn man zwar ein Wort oder eine Redensart, die schon

da

da gewesen, wiederholet; aber mit einem Zusatze, der noch einen besondern Nachdruck verursachet. Z. E. wenn Kanitz schreibt:

> Ein Baum wars, nur ein Baum, dran solche Früchte saßen,
> Die dort der erste Mensch sollt unbetastet lassen.
> Uns aber ist noch mehr zu halten auferlegt;
> Weil hier ein ganzer Wald so viel Verbothnes trägt.

Hier ist das Wörtchen nur eigentlich dasjenige, so den ganzen Nachdruck giebt, da sonst die Wiederholung hier sehr kalt gewesen seyn würde. Imgleichen wenn Opitz sagt:

> Das Thier, das edle Thier,
> Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
> Kömmt bloß und arm hieher.
>
> II. B. der Trostged.

wo gewiß dieser Zusatz, das edle Thier dem ganzen Satze ein weit größeres Gewicht giebt. Imgleichen hebt Neukirch sein Gedicht auf die Nachtigallen so an:

> Als neulich Seladon, der arme Seladon,
> Voll Kummer, Angst und Schmerz die abgekränkten Glieder,
> Im Grünen niederwarf ꝛc.

wie wir denn auch oben schon die Zeile aus ihm hatten:

> Ins Haus, ins schwarze Haus der bleichen Schaar versenken.

Und Opitz in seinem Gedichte an Seußiussen:

> Wird solches nicht sein Buch, sein edles Buch erweisen?

15. §. Die X. Figur ist der Ueberfluß, (Pleonasmus) wenn man viel mehr sagt, als nöthig ist. Sie entsteht wiederum aus der Heftigkeit des Affectes, welcher alles zusammen nimmt, die Leser oder Zuhörer aufs handgreiflichste zu rühren und zu überzeugen. Man giebt insgemein die Exempel: Ich hab ihn nicht mit Augen gesehen; ich bin nicht mit meinem Fuße hingekommen; wir habens mit unsern Ohren gehöret ꝛc. Wenn Kanitz in dem Harpax diesen Geizhals das Gold von den Pillen schaben, und sich selbst die Pulver stehlen läßt, so sind es zwar Vergrößerungen; aber kein Pleonasmus zu nennen: denn dieser

muß in Worten bestehen. Allein wenn **Neukirch** in dem oft angeführten Gedichte auf die Königinn in Pr. schreibt:

> Wie, wenn an harten Klippen
> Ein starkes Schiff anstößt ꝛc.

Oder wenn **Piersch** in einem Gedichte auf seinen König sagt:

> Komm, Landesvater, komm! zeuch ein bey dunkler Nacht ꝛc.

So ist im ersten Falle ein jeder Fels **hart**, und im letzten jede Nacht **dunkel** zu nennen, und folglich beydes überflüssig. So schreibt auch **Opitz** in einem Gedichte an Seußiussen, von der Fama:

> Und will das schöne Werk, auf ihrem lichten Wagen
> Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen.

Allein, da dergleichen Redensarten so viel nicht vorkommen, so kann man folgende Art mit gutem Rechte hieher rechnen. Z. E. wenn **Günther** seine Liebste auf der 264. Seite im I. Theile so anredet:

> Kind, Engel, Schwester, Schatz, Braut, Taube, Freundinn, Licht!
> Mein Stern, mein Trost, mein Herz, mein Anker und mein Leben!
> Ach sage doch, wie man recht nett und zierlich spricht,
> Die Liebe will dir gern den besten Titel geben.

16. §. Zur XIten kann die **Verdoppelung** (Synonymia) einer und derselben Sache, die aber mit ganz andern Worten geschieht, gezogen werden. Einer, der im Affecte steht, bemüht sich seinen Lesern und Zuhörern die Sachen recht einzuprägen und einzutrichtern. Daher sagt er ihnen auch wohl einerley Ding etlichemal, nur immer mit andern Ausdrückungen. An statt eines Exempels könnte hier aus **Bessers** Ruhestatt der Liebe, die lange und vielmalige Beschreibung der Schooß seiner Geliebten dienen: ich will aber lieber folgendes hieher setzen, wo er auf der 227. Seite sich und seine Kühlweininn auf verschiedene Art beschreibt:

> Zwo Seelen, durch ein Feur wie Wachs zuhauf geronnen,
> Zwey Herzen, die vermischt ein Wesen nur gewonnen,
> Zween Menschen, die vereint ein Leben nur gefühlt,
> Und deren jeder sich für eine Hälfte hielt.

Der-

Dergleichen Stellen denn in diesem Gedichte fast unzählige vorkommen, aber alle Proben des zärtlichen Affects abzulegen geschickt sind. Man könnte auch folgende Stelle aus **Gümthern** hieher rechnen, die man sonst eine **Zusammenhäufung** (Cumulum) nennen möchte. Er beschreibt einen Büchersaal:

> Was Memphis, was Athen, was Rom, Großgriechenland,
> Was Salem, was Byzanz, die Thems, der Cimberstrand,
> Gethan, gelehrt, geglaubt, gemeynt, gewußt, gelogen;
> Das kömmt, das sammlet sich, das lebt, das dauret hier,
> Auf Bildern, Rinden, Bley, Stein, Leder und Papier,
> Und wird der blinden Nacht der Barbarey entzogen.

Ich wollte aber deswegen dieser und andern dergleichen Stellen lieber den letztern Namen geben, als den ersten, und also eine besondere Figur daraus machen: weil in der That alle die angebrachten Wörter ihre eigene ganz besondere Begriffe erwecken; und, nur obenhin angesehen, gleichviel zu bedeuten scheinen. Ein solcher Kunstgriff aber ist von großem Nachdrucke, andern eine Sache sehr lebhaft vor Augen zu malen.

17. §. Die XII. Figur kann auf deutsch eine **Schilderung** (Hypotyposis s. Icon) heißen, weil sie einen so lebhaften Abriß von einer Sache macht, als ob sie wirklich vorhanden wäre. Das macht die starke Einbildungskraft, welche sich im Affecte die deutlichsten Bilder von sinnlichen Sachen hervorbringet, die oft den wirklichen Empfindungen an Klarheit nichts nachgeben, und also abwesende oder vergangene Sachen als gegenwärtig vorstellet. Die Zunge folgt den Gedanken, und beschreibt, was im Gehirne vorgeht, eben so munter, als ob es wirklich außer ihr zugegen wäre. Z. E. **Günther** in seiner Ode auf den Prinzen Eugen, macht unter vielen andern sehr deutlichen Bildern, auch diese poetische Schilderung:

> Was zieht sich für ein Vorhang weg?
> Ich seh den Schauplatz später Zeiten:
> Dort hör ich einen Scanderbeg,
> Dort seh ich einen Gottfried streiten.

Die Gärten sind der Lüste Thron,
Den kühlen Wald erhitzt die Liebe;
Der Musen Höhe rauchet schon,
Wie ihre Brust, von deinem Triebe.

20. §. Zum XVten folgt der Gegensatz, (Antithesis) wo man widerwärtige Dinge gegen einander stellt, um das eine desto mehr ins Licht zu setzen. So beschreibt Opitz seinen verwirrten Zustand in der Liebe auf der 180. Seite der poet. W. im IV. B.

Ich fürcht, und hoffe doch; ich bitt, und schweig auch stille;
Ich bin wie kaltes Eis, und fühle Glut die Fülle;
Ich lös', und binde mich; ich wünsche frey zu seyn,
Und wenn ich denn frey bin, so geh ich wieder ein.

Folgende Art ist noch gewöhnlicher, da man etwas leugnend aus dem Wege räumt, um etwas anders festzusetzen. Besser erklärt uns so, was er an Kallisten verlohren habe:

Ich klage nicht an ihr die prächtige Gestalt,
Die Anmuth des Gesichts, des Mundes Morgenrosen,
Der Augen holden Ernst gebiethend liebzukosen,
Ihr langgekrolltes Haar, das meine Sinne band,
Die schwanenweiße Brust, die atlasweiche Hand;
Nicht die Geschicklichkeit der schlankpolirten Glieder:
Verhängniß! gib sie mir nur ungestalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunst sieht,
Ihr groß und edles Herz, ihr redliches Gemüth,
Den englischen Verstand, die Sorgfalt, mir in allen,
Vergnügt in Lieb und Leid, beständig zu gefallen.

Imgleichen schreibt Pietsch in dem Gesange auf den Prinz Eugen, also:

Doch wie entfernet ist des Himmels hoher Schluß,
Von des Tyrannen Traum! Wie reimt Eugenius
Sich mit der Türken Sieg und Christen Flucht zusammen?
Die ausgedehnte Macht schwächt zwar mit Stahl und Flammen,
Und mörderischer Faust des kleinen Heeres Zahl;
Nicht unsers Helden Muth. Sein Arm und Herz ist Stahl!
Sein Degen macht den Feind, nicht ihn die Furcht zur Leichen:
Eh muß sein ganzes Heer als sein Gesicht erbleichen.

21. §. Die XVIte Figur ist das Gleichniß, (Simile) wodurch man, anstatt von der Hauptsache zu reden, von einer andern ähnlichen zu sprechen anfängt, um die erstere dadurch ins volle Licht zu setzen. Z. E. Amthor hat aus dem IVten Buche der Aeneis das Gleichniß von dem verwundeten Hirsche folgendermaßen übersetzt, auf der 481. S.

> Die arme Dido brennt, sie läuft durch alle Gassen,
> Und kann sich selbst nicht mehr in der Verwirrung fassen.
> Wie, wenn durch Kretens Busch des Hirten blinder Schuß
> Der Hindinn sichre Brust gar plötzlich rühren muß,
> Und jener selbst nicht weis, was seine Faust verrichtet:
> Da doch das arme Wild durch Holz und Felder flüchtet,
> Und mit der bangen Flucht Diktäens Wälder schreckt;
> Obschon ihm Tod und Pfeil in seiner Seite steckt.

Eben so hat es Pietsch in dem Gedichte auf den Prinz Eugen gemacht:

> Er fliegt dem Feinde nach: doch ist der Unterscheid,
> Daß ihn die Großmuth treibt, den Feind die Furchtsamkeit:
> Der, wie ein Habichtschwarm, mit ängstlichem Bemühen
> Dem Adler sich entzieht, und suchet zu entfliehen.

Hier ist das Gleichniß der Hauptsache nachgesetzt. In dem folgenden aber, so ich aus Kanitzen geben will, steht es vorn, und die Deutung wird zuletzt gemacht.

> Wenn der geringste Lärm, im nechstgelegnen Wald,
> Um eine stille Trift der blöden Schafe schallt,
> Und eins erst schüchtern wird; beginnt ein ganzer Haufen,
> Durch Blatt, Gebüsch und Strauch dem Flüchtling nachzulaufen:
> So traut das kluge Thier, der Mensch, ihm selber nicht;
> Sein eigner Tacht verglimmt, er folget fremdem Licht;
> Dadurch verirrt er sich rc.

22. §. Der P. Lami unterscheidet davon zum XVII. die Vergleichung (Comparatio), welche seiner Meynung nach mit der vorigen sehr übereinkömmt, aber gemeiniglich noch lebhafter zu werden pflegt, als jene. Ein Exempel giebt mir Flemming, der hierinn sehr glücklich gewesen. Es steht auf der 131. Seite.

Was ist es, soll ich sprechen,
Wohl anders, seit der Zeit, als wenn die Klippen brechen,
Die Aeolus verwahrt? Die Winde reißen aus,
Und brausen durch die Welt! Da krachet manches Haus,
Manch edler Bau zerbricht. Wir haben es gesehen,
Ach leider! allzusehr, wie uns bisher geschehen;
Wie uns der Kriegessturm hat hin und her geweht,
Die Städte durchgesaust, die Dörfer umgedreht,
Daß nichts ihm ähnlich ist.

Eben so lebhaft ist die folgende Stelle aus Rachels VI. Satire, wo er die hohen Hofbedienten mit Schieferdeckern vergleichet.

Wer neben dieser Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt so manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Den kömmt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtsam stehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker sehen.
Nicht einer klimmt ihm nach: wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah, und an dem Boden seyn!

Noch heftiger ist abermal Pietsch in dem angezogenen Gedichte, wenn er den Sturm und den Donner zur Vergleichung braucht. Es heißt:

Wie, wenn der strenge Nord die starken Flügel hebt,
Und aus der Höhle steigt, der feste Grund erbebt;
Wenn er den rauhen Ton läßt durch das Land erschallen,
Bis Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Haus und Hütten fallen:
Wie dieser Mauren Graus die Menschen niederschlägt,
Die sein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt;
Wenn er die Wälder selbst aus ihren Wurzeln drenget,
Und Stein, Baum, Thier und Mensch, in einen Klumpen menget:
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf ꝛc.

23. §. Es folgt itzo das Aufhalten (Suspensio) als die XVIII. Figur, wenn man nämlich eine Rede ganz von weitem anfängt, und eine gute Weile durch viele Umschweife fortführet: daß der Leser oder Zuhörer nicht gleich weis, was der Poet haben will, sondern das Ende erwarten muß; wo sich der Ausgang zum Labyrinthe, von sich selbst zeiget. Dieser Kunstgriff ist sehr gut, die Leute aufmerksam zu machen.

Exempel machen die Sache deutlich. Günther schreibt auf der 87. S. im II. Th.

> Daß noch die ganze Welt in ihren Angeln geht,
> Das Meer die Gränzen hält, die Erde feste steht,
> Die Sterne und ihr Haus nicht in den Abgrund schießen;
> Die Sonne Licht, und Tag mit Mond und Menschen theilt,
> Der kleine Bär am Pol nicht zu dem großen eilt,
> Die Elemente sich nicht in einander gießen;
> Die Tugend Kinder zeugt, der Purpur sich verjüngt,
> Geschlechter unverrückt bis auf die Nachwelt bleiben;
> Ja daß der Weisheit nicht der Tod zu Grabe singt,
> Dieß alles ist mit Recht der Liebe zuzuschreiben.

Noch ein anders steht in Flemmingen:

> Der Sonnen güldnes Rad begunnt hervorzusteigen,
> Und seinen Lebensglanz der muntern Welt zu zeigen;
> Zu der Zeit, wenn das Dorf zu Felde pflegt zu gehn,
> Und die erwachte Stadt allmählich aufzustehn.
> Das rege Federvolk, das sang mit süßen Stimmen
> Den jungen Tag laut an; der Fisch der gieng zum schwimmen
> Aus seinen Ufern vor; der Frosch, der Wäscher, rief;
> Es war schon alles auf: nur ich lag noch, und schlief.

24. §. Zur XIXten Figur machet man die Personendichtung (Prosopopœia), welche leblosen Dingen solche Eigenschaften zuschreibt, die nur beseelten, ja vernünftigen Geschöpfen zukommen. Es werden aber gemeiniglich die Flüsse, Winde, Meere, Steine, Jahreszeiten, auch ganze Städte und Länder dergestalt in Personen verwandelt; ja man führt auch Tugenden und Laster, Leidenschaften u. d. m. redend ein: so daß dieses eine Figur ist, die zu viel schönen Erfindungen Anlaß giebt. Simon Dach führet den königsbergischen Pregelstrom, in einem Gedichte auf die Geburt eines preußischen Prinzen, dergestalt auf:

> Was! der brückenreiche Pregel,
> Hebt durch Flaggen, Mast und Segel,
> Sein beschilftes Haupt empor.
> Und nachdem er angesehen,
> Was und warum es geschehen,
> Läuft er schneller als zuvor.

Flem-

Flemming ist in dieser Figur sehr kühn gewesen, sonderlich in seinen Oden. Er sagt von einem Strome, den er kurz zuvor sein schilficht Haupt erheben lassen, daß er dreymal laut solle gelacht haben. Von der Erde spricht er im Frühlinge:

> Sie streicht mit verliebt'm Finger
> Ihre Runzeln von der Haut,

Der Lenz kömmt gegangen, und umarmet die Welt: die erwachte Rose thut ihr Auge zu, und die Cypressen taumeln ihm, wenn es Abend wird. Die Morgenröthe kömmt in der Anemonen Tracht, in den purpurbraunen Wangen, als die Vertreiberinn der Nacht, vor der Sonnen hergegangen, und nimmt bey seiner Ankunft schamroth den Abschied. Und noch anderwärts sagt er, in einer Beschreibung des Winters:

> Der beschneyte Hornung stehet,
> Und streicht seinen Eisbart auf.

25. §. Sehr nahe ist damit die XX. Figur verwandt, welche man die **Sprachdichtung** (Sermocinatio) nennen kann. Es wird darinn ein Abwesender, ein Todter, oder gar etwas lebloses redend eingeführet: und dieses muß mit vieler Kunst, auch nur im größten Affecte geschehen. Denn wie es viel Nachdruck hat, wenn es wohl geräth, und als was außerordentliches den Zuhörer in Erstaunen setzt: so kömmt es auch sehr kalt und lächerlich heraus, wenn es ungeschickt bewerkstelliget wird. Ein Exempel giebt mir **Opitz**, der im II. Buche seiner Trostgedichte den Ulysses so redend einführet:

> O! sagt er, schwimme fort, was nicht will bey mir halten!
> Mein Herze, mein Verstand soll doch mit mir veralten;
> Mein unerschöpfter Muth, mein guter treuer Rath,
> Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat,
> Der bleibt so lang als ich. Laß alles von mir laufen,
> Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff ersaufen!
> Es muß seyn ausgelegt; dieß ist der Reise Zoll:
> Um mich, und meinen Sinn steht alles recht und wohl.

Das Unglück hat mir ja von außen was genommen,
Zum Herzen aber ist es mir so wenig kommen,
So wenig als das Meer; das leichter diese Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der große Mann, der Held ꝛc.

Canitz giebt mir eben dergleichen Exempel in der Ode auf seine Doris, welche er in der letzten Strophe redend einführet:

Wie geschieht mir? darf ich trauen?
O, du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht,
Die mit holder Stimme spricht:
„Nur drey Worte darf ich sagen,
„Ich weis, daß du traurig bist:
„Folge mir, vergiß dein Klagen,
„Weil dich Doris nicht vergißt.

Noch ein schönes Exempel giebt **Pietsch**, wenn er den Pregelstrom in Königsberg redend einführt:

Der Pregel siehet dieß mit starren Augen an,
Und seufzet, daß er nichts dem König opfern kann:
Ach, Friedrich! klaget er, ich kann dich nicht erhöhen.
Daß Segel, Schiff und Mast, durch meinen Hafen gehen,
Daß Fama meinen Ruhm durch alle Länder trägt,
Daß noch kein wilder Sturm auf meine Brücken schlägt,
Daß keine trübe Zeit die klare Fluth verderben,
Und kein verschwendet Blut die reinen Wellen färben,
Und mich entweihen kann, machst du, o Friederich! ꝛc.

26. §. Ferner zählt **Lami** unter die Figuren auch XXI. die **Denk- und Lehrsprüche**. Dieses sind allgemeine Sätze, die bey Gelegenheit besonderer Fälle angebracht werden, und nützliche Regeln, kluge Sittenlehren, oder sonst sinnreiche und kurzgefaßte Aussprüche in sich halten. Zuweilen sind sie etwas weitläuftiger, und könnten Betrachtungen heißen. Z. E. Tscherning schreibt auf der 166. S.

Dein Sinn war in der Welt,
Du wußtest, daß sie mehr in ihren Armen hält,

Als wo der Gränzstein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenschein genommen,
Der weis kaum, wo er lebt, und führt bestürzten Wahn,
Sieht dieses Haus der Welt mit halben Augen an.
Der Tugend Heimath ist der Raum, so weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen,
Der Menschen stille Ruh durch seine Schwester schickt,
Die denn der Wolken Tuch mit Sternen überstickt.

Hier sieht ein jeder, daß bey Gelegenheit der ersten drey Zeilen alles übrige als ein Lehrspruch beygefüget worden. Weil es aber etwas langweilig ist, so kann es besser eine moralische Betrachtung heißen. Von der kurzen Art mag folgendes Exempel eine Probe geben. Es steht in **Joh. Frankens** irdischem Helikon auf der 94. S.

Ein Sinn, der Feuer hat, hat immer was zu schaffen,
Bald schärft er seinen Witz, bald schärft er seine Waffen:
Zwey Dinge machen uns berühmet und bekannt;
Der Degen und das Buch, der Adel und Verstand.

Allhier begreift man leicht, daß diese Sprüche weit nachdrücklicher klingen, weil sie so kurz gefasset worden. Ja, daß sie zuweilen noch weit kürzer in einer, oder einer halben Zeile eingeschlossen seyn können, wird unter andern folgendes Exempel aus **Rachels** VI. Sat. Gut und Böse, zeigen: auf der 66. Seite.

Wie soll man denn, sprichst du, vor Gott, den Höchsten, treten?
Wie soll man, sage mir, und warum soll man bethen?
Dafern du Rath begehrst, so bitte das allein,
Was er, der höchste Gott, vermeynet gut zu seyn.
Er weis es, was dir dient. Er meynet dich mit Treuen!
Er schenket 2c.

27. §. Von eben solcher Gattung sind auch zum XXIIsten die Schlußsprüche, (Epiphonema) wodurch man ein ganzes Gedicht, oder eine Strophe desselben, auf eine nachdrückliche Art, mit einem denkwürdigen Satze, oder sinnreichen Gedanken endiget. Z. E. **Opitz** beschließt sein Gedicht an Zinkgräfen, wo er von der Poesie gehandelt hat; und sich wegen der elenden Versmacher tröstet, folgender gestalt:

Ein

Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit soll Richter seyn!

Hier ist der Schluß durch die Kürze so schön geworden: er kann aber wiederum auch bey der weitläuftigern Schreibart doch von gutem Nachdrucke fallen, wenn er desto nachdenklicher und sinnreicher ist. Amthor beschreibt die Liebe alter Männer, und schließt auf der 165. S. die Strophe so:

Viel seltner sieht es aus, wenn sich ein greiser Bart,
Wie gleichwohl oft geschieht, an Mädgensleisch verbrennet:
Da muß die Brille weg, der Wadenstrumpf herbey,
Und daß der Runzeln Grund womit bedecket sey,
Der eingesperrte Schatz aus allen Kasten springen,
O Thorheit! sich durchs Geld zur Knechtschaft einzudringen.

Und noch auf andre Art schließt Pietsch in einem Gedichte auf seinen König:

Held, dieses ist das Heer, das deine Herrschaft ziert,
Held, dieses ist der Tag, der dich der Welt gebiehrt.
Dein milder Gnadenstral ist auch auf mich geflossen,
Du hast ihn auf dein Land, und auch auf mich ergossen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbar:
Mein Weihrauch dampfet nicht auf deinem Brandaltar.
Es blühe dir das Glück! ich will dein Lob verschweigen:
Ich zeige dir dein Heer, was kann ich größers zeigen?

28. §. Es folgt XXIII. die Frage, (Interrogatio) die sich von sich selbst versteht, und so zu reden, die gemeinste; aber auch eine von den kräftigsten Figuren ist. Zuweilen ist sie nur einfach, und dann hat sie so viel Nachdruck nicht, als wenn sie vielmal hinter einander gesetzt wird. Die große Weitläuftigkeit macht eine Frage auch nur matt: je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden, und je hurtiger sie auf einander folgen, desto schärfer dringt sie ein; ja sie stürmt fast auf die Gemüther los. Z. E. Kanitz in seiner Satire von der Poesie:

Was fehlt? was ficht dich an? Was ists? Was macht dich toll?
Ein Wort! Was für ein Wort? das hinten reimen soll!

Als wo der Gränzstein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenschein genommen,
Der weis kaum, wo er lebt, und führt bestürzten Wahn,
Sieht dieses Haus der Welt mit halben Augen an.
Der Tugend Heimath ist der Raum, so weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen,
Der Menschen stille Ruh durch seine Schwester schickt,
Die denn der Wolken Tuch mit Sternen überstickt.

Hier sieht ein jeder, daß bey Gelegenheit der ersten drey Zeilen alles übrige als ein Lehrspruch beygefüget worden. Weil es aber etwas langweilig ist, so kann es besser eine moralische Betrachtung heißen. Von der kurzen Art mag folgendes Exempel eine Probe geben. Es steht in Joh. Frankens irdischem Helikon auf der 94. S.

Ein Sinn, der Feuer hat, hat immer was zu schaffen,
Bald schärft er seinen Witz, bald schärft er seine Waffen:
Zwey Dinge machen uns berühmet und bekannt;
Der Degen und das Buch, der Adel und Verstand.

Allhier begreift man leicht, daß diese Sprüche weit nachdrücklicher klingen, weil sie so kurz gefasset worden. Ja, daß sie zuweilen noch weit kürzer in einer, oder einer halben Zeile eingeschlossen seyn können, wird unter andern folgendes Exempel aus Rachels VI. Sat. Gut und Böse, zeigen: auf der 66. Seite.

Wie soll man denn, sprichst du, vor Gott, den Höchsten, treten?
Wie soll man, sage mir, und warum soll man bethen?
Dafern du Rath begehrst, so bitte das allein,
Was er, der höchste Gott, vermeynet gut zu seyn.
Er weis es, was dir dient. Er meynet dich mit Treuen!
Er schenket ꝛc.

27. §. Von eben solcher Gattung sind auch zum XXIIsten die Schlußsprüche, (Epiphonema) wodurch man ein ganzes Gedicht, oder eine Strophe desselben, auf eine nachdrückliche Art, mit einem denkwürdigen Satze, oder sinnreichen Gedanken endiget. Z. E. Opitz beschließt sein Gedicht an Zinkgräfen, wo er von der Poesie gehandelt hat; und sich wegen der elenden Versmacher tröstet, folgender gestalt:

Ein

Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit soll Richter seyn!

Hier ist der Schluß durch die Kürze so schön geworden: er kann aber wiederum auch bey der weitläuftigern Schreibart doch von gutem Nachdrucke fallen, wenn er desto nachdenklicher und sinnreicher ist. Amthor beschreibt die Liebe alter Männer, und schließt auf der 165. S. die Strophe so:

Viel seltner sieht es aus, wenn sich ein greiser Bart,
Wie gleichwohl oft geschieht, an Mädgenfleisch verbrennet:
Da muß die Brille weg, der Wadenstrumpf herbey,
Und daß der Runzeln Grund womit bedecket sey,
Der eingesperrte Schatz aus allen Kasten springen,
O Thorheit! sich durchs Geld zur Knechtschaft einzudringen.

Und noch auf andre Art schließt Pietsch in einem Gedichte auf seinen König:

Held, dieses ist das Heer, das deine Herrschaft ziert,
Held, dieses ist der Tag, der dich der Welt gebiehrt.
Dein milder Gnadenstral ist auch auf mich geflossen,
Du hast ihn auf dein Land, und auch auf mich ergossen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbar:
Mein Weihrauch dampfet nicht auf deinem Brandaltar.
Es blühe dir das Glück! ich will dein Lob verschweigen:
Ich zeige dir dein Heer, was kann ich größers zeigen?

28. §. Es folgt XXIII. die Frage, (Interrogatio) die sich von sich selbst versteht, und so zu reden, die gemeinste; aber auch eine von den kräftigsten Figuren ist. Zuweilen ist sie nur einfach, und dann hat sie so viel Nachdruck nicht, als wenn sie vielmal hinter einander gesetzt wird. Die große Weitläuftigkeit macht eine Frage auch nur matt: je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden, und je hurtiger sie auf einander folgen, desto schärfer dringt sie ein; ja sie stürmt fast auf die Gemüther los. Z. E. Kanitz in seiner Satire von der Poesie:

Was fehlt? was ficht dich an? Was ists? Was macht dich toll?
Ein Wort! Was für ein Wort? das hinten reimen soll!

Eben auf die Art fängt Opitz sein Schreiben an Nüßlern mit etlichen Fragen hinter einander an: Auf der 177. S. der poet. W.

Ist das der freye Sinn? Sind dieses die Gedanken,
Der unbewegte Muth, so vormals ohne Schranken,
Voll himmlischer Begier, den Weg der Tugend gieng?
Ist das des Phöbus Sohn, dem ganz sein Herze hieng,
Das Schloß der Ewigkeit in kurzem zu ersteigen?

Günther hat zwar diese Figur selten gebraucht, doch finde ich auf der 825. S. der Ausgabe von 1735. folgendes:

Muß denn der Sonnen Gold im Aufgang untergehn?
Merkt man im Februar auch schon Aprillenwetter?
Verliert im schönsten May der frische Baum die Blätter?
Wie wird es um den Herbst denn allererst entstehn?
O du verworfne Zeit! was führst du nicht für Sitten? etc.

29. §. Etwas ungewöhnlicher ist XXIV. die Anrede, (Apostrophe) an Leblose, Todte, Abwesende, oder auch wohl an gegenwärtige Leute und Dinge, welche mit einer großen Heftigkeit geschieht, und nur in hitzigen Bewegungen des Gemüthes statt findet. Z. E. Flemming auf der 363. S. redet den Maymonat an:

Sey gegrüßt, du Fürst der Zeiten!
Du des Jahrs Apell, o May! etc.

In einer andern Ode wendet er sich an den Mond und Abendstern:

Sieh sie an, die Weberinn,
Fromme Cynthie! und höre,
Du auch, züchtige Cythere,
Unsrer Nächte Heroldinn!

Anderwärts redet er die bunten Matten, die Thäler, Germanien, die Liebe, die Musen u. s. w. an. Pietsch redet eben so lebhaft den Tag an, den er besingen will:

Tag! meines Königs Glanz krönt dich mit Stral und Licht,
Du brauchst den matten Schein der Morgenröthe nicht etc.

Und was ist gewöhnlicher, als daß die Poeten gar sich selbst, oder wie sie reden, ihren Geist und Sinn anzureden pflegen?

z. E. **Kanitz** in dem obgedachten Gedichte von der Poesie schreibt:

> Auf, säume nicht, mein Sinn! ein gutes Werk zu wagen.

Und abermal:

> Verdammte Poesie! mein Sinn, laß dich bedeuten,
> Eh ich dir Nieswurz darf lassen zubereiten ꝛc.

Und weil die Musen in der That nichts anders, als den poetischen Trieb des Dichters bedeuten, so gehört auch folgende Art der Anreden hieher, wenn z. E. **Heräus** schreibt:

> Still, Musen! still, wohin? Ihr fanget an zu rasen.
> Ihr wißt, daß ich ein Blatt und nicht ein Buch bestellt.

30. §. Zum XXV. kömmt die **Wiederkehr** (Epistrophe) da man die Schlußworte des einen Satzes etlichemal am Ende anderer Sätze wiederholet. Dahin gehören die Oden, wo die letzten Zeilen allezeit bey jeder Strophe wieder vorkommen, doch so, daß sie sich auch dazu schicken. Z. E. **Flemming** hat auf der 371. S. im III. Buche seiner Oden die 8te so gemacht, daß jede Strophe sich so schließt:

> Pflücket Blumen, windet Kränze,
> Führet liebe Lobetänze.

Eben so hat **Opitz** die dritte von seinen Oden bey jeder Strophe folgendermaßen beschloßen:

> Ein jeder lobe seinen Sinn:
> Ich lobe meine Schäferinn.

Es ist aber auch nicht nothwendig, daß dieses nur in Oden am Ende jeder Strophe geschehe: man kann vielmehr auch in langen Versen, an bequemen Orten, zum Beschlusse einer kurzen Rede, zwey oder mehrmals nach einander, einerley Schlußworte wiederholen. Ich will davon folgendes Exempel aus einem Schäfergedichte hersetzen, das auf den Tod der Sylvia in Neukirchs von mir ans Licht gestellten Gedichten steht, und wo immer der Vers wiederholt wird:

> Ach Himmel, Erd und Luft! erhöret meine Lieder,
> Gebt meine Sylvia, gebt meine Liebste wieder!

31. §. Das **Befragen** (Communicatio) wird zum XXVI. an die Zuhörer, oder gar an sonst wen gerichtet, und ist also jederzeit mit der **Anrede** verknüpfet: allein es zieht sie auch allezeit zu Rathe, und giebt es ihnen selbst zu erwegen; ob sich die Sache nicht so oder so verhalte, als man gesagt hat, oder es gern haben will? Z. E. Besser läßt den Seladon die Chloris dergestalt anreden, und sie um ihre eigene Meynung befragen:

> Ach Chloris! wolltest du, daß ich gewichen wäre?
> Bedenke doch die Schmach, und deiner Schönheit Ehre!
> Ich hätte ja die Macht der Lieblichkeit verhöhnt,
> Wenn ich nicht deine Schooß mit meiner Hand gekrönt.

Eben so redet Günther seine Geliebte im I. Theile auf der 261. Seite an: und nachdem er sie angeredet, **Kind, bilde dir einmal zwo fromme Seelen ein** ꝛc. und ihr einen glücklichen Ehstand beschrieben, setzt er hinzu:

> Was meynst du zu der Eh, die solche Früchte bringt?
> Nicht wahr? die Lebensart ist besser als drey Kronen?
> Was hilft der güldne Strick, der viel zusammen zwingt,
> Wenn er und sie hernach bey Basilisken wohnen?
> Was helfen jenen Freund zehn tausend Schürzen Geld?
> Wovon sein dummes Weib ein dutzend Schwäger hält.

32. §. Das **Geständniß** (Confessio) ist die XXVII. Figur, worinn man selbst einen Einwurf macht, und denselben bald eines theils zugiebt; doch aber seine Antwort nicht schuldig bleibt. Rachel macht sich in seiner Satire, der Poet, diesen Einwurf:

> Was soll ich aber machen,
> Mit denen, die so gern den Bettelsack belachen?
> Wo ein Poete wohnt, da ist ein ledig Haus;
> Da hängt, spricht Güldengreif, ein armer Teufel aus.
> Geduld! was will man thun? Man muß es zwar gestehen,
> Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was ersehen,
> Als Versemacherkunst ꝛc.

Eben dergleichen ist jener Einwurf, den sich Kanitz in seiner Satire vom Hofleben macht: wenn er dem jungen Dankel-

mann räth, sich durch die Heirath einer schlechten Person, in die Gunst eines Großen zu setzen.

Verachte mit Vernunft den Wahn der eiteln Welt,
Wird doch der Ueberfluß im Horne vorgestellt!
Ja, sprichst du, ihr Geschlecht! Ach! laß den Irrthum fahren,
Sieh unsern Nachbar an ꝛc.

Und Pietsch schreibt auf das Rastische Begräbniß:

Man weis, stimmt gleich der Mund erfahrner Männer ein,
Daß Flecken am Gestirn und manchen Frauen seyn;
Die wie Vesuvius, Glut aus dem Busen blasen,
Vom Anfang ihrer Eh bis an das Ende rasen.
Doch wenn ein reifer Geist die Unglücksquelle sucht ꝛc.

33. §. Es folgt XXVIII. das Einräumen, (Epitrophe) wenn man jemanden mehr zugesteht, als er fodern kann, ja mehr, als man selbst glaubt; nur um desto schärfer wider ihn zu streiten. Ein Exempel nehme ich aus Kanitzens Uebersetzung der Satire vom Adel:

Sein tapferes Geschlecht mag durch berühmte Sachen,
Die ältsten Chroniken zu dicken Büchern machen;
Gesetzt, daß jenen Schild, der sein Geschlechte ziert,
Vorlängst schon ein Capet mit Liljen ausgeziert.
Wozu will er uns doch den leeren Vorrath weisen?
Wenn er von seinem Stamm, den die Geschichte preisen,
Der Welt nichts zeigen kann, als ein verlegnes Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geschonet hat.

Oder wie Pietsch schreibt:

Ihr Ottomannen laßt die Pforten eisern seyn,
Auch in das härtste Stahl dringt dieser Blitz hinein.
Steigt steile Felsen an, ihr seyd doch nicht beschützet:
Ein kugelfreyer Wall mit Bäumen unterstützet,
Von Mann und Waffen voll, den Sumpf und Fluth umschleußt,
Und alles was man sonst unüberwindlich heißt,
Eur Eid, eur Mahomet mag sich entgegen setzen:
Das alles wird Eugen nicht unbezwinglich schätzen.

Den Beschluß macht Lami zum XXIX. mit der Umschreibung (Periphrasis), wodurch man unanständige Sa-

chen, oder Dinge, die man nicht so gleich heraus sagen will, zu lindern oder höflicher zu sagen pflegt. Ein Exempel giebt uns Opitz, wenn er sagen will, wohin die Poesien der Stümper kommen.

Nicht zwar, wie jene thun, die etwas heute schreiben,
Das morgen dahin kömmt, wo es zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt.

34. §. Obwohl nun der oftgedachte Scribent es bey diesen Figuren bewenden läßt: so erinnert er doch, daß es freylich noch verschiedne andre gebe, so diesen an Schönheit und Nachdruck nichts nachgeben. Die Wahrheit dessen zu erweisen, will ich noch ein Paar hersetzen. Man merke also zum XXX. das **Aufsteigen** (Gradatio), wenn man gleichsam stuffenweise von einer geringen Sache zu etwas höherm fortschreitet, und also immer was wichtigers sagt. Z. E. Opitz will in seinem Trostgedichte im II. Buche die Hinfälligkeit der Dinge beschreiben, und thut es so:

Was wollen wir uns denn um dessentwegen grämen.
So andern wiederfährt, und der Natur uns schämen?
Die Welt kann nicht bestehn, die Länder nicht in ihr,
In Ländern keine Stadt, in keinen Städten wir.

Imgleichen auf der 67. S. seiner poetischen Wälder:

Pan aber schläfet nicht,
Er geht, er ruft, er schreyt mit sehnlichem Verlangen;
Daß seine Stimm erschallt, durch Berge, Wald und Thal.

35. §. Zum XXXI. endlich kömmt der **Eidschwur**, eine von den stärksten Figuren; die also auch nur in lebhaften Affecten vorkommen kann. Es schweren aber die Poeten bey tausend Sachen, die sonst eben keine große Verbindlichkeit machen. Z. E. Flemming läßt eine Gärtnerinn so schweren:

So wahr ich vor dir steh,
Herzliebster Hortulan! rc.

Noch

Noch ein schöner Exempel giebt mir eben dieser Poet auf der 201. Seite, welche Stelle ich, ihrer Schönheit wegen, ganz hersetzen will:

Ich schwer es, Vaterland! bey Kindespflicht und Treuen,
Dein Lob ists, welches mich heißt keine Mühe scheuen.
Ich könnte ja sowohl, als etwa jener thut,
Auch um die Ofenbank mir wärmen Muth und Blut,
Nach Wunsche stehn geehrt, mich meines Wesens nähren,
Und meiner Aeltern Gut in stiller Lust verzehren;
So schlecht und klein es ist. So hast dus auch nicht Noth,
Daß ich für Gott und dich mich lasse schlagen todt,
In einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
Das groß von weitem steht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind.

Besser, in seinem schönen Schäferliede von Seladon und Leonoren, läßt seinen Schäfer folgenden Eid thun:

Ich schwere dir, bey meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde!

Und Günther in seinem Schreiben an den König August, hat eben die Figur mit großem Nachdrucke angebracht. Es heißt:

Du hörest freylich nicht, wie vieler Wunsch und Sehnen
Dich in Person erhöht. Doch schwer ich bey der Hand,
Die deiner Würdigkeit die Krone zuerkannt:
Daß so viel tausend sind, die unter Stroh und Hütten
Für dein gesalbtes Haupt in mancher Mundart bitten.

Genug endlich von Figuren; obgleich sie dieses lange nicht alle sind. Denn wer kann sie alle zählen? Muntre Köpfe bringen täglich neue Arten hervor; und das beste ist, daß man sie oft machen kann, ohne ihren Namen zu wissen.

Das XI. Hauptstück.
Von der poetischen Schreibart.

1. §.

Nachdem wir nun alles Zubehör der poetischen Schreibart insbesondre nach einander erwogen haben: so müssen wir auch sehen, was aus Zusammenfügung alles dessen in der Poesie für ein Ganzes entsteht. Dieses ist die poetische Schreibart, die wir in diesem Hauptstücke abhandeln wollen. Was die Schreibart überhaupt sey, ist nach so vielen andern, auch von mir, in meiner Redekunst schon abgehandelt worden. Ich habe daselbst gewiesen, daß sie der Vortrag vieler zusammenhangenden Gedanken sey, welcher durch solche Sätze und Redensarten geschieht, daraus man ihre Verknüpfung deutlich wahrnehmen kann. Diese Erklärung gab mir damals Anlaß zu folgern, daß es in der Schreibart hauptsächlich auf die Art zu denken ankomme; und daß ein Scribent in seinen Schriften, wo nicht seine Gemüthsbeschaffenheit, zum wenigsten doch die Fähigkeit seines Verstandes abschildere. Denn kein Mensch kann besser schreiben, als er vorher gedacht hat. Ein wüster und leerer Kopf kann gar nichts; ein verwirrter nichts ordentliches; ein schläfriger nichts lebhaftes; ein finstrer Geist nicht deutlich; ein niederträchtiges Gemüth nicht edel; ein närrischer Phantast nicht vernünftig schreiben. Es ist also eine vergebliche Sache, wenn sich viel junge Leute auf eine schöne Schreibart legen wollen; ehe sie recht denken gelernt haben. Der Kopf muß erst recht in die Falten gerücket, von Unwissenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreyet, mit Wissenschaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllet werden: so wird hernach die Feder schon von sich selbst folgen:

Verbaque prævisam rem non invita sequentur. *Horat.*

2. §.

2. §. So deutlich dieses einem jeden in die Augen leuchtet; so sehr muß man sich wundern, daß es noch Leute giebt, die es in Zweifel ziehen, und sich bemühen zu behaupten: es käme bloß auf die Wörter und Ausdrückungen an, wenn etwas hoch, oder sinnreich, oder niedrig klänge. Man sollte es nicht denken, daß auch Scribenten, die eine ziemliche Einsicht blicken lassen, auf solche Einfälle gerathen könnten. Man sage mir doch einen niedrigen Gedanken, mit solchen Worten, daß er hoch, nicht nur scheine, sondern in der That sey; man sage mir auch einen hohen oder scharfsinnigen Gedanken, ohne Zusatz andrer Einfälle, mit solchen Worten, daß er niedrig herauskomme: so will ich mich gern gefangen geben. Was hatte z. E. jenes genuesischen Dogen Antwort in Paris, auf diese Frage: Was ihm daselbst am merkwürdigsten vorgekommen wäre? hohes in Worten an sich, als er schlechtweg: erwiederte: der Doge! Und wie hätte man ein kürzer Wort ersinnen können, einen so edlen Gedanken niederzuschlagen, als dieser war: daß ein genuesischer Doge, der den König in Frankreich, im Namen seiner Republik um Vergebung bitten muß, die seltsamste Sache sey, die man in Paris sehen könne. Gleichwohl bleibt er unverändert; und man sage dieses, wie man will, so wird es ein edler Gedanke für denjenigen bleiben, der ihn zuerst gehabt, und zu rechter Zeit gesagt hat. Eben das wollte ich von allen andern Exempeln des Hohen zeigen; wenn es nöthig wäre, Leute zu widerlegen, die nur aus einem Kützel, andern zu widersprechen, etwas Seltnes behaupten wollen. Man sehe indessen in den Anmerkungen zum französischen **Longin**, und in der gelehrten Dissertation unsers Herrn D. **Wollen** von Mosis Worten die Streitigkeiten nach, die **Boileau** über die Hoheit der mosaischen Worte: Es werde Licht, und es ward Licht; mit verschiedenen Gelehrten gehabt hat.

3. §. So viel war von der Schreibart überhaupt allhier zu wiederholen nöthig. Die poetische insbesondere anlangend, so ist es leicht daraus zu muthmassen, wie dieselbe von der prosaischen unterschieden seyn werde: nämlich nicht in

Worten allein; sondern hauptsächlich in der Art zu denken. Wäre jenes, so könnte man zur Noth aus einem poetischen Lexicon, dergleichen Bergmann, Männling, Hamann u. a. m. geschrieben; oder im Lateinischen aus einem Gradu ad Parnassum ein Poet werden. Man dörfte nur an statt der prosaischen Redensarten poetische Blümchen darinn aufschlagen, und dieselben zusammen flicken: so würde ein Gedicht daraus werden. Aber weit gefehlt, daß dieses angehen würde; so könnte höchstens nichts anders, als eine poetische Misgeburt daraus entstehen. In einer solchen Schrift würde hernach manches entstehen, was ihr Verfasser niemals gedacht hätte: kurz, es würde gar keine gesetzte Schreibart heraus kommen; weil dieses Geflick kein Ausdruck von dem Verstande seines Meisters heißen, kein Vortrag zusammenhangender Gedanken seyn würde. Siehe des Hofrath Pierschens Dissertation von dem Unterschiede der poetischen und prosaischen Schreibart, darinn er verschiedene Regeln und Exempel, die unverwerflich sind, gegeben hat.

4. §. Will also ein Poet poetisch schreiben, so muß er auch zuvor poetisch denken lernen. Wie denken aber die Poeten, wird man vieleicht fragen? Machen sie es nicht eben so, als andere Leute, die einen gesunden Verstand und ihre fünf Sinne haben? Oder, will man ihnen etwa was Göttliches beymessen? Die Frage kann und muß mit einigem Unterschiede beantwortet werden. Fürs erste denken die guten Poeten freylich eben so, als andere vernünftige Leute. Thäten sie dieses nicht, so würden sie rasend oder närrisch seyn: und Demokritus würde Recht gehabt haben, wenn er zur Poesie nur unsinnige Köpfe erfordert hat, wie Horaz berichtet:

> - - - Excludit sanos Helicone Poetas
> Democritus. - -

Nein, ein wahrer Dichter muß ja so wohl, als ein ander Mensch, ja noch mehr, als alle, die sich nicht ins Schreiben mischen, eine gesunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen,

gen, und eine große Kenntniß von Künsten und Wissenschaften haben. Nach dieser seiner Gemüthsbeschaffenheit nun müssen auch alle seine Gedichte schmecken. Jede Zeile muß, so zu reden, zeugen, daß sie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verstande dessen erwecken, der es geschrieben hat. Daher ist auch derjenigen ihre Meynung verwerflich, die den Wein zu ihrer Hippokrene erwählen, und sich einbilden, sie könnten im Rausche die besten Gedichte machen. **Flemming** war ganz andrer Meynung, als er schrieb:

> Die trefflichen Poeten,
> Die Rächer der Natur, die können Tod, dich tödten;
> Sind Gift, dein Gegengift! Sie können nicht vergehn,
> Und machen andere, so fallen, wieder stehn.
> Nicht solche, welche stets mit Rennen, Betteln, Laufen,
> Die große Lügnerey um kleines Geld verkaufen:
> Daher wir redlichs Volk so kommen in Verdacht,
> Und oftmals mehr, als arg, so werden ausgemacht;
> Wenn sie den schandbarn Lohn in Völlerey verschwenden,
> Und also unser Reich und ganzen Orden schänden.
> Nein! schont der edlen Kunst. und sparet euer Gold,
> Ihr, die ihr Kluge seyn, wie Reiche heißen wollt.
> Die sinds nicht, die man sucht. Was können doch die Sinnen,
> Die satt an Hunger sind, an Durste voll, beginnen?
> Was soll ein Kopf doch thun, der stets vom Biere treuft,
> Und seinen dürren Sinn im Weinfaß hat ersäuft,
> Und ganz und gar verschwendt? Was Todte soll erwecken,
> Muß selber lebend seyn, nach Seel und Himmel schmecken.

Das will auch **Boileau**, wenn er schreibt:

> Quelque Sujet qu'on traite, ou plaisant, ou sublime,
> Que toujours le Bonsens s'accorde avec la Rime,
> - - - -
> Aimez donc la Raison! Que toujours vos Ecrits
> Empruntent d'elle seule & leur Lustre & leur Prix.

5. §. Ich will noch ein deutsches Zeugniß aus unserm **Rachel** anführen, der ausdrücklich in diesem Puncte die

Ver-

Vertheidigung der Poeten in einer Satire über sich genommen hat. Er klaget erstlich dem Tscherning seine Noth, daß man die Poesie, die doch unter funfzigen kaum fünfen glücket, ihm zum Vorwurfe gemacht habe. Hierauf setzt er hinzu:

Daß aber man so gar das Gute darf beschmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen,
Das thut der Unverstand. Weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf, doch Bregen nicht ein Haar.

Er giebt darauf zwar zu, daß die Poeten allezeit aufgeräumte Köpfe gewesen, und zuweilen einen lustigen Einfall nach dem andern vorgebracht hätten: doch unterscheidet er sie von den unflätigen Possenreißern, die auch nur von dem Pöbel, der gar nicht zu urtheilen weis, und von denen, die ihm, auch wohl bey Höfen, an Sitten und Gedanken gleich sind, unter die Poeten gemischet worden. Alsdann setzt er hinzu, was er von einem Dichter fordert:

Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, aus Griechen hat gesehen,
Was für gelehrt, beredt und sinnreich kann bestehen;
Der nicht die Zunge nur, nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Geist aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs ist geschehn vor vielmal hundert Jahren;
Der guter Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
Was niemand noch gedacht, kein Mund zuvor gesaget;
Der zwar dem besten folgt, doch außer Dieberey:
Daß er dem Höchsten gleich, doch selber Meister sey:
Dazu gemeines Zeug und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt unterm Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut bestehn.
Nun wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen nennen,
Der muß kein Narr nicht seyn ꝛc.

6. §.

6. §. Wie nun an dieser Wahrheit zum wenigsten niemand zweifeln wird, der die Schriften der besten Poeten, sonderlich der Alten, mit Verstande gelesen hat: also müssen wir auch zum andern sehen, was denn nunmehr die poetische Art zu denken von der prosaischen unterscheidet? Die Vernunft kann und soll es nach dem vorigen nicht seyn: was wird es denn wohl anders, als der Witz oder der Geist seyn können? Und in der That macht diese Gemüthskraft, nachdem sie bey einem stärker, als bey dem andern ist, einen großen Unterscheid in den Gedanken. Zwar ohne dieselbe ist kein Mensch zu finden. Ein jeder hat ein gewisses Maaß davon bekommen, ohne welches er sich so gar in Vernunftschlüssen nicht würde behelfen können; wie in der Geisterlehre erwiesen wird. Allein bey einigen ist sie sehr lebhaft und stark. Gewisse Geister haben viel Scharfsinnigkeit, wodurch sie gleichsam in einem Augenblicke hundert Eigenschaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen. Was sie wahrnehmen, das drücket sich, wegen ihrer begierigen Aufmerksamkeit, tief in ihr Gedächtniß: und so bald zu anderer Zeit etwas vorfällt, das nur die geringste Aehnlichkeit damit hat; so bringt ihnen die Einbildungskraft dasselbe wiederum hervor. So ist ihnen denn allezeit eine Menge von Gedanken fast zugleich gegenwärtig: das Gegenwärtige bringt sie aufs Vergangene; das Wirkliche aufs Mögliche, das Empfundene auf alles, was ihm ähnlich ist, oder noch werden kann. Daher entstehen nun Gleichnisse, verblümte Ausdrücke, Anspielungen, neue Bilder, Beschreibungen, Vergrößerungen, nachdrückliche Redensarten, Folgerungen, Schlüsse, kurz, alles das, was man Einfälle zu nennen pflegt, und die alle insgesammt aus einem solchen lebhaften Kopfe entstehen. Dergleichen Geister nun nennet man poetische Geister, und durch diese reiche Gemüthskraft unterscheidet sich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menschen gemein ist.

7. §. Wir wollen die Sache durch ein Exempel erläutern. Gesetzt, ein Geschichtschreiber wollte erzählen, daß ein Land

durch

durch die drey bekannten Plagen, Krieg, Hunger und Pest angegriffen worden. Er wird solches etwa folgender Gestalt ins Werk richten: „Nachdem der Krieg in dem guten „Reiche ein Ende genommen hatte, und die feindlichen Völ„ker abgezogen waren, folgte ein ander landverderbliches „Uebel nach. Die verwüsteten Aecker trugen keine Früchte, „weil niemand da war, der sie bauen wollte: und also ent„stund eine Theurung, die bey dem Armuth nothwendig eine „Hungersnoth nach sich ziehen mußte. Auch das war es „noch nicht alles. Eine pestilenzialische Seuche machte das „Elend des geplagten Landes vollkommen, und beraubte es „vollends seiner noch übrigen Einwohner.“ Das heißt nun, meines Erachtens, eine historische Schreibart, die das, was sie sagen will, deutlich und ordentlich, richtig und zierlich, nicht niederträchtig, aber auch nicht prächtig vorträgt. Wie wird sich nun ein Poet in gleichem Falle ausdrücken? Amthor soll uns solches zeigen, oder er hat es vielmehr schon auf der 324. Seite seiner Gedichte gewiesen. Er schreibt:

Kaum hatte Mavors Raserey
Den ungeschlachten Durst gekühlet,
Und deine Felder durchgewühlet;
So trat ihm ein Gefährte bey.
Der Mangel ward vom Krieg gebohren;
Weil in der Furchen ödem Grund,
Mehr Blut als warmer Regen stund,
Gieng aller Aecker Zier verlohren.

Dein Elend soll vollkommen seyn!
Zween Feinde hatten dich bestritten:
Noch hast du nicht genug erlitten;
Drum schießt der dritte mit herein.
Morbona bricht durch alle Riegel,
Sie steigt aus einer Todtengruft,
Und rühret die vergifte Luft
Durch ihre schwarzgemalten Flügel.

Du wohlgeplagtes Land und Stadt!
Was kann wohl deinen Aengsten gleichen?
Wer zählet die gestreckten Leichen,
Die Mortens Wuth geschlachtet hat?

Du kannst die frechen Seelen lehren,
Was das bedrängte Leben sey:
Und bringst durch tausend Zeugen bey,
Wie sehr die Lust sich kann verkehren.

8. §. Nun halte man dieses und jenes vorige gegen einander, so wird es sich sonnenklar zeigen, worinn der Unterscheid der Gedanken bestehe. Dem Poeten sind tausend Dinge eingefallen, daran der Geschichtschreiber nicht gedacht hat; bey dem Kriege nämlich, der Gott des Krieges, und dessen Blutdurst, imgleichen die Felder, die von einem Heere durchgraben und verderbet worden. Weil die Hungersnoth aus dem Kriege entstanden ist, so fällt es ihm ein, daß die Kinder von ihren Aeltern entstehen: und er braucht also dort das Wort gebohren, welches ein ganzes Gleichniß anzeiget. Wenn er die unfruchtbaren Aecker bedenkt; so sieht er, anstatt des Regens, das Blut in den Furchen laufen. Da vorher von Feinden die Rede gewesen, so sieht er, daß auch der Hunger ein Feind des Landes heißen könne; weil er den Kriegsleuten darinn ähnlich ist, daß er Schaden stiftet. Er zählet also schon zween Feinde; und da ihm die Pest noch vor Augen schwebt, davon er reden soll: so macht er sie zum dritten Feinde, weil er eben die Aehnlichkeit daran bemerket. Die Seuche bringt ihn auf die Morbona: diese läßt er, ihrer Natur gemäß, aus der Gruft steigen, und weil sie sehr fürchterlich ist, mit schwarzen Flügeln durch die vergiftete Luft fahren. Hierauf sieht er ihre traurige Wirkungen: er entsetzt sich, und bricht in voller Entzückung in eine heftige Anrede und etliche Fragen aus; beschließt aber endlich mit einer Lehre, die aus der Sache fließt, und seine vorige Beschreibung erbaulich macht. Das mag ein Muster einer vollkommen schönen poetischen Schreibart abgeben: Denn

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

9. §. Ich habe mit gutem Bedachte eine Stelle zum Beyspiele gewählt, darinn das poetische Wesen in voller Stärke

zu sehen ist, damit man es desto handgreiflicher spüren und wahrnehmen möchte. Denn freylich giebt es verschiedene Grade derselben. Die eine ist an Einfällen und Gedanken reicher, die andere ärmer; nachdem entweder ihr Verfasser mehr oder weniger Geist und Witz besessen hat; oder in einer gewissen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entsteht sie aber in diesem so vollständigen Exempel anders, als aus den häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beschreibungen, kurz angebrachten Gleichnissen, und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abschildern? Niemand sage mir, daß man dieses alles auch in Prosa thun könne. Freylich kann es geschehen; aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetische Schreibart seyn. Kein guter prosaischer Scribent hat jemals so viel Zierrathe zusammengehäufet: und wenn er es gethan, so haben alle Kunstrichter gesagt, er schreibe poetisch. Es läuft auch wider die Absichten, die sich z. E. ein Geschichtschreiber vorsetzen muß. Sein Zweck ist, die nackte Wahrheit zu sagen, das ist, die Begebenheiten, die sich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke, zu erzählen. Thäte er das nicht, so würden seine Leser nicht wissen, ob sie ihm glauben sollten, oder nicht. Seine große Begierde, schön zu schreiben, würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen gesetzt? Das ist das Urtheil, so man vom **Curtius** mit Grunde zu fällen pflegt. Man traut seinen Nachrichten nicht; weil sie gar zu schön klingen. **Florus** hat es noch ärger gemacht. **Seneca**, **Apulejus**, **Sidonius Apollinaris**, **Martianus Capella**, **Tertullianus** sind unter den Alten in übelm Ruffe. **Barclajus** aber in seiner Argenis, und unzählige andre, die in lebendigen Sprachen, auch in neuern Zeiten geschrieben haben, sind gleichfalls unter diejenigen gezählet worden, die nicht nur poetisch, sondern ganz hochtrabend, schwülstig, ja unsinnig gedacht und geschrieben haben. Wer die Proben von ihrer Schreibart beysammen sehen will, der darf nur Werenfelsens Dissert. de

Mete-

Meteoris nachschlagen, welche man auch in dem I. Buche der eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft, übersetzt nachlesen kann, als die hier einem jeden unentbehrlich ist.

10. §. Nachdem wir nun einmal wissen, worinn die poetische Schreibart besteht: so müssen wir sie auch in ihre Classen eintheilen. Ich darf aber auch hier nur bey den dreyen Arten bleiben, die ich in meiner Redekunst schon angegeben habe: nämlich eine ist die natürliche oder niedrige; die andere ist die sinnreiche oder sogenannte hohe; die von andern auch die scharfsinnige oder geistreiche genannt wird; und die dritte ist die pathetische, affectuöse, oder feurige und bewegliche Schreibart. Alle drey müssen wir erklären, mit Exempeln erläutern, und von ihren Afterschwestern unterscheiden lernen. Ich weis wohl, daß es gewisse Klüglinge giebt, die in dieser Eintheilung, ich weis nicht, was für ein Mischmasch finden wollen. Sie bilden sich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne ist; oder vielmehr was denenjenigen, deren Sprachrohr sie abgeben, nicht gefällt, das sey nicht richtig. Imgleichen giebt es noch andere, die mit einer unnöthigen, mehr als metaphysischen Genauigkeit, die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen, und wohl zwanzigerley Schreibarten aushecken: wie man im siebenten Bande der kritischen Beyträge sehen kann. Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründete Urtheile abzufertigen.

11. §. Erstlich dünkt es ihnen, **natürlich** müßten alle Gattungen der Schreibart seyn; und also könnte man keine besondere Art daraus machen. Wer sieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in diesem Einwurfe? Freylich sind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der sie brauchet, natürlich. Auch ein Pritschmeister redet in seinen garstigsten Possen, dadurch er die Großen belustigen will, seiner Natur gemäß, das ist alber und schmutzig. Auch ein Phantast redet seinem schwülstigen Gehirne gemäß, so wie es ihm natürlich ist; und so weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu setzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunst entgegen gestellt? Die

sinnreiche Schreibart aber sowohl, als die pathetische ist weit künstlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der sie nur halb kennet, mir zugestehen wird. Man darf auch nur einen Blick in meine Redekunst thun, wo ich davon gehandelt habe, so wird dieses von sich selbst in die Augen fallen. Dasjenige nämlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen, und nicht auf die Worte denkt, in der Historie, in dogmatischen Büchern u. d. gl. braucht, das heißt natürlich: weil man darinn nicht künstelt, sondern zufrieden ist, wenn man sich so deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verstanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausstudiret wird, das ist künstlicher. Es ist aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die schöne Natur versteht, der alle Künstler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die sich in der Sprache des Pöbels, die demselben natürlich ist, zeiget. Eben darum habe ich sie nicht die gemeine Schreibart nennen können.

12. §. Zum andern will man den Grund dieser Abtheilung wissen: und weil es diesen tiefsinnigen Kunstrichtern so schwer fällt, denselben zu finden; so will ich ihn hieher setzen. Ein Redner oder Dichter will seine Zuhörer entweder schlechterdings unterrichten und lehren, oder er will sie belustigen, oder er will sie endlich bewegen. Mehr Absichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Ist das erste, so bedienet er sich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man sich der gewöhnlichsten Redensarten und Ausdrückungen gebrauchet. Dieses thun also die Historienschreiber, wenn sie von rechter Art sind, und die dogmatischen Scribenten: auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweisen. Ist das andere die Absicht des Scribenten; so muß er allerley sinnreiche Gedanken auf eine eben so sinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn sie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrsprüche, u. d. gl. in ihren Reden einmengen; sonderlich aber die Poeten, wenn sie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftsteller endlich das letzte: so muß er die

Gemüths-

Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, selbst annehmen, und so feurig und heftig, oder affectuös und pathetisch, als welches einerley ist, reden, daß sein Leser oder Zuhörer auch entzündet wird; wie solches **Horaz** in seiner Dichtkunst gelehret hat: Si vis me flere &c. Da hat man nun den Grund meiner Eintheilung; die ich doch nicht einmal für meine Erfindung ausgebe, indem sie schon von so vielen geschickten Kunstrichtern, gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit andern recht haben will. *

13. §. Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterscheidet sich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt sie sich nicht sehr, verschwendet ihre Blumen nicht, sondern ist mit einem mäßigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz ist in poetischen Erzählungen, in Briefen, in Satiren, in Lehrgedichten, imgleichen in Gesprächen: wenn die Beschaffenheit der Personen, die sich mit einander besprechen, es zuläßt, daß sie besser reden mögen, als man insgemein spricht. Ein Exempel von Erzählungen giebt uns **Kanitz** in seiner Fabel auf die Tadelsucht:

Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fieng.
Sein Esel war sein Pferd, sein Sohn war sein Gefährte;
Doch als der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reisender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch mit schwachen Füssen traben?
Drum stieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.

* Siehe B. Neukirchs Anleitung zu deutschen Briefen im V. Kap. des IV. B. p. 603. S. auch des Herrn Rollins Manier die freyen Künste zu lehren auf der 29. S. Comme il-y-a trois devoirs principaux de l'Orateur, qui sont d'instruire, de plaire, & de toucher; il y a aussi trois genres d'eloquence. &c. &c. Und selbst Gisbert, den man wider meine Eintheilung anführen will, ist meiner Meynung, wenn er sagt, die Rede habe drey Eigenschaften: La Simplicité, l'agrement, & l'elevation. Daher käme le simple, l'agreable, le sublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und movere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

Den Adlern drohete; dieß, dieß beschreiben wir.
Rom! was umnebelt dich? Ach! wie gerathet ihr,
Ihr Bürger in die Wuth, den alten Ruhm zu schänden?
Der Römer edles Blut so schimpflich zu verschwenden,
Und gebt, was übrig bleibt, verhaßten Völkern Preis rc.

In eben der aufgeblasenen und unnatürlichen Schreibart fährt der Poet unaufhörlich fort. Das macht, er hat lauter übersteigende Gedanken, seltsame Vorstellungen von gewöhnlichen und gemeinen Dingen, weit gesuchte Gegensätze, starke Figuren, u. s. w. welches sich alles für Erzählungen nicht schicket. Vom Statius und Claudian habe ich schon auf der 22. S. in den Anmerkungen zur Horazischen Dichtkunst die Proben angeführet, welche Stelle man nachschlagen kann.

16. §. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht in dieser Schreibart, sonderlich Lucans, viel Feuer, Einbildungskraft und Zierrathe zusammen gehäufet anzutreffen seyn sollten. Dieses kann man den Bewunderern desselben einräumen, ohne deswegen auf ihre Seite zu treten. Es fraget sich nur, ob dieses alles mit Verstande und an dem rechten Orte angebracht worden? Heldengedichte müssen entweder keine Erzählungen seyn, oder, die Schreibart derselben muß anders eingerichtet werden, als Lucan sie eingerichtet hat. Horaz schreibt gleich im Anfange seiner Dichtkunst:

Incœptis gravibus plerumque & magna professis,
Purpureus late qui splendeat unus & alter,
Assuitur pannus; cum lucus & ara Dianæ,
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus:
Sed nunc non erat his locus!

Eben hierinn ist auch Milton tadelhaft, dessen Erzählungen fast durchgehends gar zu verblümt, stolz und prächtig sind. Er verschwendet tausend Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen. Er bringt, gleich dem lohensteinischen Arminius, alle seine Gelehrsamkeit und Belesenheit an, und verfällt

auf

auf langwierige Ausschweifungen, die den Sinn des Lesers zerstreuen. **Tasso** und **Voltaire**, können die Kunst zu erzählen unzähligemal besser, als dieser Engländer.

17. §. Was die Briefe anlangt, die poetisch abgefaßt werden, so haben sie eben diese natürliche Schreibart nöthig. So hat **Horaz** die Seinigen geschrieben; ja ich kann auch den **Ovid** hier anführen, obgleich dessen Sendschreiben alle zu den Elegien gehören. Im Französischen ist **Boileau** ein Meister darinnen; im Deutschen aber hat **Opitz** diese Schreibart sehr wohl inne gehabt. **Flemming** und **Kanitz** habens ihm gleich gethan; **Neukirch** und **Günther** aber haben ihn weit übertroffen. Ich will zur Probe aus **Neukirchs** Schreiben der Aurora, an den König von Preußen, etwas hersetzen:

> Ich schreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
> Was meinen Ruhm verletzt, wie fast ein jeder sagt.
> Ach! zürne nicht zu früh, denn unsers Geistes Triebe
> Sind zwar voll Eifersucht, allein auch voller Liebe.
>
> Es ist nichts grausames, womit du uns beschwerst:
> Wir klagen, daß du dich für andre selbst verzehrst;
> Daß du ein König bist, und doch in deinen Landen
> Kein Diener je gelebt, der früher aufgestanden.
> Die Hirten sind erstaunt, die Musen schämen sich:
> Denn beyde finden schon, so bald sie wachen, dich.
> Mein Phöbus, der dir doch so herzlich wünscht zu dienen,
> Ist selber, wie du weißt, stets viel zu spät erschienen;
> Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an:
> Daß ich der Wolken Flor nicht früher abgethan.
> Was Phöbus an mir straft, geb ich mit gleichem Blicke
> Der Ordnung der Natur und dieser Welt zurücke.
> Was nützt mir, sprech ich oft, der hellen Flügel Schein,
> Wenn Helden flüchtiger, als Licht und Flügel seyn?
> Allein, was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
> Ist dieß, ich möchte doch nicht ihr Gesetze stören rc.

Hier herrschet durchgehends das natürliche ungekünstelte Wesen der poetischen Schreibart; obwohl alles edel und artig gedacht und gesaget worden.

18. §. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermischen. Sie sind wie Tag und Nacht von einander unterschieden, obgleich viele hier keinen Unterscheid bemerken können. Sie meynen, wenn sie sich einer niedrigen Schreibart bedienten, so stünde ihnen alles frey; zumal, wenn sie etwas scherzhaftes sagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr die Fratzen unsrer Dichter. Z. E. aus vielen hunderten eines solchen Meisters, Königs, in seinen Fastnachtspossen und Pritschmeisterreimen, nur ein Paar zur Probe zu geben:

Hier stellt sich ein Ducatenhuster ein;
Das wird für mich auch wohl nicht übel seyn,
Doch bey der hölzernen Zutschkann voll Bier
Wirst du wohl fluchen:
Denn mich bedeucht, du wirst viel lieber dir
Ein hübsch Paar fleischerne Zutschkannen suchen.

Oder dieses:

Es kömmt, weil du allhier den weiten Schuß gethan,
Ein Kober, der gefüllt mit Eyern, für dich an:
Doch, kannst du sie entrathen;
So schick den ganzen Korb an die Castraten.

Auch Günther ist bey seiner unedlen Lebensart sehr oft auf diese niederträchtige Schreibart gerathen; und das zwar nicht nur in Satiren, darinn er außer Racheln auch wohl die Alten zu Vorgängern gehabt; sondern in Briefen und andern Gedichten, darinn man wohl etwas edlers von ihm hätte fordern können. Ich will hier nur aus seiner Heldenode auf den Prinz Eugen etwas anführen, welches das ganze Gedicht verstellet. Er beschreibt einen Soldaten, der aus Ungarn kömmt, und in einer Dorfschenke seine Thaten erzählt:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und hört, wie Nachbars Hans erzähle:
Hans ißt, und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Seht, spricht er, Schwäger! seht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär:

Hier

Hier macht er einen Strich mit Biere.
Da streifsten wir, da stund der Feind;
Hier gieng es schärfer, als man meynt!
Gott straf! ihr glaubt mirs ohne Schwüre.

19. §. Von Erzählungen dieser Art, will ich aus Riederers Fabeln Aesopi die LXV. hersetzen, wiewohl sie alle gleich geschickt dazu wären. Es heißt:

Ein Fuchs, der Bauren schuldger Diener,
Da, wenn es an ein Stehlen geht;
Stahl einem solchen viele Hüner,
Und machte sie im Huy labet.
Der Bauer suchte sich zu rächen,
Und durfte doch kein Wörtlein sprechen.

So edel erzählt nun unser nürnbergischer Phädrus. Das heißt ja abgeschmackt, und nicht natürlich, es wäre denn, daß jenes auch gewissen Leuten in der Natur steckte: zum wenigsten aber würde es alsdann keine schöne Natur seyn; die sich doch Maler und Dichter billig nachzuahmen bemühen sollten. Von Briefen beruffe ich mich auf Kanitzens Gedichte, auf der 122. S. der neuen Auflage. Es ist des Herrn von Brand Antwortschreiben, auf des Herrn von Kanitz unvergleichliches Schreiben vom Landleben, und hebt so an:

Mein allerliebster Freund und werthester Herr Bruder,
Der du im Blumberg itzt versammlest deine Fuder,
Der du, wie Tityrus, dort in dem Schatten liegst,
Und zählest, was für Korn du in die Scheunen kriegst:
Du dürftest dich fürwahr so künstlich nicht bemühen,
Mich durch ein schön Gedicht hinaus aufs Land zu ziehen.
Es braucht, willst du mich sehn, von dir ein einzig Wort:
Dein Landgut ist für mich ein allzulieber Ort;
Ich weis schon, wie man da die Stunden kann vertreiben.
Die Feldlust hättest du nicht nöthig zu beschreiben ꝛc.

Das ist ja wohl gegen die kanitzische natürliche Schreibart lauter kaltes und ungesalzenes Wasser; ich will sagen, eine elende, magre Prosa, die so nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden. Und doch hat uns König diese Lumpen auf Kanitzens Purpur geflicket!

zu sehen ist, damit man es desto handgreiflicher spüren und wahrnehmen möchte. Denn freylich giebt es verschiedene Grade derselben. Die eine ist an Einfällen und Gedanken reicher, die andere ärmer; nachdem entweder ihr Verfasser mehr oder weniger Geist und Witz besessen hat; oder in einer gewissen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entsteht sie aber in diesem so vollständigen Exempel anders, als aus den häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beschreibungen, kurz angebrachten Gleichnissen, und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abschildern? Niemand sage mir, daß man dieses alles auch in Prosa thun könne. Freylich kann es geschehen; aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetische Schreibart seyn. Kein guter prosaischer Scribent hat jemals so viel Zierrathe zusammengehäufet: und wenn er es gethan, so haben alle Kunstrichter gesagt, er schreibe poetisch. Es läuft auch wider die Absichten, die sich z. E. ein Geschichtschreiber vorsetzen muß. Sein Zweck ist, die nackte Wahrheit zu sagen, das ist, die Begebenheiten, die sich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke, zu erzählen. Thäte er das nicht, so würden seine Leser nicht wissen, ob sie ihm glauben sollten, oder nicht. Seine große Begierde, schön zu schreiben, würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen gesetzt? Das ist das Urtheil, so man vom **Curtius** mit Grunde zu fällen pflegt. Man traut seinen Nachrichten nicht; weil sie gar zu schön klingen. **Florus** hat es noch ärger gemacht. **Seneca**, **Apulejus**, **Sidonius Apollinaris**, **Martianus Capella**, **Tertullianus** sind unter den Alten in übelm Ruffe. **Barclajus** aber in seiner Argenis, und unzählige andre, die in lebendigen Sprachen, auch in neuern Zeiten geschrieben haben, sind gleichfalls unter diejenigen gezählet worden, die nicht nur poetisch, sondern ganz hochtrabend, schwülstig, ja unsinnig gedacht und geschrieben haben. Wer die Proben von ihrer Schreibart beysammen sehen will, der darf nur Werenfelsens Dissert. de

Mete-

Meteoris nachschlagen, welche man auch in dem I. Buche der eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft, übersetzt nachlesen kann, als die hier einem jeden unentbehrlich ist.

10. §. Nachdem wir nun einmal wissen, worinn die poetische Schreibart besteht: so müssen wir sie auch in ihre Classen eintheilen. Ich darf aber auch hier nur bey den dreyen Arten bleiben, die ich in meiner Redekunst schon angegeben habe: nämlich eine ist die natürliche oder niedrige; die andere ist die sinnreiche oder sogenannte hohe; die von andern auch die scharfsinnige oder geistreiche genannt wird; und die dritte ist die pathetische, affectuöse, oder feurige und bewegliche Schreibart. Alle drey müssen wir erklären, mit Exempeln erläutern, und von ihren Afterschwestern unterscheiden lernen. Ich weis wohl, daß es gewisse Klüglinge giebt, die in dieser Eintheilung, ich weis nicht, was für ein Mischmasch finden wollen. Sie bilden sich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne ist; oder vielmehr was denenjenigen, deren Sprachrohr sie abgeben, nicht gefällt, das sey nicht richtig. Imgleichen giebt es noch andere, die mit einer unnöthigen, mehr als metaphysischen Genauigkeit, die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen, und wohl zwanzigerley Schreibarten aushecken: wie man im siebenten Bande der kritischen Beyträge sehen kann. Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründete Urtheile abzufertigen.

11. §. Erstlich dünkt es ihnen, **natürlich** müßten alle Gattungen der Schreibart seyn; und also könnte man keine besondere Art daraus machen. Wer sieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in diesem Einwurfe? Freylich sind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der sie brauchet, natürlich. Auch ein Pritschmeister redet in seinen garstigsten Possen, dadurch er die Großen belustigen will, seiner Natur gemäß, das ist alber und schmutzig. Auch ein Phantast redet seinem schwülstigen Gehirne gemäß, so wie es ihm natürlich ist; und so weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu setzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunst entgegen gestellt? Die

sinnreiche Schreibart aber sowohl, als die pathetische ist weit künstlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der sie nur halb kennet, mir zugestehen wird. Man darf auch nur einen Blick in meine Redekunst thun, wo ich davon gehandelt habe, so wird dieses von sich selbst in die Augen fallen. Dasjenige nämlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen, und nicht auf die Worte denkt, in der Historie, in dogmatischen Büchern u. d. gl. braucht, das heißt natürlich: weil man darinn nicht künstelt, sondern zufrieden ist, wenn man sich so deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verstanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausstudiret wird, das ist künstlicher. Es ist aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die schöne Natur versteht, der alle Künstler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die sich in der Sprache des Pöbels, die demselben natürlich ist, zeiget. Eben darum habe ich sie nicht die gemeine Schreibart nennen können.

12. §. Zum andern will man den Grund dieser Abtheilung wissen: und weil es diesen tiefsinnigen Kunstrichtern so schwer fällt, denselben zu finden; so will ich ihn hieher setzen. Ein Redner oder Dichter will seine Zuhörer entweder schlechterdings unterrichten und lehren, oder er will sie belustigen, oder er will sie endlich bewegen. Mehr Absichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Ist das erste, so bedienet er sich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man sich der gewöhnlichsten Redensarten und Ausdrückungen gebrauchet. Dieses thun also die Historienschreiber, wenn sie von rechter Art sind, und die dogmatischen Scribenten: auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweisen. Ist das andere die Absicht des Scribenten; so muß er allerley sinnreiche Gedanken auf eine eben so sinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn sie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrsprüche, u. d. gl. in ihren Reden einmengen; sonderlich aber die Poeten, wenn sie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftsteller endlich das letzte: so muß er die

Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, selbst annehmen, und so feurig und heftig, oder affectuös und pathetisch, als welches einerley ist, reden, daß sein Leser oder Zuhörer auch entzündet wird; wie solches **Horaz** in seiner Dichtkunst gelehret hat: Si vis me flere &c. Da hat man nun den Grund meiner Eintheilung; die ich doch nicht einmal für meine Erfindung ausgebe, indem sie schon von so vielen geschickten Kunstrichtern, gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit andern recht haben will. *

13. §. Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterscheidet sich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt sie sich nicht sehr, verschwendet ihre Blumen nicht, sondern ist mit einem mäßigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz ist in poetischen Erzählungen, in Briefen, in Satiren, in Lehrgedichten, imgleichen in Gesprächen: wenn die Beschaffenheit der Personen, die sich mit einander besprechen, es zuläßt, daß sie besser reden mögen, als man insgemein spricht. Ein Exempel von Erzählungen giebt uns **Kanitz** in seiner Fabel auf die Tadelsucht:

> Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
> Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fieng.
> Sein Esel war sein Pferd, sein Sohn war sein Gefährte;
> Doch als der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
> Da rief ein Reisender ihn unterwegens an:
> Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
> Daß ihrs laßt neben euch mit schwachen Füssen traben?
> Drum stieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben,
> Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
> Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.

* Siehe B. Neukirchs Anleitung zu deutschen Briefen im V. Kap. des IV. B. p. 603. S. auch des Herrn Rollins Manier die freyen Künste zu lehren auf der 29. S. Comme il-y-a trois devoirs principaux de l'Orateur, qui sont d'instruire, de plaire, & de toucher; il y a aussi trois genres d'eloquence. &c. &c. Und selbst Gisberr, den man wider meine Eintheilung anführen will, ist meiner Meynung, wenn er sagt, die Rede habe drey Eigenschaften: La Simplicité, l'agrement, & l'elevation. Daher käme le simple, l'agreable, le sublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und movere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dieses übel nahm.
Es schrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden!
Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am besten fand,
Und sagte: Sollt ich mich in alle Leute schicken,
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

14. §. Dieses ist nun die poetische Art, Fabeln zu erzählen, der sich, im Lateinischen, **Phädrus** als ein Meister bedienet hat. **Virgil**, in seiner Aeneis, hat sich eben derselben bedienet, so oft er selber etwas erzählet, und keinen andern redend einführet. **Amthor** hat in seiner Uebersetzung die edle Einfalt dieses Lateiners völlig erreichet, darum will ich eine Probe gleich aus dem ersten B. wo es heißt: Vrbs antiqua fuit &c. hersetzen:

Ein alter Wunderbau, den man Karthago hieß,
Worinn der Tyrier sich häuslich niederließ,
Durch Krieg und Frieden groß, lag der berühmten Tyber,
Und dem Lateinerland zur Seiten gegen über.
Man sagt, daß Juno ihn vor allen hochgeschätzt,
Ja Samus Götterhaus ihm selber nachgesetzt.
Hier war der Waffenplatz für ihre Macht ersehen,
Hier sollte Spieß und Schild nebst ihrem Wagen stehen:
Ja träfe das Geschick mit ihren Wünschen ein,
So sollten Ost und West Karthagen zinsbar seyn.
Und dennoch mußte sie die trübe Zeitung hören,
Es würde Trojens Blut der Tyrer Schlösser stören.
Und ein gefürchtet Volk, von dessen Kronengold
Und seiner Waffen Blitz die Welt erschüttern sollt,
Auch selbst den Lybier von seinem Thron verdringen:
Nichts würde diesen Schluß der strengen Parcen zwingen ꝛc.

Da nun dieses die rechte Schreibart ist, die sich zu einem Heldengedichte schickt, welches eine Erzählung seyn muß: so kann man leicht urtheilen, daß weder **Lucan**, noch **Statius**, noch **Claudian** in diesem Stücke den rechten Weg ge-

gangen sind. Alle diese schreiben viel zu hochtrabend, als daß ihre Schreibart einer vernünftigen Erzählung ähnlich sehen sollte. Sie gehen immer auf Stelzen; ja mit dem Horaz kann man von ihnen sagen:

Nubes & inania captant.

15. §. Wir wollen doch eine Probe aus dem Lucan ansehen, um uns durch den Augenschein selbst überführen zu lassen, und die Uebersetzung, die Hofrath Dietsch gemacht hat, hinzusetzen:

Bella per Emathios, plus quam civilia, campos,
Jusque datum sceleri canimus, populumque potentem
In sua victrici conversum viscera dextra,
Cognatasque acies; & rupto fœdere regni
Certatum, totis concussi viribus orbis
In commune nefas; infestisque obvia signis
Signa, pares aquilas, & pila minantia pilis.
Quis furor? o Cives! quæ tanta licentia ferri,
Gentibus invisis Latium præbere cruorem?
Cumque superba foret Babylon spolianda tropæis
Ausoniis, umbraque erraret Crassus inulta:
Bella geri placuit nullos habitura triumphos.
Heu quantum potuit terræ pelagique parari,
Hoc quem civiles hauserunt sanguine dextræ!
Unde venit Titan &c.

Die Uebersetzung aber lautet so:

Das unfruchtbare Blut, so durch die Bürgerkriege,
Ematien befleckt, der frechen Bosheit Siege,
Des starken Volkes Hand, das sein entblößtes Schwert,
So sonst die Barbarn schlug, auf seine Brüste kehrt;
Des Reiches Band getrennt, zwey Blutsverwandte Freunde
Zum Streit erhitzet hat, die als erboßte Feinde,
Mit aller Kraft gekämpft, als die empörte Welt,
Zwey starker Heere Macht zum Treffen aufgestellt;
Als Fahn auf Fahne stieß, als Schild auf Schilde stießen,
Und selbst der Römer Arm mit scharfen Bürgerspießen

Den Adlern drohete; dieß, dieß beschreiben wir.
Rom! was umnebelt dich? Ach! wie gerathet ihr,
Ihr Bürger in die Wuth, den alten Ruhm zu schänden?
Der Römer edles Blut so schimpflich zu verschwenden,
Und gebt, was übrig bleibt, verhaßten Völkern Preis ꝛc.

In eben der aufgeblasenen und unnatürlichen Schreibart fährt der Poet unaufhörlich fort. Das macht, er hat lauter übersteigende Gedanken, seltsame Vorstellungen von gewöhnlichen und gemeinen Dingen, weit gesuchte Gegensätze, starke Figuren, u. s. w. welches sich alles für Erzählungen nicht schicket. Vom Statius und Claudian habe ich schon auf der 22. S. in den Anmerkungen zur Horazischen Dichtkunst die Proben angeführet, welche Stelle man nachschlagen kann.

16. §. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht in dieser Schreibart, sonderlich Lucans, viel Feuer, Einbildungskraft und Zierrathe zusammen gehäufet anzutreffen seyn sollten. Dieses kann man den Bewunderern desselben einräumen, ohne deswegen auf ihre Seite zu treten. Es fraget sich nur, ob dieses alles mit Verstande und an dem rechten Orte angebracht worden? Heldengedichte müssen entweder keine Erzählungen seyn, oder, die Schreibart derselben muß anders eingerichtet werden, als Lucan sie eingerichtet hat. Horaz schreibt gleich im Anfange seiner Dichtkunst:

Incœptis gravibus plerumque & magna professis,
Purpureus late qui splendeat unus & alter,
Assuitur pannus; cum lucus & ara Dianæ,
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus:
Sed nunc non erat his locus!

Eben hierinn ist auch Milton tadelhaft, dessen Erzählungen fast durchgehends gar zu verblümt, stolz und prächtig sind. Er verschwendet tausend Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen. Er bringt, gleich dem lohensteinischen Arminius, alle seine Gelehrsamkeit und Belesenheit an, und verfällt

auf

auf langwierige Ausschweifungen, die den Sinn des Lesers zerstreuen. Tasso und Voltaire, können die Kunst zu erzählen unzähligemal besser, als dieser Engländer.

17. §. Was die Briefe anlangt, die poetisch abgefaßt werden, so haben sie eben diese natürliche Schreibart nöthig. So hat Horaz die Seinigen geschrieben; ja ich kann auch den Ovid hier anführen, obgleich dessen Sendschreiben alle zu den Elegien gehören. Im Französischen ist Boileau ein Meister darinnen; im Deutschen aber hat Opitz diese Schreibart sehr wohl inne gehabt. Flemming und Kanitz habens ihm gleich gethan; Neukirch und Günther aber haben ihn weit übertroffen. Ich will zur Probe aus Neukirchs Schreiben der Aurora, an den König von Preußen, etwas hersetzen:

Ich schreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
Was meinen Ruhm verletzt, wie fast ein jeder sagt.
Ach! zürne nicht zu früh, denn unsers Geistes Triebe
Sind zwar voll Eifersucht, allein auch voller Liebe.

Es ist nichts grausames, womit du uns beschwerst:
Wir klagen, daß du dich für andre selbst verzehrst;
Daß du ein König bist, und doch in deinen Landen
Kein Diener je gelebt, der früher aufgestanden.
Die Hirten sind erstaunt, die Musen schämen sich:
Denn beyde finden schon, so bald sie wachen, dich.
Mein Phöbus, der dir doch so herzlich wünscht zu dienen,
Ist selber, wie du weißt, stets viel zu spät erschienen;
Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an:
Daß ich der Wolken Flor nicht früher abgethan.
Was Phöbus an mir straft, geb ich mit gleichem Blicke
Der Ordnung der Natur und dieser Welt zurücke.
Was nützt mir, sprech ich oft, der hellen Flügel Schein,
Wenn Helden flüchtiger, als Licht und Flügel seyn?
Allein, was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
Ist dieß, ich möchte doch nicht ihr Gesetze stören ꝛc.

Hier herrschet durchgehends das natürliche ungekünstelte Wesen der poetischen Schreibart; obwohl alles edel und artig gedacht und gesaget worden.

18. §. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermischen. Sie sind wie Tag und Nacht von einander unterschieden, obgleich viele hier keinen Unterscheid bemerken können. Sie meynen, wenn sie sich einer niedrigen Schreibart bedienten, so stünde ihnen alles frey; zumal, wenn sie etwas scherzhaftes sagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr die Fratzen unsrer Dichter. Z. E. aus vielen hunderten eines solchen Meisters, Königs, in seinen Fastnachtspossen und Pritschmeisterreimen, nur ein Paar zur Probe zu geben:

> Hier stellt sich ein Ducatenhuster ein;
> Das wird für mich auch wohl nicht übel seyn,
> Doch bey der hölzernen Zutschkann voll Bier
> Wirst du wohl fluchen:
> Denn mich bedeucht, du wirst viel lieber dir
> Ein hübsch Paar fleischerne Zutschkannen suchen.

Oder dieses:

> Es kömmt, weil du allhier den weiten Schuß gethan,
> Ein Kober, der gefüllt mit Eyern, für dich an:
> Doch, kannst du sie entrathen;
> So schick den ganzen Korb an die Castraten.

Auch Günther ist bey seiner unedlen Lebensart sehr oft auf diese niederträchtige Schreibart gerathen; und das zwar nicht nur in Satiren, darinn er außer Racheln auch wohl die Alten zu Vorgängern gehabt; sondern in Briefen und andern Gedichten, darinn man wohl etwas edlers von ihm hätte fordern können. Ich will hier nur aus seiner Heldenode auf den Prinz Eugen etwas anführen, welches das ganze Gedicht verstellet. Er beschreibt einen Soldaten, der aus Ungarn kömmt, und in einer Dorfschenke seine Thaten erzählt:

> Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
> Und hört, wie Nachbars Hans erzähle:
> Hans ißt, und schneidet doppelt vor,
> Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
> Seht, spricht er, Schwäger! seht nur her,
> Als wenn nun dieß die Donau wär:

Hier

Hier macht er einen Strich mit Biere.
Da streiften wir, da stund der Feind;
Hier gieng es schärfer, als man meynt!
Gott straf! ihr glaubt mirs ohne Schwüre.

19. §. Von Erzählungen dieser Art, will ich aus Riederers Fabeln Aesopi die LXV. hersetzen, wiewohl sie alle gleich geschickt dazu wären. Es heißt:

Ein Fuchs, der Bauren schuldger Diener,
Da, wenn es an ein Stehlen geht;
Stahl einem solchen viele Hüner,
Und machte sie im Huy labet.
Der Bauer suchte sich zu rächen,
Und durfte doch kein Wörtlein sprechen.

So edel erzählt nun unser nürnbergischer Phädrus. Das heißt ja abgeschmackt, und nicht natürlich, es wäre denn, daß jenes auch gewissen Leuten in der Natur steckte: zum wenigsten aber würde es alsdann keine schöne Natur seyn; die sich doch Maler und Dichter billig nachzuahmen bemühen sollten. Von Briefen beruffe ich mich auf Kanitzens Gedichte, auf der 122. S. der neuen Auflage. Es ist des Herrn von Brand Antwortschreiben, auf des Herrn von Kanitz unvergleichliches Schreiben vom Landleben, und hebt so an:

Mein allerliebster Freund und werthester Herr Bruder,
Der du im Blumberg itzt versammlest deine Fuder,
Der du, wie Tityrus, dort in dem Schatten liegst,
Und zählest, was für Korn du in die Scheunen kriegst:
Du dürftest dich fürwahr so künstlich nicht bemühen,
Mich durch ein schön Gedicht hinaus aufs Land zu ziehen.
Es braucht, willst du mich sehn, von dir ein einzig Wort:
Dein Landgut ist für mich ein allzulieber Ort;
Ich weis schon, wie man da die Stunden kann vertreiben.
Die Feldlust hättest du nicht nöthig zu beschreiben etc.

Das ist ja wohl gegen die kanitzische natürliche Schreibart lauter kaltes und ungesalzenes Wasser; ich will sagen, eine elende, magre Prosa, die so nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden. Und doch hat uns König diese Lumpen auf Kanitzens Purpur geflicket!

> : : : Es ist um uns geschehen!
> Was hab ich doch gehört! Was hab ich doch gesehen!
> Kein falscher Schatten hat mich Schlafenden bethört,
> Ach! allzuviel gesehn! ach! allzuviel gehört!
> Die Unterwelt erstaunt vor jener Donner Knallen,
> Von welchen unser Heer und Temeswar gefallen.
> Der große Solymann, der Muselmänner Held,
> Hat sich und meinen Fall mir lebhaft vorgestellt.
> Mich dünkt, ich seh ihn noch! mir zittern alle Glieder,
> Er siehet meine Schmach und schlägt die Augen nieder.
> Mich dünkt, ich seh ihn noch! ꝛc.
>
> Er treibt, er feurt mich an, dem Feinde vorzubeugen;
> Ich soll den Weg zur Flucht ihm durch den Säbel zeigen!
> Allein, wer weis, ob nicht der Anblick meiner Pracht
> Den Streit noch hitziger, den Sieg noch größer macht?
> Ach! gar zu später Schluß! was hab ich doch gesehen?
> Was hab ich doch gehört? es ist um uns geschehen.

28. §. Der Sitz dieser pathetischen Schreibart ist anfänglich in Oden, wo der Poet selbst im Affecte steht, und sich voller Feuer ausdrückt. Ein Exempel giebt **Günthers** Ode auf den Eugen, die fast durchgehends diesen Character beobachtet hat. Sein Affect ist daselbst die Freude, Verwunderung, und heftige Begierde, seines Helden große Thaten zu loben. Er sieht ihn gleichsam vor seinen Augen verschwinden, und feuret seine Muse an, ihm nachzueilen:

> Eugen ist fort! Ihr Musen, nach!
> Er eilt und schlägt und siegt schon wieder.

Diese abgebrochene kurze Art des Ausdruckes, ist in der That eine glückliche Nachahmung des stärkesten Affects. Die ganze Ode ist voll solcher Stellen; und weil sie in aller Händen ist, so will ich nur von einem widrigen Affecte etwas hersetzen. Es ist solcher die Traurigkeit, und davon will ich die Exempel aus **Kanitzens** Ode auf seine Doris nehmen. Diese ist gleichfalls ganz beweglich gesetzt, und drücket den zärtlichsten Schmerz sehr natürlich und rührend aus. Er fängt unter andern einmal ganz unvermuthet an:

Hälfte

> Hälfte meines matten Lebens!
> Doris! ist es denn vergebens,
> Daß ich kläglich um dich thu?

Andere schöne Stellen habe ich schon in den vorhergehenden Capiteln daraus angemerket: ich will hier nur noch eine hersetzen, die mir einen Tadel zu verdienen scheint. Es ist folgende:

> Alles das hab ich verlohren!
> Ach wie werd ich traurensvoll!
> Hat mein Unstern sich verschworen,
> Daß ich sterbend leben soll?

Die letzte Zeile ist es, was mir nicht gefällt. Sterbend leben, ist viel zu künstlich, für einen wahrhaftig Betrübten. Es ist eine gesuchte Antithesis; ein verwerfliches Spiel der Gedanken, das sich zum wenigsten in keinen Affect schicket.

29. §. Zum andern schicket sich die pathetische Schreibart in die Elegien, wo man entweder Verstorbene beklagen, oder was verliebtes schreiben will: denn dazu gehört eigentlich die Elegie. **Ovidius** und **Tibullus** sind hierinn rechte Meister gewesen. Nichts ist beweglicher zu lesen, als ihre Klagschreiben und verliebte Briefe. Alles ist herzrührend, und die Kunst scheint weit davon entfernt zu seyn; herrschet aber um desto mehr darinn. Ich wüßte fast im Deutschen nicht, wer sich in Elegien recht hervorgethan hätte. **Hofmannswaldaus** Heldenbriefe sollten hier zwar zu Mustern dienen; imgleichen haben **Ziegler** und **Lehms**, uns von biblischen Historien dergleichen gemacht: allein ich fühle mein Lebenlang keinen Affect, wenn ich sie lese. Und wie wäre es möglich, da sie mit lauter Spielen der Phantasie, mit lauter Ambra und Zibeth, Rosen und Nelken, Mosch und Jasmin, und Muscateller ausstaffiret sind, und tausend andere bunte Einfälle haben, die keinem Affecte natürlich sind. Ich will also die Zuflucht zu **Neukirchen** nehmen, der in seinem Gedichte auf die Nachtigall eine recht bewegliche Elegie mit eingerücket hat. Ich will nur folgende Stelle hersetzen,

die mich allezeit gerühret hat, worinn der Poet die Nachtigall um ihren Vorspruch bittet. Es heißt:

O Tochter Pandions, o süße Philomele!
Erbarme, wo du kannst, dich meiner Traurigkeit;
Und wirf nur einen Blick auf meine Dornenhole,
Wenn dein Verhängniß dich mit Rosen überstreut.
Ich ärgre mich zwar nicht an deinen guten Tagen;
Ich gönne dir sehr gern des Hofes Sonnenschein;
Es mag dich Friederich auf seinen Händen tragen,
Dein Trinken Nectarsaft, die Speise Zucker seyn;
Denn du hast alles dieß auf Erden wohl verdienet ꝛc.

Bitt aber, Schönste! nur für mein bedrängtes Leben,
Und trag zu rechter Zeit mich deinem Churfürst an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunst, durch Müh erhalten kann.
Du darfst nicht allererst nach meinem Kummer fragen,
Doch frage, wo du willst, nur Bäume, Gras und Stein:
Die alle werden dir, die alle werden sagen,
Daß meine Seufzer nichts als Ehr und Tugend seyn;
Und daß ich darum mich in heißen Thränen bade,
Weil meine Poesie mit Schimpfe betteln geht;
Und jede Wissenschaft in deines Friedrichs Gnade,
Sie aber noch allein in keinen Diensten steht.
Mein Flehen ist gerecht! ach! aber auch vergebens:
Denn dein beglückter Stand kennt meine Seufzer nicht.
Und der erinnert sich gar selten fremdes Lebens,
Der täglich so, wie du, bey Hofe Blumen bricht.

30. §. Drittens hat die pathetische Schreibart in Heldengedichten statt: nicht zwar wenn der Poet selbst erzählet, denn da muß die natürliche herrschen; wohl aber, wenn er andere Personen, die im Affecte stehen, redend einführet. Exempel kann man im **Virgil** nachsehen, wo sie sehr häufig vorkommen: wie denn auch im vorigen Hauptstücke, nach **Amthors** Uebersetzung, eines von den allerbesten, und im 26 §. dieses Hauptstücks eins aus **Pietschen** befindlich ist, welches man aufschlagen mag. Doch will ich noch eins nach **Amthors** Uebersetzung aus dem I. Buche der Aeneis anführen. Aeneas im Ungewitter auf der See,

Hebt die gefaltne Hand zu seinen Göttern auf,
Und spricht: O höchstes Glück! der seinen Lebenslauf
Vor dem gemeinen Feind auf Trojens Mauren schließet,
Und für der Väter Heil das Heldenblut vergießet.
O tapfrer Diomed! Der Griechen höchste Zier,
Ach fiel ich doch, vor dir, auf Trojens Blutrevier!
Wo Hektors Wunderarm Achillen mußte weichen,
Sarpedons Riesenbau des Lebens Segel streichen;
Und wo Simoens Strom, durch seiner Wirbel Zwang,
Blut, Körper, Schild und Helm begierig in sich schlang 2c.

Auch die Antwort des Großveziers in Pietschens VI. Carl, ist vortrefflich:

Nein! Kaiser, nein, es steht dein unbewegter Thron!
So brach der Großvezier mit einem kühnen Ton,
Durch die Verzweifelung, die Achmets Brust bestricket:
Die Pfeiler deines Reichs hat noch kein Feind verrücket!
Wer glaubt, daß sein Gewicht aus Schwachheit sinken kann?
Nein, die beherschte Welt setzt tausend Schultern an.
Die ungeheure Zahl der Arme, die dich schützen,
Sind Seulen deines Stuhls, die deine Herrschaft stützen.
Versammle deine Macht, verdopple nur dein Heer,
Dein Volk vermehre sich, so wie der Sand am Meer.
Es müsse Stal und Glut und Schrecken mit sich tragen.
Wer es nicht zählen kann, der wird es nimmer schlagen.

31. §. Viertens schicket sich diese Schreibart in die Schauspiele. Da kommen unzählige Gelegenheiten vor, die Personen in vollen Affecten aufzuführen; und da können sie nicht nachdrücklicher, beweglicher und durchdringender reden, als in dieser pathetischen Art des Ausdruckes. Hier kann man des Terenz Komödien, imgleichen in meiner deutschen Schaubühne, den Menschenfeind, die Spielerinn, den Verschwender, u. a. m. nachschlagen, und die Tragödien zu Hülfe nehmen. Sonderlich lese man im Cato den Auftritt, wo Cäsar mit dem Cato spricht; in der Iphigenia, den Auftritt Agamemnons, mit dem Achilles und mit der Clytemnestra im II. Aufzuge. In der Alzire und Cornelia, wird man gleichfalls die allervortrefflichsten Proben finden, wenn man in jener die Scene des Zamores mit dem Gusmann,

in dieser aber, der Cornelia ihre mit dem Gracchus, und mit dem Bürgermeister Opimius, nachlesen will. Schwache Geister, können diese Schreibart auch hier nicht erreichen, und lassen alle ihre Helden gar zu sinnreich reden. Sie können nicht weinen, ohne die spitzfindigsten Klagen dabey auszuschütten, und wenn sie verzweifeln, so geschieht es allezeit mit großer Scharfsinnigkeit. **Lohenstein** hat es in seiner Sophonisbe fast durchgehends so gemacht, weswegen er mit Rechte getadelt worden. **Seneca** hat ebenfalls tausend Fehler wider diese Regeln begangen: indem er seinen Personen durchgehends mehr Belesenheit und Scharfsinnigkeit beygeleget hat, als es die Wahrscheinlichkeit erlaubte.

32. §. Das wäre nun kürzlich, was man von der poetischen Schreibart überhaupt, und ihren besondern Gattungen sagen kann. Die angeführten Scribenten werden das übrige hinzusetzen, wenn man sie nachschlagen will. Ich sollte noch kürzlich von den Gattungen der Schreibart handeln, die in Schäfergedichten, Satiren, Scherzgedichten, u. s. w. herrschet. Allein, das alles spare ich in die Hauptstücke des andern Theils dieser Dichtkunst, wo ins besondere davon gehandelt werden wird. Ueberhaupt schließe ich dieses Hauptstück mit Horazens Worten:

Scribendi recte, sapere est et principium et fons:
Rem tibi Socraticæ poterunt ostendere chartæ,
Verbaque prævisam rem non invita sequentur.



Das XII. Hauptstück.

Von dem Wohlklange der poetischen Schreibart, dem verschiedenen Sylbenmaaße und den Reimen.

1. §.

Nichts ist in diesem allgemeinen Theile der Dichtkunst noch übrig, als die Abhandlung von dem Wohlklange, der in der poetischen Schreibart mehr, als in prosaischen Sachen, beobachtet werden muß. Unter diesem allgemeinen Ausdrucke begreife ich alles, was an den Versen ins Gehör fällt; die Abwechselung langer und kurzer Sylben, den Abschnitt, die Schlußpuncte in den Strophen, die Reime, und wo sonst noch etwas die Ohren kützeln, und dadurch das Gemüth eines Lesers oder Zuhörers belustigen kann. Die Musik allein nehme ich aus, als welche eine eigene Kunst ist, die auch ohne die Poesie bestehen kann: es wäre denn, daß man auch die Harmonie eines wohl ausgesprochenen Verses, nach Art der Alten, einen Gesang nennen wollte. Zwar hat auch die ungebundene Schreibart ihren gewissen Wohlklang: davon Cicero in seinen Gesprächen vom Redner, Quintilian, und nach ihnen fast alle Lehrer der Beredsamkeit ausführlich zu handeln pflegen. Wenn man es genau untersuchet, woher derselbe entsteht, so findet man: daß es nichts anders, als die angenehme Abwechselung gewisser lautenden und stummen Buchstaben; imgleichen die Vermischung langer und kurzen Sylben sey, die, hinter einander ausgesprochen, einen lieblichen Klang verursachen. Wie viel in der Wohlredenheit darauf ankomme, das ist bekannt. Oftmals werden die Zuhörer einer so harmonischen Rede dadurch mehr, als durch die besten Gründe, gerühret und eingenommen; zumal, wenn der

Redner eine liebliche Stimme hat, und bey einer deutlichen Aussprache aller Sylben und Buchstaben die Töne derselben geschickt, d. i. den Sachen und dem Affecte gemäß, zu verändern weis. Außer obgedachten Scribenten kann man auch das XVI. Capitel des I. Theils meiner ausführlichen Redekunst nachsehen, wo im 13. u. f. §. davon gehandelt worden.

2. §. Wie nun die gebundene Schreibart eher, als die ungebundene ins Geschick gebracht worden: also können wir auch den Wohlklang der Poesie nicht von dem Wohlklange der Redner herleiten. Es ist bereits oben bey anderer Gelegenheit gedacht worden, daß Cicero das Gegentheil angemerket hat, wenn er erzählet: daß Isokrates den Poeten vieles abgelernet, was zur Lieblichkeit einer Rede etwas beytragen kann. Die Ursache setzet er auch hinzu; nämlich, weil die ersten Dichter zugleich Sänger und Spielleute gewesen, und ihre Verse also zur Belustigung der Ohren gemacht: so hätten sie eher Anlaß gehabt, auf die Harmonie zu sehen. Die Musik hilft uns also den Ursprung des poetischen Wohlklanges erklären. Ich habe schon in dem ersten Hauptstücke erwähnet, daß die ersten Melodeyen eine gewisse Anzahl der Sylben, oder eine abgemessene Länge der Zeilen, in den Liedern erfordert haben; wodurch sie geschickt geworden, darnach abgesungen zu werden. Das war nun der allergeringste Grad des poetischen Wohlklanges, der auch bey den gröbsten Völkern statt gefunden. Es ist aber gleichwohl dem Gehöre angenehm, wenn alle Abschnitte einer Rede, die nach einander folgen, fast einerley Länge haben: so, daß die Zunge nach gewissen bestimmten Pulsschlägen, gleichsam zu einer periodischen Ruhe kömmt. So sind die Psalmen der Hebräer, auch so gar in unserer deutschen Ueber-

* S. was der Abt Fourmont im VI. B. der Memoires, oder ausführl. Schriften der parisischen Akad. der schönen Wissenschaften davon geschrieben hat.

** Quintilian schribt: Poema nemo dubitaverit imperito quodam initio fusum, et aurium mensura et similiter decurrentium spatiorum observatione esse generatum; mox in eo repertos pedes: das ist: Ohne Zweifel ist die Poesie aus einem unstudirten Triebe von ohngefähr entstanden, und durch die Aufmerksam-

Uebersetzung noch beschaffen: daher es denn kömmt, daß sie auch so prosaisch nach einer gewissen freyen Melodie gesungen werden können. * Die ältesten griechischen Poeten haben freylich ihre Sylben schon genauer nachgezählt, als die morgenländischen: allein mehr läßt uns doch die Rauhigkeit, der alles in seinem ersten Ursprunge unterworfen ist, von ihren ersten Liedern nicht hoffen.

3. §. Niemand hat den Ursprung und die wahre Beschaffenheit des poetischen Wohlklanges besser untersucht und ins Licht gesetzt, als **Isaac Voßius**, in seinem Tractate de Poematum cantu et viribus Rhythmi, den er zu Oxfort im Theatro Sheldoniano 1673. in gr. 8. herausgegeben. Er behauptet gleichfalls darinn auf der 2. Seite, daß die ersten griechischen Verse, nach der meisten Schriftsteller Meynung, keine Füße, und keinen Wohlklang gehabt, und folglich ganz rauh gewesen. Er führet den **Quintilian** zum Zeugen an, dessen Worte man unten ** sehen wird. Und darauf fährt er fort, die Natur und den Ursprung des Sylbenmaaßes zu erklären. Er vertheidiget dasselbe gegen seine Verächter, die sich einbilden, es sey angenehmer, wenn ein Vers wie ein Fluß in einem geraden Ufer fortschieße; wo er kein Hinderniß antrifft, als wenn er gleichsam schrittweise, über so viele im Wege stehende Felsen sprudeln müßte. Allein, er zeiget aus einer Anmerkung **Cicerons**, daß diejenigen, die Natur des Schönen nicht verstehen, die dafür halten, daß etwas ganz Einträchtiges ohne Abtheilung, Unterschied, und Abwechselung gefallen könnte. *** Doch weil wir unter unsern Deutschen keinen Widerspruch hierinn zu besorgen haben, so halte ich mich hierbey nicht auf. **** Nur setzen wir hier voraus, daß das Gehör und die Aussprache selbst

keit der Ohren auf die gleich fortlaufenden Zeilen und Worte erzeuget worden; bis bald darauf auch die Füße erfunden worden.

*** Numerus in continuatione nullus est, distinctio et æqualium et sæpe variorum intervallorum percussio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod intervallis distinguuntur, notare possumus, in amni præcipitante non possumus.

**** S. meine Sprachlehre IV. Theil, I. und III. Hauptst.

selbst die alten Griechen gelehret, daß nicht alle Sylben gleichviel Zeit brauchten. Dieses mochte nun von dem Tone der Selbstlauter, oder von der Zahl und Art der Mitlauter herkommen; so merkte man doch, daß die eine Sylbe kurz, und die andere lang ausgesprochen ward: daher sie denn in kurze und lange eingetheilet wurden.

4. §. Der andere Grad des Wohlklangs entstund wohl damals, als man bey dem Singen solcher aufs genaueste abgezählten Zeilen, wahrnahm, daß zu einer jeden Zeile nach Beschaffenheit der dazu gehörigen Melodie, auch eine gewisse Abwechselung solcher kurzer und langer Sylben gehörete. Dieses bemerkten diejenigen am ersten, die das zärteste Gehör hatten, und es unangenehm fanden, wenn auf eine Sylbe, dahin der Accent fiel, eine kurze Note; auf eine kurze Sylbe hergegen, die man in der Aussprache fast nicht hörete, im Singen eine lange Note traf. Dieses suchte man nun mit größter Sorgfalt zu vermeiden, und daher mußte man darauf denken, daß ein Vers dem andern, und eine Strophe der andern ganz ähnlich würde: so bald nämlich dieses nicht war, so wollte es diesem zärtlichen Volke nicht klingen; wie es denn wirklich ein gutes Ohr verletzet. Wer da wissen will, wie seltsam dieses klinget, der darf sich nur von einem Franzosen ein paar Liederchen vorsingen lassen. Denn wer sonst ihres Singens nicht gewohnt ist, der wird ihnen fast keine Zeile verstehen können, ob er sie gleich sonst im Reden versteht: und das kömmt daher, weil ihre Poesie von keiner regelmäßigen Abwechselung langer und kurzer Sylben weis, wie ich schon oben im I. Hauptstück dargethan habe. Da muß es nun nothwendig geschehen, daß ein ganz kurzes E zuweilen sehr lang ausgedehnet; eine sehr lange Sylbe hingegen geschwind überhüpfet oder verschlucket wird. Was das für eine Undeutlichkeit in der Aussprache machet, das ist nicht zu sagen: man muß es aber selbst hören, wenn man es recht völlig begreifen will.

5. §.

5. §. Z. E. das bekannte Lied aus dem du Freny:

Un fou, qui veut faire l'habile,
Dit qu'en lisant il pretend tout savoir &c.

das kann nach der Melodie, die fast allen Franzosen bekannt ist, nicht anders gesungen werden; als daß die letzte Sylbe von faire, die doch nach der richtigen Aussprache so kurz, als möglich ist, lang wird. Das Wort pretend aber, welches natürlich wie ein Jambus ausgesprochen wird, ein Trochäus werden muß: weil die Musik es so mit sich bringt, daß auf die kurzen Sylben lange, und auf die langen Sylben kurze Noten treffen. Hat nun der Poet die Melodie vorher gewußt, ehe er sein Lied gemacht, so hat er ein elendes Gehör gehabt, daß er diesen häßlichen Uebelklang nicht gemerket; oder er ist so faul gewesen, daß er seine Redensarten nicht nach der Musik richten wollen. Hat aber der Tonkünstler, zu einer schon fertigen Ode die Melodie gesetzt: so kann ich es ihm zwar zurechnen, daß er sich nicht nach der ersten Strophe gerichtet, und den Sylben ihr Recht wiederfahren lassen. Aber in allen übrigen Strophen hat er keine Schuld: weil die französischen Poeten keine einzige Strophe, im Absehen auf diesen Wohlklang, der andern gleich machen. Ob nun dieses der französischen Nation, die sich auf eine gewisse feine Zärtlichkeit ihrer Empfindungen soviel zu gute thut, zu Ehren gereiche? das lasse ich unparteyische Kenner beurtheilen. Wenigstens kann sie sich nicht rühmen, daß sie ein solch empfindliches Ohr habe, als die alten Griechen, oder auch wir Deutschen haben; denen ein solch barbarisches Singen, wider den Ton der Aussprache rauh und unerträglich vorkömmt. **Voßius** in dem angezogenen Tractate de Poematum Cantu hat dieses auf der 37 und 38 S. in einem Exempel aus dem Horaz gewiesen. Er vergleicht die Ode:

Audivere, Lyce, Dii mea vota; Dii
Audivere, Lyce, fis anus, et tamen
Vis formosa videri,
Ludisque et bibis impudens. &c.

mit

mit einer französischen Uebersetzung, darinn keine einzige Strophe mit der andern einerley Wohlklang hat; und davon ich nur die erste hersetzen will:

> Mes Voeux sont contens, Isabelle,
> Oui les Dieux de leur Grace ont contenté mes Voeux;
> Te voilà vieille, & cependant tu veux
> Faire encore la belle.

So sehr ich nun hierinn billige, was dieser große Kunstrichter von dieser ungeschaffenen Poesie urtheilt; so sehr muß ich mich beschweren, daß er, da er doch ein Holländer war, und den bessern Wohlklang der niederdeutschen Verse wußte, mit denen auch unsere hochdeutschen Gedichte übereinkommen, dennoch alle heutige Völker einer solchen barbarischen Dichtkunst beschuldiget hat. *

6. §. Bey dem allen wollen die guten Franzosen es nicht begreifen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe. Auch **Rollin** in seinem so berühmten Werke, das er von der Poesie und andern freyen Künsten herausgegeben, gesteht zwar Italienern und Spaniern zu, daß sie Verse ohne Reime machen könnten: weil sie nämlich noch etwas von der alten Art der lateinischen Sprache in ihren Mundarten beybehalten hätten, dadurch sie geschickt wären, einen gewissen harmonischen Klang in ihre Verse zu bringen. Aber seinen Franzosen, meynet er, sey es nicht möglich, Verse ohne Reimen zu dulden; weil sie lauter gleich lange Sylben in ihrer Sprache hätten, und keine Accente im Reden hören ließen. Ich glaube, man kann halb taub seyn, und doch den ehrlichen **Rollin** aus dem bloßen Gehöre widerlegen. Z. E. Die erste Zeile aus des **Boileau** Ode auf Namurs Eroberung:

Quelle

* Nec vero existimandum, ex quo barbarus iste sonus invaluit, uno saltem hoc vitio fœdatam fuisse poeticam: aliud quippe etiam longe majoris momenti malum artem hanc invasit: quod nempe sublato rhythmo et carminum mensura, simul quoque sublatus fuerit carminum cantus. Si latinos exceperis versus, factos ad imitationem veterum, nulla in hoc nostro sæculo in tota Europa scribuntur Poemata, quæ nervis et cantui commode possint aptari.

Quelle docte & sainte yvresse!

wird von allen Franzosen als eine trochäische Zeile von vier Füßen ausgesprochen, eben so, wie die erste Zeile aus Kanitzens Ode auf seine Doris:

Soll ich meine Doris missen?

Nun versuche mans, und verkehre entweder in der Aussprache die Accente, in die jambische Art zu scandiren:

Quelle docte & sainte yvresse;

Und frage einen Franzosen, ob das recht ausgesprochen sey? oder man spreche alle Sylben gleich lang, das ist, lauter Spondäen aus, folgender gestalt:

Quelle | docte & | sainte y | vresse.

so wird er entweder taub seyn, oder den Unterscheid hören müssen. Denn es kann in seinen Ohren unmöglich anders klingen, als wenn ich die kanitzische Zeile entweder so lesen wollte:

Soll ich meine Doris missen?

oder so:

Soll ich meine Doris missen?

7. §. Durch diese kleine Ausschweifung will ich nur zeigen, wie nothwendig die alten griechischen Poeten auf die regelmäßige Vermischung langer und kurzer Sylben haben gerathen müssen. Ihr Gehör sagte es ihnen, was lang oder kurz war, und aus dem Klange urtheilten sie, welche Sylbe sich zum Anfange einer Zeile, bey einer gewissen Gesangweise besser schickte. Weiter brauchten sie kein Geheimniß zu Erfindung ihrer mannigfaltigen Arten des Sylbenmaaßes. Die gemeinste Aussprache aller Leute gab es ihnen an die Hand: und wenn sie ihre Verse lasen, so

geschah es nach der prosodischen Scansion; nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heute zu Tage über die griechischen Verse setzen. Hätten sie zum Exempel Hesiods ersten Vers,

Μοῦσαι πιερίηθεν, ἀοιδῆσι κλέιουσαι

nach der Art unserer heutigen Schulmeister ausgesprochen: so hätten sie ihrer natürlichen Sprache Gewalt angethan; und folglich auch im Lesen eines Verses, kein Vergnügen empfinden können. Der Accent in dem andern Worte steht nämlich auf einer Sylbe, die nach allen Regeln kurz ist, und sollte vielmehr auf dem folgenden η stehen. Imgleichen steht im letzten Worte das Strichlein überm ει, wo es eben so wenig hingehöret. Das ου ist hier lang, und der Doppellaut muß nach Art zwoer kurzen Sylben, e und i, ausgesprochen werden. Und dieses giebt einen unumstößlichen Beweis ab, daß die griechischen Accente, die der Prosodie zuwider laufen, nichts taugen.

8. §. Daß dieses auch in der lateinischen Sprache gelte, kann ganz augenscheinlich erwiesen werden. Unsere prosaische Aussprache tauget nichts, weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht so ausdrücken, wie sie in ihren Poeten befindlich ist. Das gemeine Volk in Rom, das von der Länge und Kürze der Sylben keine Regeln gelernet hatte, konnte es nach Cicerons Zeugnisse hören, wenn ein Poet eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz gebrauchet hatte. * Nun sage mir jemand, wie das möglich gewesen wäre, wenn nicht die lateinischen Sylben ihre Länge und Kürze, bloß nach der gewöhn-

* Denn nachdem er von dem Wohlklange überhaupt erst gesagt: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo hæc vulgus imperitorum in audiendo notet: cum in omni genere; tum in hoc ipso, magna quædam est vis incredibilisque naturæ. So setzet er nach einer allgemeinen Anmerkung von den Urtheilen, *die nach dem Geschmacke allein gefället werden*, hinzu: Itaque non solum verbis arte positis moventur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quisque est, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, si paulum modo offensum est, ut aut contractione brevius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

gewöhnlichen Aussprache der Römer gehabt hätten; davon also der Pöbel sowohl, als der Poet, nach dem Gehöre urtheilen können? Aber unsere lateinische Sprachmeister wollen gern in der Prosodie der Alten besondere Geheimnisse finden, und durch künstliche Regeln die Länge und Kürze der Sylben ausmachen. Bey unserer verderbten Aussprache des Lateins, die lange Sylben kurz, und kurze lang zu machen pflegt, thun sie uns dadurch zwar gute Dienste: wie wollen sie es aber beweisen, daß auch Virgil eine Prosodie habe lernen müssen? Es war also mit den alten Sprachen nicht anders beschaffen, als mit den heutigen, die ein Sylbenmaaß in ihrer Poesie haben; und fast alle deutscher Abkunft sind. Ihre vornehmste prosodische Regel war eben so, wie bey uns, diese: **Ein Poet richte sich in der Scansion, nach der gemeinen Aussprache.** Dieses könnte noch weitläuftiger erwiesen, und von etlichen kleinen Einwürfen befreyet werden, wenn ich eine lateinische Prosodie zu schreiben im Sinne hätte. Man lese aber was **Vossius**, am angeführten Orte, auf der 29 und 30 Seite davon geschrieben, und was ich in meiner Sprachkunst IV. Theile im 2 und 3 Hauptstücke davon geschrieben: so wird man völlig überzeuget werden.

9. §. Unter den vielfältigen Gattungen des Sylbenmaaßes, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebrauchet worden, ist zwar keine einzige, die sich nicht auch in unsrer, ja in allen andern Sprachen nachmachen ließen. Wir, und alle übrige Völker haben lange und kurze Sylben, die sich in ungebundner Rede auf tausendfältige Art durch einander mischen lassen. Was hindert es denn, daß wir dieselben nicht auch auf eine einträchtige Art, nach einer beliebig angenommenen Regel, sollten abwechseln können? Daß unsre Nachbarn dieses nicht erkennen wollen, oder nicht gewahr werden, das gereichet uns zu keinem Nachtheile. Gleichwohl hat **Henrich Stephan** französische Hexameter versuchet. Siehe l'Histoire de la Poesie françoise par Massuet: und **Crescimbeni**, in s. Historia della volgar Poesia will behaupten; die wälschen heroischen Verse, wären aus

den Hendecasyllabis der Lateiner entsprungen. Allein viele von unsern Dichtern und Kunstrichtern haben hier alles mögliche gethan. Sonderlich haben Conr. Gesner, Clajus, von Birken, Heräus und Omeis sichs angelegen seyn lassen, die Möglichkeit vieler Arten des Sylbenmaaßes in unsrer Muttersprache zu erweisen, und allerley Exempel davon gegeben. Daß sie aber nicht Beyfall und Nachfolger gefunden, das kömmt meines Erachtens daher: weil die Harmonie der gar zu gekünstelten Abwechselungen der Füsse nicht so leicht ins Gehör fällt; da man auch im Lateinischen Mühe hat, eine ungewöhnliche Art von Versen recht zu scandiren.

10. §. Man ist also im Deutschen vor Alters fast bey den jambischen Versen allein geblieben; weil dieselben unsrer Sprache am natürlichsten sind. Die Artikel vor den Nennwörtern, und die Fürwörter vor den Zeitwörtern geben lauter steigende Zeilen an die Hand: so vieler tausend zusammengesetzter Wörter, davon unsre Sprache voll ist, nicht zu gedenken; die ordentlich von vorne mit einer kurzen Sylbe verlängert werden, und also Jamben ausmachen. Z. E. Verstand, Gemüth, Vernunft, Geduld, genug, worauf, vorhin, betrübt, verdammt, erheben, gestorben, verlangen, besonders, entkräften, unmöglich, ausführlich, u. s. w. Daß nun dergleichen Verse vor Alters in Deutschland, entweder mit Fleiß, oder von ungefähr, nach dem bloßen Gehöre gemachet worden, das habe ich bereits oben im ersten Capitel aus Luthers Liedern, ja aus Winsbeks Ermahnung an seinen Sohn erwiesen. Ja, man findet auch wohl in ältern Poeten unsers Vaterlandes, z. E. im Ottfried, die Spuren davon.

11. §. Die trochäischen sind zwar so sehr nicht Mode geworden, doch unsrer Sprache eben so natürlich, als jene Gattung. D. Luther hat schon zu seiner Zeit den Lobgesang Ambrosii: Nun komm der Heiden Heiland, durchgehends in dergleichen Art von Verse übersetzt: welches zwar aus diesem Anfange nicht erhellet, aber in dem ganzen

Liede unleugbar ist; wenn man nur etliche harte Stellen der damaligen rauhen Mundart nachsehen will. Z. E. ist folgende Strophe ihm gut gerathen:

> Der du bist dem Vater gleich,
> Führ hinaus den Sieg im Fleisch,
> Daß dein ewge Gotts-Gewalt,
> In uns das krank Fleisch erhalt.

So gar im **Ottfried** findet man unzähliche trochäische Zeilen, ja zuweilen vier, fünf, sechs hintereinander: welches gewiß dem Poeten nicht ungefähr gekommen seyn kann; sondern um des Wohlklanges halber, den er in dergleichen Versen bemerket hat, mit Fleiß geschehen seyn mag. Es giebt gelehrte Männer, die dafür halten, diese Art des Sylbenmaaßes sey unsrer Muttersprache viel natürlicher, als die jambische. Sie berufen sich auf die einfachen Nennwörter derselben, die gewiß entweder einsylbig sind, und also in allen Abänderungen mit einer langen Sylbe anfangen, und mit einer kurzen endigen; als, von Haupt, Hand, Fuß, **Häupter**, **Hände**, **Füße**, oder zwey Sylben haben, wie z. E. **Glaube**, **Liebe**, **Hoffnung**, **Vater**, **Mutter**, und also auch fast lauter Trochäen machen. Ja selbst die Hauptwörter im Infinitivo, gehören zu denen, die gleichfalls trochäisch klingen; als, **leben**, **sterben**, **essen**, **trinken** 2c. Allein, dem sey wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß trochäische Gedichte uns Deutschen nicht schwerer fallen können, als jambische. Unsre Sprache hat fast eben so viel lange, als kurze Sylben; und da sich dieselben hier so wohl, als in der jambischen Art, in gleicher Anzahl befinden müssen: so läuft es auf eins hinaus, was man für Verse machen will.

12. §. Das daktylische Sylbenmaaß ist das dritte, das bey uns von **August Buchnern** eingeführet worden, der aber selbst gesteht, daß er es nicht erfunden, sondern schon bey den Alten angetroffen. Es erfodert, wie bekannt ist, zweymal so viel kurze, als lange Sylben; und ist daher so leicht

nicht, als die beyden obigen Gattungen. Wir finden auch daher vor Opitzen wohl nicht leicht eine ganz daktylische Strophe in unsern alten Poeten; ja auch nach seiner Zeit hat es wenigen damit gelingen wollen. Christian Weise und Günther sind oft sehr glücklich darinn gewesen; so, daß ihnen diese Art ganz ungezwungen und ohne Anstoß geflossen. Man hat sie aber mehrentheils nur zu kleinen Arien von einer oder zwey Strophen; ja wohl gar nur zu einzelnen Zeilen in jambischen oder trochäischen Versen gebraucht. Sie klingen an sich selbst sehr lustig und springend, und sind daher zur Abwechselung in Cantaten, oder andern musikalischen Stücken bisweilen sehr bequem; zumal, wenn man gewisse heftige Affecten dadurch auszudrücken Gelegenheit hat. Doch die Wahrheit zu sagen, sind sie, außer diesen Fällen, für unsere männliche Sprache ein wenig zu kindisch; ob sie gleich dem Frauenzimmer und jungen Leuten sehr zu gefallen pflegen. Zur Noth könnten sie dienen, den Italienern, die sich auf die Zärtlichkeit ihrer Sprache so viel einbilden, zu zeigen: daß man bey uns eben sowohl fließende und liebliche Sylben zusammen bringen könne, die einem Sänger gleichsam von sich selbst über die Zunge weglaufen. Man müßte sich aber alsdann mit Fleiß aller rasselnden und rauschenden Wörter enthalten; hergegen viele von den lautenden und andern gelinden Buchstaben, als b, d, f, l, m, n, w, anzubringen suchen, als welche einer Zeile eine große Gelindigkeit und Lieblichkeit zuwege bringen. Wer Exempel verlanget, der kann sie von allen Arten in Hübners poetischem Handbuche finden.

13. §. Die vierte Art der Verse bey uns besteht aus den amphibrachischen Füßen, wie schon Omeis in seiner Dichtkunst angemerket hat. Ein Amphibrachis ist, wie das Wort zeigt, ein dreysylbiger Fuß, dessen mittelste Sylbe lang, beyde Ende aber kurz sind. Wir haben eine Menge von Wörtern im Deutschen, die von solcher Beschaffenheit sind. Z. E. von Zeitwörtern: erheben, verachten,

gebäh-

gebähren, vernichten; von Nennwörtern, Gesunde, Betrübte, Gedanken, Gedichte; von andern Wörtern, derselbe, desgleichen, unendlich, gewaltig, erheblich, abscheulich 2c. Wenn nun solche Füße zusammengesetzt werden, so entsteht folgende Art von Versen, die ich aus dem Menantes nehmen will:

Das laß ich | wohl bleiben, | daß ich mich | verliebe, |
Ich liebe | mich selber, | und schone | mein Geld 2c. |

Günthers Uebersetzung aus dem Secundus, ist von eben der Art. Wie nun diese Versart sehr wohl und lustig klinget: so ist sie auch von unsern Dichtern in kleinen Arien und Oden, sehr fleißig gebraucht worden. Nun weis ich zwar, daß einige Anleitungen zur deutschen Poesie, diese amphibrachische Art, mit zur daktylischen schlagen wollen; weil der Klang derselben sehr damit übereinkömmt. Allein, da sie doch allemal gestehen müssen, daß hier vorne immer eine Sylbe zu viel ist, die nicht zum daktylischen Verse gehöret: so ist es ja besser, ein jedes Kind bey seinem Namen zu nennen. Denn außer daß man die Verwirrung dergestalt besser vermeidet, so gewinnt unsre Sprache und Dichtkunst auch dadurch eine mehrere Aehnlichkeit mit der griechischen und lateinischen: welches ihr, in Ansehung der übrigen heutigen Sprachen, allerdings einen Vorzug giebt. Jemehr wir nämlich die Füße und Verse der Alten nachahmen können: destomehr Wohlklang und Harmonie hat unsre Sprache und Verskunst aufzuweisen.

14. §. Die fünfte Art der Füße, die unsere Sprache an die Hand giebt, sind die anapästischen. Ein Anapäst besteht aus dreyen Sylben, davon die beyden ersten kurz, und die dritte lang ist. An solchen Wörtern nun fehlt es uns abermal nicht. Z. E. Potentat, Majestät, ungemein, überaus, allemal, sintemal, unverwehrt, jedermann, nimmermehr, u. d. gl.

Nun scheint es zwar, als ob die ersten Sylben dieser Wörter auch lang ausgesprochen werden könnten; wie sie denn auch wirklich von den Poeten in jambischen und trochäischen Versen lang gebraucht zu werden pflegen: allein dieses zeiget nur, daß wir im Deutschen eben sowohl, als im Lateinischen, Syllabas ancipites, Sylben von ungewisser Länge haben; die man theils lang, theils kurz brauchen kann. Ein rechter anapästischer Vers sieht also im Deutschen etwa so aus, wie **Omeis** das Exempel dazu giebt:

◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡
Gute Nacht, | gute Nacht, | ruhet wohl | bis zum Ta | ge,
Ruhet sanft, | ohne Furcht, | ohne Scheu, | ohne Pla | ge.

Diese Art ist indessen etwas schwerer, als die vorhergehende: bloß, weil man einige Mühe hat, eine Rede mit zwo kurzen Sylben anzufangen. In der Mitte aber haben sie nicht mehr Schwierigkeit, als die daktylischen, oder amphibrachischen; weil sie nicht mehr kurze Sylben erfodern, als dieselben. Eben daher sind auch in den gemeinen poetischen Anweisungen diese **anapästischen** Verse mit zu den **daktylischen** geschlagen worden; die aber ein paar überflüßige Sylben vorne hätten. Allein, da ihre Scansion ganz anders klingt, und vielmehr Bewegung, ja eine recht heftige, plötzliche Gemüthsart ausdrückt, die dem daktylischen Wohlklange ganz entgegen steht: so thut man viel besser, daß man sie ganz besonders läßt, und auch dadurch den Reichthum unserer Dichtkunst, vor der wälschen und französischen, behauptet.

15. §. In den bisherigen fünf Arten der poetischen Füße, habe ich an allen deutschen Lehrern der Prosodie Vorgänger gehabt. Allein, da es meine Absicht ist, unsere Dichtkunst auch im Absehen auf den Wohlklang der Verse, der eine so erstaunliche Kraft in den Gemüthern der Menschen hat, und bisweilen rechte Wunder thut, vollkommener zu machen: so halte ich es für nöthig, zu zeigen, daß es uns Deutschen

auch

auch an andern Arten der Füße nicht fehle, die bey den Alten mit so vielem Vortheile gebrauchet worden. Und wenn ich mit dieser Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachsenden muntern Köpfen ein wenig das Ohr schärfe, auf den verschiedenen Wohlklang der Sylben und Wörter acht zu geben, und, wenn es auch nur zur Lust wäre, einige Versuche damit zu machen: so soll mich die Arbeit nicht dauren. Es ist eine Schande, daß unsere so großen Verfechter des Alterthums, die sich für das Griechische und Lateinische fast todtschlagen lassen, uns gleichwohl in Schulen oder in Schriften, die sie davon verfertigen, keinen Begriff von dem verschiedenen Wohlklange der alten Gedichte, beybringen, der doch die Griechen und Römer fast bezaubert hat. Und da unsere Sprache durch die Länge und Kürze ihrer Sylben, geschickt ist, sich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch diese so mannigfaltige Harmonie, mehr und mehr zu nähern: so sehe ich nicht, warum wir unsern Dichtern, in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel stecken, und ihnen nicht vielmehr ein, Plus ultra! zuruffen sollten.

16. §. Ich hebe also billig von den **Spondäen** an, als welche Art von Füßen noch zu den zweysylbigten gehöret. Ein Spondäus aber besteht aus zwoen langen Sylben, und geht also auf eine recht gravitätische ernsthafte Art einher; ohne wie die Jamben oder Trochäen, auf einem Beine zu hinken. Ernstlich von der Sache zu reden, so hat diese spondäische Art nicht so viel Bewegung und Hitze in sich, als die andern obbemeldeten Füße, die auch aus kurzen Sylben bestehen: sondern sie ist gleichsam eine Abbildung einer recht stoischen Ruhe und Gelassenheit. Sie geht, gleich einem Spanier, mit lauter majestätischen Schritten einher, und füllet das Ohr mit eitel vollklingenden Tönen. Es fehlt uns auch im Deutschen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können: zumal unsre zusammengesetzten Wörter schicken sich sehr gut dazu. Z. E. Großmuth, Unmuth,

Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkstatt, Vortrab, Nachsicht, Sonntag ꝛc. Ja auch dreysylbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang sind; als vorhaben, aufstehen, mitnehmen, vorgehen, nachfolgen, Großvater, ausnehmend, u. d. gl. Wollte man nun ganze Verse aus lauter solchen Füßen zusammen setzen, so würde dieses eben so traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz durchgehends aus lauter sogenannten Pas graves bestünde. Es haben daher auch weder die Griechen noch die Lateiner, ganz spondäische Verse gebraucht; wohl aber die Spondäen unter die Jamben, Trochäen und Daktylen gemenget: um dieselben etwas ernsthafter und langsamer zu machen, als sie sonst gewesen seyn würden. Von den Jamben sagt dieses Horaz, in seiner Dichtkunst, ausdrücklich:

> Tardior ut paullo graviorque veniret ad aures,
> Spondæos stabiles in jura paterna recepit.

Und wir selbst pflegen dieses zu thun, wenn wir jambische Verse machen, zumal im Anfange derselben. Z. E. wenn Pietsch schreibt:

> Held! ich umschränke mich, dieß Blatt ist viel zu klein ꝛc.

so ist unstreitig die erste Sylbe, Held, eine lange Sylbe, und macht also mit dem Worte ich, welches hier lang gebraucht ist, einen Spondäus; dieser aber vertritt die Stelle eines Jambus.

17. §. So erlaubt uns nun dieses, nach dem Beyspiele der Alten, ist und bleiben muß: so billig wäre es gleichwohl, daß man sich künftig auch dieser Erlaubniß nur mäßig bediente. Die Lateiner haben sich hierinn das Maaß gesetzet, daß sie in den sechsfüßigen Jamben, sich den andern und vierten Fuß von Spondäen frey behalten wollen:

> Commodus & patiens (jambus), non ut de sede secunda
> Cederet, aut quarta socialiter.

Viele von unsern deutschen Poeten haben diese Regel in ihren jambischen Versen nicht beobachtet; und daher sind ihre Verse so steif und so rauh geworden, daß man sie vor großer Härte, nicht lesen oder hören mag. Ja selbst auf den erlaubten Stellen, ist es nicht einmal rathsam, gar zu oft mit den Spondäen aufgezogen zu kommen. Unsere Sprache ist bey weitem so gelinde nicht, als die lateinische war. Diese hatte so wenig Mitlauter in ihren Sylben, daß man einen sechsfüßigen Vers aus lauter Jamben, fast im Augenblicke aussprechen konnte. Man nahm, so zu reden, immer zwey Füße zugleich in den Mund, und nannte ihn daher trimetrum, als ob er nur drey Füße hätte; da es doch sechse waren.

> Pes citus, unde etiam trimetris accrescere jussit
> Nomen iambëis, cum senos redderet ictus.

Weil nun im Deutschen an Mitlautern eher ein Ueberfluß, als Mangel zu besorgen ist: so muß man auch die Erlaubniß, zuweilen einen Spondäus einzumengen, nur mäßig brauchen; und sich lieber auf reine Jamben befleißen, wenn man was liebliches schreiben will. Jemehr Spondäen ein Vers, oder Gedicht, von jambischer oder trochäischer Art hat, desto härter und ungehobelter klingt er.

> In scenam missos magno cum pondere versus,
> Aut *operæ celeris nimium* curaque carentis,
> Aut *ignoratæ* premit *artis* crimine turpi.

18. §. Ferner werden die Spondäen von Griechen und Lateinern auch unter die daktylischen Füsse gemenget: und daraus entsteht die sogenannte heroische, oder alexandrinische Versart. Die Liebhaber und Kenner der lateinischen Dichter kennen dieselbe ohne mich schon: allein um der deutschen

Leser willen muß ich sie beschreiben. Ein sogenannter Hexameter besteht aus sechs Füßen, davon die ersten vier ohne Unterschied spondäisch, oder daktylisch seyn können: der fünfte nur, muß immer ein Daktylus, und der sechste immer ein Spondäus, oder höchstens ein Trochäus seyn. Ein Exempel hat uns Luther in der Bibel gegeben:

– ◡◡ – – – – – – – ◡◡ – ◡

Und Isa | ak scher | zet mit | seinem | Weibe Re | becca.

Daß man nun solche Verse im Deutschen machen könne, das hat schon beynahe vor zwey hundert Jahren **Conrad Gesner** eingesehen.* Allein das Exempel, das er giebt, ist ihm nicht sonderlich gerathen, weil er die rechte Länge der Sylben nicht beobachtet hat. Er setzt das Vater unser so:

O Va | ter un | sér, der | du dein' | ewige Wohnung
Erhöhst | in Him | meln, dein | Namen | werde ge | heiligt ꝛc.

Wer sieht aber nicht, daß er hier die beyden letzten Sylben von **Vater** und **unser** lang gebrauchet hat; da sie doch nach dem Urtheile aller Ohren kurz ausgesprochen werden. Eben so ist es ihm in **Namen** gegangen. Das Wort **erhöhst**, hat er auch als einen Spondäus gebraucht, da es doch ein Jambus ist: und bey solchen Unrichtigkeiten ist es kein Wunder, daß ihm diese Art nicht hat klingen wollen; zugeschweigen, daß die Sprache damals noch zu rauh war, und lange nicht einen solchen Ueberfluß geschmeidiger Redensarten hatte, als itzo. Den Græcismus **in Himmeln** will ich nicht einmal erwähnen, dadurch diese Probe noch häßlicher wird; weil er die Zeile ganz undeutsch machet. Wie aber, wenn man das Vater unser so übersetzte?

Hör

* Siehe die Vorrede zu Josua Malers Diction. German. Latin. wo er also schreibt: Nos ad Latinorum Græcorumque imitationem *numerosa* meditari carmina cœpimus, id quod in Hexametris heroicis parum feliciter procedit. In Phaleucis vero melius. S. auch seinen Mithridates a. d. 40. und 41. Seite.

Hör uns, Vater und Herr! der du den Himmel bewohnest,
Daß dein Name bey uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bey uns auf Erden erscheine,
Und dein Wille von uns, eben so, als im Himmel geschehe.
Gib auch das tägliche Brodt, und vergib uns die sündlichen Schulden,
Wie wir auch unseres Theils den Schuldenern gerne vergeben.
Wende Versuchungen ab, und rett uns aus Gnaden, vom Uebel!
Denn dein ist das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

19. §. Doch da dieses heroische Sylbenmaaß, ohn alle Reime, deutschen Ohren noch gar zu fremde geklungen: so sind einige von unsern Dichtern auf die Vermischung der Hexameter mit Pentametern, oder auf die Elegie der Lateiner verfallen; die sie auch durch die Beybehaltung der Reime angenehmer zu machen gesuchet. Schon **Sigmund von Birken**, der Stifter der Pegnitzschäfer, hat in seiner Prosodie einen Versuch damit gemacht, der ihm aber nicht sonderlich gelungen ist. Nächst ihm hat **Omeis** in seiner Reim- und Dichtkunst folgendes Exempel gegeben, welches nicht übel klingt:

Was ein menschliches Herz, von innen und außen betrübet,
Werde durch Gottes Gewalt, künftig und itzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beyden geliebet,
Bis der Tod zugleich beyden das Leben versagt.

Heräus ist nicht minder glücklich in dieser Art gewesen. Auf der 68. S. seiner Gedichte, steht ein Gedicht auf Kaiser Karln den VI. welches so anhebt:

Mächtigster Herrscher der Welt, vom Himmel die Fürsten zu richten,
Einig erwähleter Fürst, unüberwindlicher Held:
Gönne der eifrigen Pflicht dieß nimmer gesehene Dichten,
Von nicht gesehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.
Zeuget der Friede den Krieg durch tapfre Beschützung der Rechte :c.

Hieraus sieht man fürs erste, daß Heräus, um diesen neuen Versuch beliebt zu machen, fast lauter daktylische Füße gebraucht; hernach, daß er, wie Omeis, den Reim der Deutschen beybehalten hat. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieser Gattung des Sylbenmaaßes dergestalt nicht viel gewinnen. Daktylische Verse hat man längst gemacht; aber sie klingen zu weich: die Spondäen müssen sie männlicher machen. Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu schaffen gemacht: in dieser neuen müßten wir das Herz fassen, endlich einmal reimlose Verse zu machen. Wir wollen also noch eine Probe sehen, die zwar eine Elegie ist, aber nicht reimet. Es ist eine Uebersetzung des VI. Psalms:

Strafe mich nicht, o Herr! in deinem erschrecklichen Zorne,
  Züchtige mich doch nicht, Vater! aus Eifer und Grimm:
Sey mir gnädig, o Herr! denn ich bin schwach und erschrocken:
  Heile mich, himmlischer Arzt! meine Gebeine sind schwach.
Herzlich erschrocken ist mir die kümmerlich ächzende Seele;
  Ach wie so lange, mein Gott, ach wie so lange bist du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald das ängstliche Leben:
  Hilf mir, so wahr du ein Gott voller Erbarmungen bist.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
  O so erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde vor Gram, und schwemme mein Bette bey Nachte,
  Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt.
Meine Gestalt verfällt, vor Trauren und Kummer und Zagen;
  Denn von täglicher Angst rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht. Gott höret mein Weinen,
  Ja, der Herr hört mein Flehn, höret mein ängstlich Gebeth.
Schämt euch, ihr Feinde, dabey; erschreckt und kehrt euch zurücke!
  Werdet zu schanden, und flieht; weichet urplötzlich von mir.

20. §.

20. §. Ich weis wohl, daß dieses manchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateinischen Vers **Tibulls** oder **Ovids** in dergleichen Sylbenmaaße, ohne alle Reime schön finden, ist es in Wahrheit eine Schande; wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewundern, nur im Deutschen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in seiner Sprache fehlet, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben; und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift, außer den Reimen, fähig ist. Denn wie ein **Milton** in England ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat schreiben können, welches itzt bey der ganzen Nation Beyfall findet; und wie in Italien theils **Trissino** sein von den Gothen befreytes Italien, theils der Cardinal **Bentivoglio** den ganzen **Statius** in solche reimlose Verse gebracht hat: so wäre es ja auch im Deutschen nicht unmöglich, daß ein großer Geist was neues in Schwang brächte. Ich bin versichert, wenn uns nur **Opitz** etliche Exempel von dieser Art gelassen hätte, man würde ihm ohne alles Bedenken häufig darinn gefolget seyn. Diesen Mangel einigermaaßen zu ersetzen, will ich noch folgende Probe von der heroischen Art hersetzen.

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und an Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehn? O! was für ein thörichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erschrack, und Jupiter selbst, der Vater der Götter
Hatte nur Abscheu davor. Schwärmt, schwärmt nur, ihr rasenden Pfaffen!

Opfer

Opfer und Räuchwerk ist nichts, wenn tausend Laster euch drücken.
Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewissen euch ängstet!
Reinigt den Geist, sucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden:
Dämpft erst tapfer und frisch die eignen Begierden und Lüste:
Dann zeigt andern den Weg und lehret sie tugendhaft wandeln;
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit bestehn, dann wird man bekennen,
Daß ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

21. §. Diesen meinen Aufmunterungen zu Folge, habe ich es nun zwar erlebet, daß man uns im Deutschen verschiedene größere Gedichte, unter dem Namen epischer, oder Heldengedichte, in solchen Hexametern ans Licht gestellet, ja auch kleinere Versuche, z. E. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den diese Proben uns von deutschen Hexametern hören lassen; sollte ichs beynahe bereuen, daß ich diese Art von Versen unsern Landsleuten von neuem angepriesen habe. Dieselben klingen nämlich so gar hart und rauh, als vieleicht vor Homers Zeiten die griechischen, oder vorm Ennius die lateinischen Hexameter geklungen haben mögen. Die meisten Leser, die auch sonst mit lateinischen und griechischen Versen ganz wohl bekannt sind, können hier gar keinen Wohlklang finden, ja nicht einmal das Sylbenmaaß entdecken, das ihnen in jenen so reizend klingt. Da also diese deutschen Hexameter invitis Musis, und ohne Beystand der Gratien verfertiget worden, und weder einer guten Prose, noch einer gebundnen Rede ähnlich sehen: so fraget es sich, woran es liege, daß sie nicht angenehmer klingen? Ich antworte, darauf: daß in den meisten Schulen junge Leute nicht angeführet

führet werden, die lateinischen Verse recht nach der Scansion zu lesen; und das reizende Sylbenmaaß recht zu empfinden, welches die Alten so entzücket hat. Denn dadurch geschieht es, daß man die schönsten Hexameter **Virgils** oder **Claudians**, wie eine lahme hinkende Prose liest, und den bezaubernden Wohlklang niemals ins Ohr bekömmt, den ein recht ausgesprochener Vers eigentlich haben soll. Daher haben aber auch diese deutschen Dichter, ihren deutschen Hexametern keine bessere Anmuth zu ertheilen vermocht: sie haben kurze Sylben oft lang, und lange kurz gebrauchet; dadurch aber, alle die Schönheiten verlohren, deren sonst ihre Gedichte im äußerlichen fähig gewesen wären. Ich schweige noch von den Abschnitten, die ein guter Hexameter in heroischen Gedichten haben muß. Denn wer dieselben nicht beobachtet, der muß sich nicht wundern, wenn seine Hexameter nicht besser klingen, als **Horazens** seine; die das Gehör mehr martern und quälen, als belustigen können. Wir müssen also noch andre Dichter erwarten, die ein besser Gehör haben, und die Anmuth des Wohlklanges glücklicher erreichen können; dadurch die Poesie von rechtswegen der ungebundnen Rede überlegen seyn muß.

22. §. Doch auch die heroischen Verse und Elegien sind noch nicht alles, was wir im Deutschen nachahmen können. Einige Meister unsrer Dichtkunst, haben fast alle, oder doch die meisten und besten Arten, der griechischen und lateinischen Oden, im Deutschen zu machen, versucht: und ich darf mich nur auf meine Vorgänger berufen, wenn mein Ansehen zu klein ist, die Möglichkeit davon zu zeigen. Zwar was die anakreontischen anlanget, so sind dieselben ohne alle Schwierigkeit. Sie bestehen nur aus jambischen, oder trochäischen kurzen Versen, die wir täglich zu machen pflegen; nur daß sie sich nicht so reimen dörfen, wie die unsrigen: und ich habe selbst in der I. Ausgabe meiner Gedichte, etliche Oden **Anakreons**, in eben der Versart, die er gebraucht hat, in eben so viel Zeilen und

Sylben übersetzt; worauf ich mich hier beziehen kann.* Außer diesen aber sind uns ja auch die sapphischen Verse im Deutschen schon bekannt. In dieser Art besteht jede Zeile, aus einem Trochäus, einem Spondäus, einem Daktylus, und noch zween Trochäen. Nach dreyen Zeilen wird ein adonischer Vers angehänget, der nur einen Daktylus und Spondäus erfodert. Das Sylbenmaaß sieht so aus:

— ◡ | — — | — ◡ ◡ | — ◡ | — ◡
— ◡ | — — | — ◡ ◡ | — ◡ | — ◡
— ◡ | — — | — ◡ ◡ | — ◡ | — ◡
— ◡ ◡ | — —

Unter unsern Kirchengesängen, ist das Lied, Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen? nach dieser Art gemachet; aber nicht überall getroffen. Klajus in seinem Leiden Jesu, hat folgendes Exempel mit Reimen gegeben:

Welche | Regen= | Wolke hat | dich ver | stecket?
Hast du | dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schwester | silberbe | zäumte | Pferde,
Leuchten | der Erde. |

Nun hat zwar Omeis einen Fuß von jedem Verse weggelassen, und diese neugebackene Art dennoch sapphische Verse nennen, ja sie für lieblicher ausgeben wollen. Allein, ich bleibe lieber bey der wahren sapphischen Art, und glaube, wie eben dieser Omeis anmerket, daß sie sich sehr wohl würde hören lassen, wenn sie von einem geschickten Tonkünstler recht in die Musik gesetzt, und abgesungen würde. Ein schönes Exempel sehe man in den Belustigungen des Verstandes und Witzes im I. Stücke, des I. B.

23. §.

* S. auch der krit. Beyträge 2. B. a. d. 160. S. imgl. des engl. Aufsehers 2. B. a. d. 399. S.

23. §. Hier sieht ein jeder, daß es auch angeht, im Deutschen adonische Verse zu machen, die alle so aussehen und klingen, wie die letzte Zeile in der sapphischen Versart. Sie bestehen nämlich aus einem Daktylus, und einem Spondäus, oder an der Stelle dieses letztern, einem Trochäus, und klingen in scherzhaften Sachen sehr lieblich. Zum Exempel:

Gereimte,	oder ungereimte.
– ◡ ◡ – –	Reizende Musen!
Artige Jugend,	Edle Göttinnen
Liebe die Tugend.	Reizet doch immer
Lachen und Scherzen	Alles auf Erden,
Reize die Herzen	Euch zu verehren.
Nimmer, der Erden	Reizet und locket
Sclaven zu werden;	Junge Gemüther,
Nimmer zum Ziele	Liebliche Künste,
Lockender Spiele;	Singen und Spielen,
Nimmer zum Triebe	Dichten und Reimen,
Schändlicher Liebe.	Fleißig zu lernen,
Wangen und Stirnen	Eifrig zu üben,
Buhlender Dirnen,	Andre zu lehren,
Reizender Schönen	Allen zu preisen;
Gleichen Sirenen,	Und die Verderbniß
Welche beym Singen	Roher Verächter
Menschen verschlingen.	Stolz zu verachten.

24. §. Doch auch dabey bleibt es nicht. Unsere Dichtkunst erstrecket sich auch auf die phaläcische Versart, davon gleichfalls Omeis schon gehandelt hat. Diese hat fünf Füße, davon der erste ein Spondäus, der andere ein Daktylus, die übrigen drey aber Trochäen sind. Sie sieht so aus:

| – – | – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡ | – ◡ |

Auf Ger | manien! | soll dein | alter | Schimmer,
Itzt so jämmerlich Dampf und Schatten leiden?
Soll dein Kaiserthum, deutscher Häuser Zierde,
Aus Nachläßigkeit dir entrissen werden?
Und der Nachbarinn, die dich tödtlich hasset,
Ewigs Eigenthum, stets Vorrecht heißen?
Aermstes Oesterreich! wie bist du gefallen!
Hättst du Gallien nicht so viel getrauet!

Die Verheißungen Ludewigs verschmähet,
Frankreichs Herrschbegier allezeit erwogen:
So würd itzo noch deine Wohlfahrt blühen,
Und in Ewigkeit unverletzlich bleiben.

Man nennet sonst diese Verse, von der Anzahl der Sylben, auch Hendecasyllaben; d. i. eilfsylbige Verse; und sie hat ihre besondere Schönheiten, die man leicht inne werden würde, wenn man sie in Uebung bringen, und nach den besten Mustern der Alten einrichten wollte.

25. §. Auf eben diese Art würde man noch viele andere Versarten der Alten, z. E. choriambische und alkaische, nachmachen können: wenn es meine Absicht wäre, eine deutsche Prosodie zu schreiben. Ich habe hier nur mit einigen Exempeln die Möglichkeit zeigen wollen, in unserer Sprache die besten Arten des griechischen und lateinischen Sylbenmaaßes und Wohlklanges zu erreichen; die zwar von unsern Vorfahren schon eingesehen worden, allein fast wieder ins Vergessen gerathen ist. Ist man aber in diesem Jahrhunderte in so vielen Stücken von den Vorurtheilen unserer Vorfahren abgewichen: so zweifle ich nicht, daß es auch in diesem Stücke noch wohl möglich seyn werde, unserer Dichtkunst eine mehrere Mannigfaltigkeit zu verschaffen. Und gesetzt, daß alle diese Vorschläge nur wenige Proben hervorbrächten, und gewissermaßen kritische Speculationen blieben; so würden sie doch allemal dienen können, zu zeigen, daß der wahre Numerus, oder Wohlklang der alten rhythmischen Poesie, nicht so gar mit den alten Sprachen verlohren gegangen; als wohl Vossius und einige andere ausländische Kunstrichter, als Lami, Rollin, Rapin, u. s. w. vorgeben: daß er nicht, wenigstens in unserer Muttersprache, noch vorhanden wäre. Ich sage damit nicht, daß man im Wälschen, Französischen und Spanischen, nicht eben das würde thun können. Nein, ich glaube fest, daß es in allen Sprachen von der Welt angehen muß, wenn nur das Ohr der Dichter zart genug ist, diesen Wohlklang wahrzunehmen. Z. E. Boileaus erste Verse

aus der VII. Satire, würde ich so scandiren, wie es die Aussprache mit sich bringt:

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,

Und also würde er aus drey Jamben und zween Anapästen bestehen. Doch was geht mich die französische Poesie an? Sie mag ja durchaus kein Sylbenmaaß haben, und will mit Fleiß in der Barbarey bleiben: und Horaz schreibt:

Invitum qui servat, idem facit occidenti.

26. Vielleicht denkt jemand, dieses gienge doch insgesammt nur auf die Abschaffung der Reime los: allein das wäre ja schon, was die jambischen ungereimten Verse anlanget, vielfältig versuchet worden; da uns von Bergen, Miltons verlohrnes Paradies in deutschen ungereimten Versen geliefert; Veit Ludewig von Seckendorf aber, Lucans pharsalischen Krieg auf diese Art ins Deutsche übersetzet. Man habe aber auch wohl aus der Erfahrung gesehen, daß diese Neuerung weder Beyfall noch Nachfolger gefunden. Ich antworte hierauf: der große Seckendorf ist zwar sonst ein gelehrter Mann; aber in der Poesie von der Stärke nicht gewesen, daß er dergleichen ungewöhnliche Sachen ins Werk hätte richten können. Wer dieses thun sollte, der müßte ein Dichter von der ersten Größe, und in allen andern Stücken unverbesserlich seyn. Allein dem ungeachtet glaube ich doch, daß er mehr würde ausgerichtet haben, wenn an seinen Versen nichts mehr, als der Reim, gefehlet hätte. Man sehe aber nur folgende Probe davon an; so wird mans gewahr werden. Es mag gleich der Anfang des ganzen Gedichtes dazu dienen, davon wir im vorigen Hauptstücke den Grundtext gelesen haben:

Den mehr als Bürgerkrieg, im Feld Emathiens
Geführt, beschreiben wir, wie Unrecht recht bekommen,
Des starken Volkes Hand voll Siegs in sein Geweide
Verkehrt und aufgestellt zwey Blutsverwandte Heere,
Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Macht gekämpft,
Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,

Da feindlich wider sich gestoßen Römerfahnen,
Auf Römerfahnen los, auch Adler widerstunden,
Den Adlern gleicher Art, auch Bürgerspieße drehten
Sich wider Bürgerspieß.

27. §. Hier sieht man wohl, daß außer der großen Genauigkeit, womit er sein Original ausgedrücket, auch sonst viel rauhes und hartes mit unterläuft, dadurch der Vers unangenehm geworden wäre; gesetzt, daß er die besten Reime von der Welt gehabt hätte. Wenn also **Lucans** ungereimte Uebersetzung nicht Beyfall gefunden: so folget es deswegen nicht, daß kein ander Vers ohne Reime beliebt werden könnte. Ich wollte wetten, wenn **Günther** sich an diese Arbeit einmal gewagt hätte: es würde ihm zehnmal besser gelungen seyn. Ich will eben dieses Stück nach meiner Art, doch gleichfalls ohne Reime übersetzen, und hoffe, daß es weit besser klingen soll:

Ich singe von der Wuth der bürgerlichen Kriege,
Die dort Emathiens berufnes Feld verheert:
Wo Bosheit Recht behielt, und wo ein mächtig Volk,
Mit sieggewohnter Faust, sein eignes Eingeweide
Ganz tobend aufgeritzt; wo zwey verwandte Heere
Des Reiches Bund verletzt, und mit gesammter Macht
Der aufgebrachten Welt gemeine Noth gehäuft;
Wo Rom mit Rom gekämpft, wo gleiche Legionen
Mit Adlern gleicher Art den Adlern widerstanden!
Ihr Bürger! welche Wuth? wie raset euer Schwert,
Da es Lateiner Blut verhaßten Völkern giebt?

Ich habe auch sonst einmal einen Versuch gethan, da ich eine Stelle aus einem griechischen Poeten zu übersetzen hatte, die ich gern aufs genaueste ausdrücken wollte; welches in gereimten Versen nicht so leicht angegangen wäre. Zur Probe will ich nur den Beschluß derselben aus dem I. Theile des **Biedermanns** auf der 167. S. anführen. Es ist aber das Gebeth des **Kleanthes**, eines heidnischen Poeten, an den Jupiter:

Du gnadenreicher Zevs, du Herr der finstern Wolken,
Du starker Donnergott, begab uns mit Verstand!

Ver-

Vertilg uns Sterblichen die Thorheit aus dem Herzen,
Und lenke Sinn und Geist, wohin du selber willst.
Vor allem lehr uns doch den weisen Rath ermessen,
Nach welchem dein Befehl die ganze Welt regiert:
Damit wir insgesammt die großen Werke preisen,
Die deine Macht gezeugt, so wie es uns geziemt.
Denn weder Sterblichen, noch den beglückten Göttern
Wird je von deiner Hand was köstlichers geschenkt,
Als wenn sie voller Lust die Regeln loben mögen,
Darnach dieß Weltgebäu in schönster Ordnung geht.

27. §. Doch ich will deswegen nicht behaupten, daß man die Reime ganz und gar aus unserer Poesie abschaffen sollte. Sie erwecken dem Gehöre ja so viel Belustigung, als das Sylbenmaaß und die Harmonie selbst; zumal wenn sie ungezwungener Weise kommen, und gleichsam von sich selber fließen. Sie können auch mit vernünftigen Gedanken und witzigen Einfällen, mit der ordentlichen Wortfügung und Richtigkeit des Sylbenmaaßes gar wohl beysammen stehen, wie unsere Poeten in unzähligen Exempeln sattsam erwiesen haben. Meine Absicht wäre zum höchsten, nur beyderley Arten der Verse bey uns im Schwange zu sehen: wie solches in Italien und England geschieht, wo es einem jeden frey steht, gereimte oder ungereimte Verse zu machen, nachdem es ihm beliebt. Der Nutzen davon würde meines Erachtens vielfältig seyn. Fürs erste würde man sich gewöhnen, mehr auf das innere Wesen und auf die Sachen in Versen zu sehen, als itzo geschieht: da der Klang der Reime, sonderlich in kurzen Versen, das Gehör so einnimmt, daß das elendeste Zeug bey dem größten Theile der Leser Beyfall findet; welches doch ganz kahl und mager aussehen würde, wenn es sich nicht reimete. Dergestalt würden sich die ärgsten Stümper allezeit am eifrigsten nach dem Reime drängen, und sich nie unterstehen, ungereimte Verse zu machen; aus Furcht, daß man ohne diese Schällen ihre schlechten Gedanken gar zu leicht gewahr werden würde.

29. §. Hernach würde man bey uns leichter gute Uebersetzungen der Alten machen können, als bisher geschehen: da

das Joch der Reime, die Schwierigkeiten bey dieser Arbeit fast unüberwindlich gemacht hat. Die Engländer können daher alle griechische und römische Poeten in ihrer Sprache, und zwar wiederum in Versen lesen: da sich die Franzosen mit prosaischen Uebersetzungen behelfen müssen. Diese rauben nun den Originalien die Hälfte ihrer Schönheit, weil die ungebundene Rede niemals so viel Feuer, Geist und Nachdruck haben kann, als die harmonische Schreibart der Poeten. Es ist aber allerdings nützlich, wenn auch unstudirte Leute und Frauenzimmer sich eine Kenntniß der Alten in ihrer Muttersprache zuwege bringen können. Wie wäre es, z. E. wenn man einmal Homers Ilias in alexandrinischen reimlosen Versen folgendergestalt ins Deutsche brächte?

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher der griechischen Macht, so verderblich und schädlich geworden,
Und so viel Helden entleibt ins Reich des Pluto gestürzet;
Aber sie selbst, den Hunden und Vögeln zur Speise gegeben.
So geschah Jupiters Rath: seit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt. Ach! was für erzürnete Götter
Haben dieß Paar zum Zorne gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiters und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt, und hatte die Pest im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf; weil Chryses beleidiget worden.
Dieser begab sich vorhin, zur Flotte der Griechen ans Ufer;
Trug in der Hand die Krone des Phöbus, des trefflichen Schützen,
Nebst einem Zepter von Gold; und brachte viel theure Geschenke,
Seine geliebteste Tochter also in Freyheit zu setzen.

Söhne des Atreus, so sprach dieser Greis, und tapfern Achiver,
Wollten Götter, die dort den höchsten Himmel bewohnen,
Daß ihr des Priamus Stadt erobern und bändigen könntet!
Dieß ist mein Wunsch, dann ziehet beglückt und frölich nach Hause!
Ehrt nur Jupiters Sohn, den Meister im Schießen, Apollo.
Nehmt die Geschenke von mir, und gebt mir die Tochter zurücke.

Alle fast schwiegen allhier, doch selbst das Schweigen der Griechen;
Gab zu verstehn: Man gebe für Gold, dem bittenden Priester
Sein ihm geraubetes Kind. Allein Agamemnon, der König,
Stimmte nicht ein, und wies ihn zurück mit dräuenden Worten:

Mache

Mach dich, Alter, von hier, so sprach er, und meide die Schiffe!
Eile davon, und wage dich nicht noch einmal ans Ufer.
Zepter und Krone des Gottes hilft nichts; du bittest vergebens,
Diese bekömmst du nicht eher zurück, als bis sie das Alter
Ferne von hier, in Argos erreicht; mein Bette besorget,
Und ihr Gewebe bestellt. Du aber entferne dich eilends,
Reize mich ja nicht zum Zorn, und kehre beyzeiten nach Hause.
Chryses erschrack und wich alsobald gehorsam zurücke,
Schwieg zwar bestürzt, und gieng am Ufer des brausenden Meeres;
Dachte doch innerlich viel, und bath mit schweigenden Lippen
Jupiters Sohn, den Latona gebahr, den König Apollo.

Höre mich: seufzte der Greis, o Gott mit dem silbernen Bogen,
Chrysa beschützest du, Cylla dazu, ja Tenedos selber.
Hab ich dir jemals den Tempel geschmückt, und Kränze geflochten,
Hab ich dir Opfer gebracht, die feistesten Rinder und Ziegen
Deinem Altare geweiht: so stille mir dieses Verlangen,
Strafe die Danaer doch mit deinen gewaltigen Pfeilen!

Phöbus erhörte den Wunsch, und kam vom Himmel herunter.
Sein Herz brannte von Zorn, und um die göttliche Schulter
Hingen ihm Bogen und Pfeil. Man hörte den Köcher erklingen,
Wenn sich Apollo bewegt.

30. §. Drittens würden wir auch in Schauspielen bald glücklicher werden, als wir noch zur Zeit sind. Tragödien und Komödien können und sollen von rechtswegen in einer leichten Art von Versen geschrieben seyn; damit sie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterschieden, und doch einigermaßen zierlicher, als der tägliche Umgang der Leute, seyn mögen. Wenn nun alle Personen mit gereimten Versen auf die Schaubühne treten, und dieselben herbethen, oder wohl gar hersingen, wie ungeschickte Komödianten thun: wie kann das natürlich herauskommen? Oder wie kann es dem Zuschauer wahrscheinlich seyn, daß er wirklich die Handlungen gewisser Leute mit ansieht, und ihre ernstliche Gespräche höret? Die Reime klingen immer gar zu studirt, und erinnern ihn ohne Unterlaß, daß er nur in der Komödie sey; welches er zuweilen gern vergessen wollte, um ein desto größeres Vergnügen zu genießen. In diesem Stücke haben die heutigen Engländer auch vor den Franzosen den Vorzug:

indem sie nach dem Exempel der Alten, in ihren besten Tragödien fast lauter ungereimte Verse brauchen; da hingegen diese lauter reimende Helden auf die Bühne stellen.

31. §. Doch ich bin den Reimen überhaupt nicht zuwider; und gestehe es gar gern, daß ein wohlgemachter, und noch dazu gereimter Vers destomehr Anmuth habe. Es sind aber sowohl bey uns Deutschen, als bey den Franzosen zweyerley Reime im Schwange, nämlich die einsylbigten männlichen, und die zweysylbigten weiblichen. Diese vermischen wir mit einander auf vielerley Art, wie in den gemeinen poetischen Handbüchern nach der Länge gewiesen wird. Und eine solche Abwechselung erwecket wiederum eine Art der Belustigung für die Ohren. Hergegen die Italiener bedienen sich fast lauter weiblicher Reime, so wie die Engländer lauter männliche haben; die sie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander mischen. Bey uns würde das nicht klingen: denn z. E. zwischen zween gereimten weiblichen Versen soll kein dritter stehen, der sich mit ihnen nicht reimet; und mit männlichen ist es eben so. Wenn wir mischen wollen, so muß es dergestalt geschehen, daß zwischen die zusammengehörenden Reime männlicher Art, einer oder zweene von weiblicher Gattung zu stehen kommen. Drey Zeilen darzwischen zu schieben, ist höchstens in Recitativen erlaubt: anderwärts wird es nicht klingen, weil man die Reime sonst gar verlieren würde. Wenn man sie aber nicht mehr hören kann, so ist es eben so viel, als ob sie gar nicht mehr da wären.

32. §. Unsere Alten haben fast lauter männliche Reime gemacht, wie in Hans Sachsen zu sehen ist. Aber in Ottfrieden finde ich doch auch überaus viel weibliche; also sind wohl beyde gleich lange im Besitze ihrer Rechte gewesen. Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu sagen, so sind lauter männliche in unserer Sprache zu hart; und lauter weibliche zu zart. Die Engländer haben eine geschwinde und scharfe Aussprache, daher beißen sie auch den Reimwörtern, die bey uns weiblich

lauten

lauten würden, den Schwanz ab, und machen also aus zweysylbigten Reimen lauter einsylbigte. Die Italiener hingegen sind zur Weichlichkeit gleichsam gebohren, und können also die beständige Zärtlichkeit weiblicher Reime auch in ganzen Heldengedichten, als z. E. des Tasso seinem, gar wohl leiden. Die erste Strophe desselben soll zum Exempel dienen:

Canto l' arme pietose e l' Capitano,
Che'l gran sepolcro libero di Christo;
Molto egli oprò col senno e con la mano,
Molto soffri nel glorioso acquisto:
E in van l' inferno s' oppose e in vano
S'armo d' Asia, & di Libia il popol misto,
Che favorillo il Cielo, & sotto a i santi
Segni, ridusse i suoi compagni erranti.

Es scheint, daß sich die Pohlen nach ihnen hauptsächlich gerichtet haben müssen: weil die poetische Uebersetzung der Argenis bey ihnen gleichfalls keinen einzigen männlichen Reim hat.

33. §. Gemeiniglich reimen sich bey uns nur zween und zween Verse, außer daß in Recitativen und Arien zuweilen drey, in Sonnetten aber vier ähnliche Reime erlaubt sind. Die Italiener hergegen reimen sehr oft drey Zeilen auf einander, wie denn Tasso z. E. sein ganzes Heldengedicht durch, in jeder Strophe solches gethan, wie das Exempel im vorigen §. zeiget. Das machet aber, daß ihre Sprache an Reimen einen Ueberfluß hat, darüber wir uns so leicht nicht beschweren können. Bey uns hat zwar der alte Uebersetzer des Tasso seinem Originale in den dreyfachen Reimen nachfolgen wollen, aber keinen Anhang dadurch bekommen: vieleicht, weil sonst sein befreytes Jerusalem nicht Schönheiten genug gehabt, um sich Beyfall zu erwerben. Z. E. Die erste obige Strophe klingt auf deutsch so:

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann sing,
Der Christi werthes Grab gar ritterlich erstritte,
Mit Hand und mit Verstand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmten Sieg er mächtig viel erlitte.

> Die Höll zu dämpfen ihn umsonst sich unterfing,
> Die Heidenschaft auf ihn umsonst zusammen rieth,
> Dann seine Helden er, durchs Himmels Gunst und Macht,
> Bey alle Kreuzpanier zusammen wieder bracht.

Die Engländer binden sich zwar an so was regelmäßiges nicht: aber sie verwehren sich die Freyheit nicht, mitten in einem Gedichte, in langen Versen, drey Zeilen auf einander zu reimen, so oft es sich thun läßt: ja sie bemerken auch dieselben an der Seite allezeit durch ein besonderes Verbindungszeichen. Z. E. der Beschluß zu Addisons Cato hebt dergestalt an:

> What odd fantastick Things we Women do! }
> Who woud not listen when young Lovers woo? }
> What! die a Maid, yet have the Choice of Two! }
> Ladies are often cruel to their Cost,
> To give you Pain, themselves they punish most.
> Vows of Virginity shou'd well be weigh'd,
> Too oft they're cancell'd, tho in Convents made.
> Woud you revenge such rash Resolves - - you may }
> Be spightfull - - and believe the thing we say; }
> We hate you, when you're easily said Nay. }

34. §. Die Franzosen pflegen, außer in Sonnetten und Ringelgedichten, nicht leicht mehr als zwo Zeilen auf einander zu reimen. In jenen nämlich müssen die ersten acht Zeilen nur zweyerley Reime haben, so daß vier männliche und vier weibliche auf einander passen. Im Rondeau aber müssen anfänglich erst fünf, und hernach acht Zeilen, die aber durch einander gemischt werden, einerley Reim haben. Unsere Prosodisten haben in allen ihren Anleitungen gewiesen, daß es auch bey uns angehe, dergleichen zu machen: man sieht aber nicht, daß sie Liebhaber bey unsern Poeten finden. Es ist ein entsetzlicher Zwang dabey; denn man muß die Gedanken gar zu sehr nach diesem kindischen Schällenklange richten; und endlich kömmt doch nur ein Spielwerk heraus, daran sich nur kleine Geister belustigen. Diese können der Reime niemals satt werden, und ich glaube, daß man bloß ihnen zu

gefal-

gefallen die [illegible]same Art von Versen erdacht, die sich vorn und hinten, ja wohl gar auch in der Mitte reimen, davon man im Crescimbeni, und in Menantes gal. Poesie Exempel nachlesen kann. Und wo bleiben noch die Franzosen, die wohl ganze Gedichte nach einerley, oder doch zweyerley abgewechselten Reimwörtern machen? Ein verständiger Poet sieht mit dem berühmten Ritter Temple,* dem Herrn Alay, als Urheber der severambischen Historie, und dem Grafen Schaftesbury ** die Reime als einen Ueberrest der barbarischen Longobarden, Gothen und Normänner an; die wir lieber zu vermindern, als zu vermehren Ursache hätten. Er reimet daher in seinen Poesien so wenig, als es sich thun läßt: und gönnet den Pegnitzschäfern den Vorzug, alle ihre Sylben und Worte zu reimen, dergleichen Exempel oben auf der 223. S. vorgekommen.

35. §. Außer dem Sylbenmaaße und den Reimen, trägt der Abschnitt in langen fünf- bis sechsfüßigen Zeilen zum Wohlklange eines Verses sehr viel bey. Dieses ist gleichsam ein kleiner Ruheplatz, wo man in der Aussprache ein wenig stille halten, und, wenn es nöthig seyn sollte, neuen Athem schöpfen kann. Die Alten haben zu diesem ihrem Abschnitte in Versen keine gewisse Stelle bestimmet, indem sie z. E. in Hexametern, bald in dem andern, bald in dem dritten, bald im vierten Fuße den Abschnitt machen. Zum Beweise sollen mir folgende Zeilen vom Lucan dienen, die zunächst auf die oben angezogene Stelle folgen:

Nec coiere pares; | alter vergentibus annis
In senium, | longoque togæ tranquillior usu,
Dedidicit iam pace ducem, | famæque petitor
Multa dare in vulgus, | totus popularibus auris
Impelli, | plausuque sui gaudere theatri.

Hier sieht man wohl, daß in der andern und fünften Zeile der Abschnitt in der Hälfte des andern Fußes, in der ersten und

* Oeuvres melées de la Poesie.
** Charačteristiks of Men, Manners and Times.

Mein Mittag ist vorbey, der ohngefähr die Wa[illegible]
Des matten Lebens hielt. Herr! geh nicht ins Gericht.

So hört wohl ein jeder, daß dieses schon so anmuthig nicht klingt, weil der Stillstand nicht am Ende der Zeile, sondern in der Hälfte der folgenden erst erfolget. Doch da hier mit der vierten Zeile gleichwohl der Verstand sich schließt, so geht dergleichen Kleinigkeit auch in Elegien noch hin. Das aber ist unerträglich, wenn man aus der vierten Zeile, in dieser Art verschränkter Verse, den Sinn noch bis in die fünfte zieht. Mir fällt kein Exempel davon bey, und ich mag nicht lange mit suchen zubringen: darum mag sich ein jeder selbst dergleichen anmerken, und sein Gehör zu Rathe ziehen. Ich bin versichert, daß nichts schöner klingt, als wenn in Elegien Zeile für Zeile, oder doch höchstens zwey und zwey Zeilen einen vollen Verstand in sich schließen, und entweder einen Punct oder ein Colon am Ende leiden.

39. §. Ganz anders verhält sichs im Deutschen mit unsern heroischen Versen, wo man die Reime nicht trennet. Zwar haben wir die Freyheit der Lateiner und Griechen nicht, welche den Punct überall hinbringen konnten. Exempel darf ich von einer so klaren Sache nicht anführen, denn man wird sie auf allen Blättern der Poeten, sonderlich aber im Horaz antreffen. Daher verwirft man heute zu Tage, was unsere Alten in diesem Stücke sich herausgenommen. Z. E. Lohenstein in der Kleopatra Vtem Aufzuge Istem Auftritte, läßt die Königinn sagen:

Wascht sieben Tag euch nicht. Umschränkt die Todtenkiste
Mit Eppich. Ziehet Säck, an statt Damasten an.

Und bald hernach in derselben Scene saget Belisar:

Serapens Tempel glänzt
Voll Feuer. Das Altar der Isis ist bekränzt
Mit Myrten. Und das Volk ꝛc.

Das klingt nun wohl freylich nicht schön, und man hat Ursache gehabt, in neuern Gedichten sich vor solchen Freyheiten in acht zu nehmen. Doch haben wir uns auch so genau nicht

binden wollen, als die Franzosen; welche niemals anderswo, als am Ende der Zeilen, einen Schlußpunct leiden. Unsere besten und reinsten Poeten haben sichs niemals verbothen, den Verstand in heroischen Versen, bis an den Abschnitt einer folgenden Zeile, zu ziehen. Ich will nur Amthorn und Günthern zum Beweise anführen, die gewiß in der Reinigkeit ohne Tadel sind. Der erste will in der Uebersetzung aus Virgils Aeneis von den Musen wissen:

Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch selbst die Frömmigkeit in solche Noth gebracht,
In so gehäufte Noth? Ist das auch wohl zu loben,
Daß selbst die Götter so, vor Wuth und Rache toben?

Und Günther, in dem Lobgedichte auf den König August, schreibt von der Geschwindigkeit im Dichten:

Dieß kann Lucil, ich auch. Allein ich seh und weis,
Wie viel Verstand und Witz, Geduld und Zeit und Fleiß,
Ein tüchtig Werk begehrt, das Kluge lüstern machen,
Der Lorbern würdig seyn, der Neider Grimm verlachen
Und ewig leben soll.

Wenn man sich nun dieser Freyheit mit Maaßen bedienet, dann kann man es uns für keinen Fehler anrechnen. Wir halten dadurch das Mittel, zwischen dem Zwange der Franzosen, und der gar zu großen Freyheit der Italiener und Engländer: die aber dadurch eine große Anmuth verlieren.

40. §. Was endlich im Deutschen die Oden anlangt, so gehöret fürs erste dazu, daß sich mit jeder Strophe der volle Verstand schließe. Die alten Lateiner haben sich daran auch nicht gebunden. In Horazens meisten Oden hängen etliche Strophen so aneinander, daß man an dem Ende der einen, gar nicht stille stehen kann. Da möchte ich nun gern wissen, wie das nach ihrer Musik im Singen geklungen? Bey uns klingt es nicht, wie wir aus etlichen altfränkischen Kirchenliedern sehen. Allein das ist noch nicht genug. Wenn die Strophen mehr, als vier Zeilen haben, so kömmt auch wohl mehr, als ein Punct in denselben vor; und da fraget sichs, ob er überall stehen könne? Am Ende jeder Zeile zwar, kann es niemand gewehrt werden, den Verstand zu schließen: allein

außer

außer dem giebt es in jeder Art der Abwechselung von Zeilen gewisse Stellen, wo die Puncte vornehmlich hingehören, und wer sie daselbst nicht machet, der sündiget wider den Wohlklang. Doch das gehöret eigentlich ins Hauptstücke der Oden.

41. §. Dieß ist nun das allgemeine, so ich vom Wohlklange der poetischen Schreibart überhaupt habe sagen können. Besondere Anmerkungen muß sich ein jeder selbst machen; oder von geschickten Lehrern der Dichtkunst mündlich machen lassen. Die gemeinen Regeln von der Prosodie und den Reimen habe ich hier nich abhandeln wollen. Sie stehen in so viel hundert Handbüchern, und ich setze zum voraus, daß man sich dieselben bekannt gemacht hat, ehe man mein Buch lesen will. Man kann sie itzo auch ausführlich in meiner deutschen Sprachkunst IV. Theile nachlesen. Ich habe nur den Grund von demjenigen anzeigen müssen, was andere weitläuftiger vorgeschrieben haben. Und also schließe ich mit diesem Hauptstücke den ersten Theil meiner Dichtkunst, darinn ich nach einer historischen Einleitung im I. Hauptstücke, den Poeten selbst im II. und III. Hauptstücke beschrieben; im IV. das Wesen der Poesie, d. i. die Nachahmung, und sonderlich die Fabel erkläret, und im V. und VI. ihre vornehmsten Eigenschaften gewiesen. In allen folgenden Hauptstücken habe ich die Mittel, wodurch die poetische Nachahmung geschieht, nebst ihrem rechten Gebrauche und Misbrauche angezeiget: d. i. Ich habe die poetische Schreibart, nach ihren Fehlern und Schönheiten entdecket. Das waren nun allgemeine Lehren: im folgenden Theile wollen wir die besondern Gattungen der bey uns üblichen Gedichte vor die Hand nehmen. Im ersten Abschnitte werde ich diejenigen poetischen Werke durchgehen, die schon von den Alten erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht worden. Im zweyten Abschnitte aber will ich die neuern Erfindungen der Dichter vor die Hand nehmen, und ihre Regeln fest setzen.

Ver-

Versuch
einer
Kritischen Dichtkunst.
Zweyter
Besonderer Theil.





Des II Theiles
I. Abschnitt.
Von den Gedichten, die von den Alten erfunden worden.

Das I. Hauptstück.
Von Oden, oder Liedern.

1. §.

Wir folgen der Ordnung der Natur. Oben ist erwiesen worden, daß die Musik zur Erfindung der Poesie den ersten Anlaß gegeben. Die ersten Dichter, **Eumolpus, Musäus, Orpheus, Arion, Amphion** und **Linus**, haben lauter musikalische Verse gemacht, und dieselben den Leuten vorgesungen. Die Alten haben ihre Gesetze gesungen, und **Aristoteles** meynet gar, daß dieselben darum *νομοι* genennet worden: weil die Strophen der Lieder so hießen, darinn sie vor Alters abgesungen worden. Die Geschichte und Thaten der Helden wurden auch schon vor Erfindung der Schriften in Liedern aufbehalten. Alles, was vor dem **Kadmus** von Milet und dem **Pherecydes** von Scyros in Griechenland gemacht worden, das waren Lieder, und Gesänge. Auch in der **Odyssee** finden wir,

daß **Phemius** den Liebhabern der Penelope ein Lied von der schweren Rückfahrt der Helden vor Troja singet. **Agamemnon** hat seiner Gemahlinn einen Sänger zu Hause gelassen, sie in seiner Abwesenheit zu belustigen und zu erbauen. **Menelas** giebt im IV. B. ein Fest, wobey man singet und tanzet. Im VIII. B. singt **Demodokus** bey den Phäaciern, von der Liebe des Mars und der Venus. Im XII. singen die Sirenen. Im XXI. sang **Phemius**, von den Liebhabern der Penelope gezwungen, abermal. Anderer Tisch- und Trinklieder zu geschweigen, davon de la Nauze in den Memoires de l' Acad. des belles Lettres. T. XIII. p. 501. u. f. nachzusehen ist. Die Lieder sind also die älteste Gattung der Gedichte, und wir können mit gutem Grunde von denselben den Anfang machen.

2. §. Weil ein Lied muß gesungen werden können, so gehört eine Melodie dazu: und weil der Text und die Musik sich zu einander schicken sollen, so muß sich eins nach dem andern richten. Es versteht sich aber leicht, daß sich zuweilen die Poesie nach der Singweise; zuweilen aber die Singweise nach der Poesie bequemen wird, nachdem entweder jenes, oder dieses am ersten fertig gewesen ist. Zwar die alten Poeten, weil sie zugleich auch Sänger waren, und weder in einem, noch in dem andern Stücke, gar zu viel Regeln wußten, mögen wohl zuweilen aus dem Stegreife ganz neue Lieder gesungen haben; davon vorher weder die Melodie, noch der Text bekannt gewesen. Sie nahmen es weder in der Länge der Zeilen, noch in dem Sylbenmaaße so genau; und konnten auch leicht so viel Töne dazu finden, daß es einem Gesange ähnlich ward. Ich habe selbst einen alten Singmeister, der ein Sänger und Poet zugleich seyn wollte, in großen Gesellschaften, zur Lust, auf jeden insbesondere, ein ganz neues Lied singen hören. Er dichtete und componirte also aus dem Stegreife; wie man theils aus den Knittelversen, theils aus der Melodie leicht hören konnte. So kann und muß man sich denn auch die ältesten Poeten einbilden. Ihre Texte waren so ungebunden, als ihre Melodien; und wenn

wir in Kirchen den Lobgesang Mariä, die Litaney, oder das Lied Simeons singen; so können wir uns leicht vorstellen, wie solches mag geklungen haben.

3. §. Doch von diesen ersten Liedern ist hier nicht mehr die Frage. Man hat sie allmählich regelmäßiger zu machen angefangen, und theils die Texte, theils die Melodien gebessert. Man erfand gewisse Gesangweisen, die sehr schön ins Gehör fielen, und bemühte sich, dieselben nicht wieder zu vergessen. Der Text ward darnach eingerichtet; und das war ein Lied von einer Strophe. Wollte der Poet noch mehr Einfälle und Gedanken ausdrücken, so hub er seine Melodie von vorne wieder an: und weil seine Verse sich auch darnach richten mußten, so entstund abermal eine Strophe, die der ersten ungefähr ähnlich war. Und damit fuhr man so lange fort, bis das Lied lang genug schien, oder bis der Dichter nichts mehr zu sagen hatte. **Anakreon** scheint indessen von Strophen oder abgetheilten Versen seiner Oden nichts gewußt zu haben. Alle seine Liederchen gehen in einem fort, bis sie zum Ende sind, und man könnte sie also nach unsrer Art eher Arien, als Oden nennen: es wäre denn, daß er bey jeder dritten, vierten oder fünften Zeile die alte Melodie wiederholet hätte; wozu es aber wenig Anscheinung hat. Z. E. die IV. Anakreontische Ode auf sich selbst, habe ich in eben so viel Zeilen und Sylben so übersetzet:

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern,
Will ich liegen und eins trinken.
Amor soll mit nackter Schulter,
Und halb aufgeschlagnem Kleide,
Mich aufs artigste bedienen.
Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft so schnell, als unser Leben:
Und da bleibt von unsern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts, den Grabstein salben,
Und den schnöden Wust der Grüfte?
Salbt mich selber, weil ich lebe,
Krönet mich mit frischen Rosen;

Ruft mir her die schönste Freundinn!
Amor! eh ich von hier scheide,
Und dort bey den Todten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

4. §. Die ältesten Melodien werden meines Erachtens nur auf eine Zeile zugelanget haben, und in der andern hat man sie schon wiederholen müssen. Hernach hat man sie etwa auf zween Verse verlängert: und dabey werden sonderlich unsere Vorfahren, die eine gereimte Poesie liebten, geblieben seyn; weil wir sonst keine Spuren von abgetheilten Strophen bey ihnen finden. Zwo Zeilen machten also einen Vers, den sie ein **Lied**, d. i. ein Glied nannten, darauf sie eine Melodie hatten; alsdann huben sie dieselbe von neuem wieder an. Die Griechen, ob sie gleich anfänglich auch nicht künstlicher gewesen, wurden doch allmählich bessere Sänger und Spielleute; und erfanden also bessere Melodien, die sich auf vier, fünf, sechs, auch nach Gelegenheit, auf mehr Zeilen erstreckten: wie man aus ihren Poeten sieht. Dadurch werden nun auch die poetischen Strophen länger, die sie denn unter sich einander gleich machten; weil man am Ende der einen, die Melodie wieder vom Anfange anheben mußte. Das Wort στροφη zeigt solches zur Gnüge, weil es von στρεφειν, oder vom Umkehren, seinen Ursprung hat, und also eine **Wiederkehr** bedeutet. Wenn man es also lateinisch einen Vers heißt, so ist es eben so viel; weil versus von vertere hergeleitet wird. Ich weis wohl, daß man andere Erklärungen von diesem lateinischen Worte giebt: Z. E. Weil man oft was ändern, verkehren oder versetzen müßte, wenn man Verse macht: oder weil man den Griffel, womit die Alten schrieben, oft umkehren müssen, um in den Wachstafeln, darauf man schrieb, etwas auszulöschen: Sæpe stilum vertas &c. Allein das sind Wortspiele. Besser ist es noch, wenn man sagt, das Umkehren im Schreiben am Ende einer Zeile, habe diesen lateinischen Namen zuwege gebracht: denn wir finden bey den Alten, daß sie auch die Zeilen prosaischer Schriften, Verse genennet haben.

Das

Das läuft aber mit dem obigen auf eins hinaus. Die homerischen Zeilen sind Verse, in diesem Verstande; und sind es auch nach meinem Sinne: weil man alle Zeilen nach einer und derselben Melodie gesungen, und also dieselbe Gesangweise immer von neuem wieder angefangen hat.

5. §. Die Strophen einer Ode, oder wie unsere Alten, nach Art der Griechen sagten, die Gesetze derselben, müssen also auch, bey unserer heutigen künstlichen Musik, eine gewisse Länge und Anzahl der Zeilen beybehalten; wenn sie sich auf eine gewisse Melodie sollen singen lassen. So habens die Griechen, **Alcäus** und **Sappho**, und die Römer, **Catull** und **Horaz**, gemacht: und so machens auch heute zu Tage alle Nationen. Nur die pindarischen Oden machen hier eine Ausnahme. Die beyden ersten Verse derselben ϛροφη und αντιϛροφη, die wir den Satz und Gegensatz nennen, sind zwar einander vollkommen ähnlich, aber die dritte schickt sich nicht mehr dazu. Folglich schließe ich daraus, daß man sie nach zweyerley Melodien gesungen habe, eine zu anfangs zweymal, die andere zum Beschlusse nur einmal; welches gewiß so übel nicht klingen kann. Exempel solcher Oden kann man in **Opitzen** und andern alten Dichtern finden. Seit einiger Zeit sind sie ganz aus der Uebung gekommen, weil sie außer der Musik keinen Nutzen haben. Ich will aber ein Muster aus dem **Pindar** selbst in gleichviel Zeilen übersetzen. Es sey die XII. Olympische; weil sie kurz ist. Wer von der Vortrefflichkeit dieses Dichters überzeuget werden will, der lese nach, was im II. B. der Memoires, oder ausführlichen Schriften der paris. Akad. der schön. Wissens. der Abt **Fraguier** davon geschrieben hat:

Auf den Himeriner Ergoteles, der im Wettlaufe gesieget hatte.

Satz.

O Tochter Jupiters! der stets die Freyheit schützt,
Dich bitt ich für Himerens Heil!
O Glück! Erhalterinn der Staaten,
Du lenkst die Schiffahrt auf den Meeren,

Auf Erden aber Krieg und Streit,
Und Rath und Anschlag aller Fürsten.
Nach deinem Wink steigt auch das Hoffen
Der Sterblichen bald hoch empor;
Bald sinkt es irrend tief herab.

Gegensatz.

Kein Sterblicher hat noch bisher,
Vom künftigen Geschick, das ihn betreffen soll,
Ein fest Versicherungspfand erhalten.
Der Zukunft Ahndung ist geblendet;
Viel pflegt uns Menschen unverhofft,
Ja wider unsern Wunsch, zu treffen.
Und viele labt auch, nach den Stürmen
Des allerherbsten Ungemachs,
In kurzer Zeit ein großes Glück.

Nachsatz.

Philanors Sohn! der du zu Hause,
Gleichwie ein tapfrer Hahn, gekriegt:
Die Hurtigkeit von deinen Schenkeln
Wär ohne Ruhm, noch unbekannt:
Wenn nicht der Aufruhr wilder Bürger,
Dich, Knosien, der Vaterstadt entrissen.
Nun krönet dich Olympia,
Wie Delphis schon zweymal, und auch der Isthmus that.
Nun kann Ergoteles auf seiner schönen Flur,
Der Nymphen warme Bäder preisen.

6. §. Wenn die Oden nicht eben zum Singen gemacht werden, oder auch von zweenen Chören gegen einander, als ein Gespräch gesungen werden sollen, dergleichen in Herrn Gräfens Sammlungen etliche anzutreffen sind: so kann man auch Strophen von zweyerley Art mit einander abwechseln, sie nach zwo verschiedenen Melodien in die Musik setzen, und von zweenen Chören Musikanten wechselsweise absingen lassen. Amthor hat auf der 187. und 188. Seite seiner Gedichte ein solches Exempel gegeben, und man singt auch an gewissen Orten das Lied: **Nun laßt uns den Leib begraben;** auf die Art, daß, nach Endigung einer jeden Strophe, ein Sänger, im Namen des Seligverstorbenen, einen Vers von dem Liede: **Gehabt euch wohl, ihr meine Freund;** dar-

darzwischen singt. Wie nun dieses sehr angenehm klingt, also wundert michs, daß man nicht mehr solche Wechseloden, wie man sie nennen könnte, so wohl in geistlichen, als in weltlichen Stücken eingeführet hat. Zum wenigsten habe ich meine lange Jubelode, die auf der 293. S. des I. B. meiner Gedichte steht, in zweyerley Arten der Strophen verfertiget: und wenn selbige also gesungen werden sollte; so müßten zwo Melodien auf die zwo ersten Strophen gesetzt werden. Dieses ist auch bey solchen langen Liedern um desto rathsamer, weil durch die Abwechselungen zwoer Melodien eine größere Mannigfaltigkeit in den Gesang gebracht, und der Ekel also vermieden werden kann, der aus der gar zu oftmaligen Wiederholung einer und derselben Weise, leicht entstehen könnte.

7. §. Die Alten pflegten bey dem Ende jeder Strophe den völligen Verstand nicht allemal zu schließen, wie man aus **Horazens** Oden sehen kann. Bey uns aber hat mans mit gutem Grunde eingeführet: und es klingt gewiß noch einmal so gut, als wenn man das Ende eines angefangenen Satzes erst in der folgenden Strophe suchen müßte. Ja man bemühet sich, auch den Schluß jedes Verses allezeit nachdrücklich und sinnreich zu machen. Nicht eben, als wenn allemal eine epigrammatische Spitzfündigkeit darinn stecken müßte: sondern darum, daß die letzte Zeit nicht kalt und matt abfalle, und also das vorhergehende Feuer gleichsam dämpfe. Eben deswegen klingt es am Schlusse der Strophen sehr selten gut, wenn die letzte Zeile für sich einen Satz macht, der mit der vorhergehenden, wenigen, oder gar keinen Zusammenhang hat. Es ist allezeit besser, wenn die letzten zwo oder drey Zeilen hübsch in einem hinter einander fortrollen, daß man im Lesen nicht eher stille halten, oder aufhören kann, als am Ende der ganzen Strophe. Z. E. wenn **Kanitz** in der Ode auf seine Doris singet:

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
　Oder bringt die Phantasey
　Mir vielleicht ein Schrecken bey?

Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden!
Meine Doris deckt ein Grab.
Reiß, Verhängniß! meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab.

So sieht man wohl, daß der Schluß deswegen so schön klappt, weil die zwo letzen Zeilen in einem Stücke fortlaufen. Doch muß man hiervon eine Ausnahme machen: denn zuweilen erlaubet ein heftiger Affect auch einen kurzen und abgebrochenen Spruch am Ende. Als z. E.

Ein Jüngling, dessen hoher Geist
Aus Augen, Mund und Wesen lachte,
Der oft das Alter stutzig machte,
Das sonst der Jugend Lehrer heißt;
Der unsrer Welt zu Nutz gebohren,
Der Seinen Zier und Freude war,
Betritt die schwarze Todtenbaar:
Gewiß, das heißt zu viel verlohren! Amthor.

8. §. Was sonst die andern Schlußpuncte in der Mitte einer Strophe anlangt, so muß man darinn einen besondern Wohlklang beobachten. In den beyden angeführten Exempeln achtzeiligter Strophen mußte nothwendig an der vierten Zeile ein Punct stehen: und es würde sehr übel geklungen haben, wenn man den Sinn bis auf die fünfte Zeile gezogen hätte. Wäre aber die Verschränkung der Reime dergestalt gewesen, als in folgender Strophe von sechs Zeilen:

Auf! ihr klugen Pierinnen,
Lasset uns ein Lied beginnen,
Einem Helden, der euch liebt;
Der bey seinen schönen Flüssen,
Welche sich hierum ergießen,
Uns auch eine Stelle giebt. Opitz.

So hätte nach der dritten Zeile der Verstand vollkommen seyn müssen: und so auch in andern Arten allezeit anders. Wie nun die Abtheilung in einer Strophe gewesen, so muß sie in allen andern seyn: damit sich die Gesangweise der ersten auch darauf schicke; und mit einer Hälfte der Melodie, auch der ganze, oder halbe Verstand schließe. Diese Regel ist von

von unsern ältesten Poeten nicht durchgehends beobachtet worden. **Opitz, Flemming, Dach, Gryph** u. a. m. schließen den Verstand in den Strophen ihrer Oden zwar oftmals recht; aber auch vielmals unrecht. **Neukirch** hat dieses fast zuerst wahrgenommen, und in diesem Stücke einen bessern Wohlklang eingeführt; welchem denn **Günther** glücklich gefolget ist. Man sehe in den Hoffmannsw. Gedichten die Exempel des ersten nach, und nehme auch von Neuern die Oden der hiesigen D. Ges. dazu.

9. §. Die Zeilen in den Oden dörfen nicht alle von einer Länge seyn. Man kann allerley Vermischungen von drey, vier, fünf, ja sechsfüßigen Versen in der ersten Strophe machen; und darf nur das Gehör zu Rathe ziehen, ob sie wohl klingen. Daraus entstehen nun unzählige Gattungen der Oden, die doch dem Sylbenmaaße nach, nur entweder jambisch oder trochäisch sind. Z. E. **Opitz** hat folgende Art:

> Ihr schwarzen Augen ihr, und du, o schwarzes Haar
> Der frischen Flavien, die vor mein Herze war,
> Auf die ich pflag zu richten,
> Mehr als ein Weiser soll,
> Mein Schreiben, Thun und Dichten,
> Gehabt euch ewig wohl!

Doch ich müßte etliche Schocke hersetzen, wenn ich nur die besten wählen wollte. In **Weidners** Uebersetzung von **Horazens** Oden, kann man unzählige Gattungen finden, und sich die besten davon wählen. Ja auch im hübnerischen Handbuche, kann man sich zur Noth eine Menge möglicher Veränderungen von trochäischen und jambischen Versen bekannt machen. Jn meinen Gedichten wird man gleichfalls an den größern Heldenoden, und auf die beyden Jubelfeste, eben dergleichen Arten antreffen. Doch könnten auch nach dem Muster der Griechen und Lateiner, sapphische, phaläcische, alkaische und chorijambische Oden, gemacht und gesungen werden; wie ich in dem letzten Hauptstücke des I. Theils dieser Dichtkunst gewiesen habe. Und so viel vom äußerlichen.

10. §.

10. §. Die Materien, die in Oden vorkommen können, sind fast unzählig: obgleich im Anfange die Lieder nur zum Ausdrucke der Affecten gebraucht worden sind. Dieser ersten Erfindung zufolge, würde man also nur traurige, lustige und verliebte Lieder machen müssen; oder höchstens Lobgesänge auf Götter und Helden machen dörfen. Aber nach der Zeit hat man sich daran nicht gebunden; sondern kein Bedenken getragen, alle mögliche Arten von Gedanken in Oden zu setzen. Es ist also lächerlich, wenn einige halbigte Kunstrichter Wunder was für Dinge von einer jeden Ode fodern; das weder ein Alcäus, noch eine Sappho; ja bisweilen Pindar nicht einmal beobachtet hat. Zwar Horazens Regel nach, würden nur wenige Classen darinnen vorkommen, so verschieden sie an sich selbst schon sind:

Musa dedit fidibus Divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et juvenum curas, et libera vina referre.

Aber seine eigenen Exempel zeigen, daß er es bey Göttern und Helden, ja Kämpfern, Wein und Liebe nicht hat bewenden lassen; indem er wohl so gar Briefe in Form der Oden geschrieben, ja Satiren, Gespräche und Lehrgedichte darinn abgefasset, Fabeln erzählet, sich selbst in einen Schwan verwandelt, und unzählige andere Erfindungen darinnen angebracht hat. Bey unsern alten Poeten wird man alle diese Arten auch antreffen, wie die Exempel in ihren Schriften sattsam zeigen werden. Indessen wenn man die Natur der Sachen ansieht, so ist es wohl am besten, wenn man sich von der ersten Erfindung so wenig entfernet, als möglich ist; und das Lob der Helden und Sieger, den Wein und die Liebe mehrentheils darinn herrschen läßt. Doch begreift ein jeder, daß man das Lob, sowohl bey freudigen als traurigen Begebenheiten; und die Liebe, sowohl bey eigener als fremder Leidenschaft, d. i. bey Hochzeiten besingen könne.

11. §. Daraus ist nun leicht abzunehmen, in was für einer Schreibart die Ode abgefaßt werden müsse. Nach

ihren verschiedenen Gattungen muß sich dieselbe auch ändern. Die Loboden müssen in der pathetischen und feurigen, die lehrreichen in der scharfsinnigen, die satirischen in der stachlichten oder beißenden, die lustigen und traurigen, theils in der natürlichen, theils beweglichen Schreibart gemacht werden. Die Ursache sieht man leicht. In der ersten Art beherrscht die Bewunderung und Erstaunung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrößert, lauter neue Bilder, Gedanken und Ausdrückungen zeuget; lauter edle Gleichnisse, reiche Beschreibungen, lebhafte Entzückungen wirket; kurz, alle Schönheiten zusammen häufet, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann. Und dieses ist denn die sogenannte Begeisterung, das berühmte Göttliche, so in den Oden stecken soll, weswegen Pindar so bewundert worden. Um nun von diesem so berufenen pindarischen Wesen, unsern Deutschen einen Begriff zu machen, will ich noch eine, obgleich prosaische Uebersetzung, aus dem Pindar hersetzen; und also vielen falschen Begriffen vorbeugen, die sich einige davon machen. Es ist die IV. olympische, die er auf den Psaumis, den Kamariner, gemacht, als er den Sieg im Wettlaufe mit den Wagen davon getragen hatte. Sie lautet so:

Satz.

Höchster Gott! der du vom obersten Himmel her, deine Donner gleich unermüdeten Rossen in den Lüften fliegen lässest; die Stunden, diese dir unterthänigen Göttinnen, deren Pflicht es ist, die Jahreszeiten nach und nach herbeyzuführen, und die heute die prächtigen pisanischen Schauspiele erneuert haben, die dir geweihet sind, schicken mich, mit der Leyer in der Hand, zu dir, großer Jupiter, daß ich mit Liedern, die sich in ihre Töne mischen, die Pracht dieser Spiele, und den Ruhm eines Freundes besingen soll, der im Wettlaufe mit den Rossen den Preis davon getragen hat. Es ist billig, und die Tugend selbst heischt es von uns, bey dem Glücke unsrer Freunde, unser Vergnügen zu bezeugen. Nimm also, du Sohn Saturns, der du auf dem Aetna, dem Schauplatze deiner Siege über den Stolz des hundertköpfigten Typhons triumphirest, den du mit deinem Blitze zerschmettert hast, und der unter der Last dieses berühmten Berges seufzet: nimm diesen Gesang, der dir zum

Dankopfer gebracht wird, gnädig an, indem er den Verdiensten einen ewigen Glanz ertheilen soll.

Gegensatz.

Er kömmt schon, auf dem sieghaften Wagen! Psaumis kömmt, den du selbst begnadiget hast. Dieser mit pisanischen Oelzweigen bekrönte Ueberwinder, eilet schon durch seine Gegenwart, seinem Vaterlande einen neuen Glanz zu verschaffen. Großer Gott! sey allen seinen übrigen Wünschen eben so geneigt: denn ich lobe ihn mit Rechte: da er zwar mit allen Tugenden gezieret, doch sonderlich durch die edle Neigung berühmt ist, muthige Hengste zu erziehen, zu erhalten und abzurichten; da er freygebig und gastfrey im höchsten Grade ist, und eine aufrichtige Liebe zur Stille und Ruhe seines Vaterlandes besitzt; die ihm von den reinen und weisen Gebothen einer glücklichen Auferziehung eingeflößet worden. Ich sage nichts, als was wahr und bekannt ist. Weg, aus den Lobsprüchen des Psaumis, mit allem, was der Lügen gleicht! Nur durch gewisse und wiederhohlte Thaten, nur durch die Proben selbst, muß man von den Sterblichen urtheilen.

Schlußsatz.

Die Proben verwandelten vormals die Verachtung und die Spottreden der Weiber zu Lemnos, über die weißen Haare des Klymenus, in lauter Verwunderung. Als Sieger auf der Rennbahn, wo man in voller Rüstung läuft, sprach er zur Hypsipyle, indem er sich näherte, die Krone von ihrer Hand zu nehmen: du siehst wohl, wie stark ich im Laufen bin; die Kraft meines Arms und meine Herzhaftigkeit gleichen der Behendigkeit meiner Schenkel. Urtheile nicht mehr nach der Farbe weißer Haare, die oft den jüngsten und stärksten vor der Zeit wachsen.

12. §. Hier sieht man nun die pindarische Art zu denken, die von den Alten für so unnachahmlich gehalten worden. Sie beschäfftiget sich freylich mit lauter erhabenen Sachen, mit dem Jupiter und seinem Feste; mit dem Siege, den er über die Riesen erfochten; mit der Strafe Typhons, unter dem Berge Aetna; mit der Geschicklichkeit des Siegers, in Erziehung und Abrichtung der Pferde; mit den übrigen Tugenden desselben, die der Poet billiger Weise höher schätzet, als den Sieg selbst; den er mehr für eine Gabe Gottes, als für ein Werk des Siegers ausgiebt. Man sieht hier ferner die

die Ehrlichkeit des Dichters, da er nichts loben will, als was die Wahrheit bezeuget, und was durch Proben erweislich ist. Dieses erläutert er zum Beschlusse mit einem Beyspiele aus den Geschichten. Nun bleibt er zwar die Anwendung schuldig: allein, vieleicht ist dieselbe damals leichter zu machen gewesen, als wir denken; und es kann wohl seyn, daß auch dieser Ueberwinder vor seinem Siege, nicht für voll angesehen worden. Hat der Poet nun dieses auf eine klügliche Art zu verstehen gegeben, ohne es ausdrücklich zu sagen: so sieht man auch seine Geschicklichkeit im Loben, die allen Lobdichtern anzupreisen ist. Ueberhaupt könnte man aus diesem Muster viele Regeln der Lobgedichte herleiten. Ich will nur der folgenden erwähnen. I. Lobe an deinem Helden keine Dinge, dafür er selbst nichts kann: zum Exempel, sein Geschlecht, sein Vaterland, seine Leibesgestalt, seine Jugend rc. von allen diesen Stücken sagt Pindarus nichts. II. Schäme dich nicht, das Gute, das deinem Helden wiederfährt, Gott selber zuzuschreiben: dieses thut **Pindarus**; ohngeachtet sein Sieger auch viel Theil an dem erkämpften Preise hatte. III. Lobe an deinen Helden das, was ganz auf sie ankömmt, nämlich die Tugenden, die ein Werk des menschlichen Willens sind. IV. Halte dich bey keiner Beschreibung von Kleinigkeiten auf; z.E. von Pferden, von Wagen, und andern solchen Lapalien, darauf kleine Geister so leicht verfallen, die aber **Pindar** gar übergeht. V. Male deinen Helden nicht als eine Geburt deiner Einbildungskraft; sondern lobe nur, das an ihm, dessen Wahrheit, durch augenscheinliche Proben bewiesen werden kann rc. Wer so lobt, den will ich einen pindarischen Dichter nennen. S. die oberwähnte Abhandlung des Abts Fraguier nach.

13.§. Nun weis ich zwar, daß man zu den pindarischen Oden, eine sehr kühne und erhabene Schreibart zu rechnen pflegt; die einige nicht besser zu erreichen wissen, als wenn sie recht dunkel, abgebrochen, und verstümmelt deutsch schreiben. Allein, was die kühnen Bilder und Redensarten anbetrifft, so werden wir dieselben in vielen Oden unsrer deutschen Poe-

ten ziemlich pindarisch antreffen, und wer es noch höher darinn treiben wollte, der würde gewiß zu weit gehen. Was aber das Verstümmeln der Sprache betrifft, so ist es leicht zu begreifen: daß **Pindarus** durch grammatische Schnitzer nicht zum Gegenstande der Bewunderung geworden, sondern durch edle Gedanken; die aber auch bey der Richtigkeit der Sprachregeln bestehen können. Haben wir nun noch keinen ganzen **Pindar** in Deutschland gehabt, so kann doch so gar viel eben nicht gefehlet haben. Wenigstens haben **Flemming**, **Gryph** und **Amthor** kein übles Geschick dazu gehabt. Unser **Günther** hätte wohl in dieser Art von Oden ein Meisterstück auf den Prinzen Eugen gemacht: wenn er sich nur nicht so tief herunter gelassen hätte, als er vorhin hoch gestiegen war; da er auch Nachbars Hanns in einer Dorfschenke, zum Gegenstande seiner Gedanken genommen. Im Französischen ist **Rousseau** glücklich darinn, wie auch aus der Ode auf die Weltbezwinger, die **Amthor** übersetzt hat, schon zu sehen ist. Des la Grange drey philippische Oden, auf den verstorbenen Regenten in Frankreich, sind zwar in einem ganz widrigen Affecte geschrieben; aber eben so feurig, und so zu reden rasend, als eine von den obigen. Und das ist kein Wunder. Er hat es vermuthlich in seinem Schimpfen und Schelten ernstlicher gemeynet, als andere, die im Loben aus dem Schmäucheln ein Handwerk machen. In geistlichen Oden ist **Simon Dach** dieser Schreibart sehr mächtig gewesen, und insonderheit ist das Lied: **Ich bin ja, Herr, in deiner Macht;** für ein vollkommnes Meisterstück anzusehen. Auch **Andreas Gryphius**, hat in seiner langen Ode auf den Kirchhof, mehr als eine Probe der pathetischen Schreibart gegeben, die sehr zu loben ist. Zur Probe will ich ein paar Strophen hersetzen:

Wie wird mir? Wackelt nicht der Grund,
Auf dem ich steh? rauscht ihr, o Linden?
Wie reißt die Erd auf ihren Schlund,
Und läßt die Wurzel sich entbinden?

Hör

Hör ich das Rasseln dürrer Bein?
Hör ich ein heischer menschlich Brausen?
Hör ich der Suden holes Sausen?
Wälzt ihr euch ab, ihr schweren Stein? rc.

Hilf Gott! die Särger springen auf!
Ich schau die Körper sich bewegen.
Der längst erblaßten Völker Hauf
Beginnt der Glieder Rest zu regen.
Ich finde plötzlich mich umringt
Mit durch den Tod entwehrten Heeren!
O Schauspiel! das mir heiße Zähren
Aus den erstarrten Augen dringt!

14. §. Die lustigen Lieder, die beym Trunke oder sonst zum Scherze statt finden, müssen, so wohl als die traurigen, zärtlichen und beweglichen, in der natürlichen Schreibart gemacht werden, die nicht mehr so edel, feurig und verwegen klingt; sondern mit wenigern Zierrathen zufrieden ist. Doch kömmt es auch hier auf den Dichter an, ob er gleichsam in einem halben Rausche, kühne Gedanken und Ausdrücke wagen will, wie **Pietsch** in einem Trinkliede gethan hat, welches im VII. B. der Beyträge steht. Zum Exempel der lustigen kann **Günthers** Tabakslied dienen, nebst verschiedenen, die in **Flemmings** und **Opitzens** Gedichten vorkommen. Z. E. im ersten Buche der poet. W. des letzern, steht eine an Nüßlern, und da kömmt folgende Strophe vor:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Wasser hab ich nicht vonnöthen:
Nun es gilt dir, Bruder mein!
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich!

In dieser Schreibart läßt sich auch bey Hochzeiten und andern fröhlichen Veranlassungen, bequem ein Gedicht verfertigen. Von zärtlichen oder traurigen Liedern habe ich schon oben **Kanitzens** Klagode gelobt, und itzo will ich noch **Bessers** Ode auf denselben Todesfall, und als er vierzig Jahre alt war, hinzusetzen. In geistlichen Gesängen müssen die Bußlieder und andere, wo ein trauriges Wesen herrschet, so abgefasset werden,

wie **Dach**, **Rist**, **Gerhard** und **Frank**; von neuern aber **Neumann** und **Schmolk** uns die Muster gewiesen haben.

15. §. Endlich die sinnreiche Schreibart kann in moralischen Oden statt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernsthafte Betrachtungen anzustellen. **Günthers** Ode auf Graf Sporken, imgleichen **Andr. Gryphii** über den Gottesacker, und viele in **Amthors** Gedichten sind hierinn unvergleichlich. In **Kanitzens** geistlichen Gedichten sind auch einige treffliche Muster davon. In dem Liede: **Herr, ich denk an jene Zeit**, hat **Mylius** ein Meisterstück einer sinnreichen Betrachtung der Sterblichkeit gewiesen; dergleichen auch **Simon Dach** vom Tode und von der Ewigkeit sehr viele verfertiget hat. Will man mehr neue und wohlgerathene geistliche Lieder beysammen finden; so nehme man **M. Gottschaldts** Universalgesangbuch zur Hand. Verlangt man aber von weltlichen moralischen, lustigen und galanten Oden, zu erlaubter Ergetzung, etwas beysammen zu haben: so schaffe man sich diejenige Sammlung an, die Herr **Gräf** neulich in großem Formate, mit neugesetzten sehr schönen Melodien, in drey bis vier Theilen in Halle, ans Licht gestellet hat.

16. §. Aus allen den angeführten Oden aber wird man wahrnehmen, daß darinn durchgehends eine größere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrschet. Dieses unterscheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umschweife mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, so zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; sie versetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter: kurz, alles schmeckt nach einer Begeisterung der Musen. Wer ausführlichere Regeln, und gute Exempel davon sehen will, der darf nur die Oden der deutschen Gesellschaft nachschlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur ist noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müsse. Dieses sieht einer Geschichte zu ähnlich, und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man

sich

sich darinnen vor gar zu trocknen Vernunftschlüssen, die einem Weltweisen besser anstehen, als einem Dichter; der gleichsam Orakelsprüche vorbringt, die er nicht beweisen darf, weil sie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle die Bindewörter, **denn, weil, darum, daher, hernach**, u. d. gl. eine Ode sehr schlecht; und man pflegt zu sagen, daß eine schöne Unordnung in der Ode die Probe der höchsten Kunst sey. **Boileau** schreibt:

Chez elle un beau Desordre est un Effet de l'Art.

17. §. Anstatt der Exempel, rathe ich itzo die Meisterstücke unsrer alten Dichter, **Opitzens, Flemmings, Dachs, Tschernings, Neukirchs, Günthers** und **Pietschens** zu lesen. Ich halte dieselben nicht nur allesammt für stärker in dem edlen Feuer, das zu einer Ode gehöret, als alles, was wir heute zu Tage schreiben; sondern hoffe auch, daß ich durch die gesunde Hitze dieser Muster, unsren angehenden Dichtern auf die rechte Spur helfen, und sie von dem finstern Geschmacke gewisser heutigen Verführer abziehen werde, die alles, was nicht von Sprachschnitzern wimmelt, für Wiegenlieder ausgeben wollen. Nun gestehe ichs zwar, daß in der Reinigkeit der Verse, unsre Alten nicht ganz unverbesserlich sind. Allein wer die Regeln unsrer heutigen Prosodie, und die reine Wortfügung der besten Dichter kennet, der wird sich schon in acht zu nehmen wissen, daß er mit dem Guten der Alten, nicht auch das Tadelhafte nachahme. Zum Beschlusse will ich noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componisten die Arbeit nicht zu verderben, und zu machen, daß alle Strophen sich gleich gut singen lassen. Diejenigen Oden klingen noch einmal so schön, die am Ende mit einem männlichen Reime schließen, als die andern, die sich weiblich endigen. Und, da ich es auch an denen, die ich in der gräfischen Sammlung finde, bemerke, daß diejenigen sich in der Musik viel besser hören lassen, die mit einer langen Sylbe schließen: so rathe ich es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

Des I. Abschnitts II. Hauptstück.

Von äsopischen und sybaritischen Fabeln, imgleichen von Erzählungen.

1. §.

Der Ordnung des Alterthumes zu folgen, muß ich wohl von dieser Art der Dichtkunst, unmittelbar nach den Liedern handeln. Was eine Fabel überhaupt sey, habe ich oben im I. Theile, im 3ten Hauptstücke ausführlich erkläret. Sie ist eine erdichtete Begebenheit, welche erfunden worden, eine gewisse Sittenlehre darunter zu verbergen, oder vielmehr durch sie desto sinnlicher zu machen. Wir haben auch schon gewiesen, daß sie zweyerley sey; nachdem man entweder Pflanzen und Thiere, oder vernünftige Wesen darinn redend oder handelnd einführet. Hier aber muß ich noch die dritte Art hinzusetzen, darinnen man allegorische Personen dichtet, oder solchen Dingen ein Wesen und Leben giebt, die entweder ganz leblos sind, oder doch nur den Gedanken der Menschen ihr Daseyn zu danken haben: wie sichs hernach deutlicher zeigen wird. Diese Gattung nebst der ersten von Thieren, kann man eigentliche **Fabeln** oder **Mährlein** nennen; diejenigen aber, worinn lauter vernünftige Wesen, denkend, redend, und wirkend aufgeführet werden, pflegt man auch wohl **Erzählungen** zu heißen. Sie ändern aber darum ihre Natur nicht, und bleiben allemal erdichtete Begebenheiten, die ihre Sittenlehre bey sich führen. Menget man aber Thiere und Menschen, oder leblose und allegorische Personen, mit Geistern oder wirklich denkenden Wesen zusammen: so entstehen daraus **vermischte Fabeln**.

2. §. Daß indessen die Fabeln noch älter, als die übrigen Arten der Gedichte, sonderlich das Heldengedicht seyn, ist leicht zu erweisen. Ohne Zweifel ist das Buch der Richter, wenn

wenn es gleich erst um Samuels Zeiten geschrieben wäre, älter als Homer: und in demselben finden wir schon Jothams Fabel von den Bäumen, die sich einen König gewählet. Jotham also, war unstreitig lange vorm Samuel ein Fabeldichter: und da sein Gedicht dergestalt das älteste dieser Art ist, das wir kennen: so ist es wohl werth, daß wir es hier einrücken. Es steht im 9ten Capitel des bemeldten Buches, und lautet so:

Die Bäume giengen hin, daß sie einen König über sich salbeten, und sprachen zum Oelbaume: Sey du unser König. Aber der Oelbaum antwortete: Soll ich meine Fettigkeit lassen, die beyde Götter und Menschen an mir preisen, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaume: Komm du, und sey unser König! Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht lassen, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Weinstocke: Komm du, und sey unser König! Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen frölich machet, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusche: Komm du, und sey unser König! Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ists wahr, daß ihr mich zum Könige salbet über euch? so kommet, und versammlet euch unter meinen Schatten. Wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusche, und verzehre die Cedern auf dem Libanon.

So lautet die Fabel selbst; ihre Deutung aber mag man, nach den damaligen Umständen, in der angezogenen Stelle nachsehen. Sie ist ganz sittlich, und giebt den Sichemitern einen deutlichen Unterricht: daß sie sich unter Gideons Söhnen gerade den ärgsten ausgesuchet, der theils seine ältern und besseren Brüder erwürget hätte; theils sie selbst zu Grunde richten würde.

3. §. Die Fabel, so nächst dieser die älteste ist, steht im II. Buche Samuels im 12ten Cap. und Nathan erzählete sie dem Könige David. War die obige aus dem Reiche der Bäume genommen: so ist diese von der zweyten Gattung, und hat lauter menschliche Personen; weil nämlich die Schafe, so darinn vorkommen, nichts reden, oder handeln.

Von eben der Art ist die dritte, des klugen Weibes zu Thekoa, die im 14ten Cap. desselben Buches steht: und diese wollen einige Neuere lieber **Erzählungen** (Contes) nennen; weil es nämlich mehr Anschein hat, daß sie wohl geschehen seyn könnten. So liefert uns denn die Schrift selbst ältere Muster von äsopischen Fabeln und Erzählungen, als die äsopischen sind: gesetzt, daß Aesopus, wie einige Gelehrte meynen, mit dem Assaph in Davids Hofcapelle einerley gewesen wäre. Allein der ganze Orient ist in den ältesten Zeiten wegen seiner Neigung zu den Fabeln und Allegorien berühmt gewesen. Kam nicht die Königinn von Saba, den König Salomon mit ihren Räthseln zu versuchen? Erzählet uns nicht Josephus, auf desjenigen Dius Bericht, der die phönizische Geschichte geschrieben, und auf des ephesinischen Menanders Zeugniß, der die Jahrbücher der Tyrier übersetzet hatte: daß Salomon und Hiram einander Räthsel aufgegeben, und große Summen darauf gesetzet, wer sie nicht würde auflösen können? Selbst die Brachmanen, die Gymnosophisten, ja die Chineser haben in den ältesten Zeiten die Art an sich gehabt, alles in Allegorien und Erzählungen vorzutragen, was sie als gute Lehren fortpflanzen wollen. Die ältesten Römer müssen diese Art zu moralisiren auch geliebet haben, wie wir aus der Fabel des Menenius Agrippa, von dem Streite der Glieder am menschlichen Leibe sehen, womit er den aufgebrachten Pöbel besänftigte, und wieder in die Stadt brachte.

4. §. Doch wir müssen näher auf die rechten Fabelschreiber kommen. Unter den Persern ist Lockmann berühmt geworden, ja sein Ruhm ist bis nach Indien, Aegypten und Nubien gedrungen. Die heutigen Türken kennen ihn, und setzen ihn in Davids Zeiten: worinn sie sich aber, wenn er wirklich Aesopus gewesen seyn sollte, etwan um drey bis 400 Jahre irren. Man hat diese Fabeln auch in heutigen abendländischen Sprachen. Strabo erzählet, die Lehrer unter den Persern pflegten ihren Schülern die Sittenlehre in Erdichtungen vorzutragen. Cyrus, der Stifter ihrer Monarchie,

narchie, erzählet beym **Herodot** den Gesandten der Jonier und Aeolier eine Fabel. Indessen ist sehr zu vermuthen, daß dieser **Lockmann** eben der phrygische **Aesopus** sey, den fast jedes Volk sich hat zueignen wollen. Die Araber geben vor, er sey von hebräischem Geschlechte gewesen; die Perser halten ihn für einen Aethiopier, welches denn die Etymologie des Namens **Aesopus** (Aethiops) zu bestätigen scheint. Sein Leben, welches **Mircond** beschrieben hat, kömmt sehr mit des **Planudes** Leben **Aesops** überein. Jenem, dem **Lockmann**, geben Engel die Weisheit; im **Philostratus** muß **Mercur** dem **Aesop** die Fabel eingeben. Kurz, die orientalischen Völker sagen, die Griechen hätten ihnen den **Lockmann** gestohlen, um ihren **Aesop** daraus zu bilden. **Adam Olearius** hat jenes Fabeln verdeutschet, und am Ende des persischen Rosenthals angehänget: **Erpenius** aber hat sie aus dem Arabischen ins Lateinische gebracht.

5. §. Von der Indianer Weisheit hat uns **Sendebar**, oder **Sandhaber**, denn man findet ihn verschiedentlich geschrieben, ein Buch hinterlassen, davon ich einen alten Druck in lateinischer Sprache besitze. Der Titel heißt: Directorium humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum Sapientum: dieser ist sonder Ort und Namen des Druckers, ohne Zahlen der Blätter und Seiten, mit alten Holzschnitten in Fol. gedruckt. In der Vorrede steht, daß es eigentlich **Belile ve Dimne** * heiße, aus dem Indianischen ins Persische, sodann ins Arabische, hernach ins Hebräische, und endlich ins Lateinische übersetzet worden. Dieser letztere Uebersetzer **Johannes** de Capua, richtet seine Zueignungsschrift an den Cardinal **Matthäus**, in einem sehr barbarischen Lateine: so, wie es um die Erfindung der Buchdruckerkunst üblich war. Der Inhalt aber besteht in XVIII. Capiteln, aus lauter Fabeln, die der König **Anastres Casri**, durch seinen Leibarzt **Berozias**, aus Indien bekommen, als er ihn hingeschicket hatte, auf den Bergen Kräuter zu sammlen, womit man

* In Stollens Hist. der Gel. steht Kelilah wa dimnah. Welches ist recht?

man Todte auferwecken könnte. Als dieser sie nun gesammlet und zubereitet hatte, die Todten aber doch nicht auferwecken konnte; erfuhr er von den indianischen Weisen: daß man durch die Berge die weisen Männer, durch die Kräuter aber die Weisheit, wie durch die Todten die Thoren, verstehen müßte; und bekam von ihnen das **Buch der Weisheit**, welches er ins Persische übersetzte, und seinem Könige brachte. Diesem nun gefiel es überaus, daher er es gemein zu machen befahl. **Starke** hat es von neuem lateinisch übersetzet; der weise Herzog zu Würtemberg **Eberhard** aber, soll es ins Deutsche gebracht haben. Eine sehr alte deutsche Dollmetschung in Fol. habe ich zu Wien in einer Privatbibliothek gesehen; die aber ungemein selten gefunden wird.

6. §. Die Fabeln des **Pilpay** sind mit den vorigen fast einerley, nur die Ordnung und Einrichtung ist etwas anders. Hier ist 1. des Königs **Dabschelin** und **Pilpays** Historie nebst fünf Fabeln. Hernach kömmt das Werk selbst in 4 Capiteln. Das erste zeigt durch sechs und zwanzig Fabeln, wie man sich vor Schmäuchlern und Verläumdern zu hüten habe. Im II. sieht man in zehn Fabeln, was es mit boshaften Staatsbedienten endlich für ein Ende nehme. Das III. lehret in 8 Fabeln, wie man sich gute Freunde erwerben könne, und was ihr Umgang nütze. Endlich zeiget das IV. durch zwölf Fabeln, daß man seinen Feinden nie trauen dörfe. Ob wir eine deutsche Uebersetzung davon haben, weis ich nicht. An französischen fehlt es nicht. **La Motte** hat in der Vorrede zu seinen Fabeln nicht gar zu vortheilhaft davon geurtheilet; aber ihm vieleicht unrecht gethan. Bey den Alten muß man nicht alles so genau nehmen; gesetzt, daß die Allegorie nicht jederzeit ganz richtig wäre. **Pilpay** soll ein Bramin, oder Brachman gewesen seyn, der unter dem Könige **Dabschelin**, das Ruder der Staatsgeschäffte in Händen gehabt. Dieser hätte nun alle seine Weisheit in dieß Buch geschlossen, und die Könige von Indien hätten es als einen Schatz aller Einsicht und Gelehrsamkeit aufbehalten; bis der persische König **Anuservan**

davon

davon gehöret (so nennet ihn **Huetius**, in seinem Tr. vom Ursprunge der Romane), der es durch seinen Leibarzt übersetzen lassen. Der Kalife **Abujafar Almansor** hätte es ins Arabische bringen lassen, daraus es abermal ins Persische übersetzet worden. Wenn indessen dieser **Anuservan** der König **Chosroes** ist, der um Kaiser **Justinians** Zeiten gelebet hat: so ist diese Sammlung von Fabeln bey weitem so alt nicht, daß sie dem **Aesopus** vorgezogen zu werden verdiente.

7. §. Was nun diesen letztern Fabeldichter betrifft, so hat zwar **Planudes** ein sehr umständliches und wunderbares Leben von ihm geliefert, das beynahe so heraus kömmt, als das homerische, welches dem **Herodot** zugeschrieben wird: allein es scheint, daß er es für billig gehalten, dem Urheber der Fabeln einen mit Fabeln reichlich ausgeputzten Lebenslauf zu geben. Viele haben daher gezweifelt, ob jemals ein **Aesopus** in der Welt gewesen, und dafür gehalten: **Planudes** selbst, oder sonst jemand habe allerley im Schwange gehende Mährlein gesammlet, und sie alle dem **Aesopus** zugeeignet; etwa wie wir die Psalmen verschiedener Urheber alle dem **David** zuschreiben. Allein dieses heißt wohl zu weit gegangen. Das ganze Alterthum giebt ihn für einen Phrygier aus; setzt die Zeit, da er gelebet, um **Solons** und des lydischen Königes **Krösus** Zeiten fest; läßt ihn den **Chilo**, einen der sieben Weisen, sprechen; ja zum **Periander** nach Korinth kommen, und zu Delphis sterben, wohin ihn **Krösus** geschicket haben soll. **Meziriac** hat sein Leben weit besser beschrieben, und **Bayle**, nebst dem **Diogenes Laertius** können auch von ihm nachgesehen werden. **Sokrates** übersetzte schon im Gefängnisse, eine Fabel von ihm in Verse. **Phädrus** um **Augusts** Zeiten, brachte sie ins Latein, und **Plutarch** gedenket seiner rühmlich. Unsre Alten haben ihn auch schon gekannt und geliebet, ja häufig nachgeahmet: und selbst **Luther** hat ihn zum Theile verdeutschet, ja mit einer Vorrede herausgegeben. Kurz nach seinem Tode 1548. gab **Burcard Waldis**, sie

mit einem Zusatze 100 neuer Fabeln in Versen heraus. Bald darauf lieferte uns **Daniel Holzmann**, sonst **Xylander**, des Bischofs **Cyrillus** 95 Fabeln, die er unter dem Titel **Spiegel der natürlichen Weisheit**, 1574. in Augspurg herausgab. Auch **Eyering** hat noch 1601. in seinen deutschen Sprüchwörtern, die er in Versen erkläret, eine Menge davon einfließen lassen. Und wer will alle die neuen Uebersetzungen zählen, die wir davon bekommen haben?

8. §. Indessen habe **Aesopus** so viele davon gemachet, als er will: so hat er doch die Ehre, daß sie von ihm die äsopischen Fabeln heißen, und daß sie sich allezeit in ihrer Hochachtung erhalten haben. Und ob er sie gleich nur in ungebundener Schreibart geschrieben, so haben doch alle seine Nachfolger sich um die Wette bestrebet, sie theils in Verse zu bringen, theils darinnen nachzuahmen. Unter die berühmtesten derselben sind unter den Engländern **Roger** l'Estrange, unter den Franzosen, **la Fontaine**, und **la Motte**; unter den Deutschen aber **Stoppe**, Herr Hofr. **Triller**, Herr von **Hagedorn**, und Herr Prof. **Gellert**, zu zählen. Einige von diesen haben fremde Fabeln und Erfindungen auf eine neue Art in Verse gebracht; andre aber haben eigene und neue erdichtet; andre aber auch Erzählungen mit eingemischet. Ich könnte von unsern Landsleuten noch viel mehrere nennen, die sich in diesem Felde geübet; wenn sie nicht entweder gar zu schlüpfrige Züge hätten mit einfließen lassen, die, wider den Endzweck der guten Fabel, mehr zu Verderbung, als Besserung der Sitten dienen, und also Fabulæ peccare docentes heißen möchten; oder doch sonst viel zu schlecht wären, an jene Meister zu langen. Doch verdient der so betitelte **deutsche Aesop**, der in dem 1740 Jahre zu Königsberg herausgekommen, nicht ganz vergessen zu werden; weil viel schöne Stücke darinnen sind. Von alten deutschen Fabeln, die lange vor der Wiederherstellung der Wissenschaften, theils aus dem **Aesop** übersetzet, theils neu geschrieben worden, hat uns **Scherz**, in Straßburg eine

Samm-

Sammlung 1704. in 4. ans Licht zu stellen angefangen *; aber bey der 51sten aufgehöret: da doch ihrer viel mehrere waren. Ich besitze etliche alte Handschriften von denselben; und werde sowohl davon, als vielen andern geschriebenen Ueberbleibseln unsrer Alten, in meiner Historie der deutschen Sprache, Dichtkunst und Beredsamkeit, zu seiner Zeit, mehr Nachricht geben.

9. §. So ernsthaft nun die äsopischen Fabeln ihrer Absicht und Einrichtung nach sind: so possenhaft und üppig sind hingegen die sybaritischen gewesen, von welchen ich noch etwas sagen muß. Sybaris war eine Stadt, im untern Theile von Italien, oder der sogenannten Græcia magna. Hieher waren, wie **Herodot** berichtet, die weichlichen und wollüstigen Sitten der Jonier und Asiater schon vorher gedrungen, ehe noch das eigentliche Griechenland damit angestecket worden. Die Zärtlichkeit in der Lebensart, die Leckerhaftigkeit in Speise und Trank, und die Ueppigkeit selbst hatten bey diesem Volke dergestalt überhand genommen, daß auch die Fabeln ihrer witzigen Köpfe davon angestecket wurden. Sie vergaßen also den moralischen Zweck ihrer ersten Erfinder und Meister, und verwandelten sie in ein Possenwerk. Die Sybariten wollten nur lachen; daher gefiel ihnen nichts, als was lustig war: wie **Fontenelle** dieses in seinen Gesprächen der Todten, wo **Milo** und **Smindiride**, die Sybariterinn, mit einander sprechen, gar fein abgeschildert hat. Daher bemüheten sich auch ihre Dichter nur spaßhafte Fabeln zu machen. **Hesychius** giebt in einer sehr verderbten Stelle zu verstehen, daß **Aesopus** nach Italien gekommen; und als seine Fabeln daselbst viel Beyfall gefunden, hätte man ihnen einen andern Schwung gegeben, und sie sybaritische genennet. Worinn aber die Veränderung bestanden, sagt er nicht. **Suidas** glaubt, sie hätten den äsopischen ähnlich gesehen: aber er irret ohne Zweifel. Der alte

* Der Titel heißt: Philosophiæ moralis Germanorum medii ævi Specimen primum, ex Manuscripto nunc primum in lucem publicam productum. Argentor. 1704. in 4.

wie **Dach**, **Rist**, **Gerhard** und **Frank**; von neuern aber **Neumann** und **Schmolk** uns die Muster gewiesen haben.

15. §. Endlich die sinnreiche Schreibart kann in moralischen Oden statt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernsthafte Betrachtungen anzustellen. **Günthers** Ode auf Graf Sporken, imgleichen **Andr. Gryphii** über den Gottesacker, und viele in **Amthors** Gedichten sind hierinn unvergleichlich. In **Kanitzens** geistlichen Gedichten sind auch einige treffliche Muster davon. In dem Liede: **Herr, ich denk an jene Zeit**, hat **Mylius** ein Meisterstück einer sinnreichen Betrachtung der Sterblichkeit gewiesen; dergleichen auch **Simon Dach** vom Tode und von der Ewigkeit sehr viele verfertiget hat. Will man mehr neue und wohlgerathene geistliche Lieder beysammen finden; so nehme man **M. Gottschaldts** Universalgesangbuch zur Hand. Verlangt man aber von weltlichen moralischen, lustigen und galanten Oden, zu erlaubter Ergetzung, etwas beysammen zu haben: so schaffe man sich diejenige Sammlung an, die Herr **Gräf** neulich in großem Formate, mit neugesetzten sehr schönen Melodien, in drey bis vier Theilen in Halle, ans Licht gestellet hat.

16. §. Aus allen den angeführten Oden aber wird man wahrnehmen, daß darinn durchgehends eine größere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrschet. Dieses unterscheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umschweife mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, so zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; sie versetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter: kurz, alles schmeckt nach einer Begeisterung der Musen. Wer ausführlichere Regeln, und gute Exempel davon sehen will, der darf nur die Oden der deutschen Gesellschaft nachschlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur ist noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müsse. Dieses sieht einer Geschichte zu ähnlich, und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man

sich darinnen vor gar zu trocknen Vernunftschlüssen, die einem Weltweisen besser anstehen, als einem Dichter; der gleichsam Orakelsprüche vorbringt, die er nicht beweisen darf, weil sie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle die Bindewörter, denn, weil, darum, daher, hernach, u. d. gl. eine Ode sehr schlecht; und man pflegt zu sagen, daß eine schöne Unordnung in der Ode die Probe der höchsten Kunst sey. **Boileau** schreibt:

Chez elle un beau Desordre est un Effet de l'Art.

17. §. Anstatt der Exempel, rathe ich itzo die Meisterstücke unsrer alten Dichter, **Opitzens**, **Flemmings**, **Dachs**, **Tschernings**, **Neukirchs**, **Günthers** und **Pietschens** zu lesen. Ich halte dieselben nicht nur allesammt für stärker in dem edlen Feuer, das zu einer Ode gehöret, als alles, was wir heute zu Tage schreiben; sondern hoffe auch, daß ich durch die gesunde Hitze dieser Muster, unsren angehenden Dichtern auf die rechte Spur helfen, und sie von dem finstern Geschmacke gewisser heutigen Verführer abziehen werde, die alles, was nicht von Sprachschnitzern wimmelt, für Wiegenlieder ausgeben wollen. Nun gestehe ichs zwar, daß in der Reinigkeit der Verse, unsre Alten nicht ganz unverbesserlich sind. Allein wer die Regeln unsrer heutigen Prosodie, und die reine Wortfügung der besten Dichter kennet, der wird sich schon in acht zu nehmen wissen, daß er mit dem Guten der Alten, nicht auch das Tadelhafte nachahme. Zum Beschlusse will ich noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componisten die Arbeit nicht zu verderben, und zu machen, daß alle Strophen sich gleich gut singen lassen. Diejenigen Oden klingen noch einmal so schön, die am Ende mit einem männlichen Reime schließen, als die andern, die sich weiblich endigen. Und, da ich es auch an denen, die ich in der gräfischen Sammlung finde, bemerke, daß diejenigen sich in der Musik viel besser hören lassen, die mit einer langen Sylbe schließen: so rathe ich es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

Des I. Abschnitts II. Hauptstück.

Von äsopischen und sybaritischen Fabeln, ingleichen von Erzählungen.

1. §.

Der Ordnung des Alterthumes zu folgen, muß ich wohl von dieser Art der Dichtkunst, unmittelbar nach den Liedern handeln. Was eine Fabel überhaupt sey, habe ich oben im I. Theile, im 3ten Hauptstücke ausführlich erkläret. Sie ist eine erdichtete Begebenheit, welche erfunden worden, eine gewisse Sittenlehre darunter zu verbergen, oder vielmehr durch sie desto sinnlicher zu machen. Wir haben auch schon gewiesen, daß sie zweyerley sey; nachdem man entweder Pflanzen und Thiere, oder vernünftige Wesen darinn redend oder handelnd einführet. Hier aber muß ich noch die dritte Art hinzusetzen, darinnen man allegorische Personen dichtet, oder solchen Dingen ein Wesen und Leben giebt, die entweder ganz leblos sind, oder doch nur den Gedanken der Menschen ihr Daseyn zu danken haben: wie sichs hernach deutlicher zeigen wird. Diese Gattung nebst der ersten von Thieren, kann man eigentliche **Fabeln** oder **Mährlein** nennen; diejenigen aber, worinn lauter vernünftige Wesen, denkend, redend, und wirkend aufgeführet werden, pflegt man auch wohl **Erzählungen** zu heißen. Sie ändern aber darum ihre Natur nicht, und bleiben allemal erdichtete Begebenheiten, die ihre Sittenlehre bey sich führen. Menget man aber Thiere und Menschen, oder leblose und allegorische Personen, mit Geistern oder wirklich denkenden Wesen zusammen: so entstehen daraus vermischte Fabeln.

2. §. Daß indessen die Fabeln noch älter, als die übrigen Arten der Gedichte, sonderlich das Heldengedicht seyn, ist leicht zu erweisen. Ohne Zweifel ist das Buch der Richter,

13. §. Die II. Regel sey: man kleide die erwählte Sittenlehre in eine solche Begebenheit von Pflanzen, Bäumen oder Thieren ein, daß ihre Wahrheit aus dem Erfolge der Begebenheiten selbst erhellet. Man beobachte aber in der Wahl derselben die Natur und Eigenschaft eines jeden solchen Wesens; daß keines etwas rede und thue, das seiner bekannten Art zuwider läuft. Hieraus nämlich wird die Wahrscheinlichkeit entspringen, ohne welche einer Fabel das hauptsächlichste fehlet. Ein Thier also, das räuberisch ist, muß als gottlos und ungerecht, ein faules faul, ein frommes fromm, ein geduldiges und schläfriges ebenfalls nach seiner gewohnten Art reden und handeln. So kann man auch von den Pflanzen z. E. eine hohe Tanne, oder Eiche, als stolz über ihren Vorzug vor geringern Bäumen; eine bunte Tulpe, als eitel über ihre Farben; ein Veilchen, als demüthig; eine Lilge, als reinlich und unschuldig; eine Rose, als verliebt u. s. w. vorbilden. Ja alles, was nur den geringsten Anschein der Sitten, oder sittlichen Neigungen bey diesen, und andern leblosen Geschöpfen hat, kann einem Dichter zu einer Fabel Anlaß geben. So hat **Stoppe** den Stein und den Dornbusch am Wege; imgleichen den Ofen und die Fenster, ferner den Studentendegen und das Soldatenschwert, ihrer Art und Natur nach, sehr gut redend eingeführet. So hat auch **la Motte** bisweilen die mythologischen Götter, die Ehre, das Glück, den Tod, die Kunst, und den Reichthum, und andre solche allegorische Wesen sehr glücklich gebrauchet, seine Absichten auszuführen: und viele von unsern Landsleuten sind ihm darinn nicht uneben, oder mit schlechterm Glücke nachgefolget.

14. §. Will man menschliche Erzählungen machen: so haben wir schon eine Menge gesammleter Historien, die sich sehr gut würden lesen lassen, wenn sie von guten Federn in Verse gebracht würden. Vor 200 Jahren ohngefähr hat **Kirchhof** eine solche Sammlung unter dem Namen **Wendunmuth** geschrieben, worinn manches Stück wohl werth wäre, poetisch erneuert zu werden. Man müßte nur

Von eben der Art ist die dritte, des klugen Weibes zu Thekoa, die im 14ten Cap. desselben Buches steht: und diese wollen einige Neuere lieber **Erzählungen** (Contes) nennen; weil es nämlich mehr Anschein hat, daß sie wohl geschehen seyn könnten. So liefert uns denn die Schrift selbst ältere Muster von äsopischen Fabeln und Erzählungen, als die äsopischen sind: gesetzt, daß **Aesopus**, wie einige Gelehrte meynen, mit dem **Assaph** in **Davids** Hofcapelle einerley gewesen wäre. Allein der ganze Orient ist in den ältesten Zeiten wegen seiner Neigung zu den Fabeln und Allegorien berühmt gewesen. Kam nicht die Königinn von **Saba**, den König **Salomon** mit ihren Räthseln zu versuchen? Erzählet uns nicht **Josephus**, auf desjenigen **Dius** Bericht, der die phönizische Geschichte geschrieben, und auf des ephesinischen **Menanders** Zeugniß, der die Jahrbücher der Tyrier übersetzet hatte: daß **Salomon** und **Hiram** einander Räthsel aufgegeben, und große Summen darauf gesetzet, wer sie nicht würde auflösen können? Selbst die **Brachmanen**, die **Gymnosophisten**, ja die **Chineser** haben in den ältesten Zeiten die Art an sich gehabt, alles in Allegorien und Erzählungen vorzutragen, was sie als gute Lehren fortpflanzen wollen. Die ältesten Römer müssen diese Art zu moralisiren auch geliebet haben, wie wir aus der Fabel des **Menenius Agrippa**, von dem Streite der Glieder am menschlichen Leibe sehen, womit er den aufgebrachten Pöbel besänftigte, und wieder in die Stadt brachte.

4. §. Doch wir müssen näher auf die rechten Fabelschreiber kommen. Unter den Persern ist **Lockmann** berühmt geworden, ja sein Ruhm ist bis nach Indien, Aegypten und Nubien gedrungen. Die heutigen Türken kennen ihn, und setzen ihn in **Davids** Zeiten: worinn sie sich aber, wenn er wirklich **Aesopus** gewesen seyn sollte, etwan um drey bis 400 Jahre irren. Man hat diese Fabeln auch in heutigen abendländischen Sprachen. **Strabo** erzählet, die Lehrer unter den Persern pflegten ihren Schülern die Sittenlehre in Erdichtungen vorzutragen. **Cyrus**, der Stifter ihrer Monarchie,

narchie, erzählet beym **Herodot** den Gesandten der Jonier und Aeolier eine Fabel. Indessen ist sehr zu vermuthen, daß dieser **Lockmann** eben der phrygische **Aesopus** sey, den fast jedes Volk sich hat zueignen wollen. Die Araber geben vor, er sey von hebräischem Geschlechte gewesen; die Perser halten ihn für einen Aethiopier, welches denn die Etymologie des Namens **Aesopus** (Aethiops) zu bestätigen scheint. Sein Leben, welches **Mircond** beschrieben hat, kömmt sehr mit des **Planudes** Leben Aesops überein. Jenem, dem **Lockmann**, geben Engel die Weisheit; im **Philostratus** muß **Mercur** dem **Aesop** die Fabel eingeben. Kurz, die orientalischen Völker sagen, die Griechen hätten ihnen den **Lockmann** gestohlen, um ihren **Aesop** daraus zu bilden. **Adam Olearius** hat jenes Fabeln verdeutschet, und am Ende des persischen Rosenthals angehänget: **Erpenius** aber hat sie aus dem Arabischen ins Lateinische gebracht.

5. §. Von der Indianer Weisheit hat uns **Sendebar**, oder **Sandhaber**, denn man findet ihn verschiedentlich geschrieben, ein Buch hinterlassen, davon ich einen alten Druck in lateinischer Sprache besitze. Der Titel heißt: Directorium humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum Sapientum: dieser ist sonder Ort und Namen des Druckers, ohne Zahlen der Blätter und Seiten, mit alten Holzschnitten in Fol. gedruckt. In der Vorrede steht, daß es eigentlich **Belile ve Dimne** * heiße, aus dem Indianischen ins Persische, sodann ins Arabische, hernach ins Hebräische, und endlich ins Lateinische übersetzet worden. Dieser letztere Uebersetzer **Johannes** de Capua, richtet seine Zueignungsschrift an den Cardinal **Matthäus**, in einem sehr barbarischen Lateine: so, wie es um die Erfindung der Buchdruckerkunst üblich war. Der Inhalt aber besteht in XVIII. Capiteln, aus lauter Fabeln, die der König **Anastres Casri**, durch seinen Leibarzt **Berozias**, aus Indien bekommen, als er ihn hingeschicket hatte, auf den Bergen Kräuter zu sammlen, womit

* In Stollens Hist. der Gel. steht Kelilah wa dimnah. Welches ist recht?

man Todte auferwecken könnte. Als dieser sie nun gesammlet und zubereitet hatte, die Todten aber doch nicht auferwecken konnte; erfuhr er von den indianischen Weisen: daß man durch die Berge die weisen Männer, durch die Kräuter aber die Weisheit, wie durch die Todten die Thoren, verstehen müßte; und bekam von ihnen **das Buch der Weisheit**, welches er ins Persische übersetzte, und seinem Könige brachte. Diesem nun gefiel es überaus, daher er es gemein zu machen befahl. **Starke** hat es von neuem lateinisch übersetzet; der weise Herzog zu Würtemberg **Eberhard** aber, soll es ins Deutsche gebracht haben. Eine sehr alte deutsche Dollmetschung in Fol. habe ich zu Wien in einer Privatbibliothek gesehen; die aber ungemein selten gefunden wird.

6. §. Die Fabeln des **Pilpay** sind mit den vorigen fast einerley, nur die Ordnung und Einrichtung ist etwas anders. Hier ist 1. des Königs **Dabschelin** und **Pilpays** Historie nebst fünf Fabeln. Hernach kömmt das Werk selbst in 4 Capiteln. Das erste zeigt durch sechs und zwanzig Fabeln, wie man sich vor Schmäuchlern und Verläumdern zu hüten habe. Im II. sieht man in zehn Fabeln, was es mit boshaften Staatsbedienten endlich für ein Ende nehme. Das III. lehret in 8 Fabeln, wie man sich gute Freunde erwerben könne, und was ihr Umgang nütze. Endlich zeiget das IV. durch zwölf Fabeln, daß man seinen Feinden nie trauen dörfe. Ob wir eine deutsche Uebersetzung davon haben, weis ich nicht. An französischen fehlt es nicht. **La Motte** hat in der Vorrede zu seinen Fabeln nicht gar zu vortheilhaft davon geurtheilet; aber ihm vieleicht unrecht gethan. Bey den Alten muß man nicht alles so genau nehmen; gesetzt, daß die Allegorie nicht jederzeit ganz richtig wäre. **Pilpay** soll ein Bramin, oder Brachman gewesen seyn, der unter dem Könige **Dabschelin**, das Ruder der Staatsgeschäffte in Händen gehabt. Dieser hätte nun alle seine Weisheit in dieß Buch geschlossen, und die Könige von Indien hätten es als einen Schatz aller Einsicht und Gelehrsamkeit aufbehalten; bis der persische König **Anuservan**

davon

davon gehöret (so nennet ihn **Huetius**, in seinem Tr. vom Ursprunge der Romane), der es durch seinen Leibarzt übersetzen lassen. Der Kalife **Abujafar Almansor** hätte es ins Arabische bringen lassen, daraus es abermal ins Persische übersetzet worden. Wenn indessen dieser **Anuservan** der König **Chosroes** ist, der um Kaiser **Justinians** Zeiten gelebet hat: so ist diese Sammlung von Fabeln bey weitem so alt nicht, daß sie dem **Aesopus** vorgezogen zu werden verdiente.

7. §. Was nun diesen letztern Fabeldichter betrifft, so hat zwar **Planudes** ein sehr umständliches und wunderbares Leben von ihm geliefert, das beynahe so heraus kömmt, als das homerische, welches dem **Herodot** zugeschrieben wird: allein es scheint, daß er es für billig gehalten, dem Urheber der Fabeln einen mit Fabeln reichlich ausgeputzten Lebenslauf zu geben. Viele haben daher gezweifelt, ob jemals ein **Aesopus** in der Welt gewesen, und dafür gehalten: **Planudes** selbst, oder sonst jemand habe allerley im Schwange gehende Mährlein gesammlet, und sie alle dem **Aesopus** zugeeignet; etwa wie wir die Psalmen verschiedener Urheber alle dem **David** zuschreiben. Allein dieses heißt wohl zu weit gegangen. Das ganze Alterthum giebt ihn für einen Phrygier aus; setzt die Zeit, da er gelebet, um **Solons** und des lydischen Königes **Krösus** Zeiten fest; läßt ihn den **Chilo**, einen der sieben Weisen, sprechen; ja zum **Periander** nach Korinth kommen, und zu Delphis sterben, wohin ihn **Krösus** geschicket haben soll. **Meziriac** hat sein Leben weit besser beschrieben, und **Bayle**, nebst dem **Diogenes Laertius** können auch von ihm nachgesehen werden. **Sokrates** übersetzte schon im Gefängnisse, eine Fabel von ihm in Verse. **Phädrus** um **Augusts** Zeiten, brachte sie ins Latein, und **Plutarch** gedenket seiner rühmlich. Unsre Alten haben ihn auch schon gekannt und geliebet, ja häufig nachgeahmet: und selbst **Luther** hat ihn zum Theile verdeutschet, ja mit einer Vorrede herausgegeben. Kurz nach seinem Tode 1548. gab **Burcard Waldis**, sie

man Todte auferwecken könnte. Als dieser sie nun gesammlet und zubereitet hatte, die Todten aber doch nicht auferwecken konnte; erfuhr er von den indianischen Weisen: daß man durch die Berge die weisen Männer, durch die Kräuter aber die Weisheit, wie durch die Todten die Thoren, verstehen müßte; und bekam von ihnen das Buch der Weisheit, welches er ins Persische übersetzte, und seinem Könige brachte. Diesem nun gefiel es überaus, daher er es gemein zu machen befahl. Starke hat es von neuem lateinisch übersetzet; der weise Herzog zu Würtemberg Eberhard aber, soll es ins Deutsche gebracht haben. Eine sehr alte deutsche Dollmetschung in Fol. habe ich zu Wien in einer Privatbibliothek gesehen; die aber ungemein selten gefunden wird.

6. §. Die Fabeln des Pilpay sind mit den vorigen fast einerley, nur die Ordnung und Einrichtung ist etwas anders. Hier ist 1. des Königs Dabschelin und Pilpays Historie nebst fünf Fabeln. Hernach kömmt das Werk selbst in 4 Capiteln. Das erste zeigt durch sechs und zwanzig Fabeln, wie man sich vor Schmäuchlern und Verläumdern zu hüten habe. Im II. sieht man in zehn Fabeln, was es mit boshaften Staatsbedienten endlich für ein Ende nehme. Das III. lehret in 8 Fabeln, wie man sich gute Freunde erwerben könne, und was ihr Umgang nütze. Endlich zeiget das IV. durch zwölf Fabeln, daß man seinen Feinden nie trauen dörfe. Ob wir eine deutsche Uebersetzung davon haben, weis ich nicht. An französischen fehlt es nicht. La Motte hat in der Vorrede zu seinen Fabeln nicht gar zu vortheilhaft davon geurtheilet; aber ihm vieleicht unrecht gethan. Bey den Alten muß man nicht alles so genau nehmen; gesetzt, daß die Allegorie nicht jederzeit ganz richtig wäre. Pilpay soll ein Bramin, oder Brachman gewesen seyn, der unter dem Könige Dabschelin, das Ruder der Staatsgeschäffte in Händen gehabt. Dieser hätte nun alle seine Weisheit in dieß Buch geschlossen, und die Könige von Indien hätten es als einen Schatz aller Einsicht und Gelehrsamkeit aufbehalten; bis der persische König Anuservan

davon

davon gehöret (so nennet ihn Huetius, in seinem Tr. vom Ursprunge der Romane), der es durch seinen Leibarzt übersetzen lassen. Der Kalife Abujafar Almansor hätte es ins Arabische bringen lassen, daraus es abermal ins Persische übersetzet worden. Wenn indessen dieser Anuservan der König Chosroes ist, der um Kaiser Justinians Zeiten gelebet hat: so ist diese Sammlung von Fabeln bey weitem so alt nicht, daß sie dem Aesopus vorgezogen zu werden verdiente.

7. §. Was nun diesen letztern Fabeldichter betrifft, so hat zwar Planudes ein sehr umständliches und wunderbares Leben von ihm geliefert, das beynahe so heraus kömmt, als das homerische, welches dem Herodot zugeschrieben wird: allein es scheint, daß er es für billig gehalten, dem Urheber der Fabeln einen mit Fabeln reichlich ausgeputzten Lebenslauf zu geben. Viele haben daher gezweifelt, ob jemals ein Aesopus in der Welt gewesen, und dafür gehalten: Planudes selbst, oder sonst jemand habe allerley im Schwange gehende Mährlein gesammlet, und sie alle dem Aesopus zugeeignet; etwa wie wir die Psalmen verschiedener Urheber alle dem David zuschreiben. Allein dieses heißt wohl zu weit gegangen. Das ganze Alterthum giebt ihn für einen Phrygier aus; setzt die Zeit, da er gelebet, um Solons und des lydischen Königes Krösus Zeiten fest; läßt ihn den Chilo, einen der sieben Weisen, sprechen; ja zum Periander nach Korinth kommen, und zu Delphis sterben, wohin ihn Krösus geschicket haben soll. Meziriac hat sein Leben weit besser beschrieben, und Bayle, nebst dem Diogenes Laertius können auch von ihm nachgesehen werden. Sokrates übersetzte schon im Gefängnisse, eine Fabel von ihm in Verse. Phädrus um Augusts Zeiten, brachte sie ins Latein, und Plutarch gedenket seiner rühmlich. Unsre Alten haben ihn auch schon gekannt und geliebet, ja häufig nachgeahmet: und selbst Luther hat ihn zum Theile verdeutschet, ja mit einer Vorrede herausgegeben. Kurz nach seinem Tode 1548. gab Burcard Waldis, sie

gedienet hat. Ehe wir nun dieselben erzählen, müssen wir die Absichten und Kunstgriffe entdecken, die Homer darinn vor Augen gehabt, und angewandt hat. Ohne Zweifel hat er irgend eine kurze und lächerliche Zwistigkeit einiger kleinen Städte, oder Dörfer, die zu seiner Zeit irgendwo vorgefallen, lächerlich machen wollen. Weil die Völker klein und ohnmächtig gewesen, so hat er sie unter dem Bilde verächtlicher Thiere abbilden wollen; und die einen, die vom festen Lande waren, mit den Mäusen, die andern aber, die vieleicht Fischer und Seeleute gewesen, mit Fröschen verglichen, die mit beyden Elementen zurecht kommen können. Ihre Rüstungen beschreibt er, nach Art solcher Thiere sehr kurzweilig; ohne Zweifel, weil der wahre Streit, bey der damaligen Seltenheit eiserner Waffen, auch auf eine lächerliche Art geführet worden. Aber die Sache desto lustiger zu machen, vergleicht er sie mit Centauren und Riesen, menget auch ein Rathschlagen der Götter drein: denn nichts ist lächerlicher, als wenn große Dinge ins Kleine gemenget werden. Der Held Meridarpax, mag auch etwa einen verwegenen Großsprecher bedeuten, der sich unter den Landleuten gefunden hat; und da diesen auch ein Donnerwetter nicht furchtsam gemachet, mögen vieleicht einige geharnischte, und besser bewaffnete Leute den Fischern zu Hülfe gekommen seyn, die er spashaft als Krebse beschreibt: dadurch denn die Landleute zurückgetrieben, und der ganze Krieg geendiget worden. Die abgezielte Lehre kann seyn: daß es thöricht sey, wenn kleine Gemeinen einander über bloße Unglücksfälle, in die Haare gerathen, und einander gar zu Grunde richten wollen.

5. §. Ich muthmaße dieses alles, aus der innern Beschaffenheit dieses Gedichtes, und der Voraussetzung: daß ein so großer Geist, als Homer, auch bey diesem anscheinenden Spielwerke, nicht bloß Possen treiben; sondern unter einem, obwohl lächerlichen Bilde, doch etwas ernsthaftes habe vorstellen wollen. Seine Art ist es sonst allemal, lehrreiche Fabeln zu dichten: und warum sollte er hier davon

von abgewichen seyn? Es ist wahr; man findet bey den Alten keine Nachricht von einer solchen Begebenheit. Allein wie kann mans fodern, daß lange vor **Herodots** Zeiten, als noch keine Geschichtschreiber waren, Begebenheiten von so geringer Wichtigkeit, als die Schlägerey von ein paar Dörfern, sollte aufgezeichnet worden seyn: da wohl viel wichtigere Thaten keinen Schriftsteller gefunden haben? Will indessen jemand durchaus ein bloßes Spielwerk daraus machen: so werde ich darüber nicht zanken, und einem jeden seine Meynung lassen? Genug, daß auch ein solches Spielwerk der homerischen Muse lehrreich ist, und in Nachahmungen zu ernsthaften Absichten dienen kann; ja wirklich oft gedienet hat. Beyläufig will ich nicht unerinnert lassen, daß, nach dem **Suidas**, von einigen die **Batrachomyomachie** dem **Pigres**, oder **Tigres**, einem Bruder der **Artemisia**, zugeschrieben worden; wie denn auch **Henrich Stephan** bezeuget, daß er auf einer Abschrift dieses Gedichtes den Namen Pigreti, oder Tigreti Cari, geschrieben gefunden. Allein eine Schwalbe, macht keinen Sommer, und die allgemeine Meynung ist vorzuziehen. Ein gewisser **Elisius Calentius**, hat, so wohl als **Smetius**, dieß Gedicht in lateinische Verse gebracht.

6. §. Indessen ist es zu bewundern, daß unter einer so unglaublichen Menge griechischer Poeten, als **le Fevre** und **Vossius** uns beschrieben haben, kein einziger den **Homer** in diesem Stücke nachahmen wollen. Denn die Galeomyomachiam, die in Dornavii Amphitheatro Sapientiæ Socraticæ jocoseriæ steht, kann ich deswegen hieher nicht rechnen, weil sie ein dramatisches Stück ist. Selbst von den Lateinern hat sich so eigentlich niemand in dieses Feld gewaget. Denn wenn gleich **Virgil** in seiner Jugend, um sich zum Heldengedichte vorzubereiten, ein Gedicht auf die **Mücke**, und ein anders, auf den Vogel Ciris, den einige für eine Lerche, **Scaliger** aber, für eine Art von Reyger halten, gemachet: so kann man sie doch nicht eigentlich in dieses Fach ziehen. Das erste beschreibt nämlich einen schlafenden

Schäfer, zu dem sich eine Schlange nähert, ihn zu stechen. Die Mücke sieht das, und will ihn davor warnen, sticht ihn also in den Backen; daß er davon erwachet. Der Schäfer ist böse über diesen Stich, und erdrücket die Mücke; wird aber sogleich die grausame Schlange in der Nähe gewahr, die er sich eifrig vom Halse schaffet; und darauf von neuem wieder einschläft. Die Seele der erschlagenen Mücke erscheint ihm hier im Traume, und rücket ihm seine Ungerechtigkeit vor, da er sie um ihrer wohlgemeynten Warnung wegen erschlagen; und erzählet ihm alles, was sie im Reiche der Todten, und den elysischen Feldern angetroffen: da denn die alten römischen Helden nach der Länge erzählet werden. Der Schäfer erwachet, erkennet sein Unrecht, und richtet der Mücke ein schönes Grabmahl von Rasen auf, dabey er allerley Blumen und schöne Stauden pflanzet. Die Ciris aber ist nichts anders, als eine Erzählung, wie des Königes Nisus Tochter, die Scylla, in einen Vogel verwandelt worden. Dieses ist also freylich wohl ein kleines episches, aber kein scherzhaftes Gedicht zu nennen, es wäre denn, daß man die ovidischen Verwandlungen alle auch so taufen wollte.

7. §. Die Ehre also, Homers Nachahmer in diesem Stücke zu werden, ist im XVten Jahrhunderte unserm Landsmanne, **Hinrick von Alkmar** aufgehoben gewesen, der uns **Reinicken** den **Voß**, in plattdeutschen, oder sächsischen Knittelversen geliefert hat. Ich weis wohl, daß man eine lange Zeit geglaubet, wie aus **Rollenhagens** Vorrede zum Froschmäuseler, und **Morhofs** Tractate, von der Deutschen Sprache und Poesie erhellet, **Baumann**, ein Professor in Rostock, habe dieses Gedicht geschrieben, und 1522. zuerst ans Licht gestellet. Allein der Irrthum ist entdecket worden, als die erste Ausgabe dieses Werkes einem gelehrten Manne zu Helmstädt in die Hände gefallen, der 1709. in einer akademischen Einladungsschrift die beste Nachricht davon gegeben. Da hat sichs nun gewiesen, daß dieselbe bereits 1498. zu **Lübeck** in 4. herausgekommen, und

daß

daß der Verfasser in der Vorrede so von sich geschrieben: **Jck Hinreck von Alkmer, Scholemester vn tuchtlerer des eddelen dogentlicken Vorsten vn Heren, Hertogen von Lotryngen, umme bede wyllen mynes gnedigen Heren, hebbe dyt geghenwerdige Boeck uth walscher vn französeſcher Spracke gesocht, vn ummygeset in dütsche Spracke, to dem Lawe vn to der Ere Gades, vn to heylsamer Lere der, dei hirynne lesen, vn hebbe düt sülve Boeck gedeelet in veer part. vn hebbe by yglick capittel gesett eyne korte Utlegginge vn Meinninge des selvsten poeten, umme to verstaen den rechten sin des capitels.** Ob nun wohl dieser Dichter sich nur für einen Uebersetzer ausgiebt: so ist doch das französische Original in Frankreich nirgends zu finden: und es kann gar wohl seyn, daß er sich bloß dieses Vorgebens bedienet habe, um selbst nicht wegen des Inhalts zur Rede gesetzet, oder zur Verantwortung gezogen zu werden. Zu Wolfenbüttel hat man indessen 1711. in 4. diese alte lübeckische Ausgabe aufs genaueste nachgedrucket, unter dem Titel: Reineke de Vofs mit dem Koker, d. i. Köcher, wegen des im Anhange beygefügten Gedichtes, das diesen Namen führet.

8. §. Sollen wir also von **Baumannen** unsere Gedanken sagen: so hat er zwar sehr wohl gethan, daß er eine neue Auflage dieses so trefflichen und sinnreichen Werkes veranstaltet; auch viel schöne Auslegungen und Zeugnisse, aus dem **Renner**, **Freydanken**, **Morsheimen**, **Sebastian Branden**, **Schwarzenbergen**, dem Memorial der Tugend, u. a. m. beygefüget. Allein er verdienet auch eben so viel Tadel, daß er 1.) die alte Schreib- und Mundart des Verfassers, nach seiner meklenburgischen Sprache geändert, wie man aus der Gegeneinanderhaltung beyder Ausgaben sehen kann. 2.) Daß er die Vorrede des Verfassers, und so gar seinen Namen weggelassen, und sich also stillschweigend für den Urheber desselben ausgegeben. Denn ob er wohl in den Auslegungen von dem Dichter des Buches allezeit in

der dritten Person redet, und ihn Poeta nennet: so scheint doch solches nur eine Bescheidenheit zu seyn; weil er nirgends den Namen desselben mit einfließen lassen, und ihn also recht sorgfältig verschwiegen hat.

9. §. Indessen war dieß Werk kaum etwas bekannter geworden, als man es um die Wette überall nachgedrucket, übersetzet und wieder aufgeleget hat. Ich besitze selbst eine plattdeutsche Auflage von 1549. wie auf dem letzten Blatte steht; ungeachtet es am Ende des Registers heißt: Gedrückt tho Rostock, dorch Ludowich Dietz M. D. L. iij. in 4. imgl. eine in 8. von 1575. zu Frf. am M. gedruckt; ferner eine hochdeutsche in Fol. die 1545. zu Frankf. am Mayn bey Cyr. Jacobi zum Bock, unter dem Titel, der ander Theil des Buches Schimpf und Ernst rc. und eine lateinische, die 1595. zu Frf. am M. von Hartmann Schoppern, unter dem Titel, Speculum vitæ aulicæ, in 12. ans Licht gestellet worden. Außer diesen bediene ich mich auch der Wolfenbüttelischen von 1711. anstatt des Originales. Die holländische Dollmetschung ist mir nie vorgekommen: die hochdeutsche aber ist sehr ungetreu; so, daß Laurenberg noch zu wenig gesagt, wenn er geschrieben:

> Man hefft sick twar toomartert dat Boeck tho bringen
> In hockdütsche Sprack, man it wil gantz nich klingen:
> It klappet gegen dat Original tho recken,
> Als wenn man plecht een Stück vul holt tho brecken;
> Edder schmit eenen olen Pot gegen de Wand;
> Dat makt, dewyl velen yß onbekant,
> De natürlicke Eegenschop dersülven Rede,
> Welke de angebohrne Zierlichkeit bringet mede.

10. §. Ich will mich hier dabey nicht aufhalten, daß ich die Veranlassung und das wahre Urbild des Reinike, als des Hauptheldes dieses lustigen Buches, aus den Geschichten zeige. Dieses soll zu seiner Zeit in einem andern Werke geschehen. Hier ist genug zu sagen, daß der Verfasser die Eigenschaften eines scherzhaften epischen Gedichtes sehr schön eingesehen, und beobachtet hat; obgleich er keine

kriegerische That zu beschreiben hatte. War nämlich Homers Froschmäusekrieg, der Ilias zu vergleichen: so ist dieses Scherzgedicht der Odyssee ähnlicher, indem es uns das Hofleben unter einem sehr lebhaften Bilde darstellet. Es hat auch destomehr Schönheiten in sich, je weitläuftiger es ist, und je mehr Verwirrungen, listige Streiche, Lügen und Ausflüchte der Fuchs anbringt, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er erhält denselben endlich, aller seiner Uebelthaten ungeachtet, dennoch recht glücklich, und wird des Königes Kanzler, oder erster Minister, und triumphiret also über seine Feinde, die ihn vorher schon auf die Galgenleiter gebracht hatten. Hier ist die Einigkeit der Handlung, nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, recht nach dem Muster der Odyssee und der Aeneis beobachtet; wie wir im folgenden Hauptstücke hören werden. Seine Personen aber sind lauter Thiere, die zwar nach menschlicher Art, auf gut äsopisch redend und handelnd eingeführet werden; gleichwohl aber sich ihren bekannten Naturen und Charakteren nach verhalten. Alles dieses nun kömmt so spaßhaft heraus, als irgend ein andres scherzhaftes Werk; und ist darzwischen mit den herrlichsten Sittensprüchen angefüllet: so daß der angezogene Laurenberg mit allem Rechte sagt:

> In weltlycker Wyßheit ys keen Boeck geschrewen,
> Dem men billick mehr Rohm vñ Loff kan gewen,
> As Reinke Voß: een schlicht Boeck, darinne
> To sehnde ys een Spegel hoger Sinne,
> Verstendicheit in dem ringen Gedicht,
> Als een dürbar Schat verborgen licht,
> Glyck als dat Füer schulet in der Asche,
> Un güldne Penninge in eener schmerigen Tasche.

11. §. Fast auf eben den Schlag hat sich **Rollenhagen** in seinem so betitelten **Froschmäuseler** verhalten. Es ist wahr, und er gesteht es in der Vorrede selbst, daß er den Grundstoff dazu aus Homers Batrachomyomachie genommen, darüber er als ein Student 1566. zu Wittenberg Prof. **Windsheimen** lesen gehöret. Als aber dieser gelehrte Mann

seine

seine Zuhörer angefrischet, dieses und andere dergleichen Stücke der Alten ins Deutsche zu bringen, ja wohl gar weiter auszuführen; habe er sich daran gemachet, und seines Lehrers Beyfall erhalten. Nachdem er es nun viele Jahre liegen lassen, sey er endlich aufgemuntert worden, es ans Licht zu stellen; welches er auch endlich 1595. gethan. Es kam also zuerst zu Magdeburg 1594. in 8. heraus, welche Ausgabe ich selbst besitze; ist aber nachmals öfters, und noch 1730. zu Dresden auf Veranstaltung Herrn Hofrath **Müldeners**, meines werthen Freundes, wieder aufgeleget worden. Was der Inhalt desselben sey, kann man aus dem weitläuftigen Auszuge des homerischen Froschmäuselers schon erkennen: allein da dieser kaum drey hundert Verse lang ist; so ist **Rollenhagens** seiner ein Buch von ein paar Alphabethen geworden; so viel hat er von seinem eigenen hinzugesetzet. Der Witz, womit er es gethan, und das satirische trockene Wesen im Ausdrucke, ist auch untadelich: ja selbst an der Sittenlehre ist nichts auszusetzen. Nur darinn hat er das rechte Maaß überschritten, daß er sowohl den Mäuseprinz **Bröseldieb**, als den Froschkönig **Pausback**, gar zu geschwätzig gemacht hat. Denn sie erzählen einander ohne Maaß uud Ende alle mögliche Fabeln von Mäusen, Füchsen, Vögeln, Fröschen, und andern Thieren; so daß man darüber die Geschichte, als das Hauptwerk ganz aus den Augen verliert. Es ist wahr, daß alles sehr lehrreich ist, und sonderlich das Hofleben, die Staatskunst, ja gar das Pabstthum und die Glaubensreinigung sehr lebhaft abschildert. Allein zwey Drittheile des Buches mit so weitgesuchten Dingen anzufüllen, und kaum das letzte Drittheil zur Hauptfabel zu brauchen; das ist, meines Erachtens, über die Schnure gehauen. Sonst ist aber nichts angenehmer zu lesen, als dieser Froschmäuseler.

12. §. Ich habe den Froschmäuseler vorangesetzet, weil er eher verfertiget worden, als folgendes; ungeachtet dieses etliche Jahre eher ans Licht getreten ist. Es ist der **Muckenkrieg**, ein artig poetisches Gedicht, wie die Mucken, neben

jren

jren Consorten, sich wieder die Amaysen vnd jren Beystand zu Felde gelagert, auch endlich zu beiden teilen ein starkes treffen, vnd grewliche schlacht miteinander gehalten haben; in III. Bücher abgetheilet, 1580. gedruckt zu Schmalkalden, bey Michael Schmuck. Der Verfasser gesteht in der kurzen gereimten Vorrede, wobey er sich H. E. F. nennet, daß er diesen Krieg aus dem Gedichte eines sogenannten Cocalii, das in einem mit Wälsch untermengtem Lateine geschrieben gewesen, nur verdeutschet habe. Es ist also keine ursprünglich deutsche Geburth, aber schon werth, daß sie auch in der Uebersetzung gelesen werde. Es ist sehr spaßhaft, und voller Sittenlehren; beobachtet auch die Wahrscheinlichkeit seiner kriegenden Völker und Helden sehr schön. Ich würde auch ein anders, welches den Titel führet: **Flöhhatz, Weibertratz, von Hultrich Elloposcleron,** (d. i. Fischarten) beschrieben, welches 1594. in 8. herausgekommen; imgleichen, die so betitelte **Erbermliche Klage der lieben Frau Gerste, vnd ihres Brudern Herrn Flachs,** angehöret, und zu Papier bracht von **Andreas Tharäus,** Pfarrern, 1609. 8. hier erwähnen müssen, wenn dieses nicht vielmehr poetische Gespräche wären. Eben dahin gehören **Rebmanns** Gespräch von Bergen und Bergleuten, und ein noch älteres, **der Bauren Reichstag** betitelt; die aber auch mehr ins ernsthafte Fach, als ins lustige zu stellen sind. Ja selbst nicht alles Lustige in Versen, kann hier einen Platz finden; wie denn z. E. weder **des Esels Adel, und der Sau Triumph,** noch das **Lob Niemands,** die ich in **Dornaus** oberwähntem Amphitheatro finde, unter die Zahl epischer Gedichte zu zählen sind.

13. §. Wir müssen uns also zu den Ausländern verfügen, die uns gleichfalls, wiewohl in neuern Zeiten dergleichen spaßhafte Heldengedichte geliefert haben. Der älteste davon ist Alexander Tassoni, ein Modeneser, der 1611. in wenig Monathen seine Secchia rapita, oder **den geraubten Eimer** geschrieben, und ihn 1622. zuerst ans Licht gestellet, um einen Krieg zu verspotten, der damals zwischen den

Städ-

Städten Modena und Ferrara geführet worden. Zwar Crescimbeni zweifelt, ob er diesem, oder einem andern wälschen Dichter Franz Bracciolini, die Erfindung der heroisch-komischen Schreibart zuschreiben soll; deren dieser seinen Scherno de gli Dei, zwar vier Jahre später herausgegeben, aber viel Jahre eher gemacht hat. Uns kann das gleichviel gelten; da unsere Landsleute lange vor ihnen dergleichen komische Heldengedichte gemachet. Hierauf folgete in England Samuel Buttlers Hudibras; ein spaßhaftes Gedicht, welches er zur Zeit der Kromwellischen Händel geschrieben, um die fanatischen Katzenkriege der damaligen bürgerlichen Verwirrungen lächerlich zu machen. Es trat selbiges zuerst in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ans Licht: und 1663. erschien schon eine Nachahmung unter dem Titel, The Second Part of Hudibras. Allein so wohl diese, als andere Versuche von dieser Art wiesen, daß er unnachahmlich sey. König Karl der II. soll auch dieß Gedicht so fleißig gelesen haben, daß ers fast auswendig gekonnt. Buttler starb 1680. Ich besitze die Londener Ausgabe von 1704. in gr. 8. Es ist artig, daß er eben so in drey Theile abgesondert ist, als unser Froschmäuseler. Der Versuch einer deutschen Uebersetzung, den man in Zürch gemachet hat, ist sehr schlecht und ungetreu gerathen.

14. §. Nunmehr folget Boileau Despreaux mit seinem Lutrin, oder Pulte, den er im 1674. Jahre verfertiget hat, um einen Zank zu verspotten, der sich zu Paris in der heiligen Capelle 1667. zwischen dem Schatzmeister derselben Claudius Auvry, gewesenen Bischofe von Coutance in Normandie, und dem Cantor daselbst, Jacob Barrin, der von gutem Hause war, zugetragen hatte. Die Zänkerey war von keiner Wichtigkeit, aber der Poet beschreibt sie auf die ernsthafteste Art von der Welt, und eben dadurch macht er sie lächerlich. Ich habe in den Schriften der deutschen Gesellschaft allhier den ersten Gesang davon verdeutschet, und werde vieleicht noch das übrige hinzuthun. Hieher gehören auch des Füretiere Histoire de la Guerre

demi-

derniereinent arrivée dans le Royaume de l'Eloquence, und eines andern Nouvelle allegorique, de la Guerre entre les Anciens et les Modernes, ob sie gleich nur in ungebundener Rede geschrieben sind. Endlich hat sich **Alex. Pope**, noch mit seinem Lockenraube, (The Rape of a Lock) als einen Meister in dieser Art von Gedichten erwiesen; davon ich destoweniger sagen darf, da die deutsche Uebersetzung meiner Freundinn es in Deutschland bekannt genug gemachet hat. Auch seine **Dunciade** gehört in diese Zahl, womit er die Menge unvernünftiger Feinde, die ihn ohne Unterlaß mit Schand- und Lästerschriften anbelleten, auf einmal abfertigte. Wo bleibt noch **Scarrons Gigantomachie**, nebst seinem Virgile travesti? ingleichen die Henriade travestie, davon man im Neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften einen Auszug finden kann; und womit man dem Herrn von **Voltaire** diejenige Ehre angethan, die dort dem **Virgil** wiederfahren war? Endlich muß ich auch die **Quenellomachie** nicht vergessen, die 1741. in Amsterdam herausgekommen, und worinn die Geschichte der **Constitution Unigenitus** auf eine spaßhafte Art erzählet worden.

15. §. Man denke indessen nicht, daß unsere Deutschen in neuern Zeiten in diesem Stücke saumselig zurückgeblieben. Nein, sie haben sich seit zehn Jahren (ich schreibe dieß 1751.) nicht minder geschickt darinn gewiesen, als die Ausländer. In den Belustigungen des Verstandes und Witzes I. Bande a. d. 49. S. steht der **deutsche Dichterkrieg** angefangen, und wird in den folgenden Bänden fortgesetzet: der zwar nur in ungebundener Rede, aber doch in poetischer Schreibart abgefasset ist; und dabey es nur schade ist, daß ihn der Verfasser nicht zum Ende gebracht. Im II. Bande a. d. 224. und 354. S. steht **das Meisterspiel im Lombre**; das ebenfalls hieher gehöret, ob es gleich in ungebundener Rede geschrieben ist. Im IV. Bande a. d. 71. 283. und 551. S. steht **der Dieb**, ein episches Gedicht. Im VI. Bande auf der 47. 172. 244. 338. 428. und 525. S. ist **der Renommist**, ein komisches Heldengedicht in Versen anzutreffen;

und auch einzeln ist in Berlin 1741. die Tänzerinn auf diese Art beschrieben worden. Alle diese Stücke haben nun zur Gnüge gewiesen, daß es unsern Landsleuten an Witz und Geschicklichkeit nicht fehle, dergleichen witzige und scherzhafte Dinge auszuführen, wenn sie sich darauf legen wollen. Hier sind nicht etwa schwache Nachahmungen der Ausländer, oder knechtische Uebersetzungen, sondern wirkliche Originale vorgekommen, deren jedes seine eigenen Schönheiten hat; gesetzt, daß sie einander an Vollkommenheit nicht gleich kämen. Wenigstens haben sie die Fehler eines Tassoni und Buttlers nicht an sich, daß sie nämlich einen schmutzigen und niederträchtigen Ausdruck brauchen. Der heutige geläuterte Geschmack unserer Deutschen, leidet keine Unfläterenen oder Zoten; seit dem sich wohlgesittetere Dichter und Kunstrichter gefunden haben, als es zu des Froschmäuselers und Rachels Zeiten gegeben.

16. §. Ich habe mich so lange bey dem historischen Theile dieses Hauptstückes aufgehalten, daß ich nun bey dem dogmatischen desto kürzer werde seyn können. Gute Beyspiele vertreten nämlich die Stelle unzähliger Regeln: und ich glaube Anfängern einen weit sicheren und angenehmern Weg gewiesen zu haben, indem ich ihnen die besten Muster großer Meister angepriesen habe; als wenn ich ihnen ein dickes Buch tiefsinnig ausgedachter und gründlich erwiesener Regeln vorgeschrieben hätte. Wer von Natur keinen Witz zum Scherzen hat, der lernet es doch durch alle Anleitungen nicht: in wem aber nur die Funken eines feinen Geistes verborgen liegen, der wird weit besser durch die Kraft rührender Meisterstücke, als durch trockene Vorschriften aufgewecket. Um aber doch einen Anfänger nicht ohne alle Regeln zu lassen, und dieselben auch aus den rechten Quellen herzuleiten, müssen wir uns erst einen deutlichen Begriff von einem komischen Heldengedichte machen. Aus Betrachtung der obigen Exempel erhellet so viel, daß selbiges die **Nachahmung einer lächerlichen That sey, die der Dichter in eine solche Erzählung einkleidet, daraus**

das

das Auslachenswürdige derselben auf eine spaßhafte und doch lehrreiche Art erhellet. Ich darf diese Erklärung nicht weitläuftig rechtfertigen. Der allgemeine Begriff der Dichtkunst, daß sie eine Nachahmung sey, herrschet auch hier billig. Die That oder Handlung muß lächerlich, das ist, ungereimt aussehen, ohne sehr schädlich zu seyn. Diese muß, vermittelst einer spaßhaften Erzählung, so sinnlich gemachet werden, daß die Leser dadurch belustiget und belehret werden; und also Lust und Nutzen, als der Zweck eines wahren Dichters, daraus entstehe.

17. §. Das erste also, was ein komischer Heldendichter zu thun hat, ist die Wahl der That, oder Handlung, die er besingen will. Diese kann entweder wirklich vorgefallen seyn, und dann ist es desto besser; oder er kann sie selbst erdichten. Gesetzt aber, er erdichtete sie, so muß doch etwas wahres dabey zum Grunde liegen. Denn gesetzt, der meiste Theil der Leser wüßte nichts von dem geraubten Wassereimer, von der Zänkerey der Geistlichen über den Pult im Chore, oder von der abgeschnittenen Haarlocke der Belinde, u. d. m. so ist es doch für die, so es wissen, desto lustiger; und der Dichter selbst hat aus der Wahrheit und Verschiedenheit der Umstände viele Vortheile und Hülfsmittel, seine Fabel desto lebhafter zu schildern. **Tassoni, Boileau** und **Pope** haben also mit Fleiß etwas wirklich geschehenes besingen wollen; und eben so hat es Heinrich von **Alkmar** in **Reineken dem Fuchse** gemachet. **Scarron** und **Rollenhagen** aber haben alte Fabeln zum Grunde gelegt, und dieselben als Geschichte angesehen, darauf sie, als auf Wahrheiten bauen könnten. Andere haben nicht minder etwas wirklich geschehenes, oder mehr als einerley im Sinne gehabt, ob wir es gleich nicht allemal wissen. Diese That nun darf eben nichts großes und wichtiges; sondern soll vielmehr an sich etwas kleines und lächerliches seyn. Denn wenn etwa ein Bauerdorf mit einem Fischerdorfe in ein Handgemenge gerathen, welches **Homer** in der Batrachomyomachie beschreiben wollen; oder der schlaue Hofmann **Reinald** einen

König von Frankreich seiner Zeit betrogen und geäffet, welches zum **Reineke Fuchs** Anlaß gegeben; oder ein paar Städte einander einen Eimer weggestohlen, u. s. w. so sind dieses an sich lächerliche Dinge, die ein Dichter, als lächerlich nachzuahmen, oder zu beschreiben suchet. Und hier könnte es auch wohl kommen, daß ein Poet eine Sache von einer gewissen Seite als lächerlich ansehen und zeigen könnte, die vielen andern als ernsthaft vorgekommen wäre. Hierinn ist der Grund von den lustig eingekleideten ernsthaften Heldengedichten **Virgils** und **Voltairens** zu suchen.

18. §. Ist nun die Wahl dergestalt geschehen: so muß man sich entschließen, ob man eine thierische, oder menschliche Fabel daraus machen will. Das erste haben **Homer**, und von **Alkmar**, nebst dem **Rollenhagen**, imgleichen der Verfasser des Mücken- und Ameisenkrieges gethan: das letztere aber haben die andern komischen Heldendichter erwählet. Beydes ist gleichgültig, und des Spaßhaften fähig, wenn der Dichter nur sein Handwerk versteht. Zuweilen hat eins, zuweilen das andere seine Vortheile. Bey dem ersten klingt das schon zuweilen lächerlich, wenn man Thiere nach menschlicher Art reden und handeln läßt; z. E. die Bewaffnung der Mäuse und Frösche, im **Homer**, der es ihnen weder an Stiefeln noch Harnischen, weder an Sturmhauben, noch Schilden und Spießen fehlen läßt. **Rollenhagen** läßt gar die Mäuse noch von ausgehöhlten Kürbsen eine Flotte ausrüsten, u. d. gl. Im zweyten Falle fällt dieses Lächerliche zwar weg; aber die Wahrscheinlichkeit gewinnet destomehr. In beyden Fällen aber besteht das Lustige hauptsächlich darinn, daß man von kleinen Sachen, große und erhabene Redensarten und Gleichnisse; von großen aber kleine brauchet. So vergleichet **Homer** die Scharmützel seiner Mäuse und Frösche, mit dem Kriege der Centauren, und dem Aufruhre der Riesen gegen die Götter; und **Pope** den Zank seiner Belinde und des Edelmanns, der ihr die Locke abgeschnitten, mit dem Kriege vor Troja, in den sich alle Götter und Elemente gemischet. Doch darf die Schreib-

art,

art, aus eben dem Grunde nicht allemal gleich seyn. Es kann hier, ohne Bedenken, das Hohe mit dem Niedrigen, das Ernsthafte mit dem Lustigen, und die wichtigste Sache mit der geringsten Kleinigkeit vermenget werden. Z. E. **Pope**:

> Puder, Schönfleck, Liebesbrief, Bibel, alles liegt beysammen.

Imgleichen:

> Eher mag doch Luft und See, und der ganze Ball der Erden,
> Mann und Aff und Papagey, Katz und Hund zum Chaos werden!

19. §. Ein wichtiger Punct ist noch übrig, was nämlich die sogenannten Maschinen, oder das Wunderbare anlanget. Man versteht dadurch den Beystand der Götter, oder anderer übermenschlichen geistlichen Wesen, welchen sie denen im Handeln begriffenen Menschen oder Thieren leisten. **Homer** hat den Jupiter mit allen Göttern über die Drohung des Mäuseheldens **Meridarpax**, rathschlagen lassen; ja er schlägt wirklich mit Blitz und Donner drein, um die Mäuse zu schrecken; so wie er sonst die Riesen vom Himmel zurück geschlagen. **Pope** hat dagegen die Sylphen und Gnomen, das ist, die Luft- und Erdgeister des Grafen von **Gabalis**, auf eine sehr spaßhafte Art in sein Gedicht gemenget, um es desto wunderbarer zu machen. **Boileau** mischet die Zwietracht, als eine Göttinn, in seine Fabel, vom Pulte; und eben so ist im deutschen Dichterkriege **Eris** mit im Spiele. Auf gleiche Weise könnte ein Dichter im Deutschen entweder einen Alp, oder Poltergeist, einen Wassernix, oder ein Bergmännchen; oder doch sonst eine allegorische Gottheit, aus der Zahl der Laster und Tugenden, in eigener, oder fremder Gestalt erscheinen lassen. Dieses geschieht nun billig in dem eigenen Charakter jeder solcher Person, und dadurch erlangen auch Kleinigkeiten ein größeres Ansehen. Man darf auch in solchen scherzhaften Sachen eben nicht gar zu bedachtsam damit umgehen: nein, auch unnöthige und überflüssige Maschinen werden hier billig geduldet; wie z. E. **Umbriel** im Lockenraube ist.

20. §. Was die Schreibart solcher komischen Gedichte betrifft, so ist freylich die poetische besser, als die ungebundene: wählet aber jemand diese, so muß er sie doch mit vielen poetischen Ausdrückungen zu zieren wissen. Was die Verse betrifft, so können sie entweder alte Knittelverse seyn, wie im Reinicke Fuchs, oder Froschmäuseler; oder wie im Hudibras, im Scarron, in der Quenellomachie, und der umgekleideten Henriade: oder sie können auch ordentlich seyn, wie in der Secchia rapita, im Pulte und Lockenraube. Es kömmt auf die Wahl des Dichters an; nur muß er das, was er machet, recht in seiner Gewalt haben. Wer sich nicht den rechten Geschmack der alten Knittelverse im Lesen alter Poesen erworben hat, der bleibe lieber bey den neuern Versen. Ich kenne nur einen Dichter in Deutschland, den Herrn Hofr. Müldener in Dresden, der uns dergleichen glückliche Proben geliefert hat. Hier fällt mir erst ein, daß auch der Herr von Hollberg in dänischer Sprache ein solch komisches Gedicht von Peter Paars geliefert, welches man unlängst auch verdeutschet hat. Ich habe es noch nicht gelesen, kann also nichts davon sagen. Wer eine genauere Oekonomie des innern Wesens solcher Fabeln wissen will, der muß das folgende Hauptstück mit durchlesen. Hier verlohnte sich die Mühe nicht, die ganze Verfassung epischer Gedichte noch vollkommener zu erklären.



Des I. Abschnitts IV. Hauptstück.

Von der Epopee, oder dem Heldengedichte.

1. §.

Nunmehr kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie, ich meyne an die Epopee, oder an das Heldengedicht. Homer ist, so viel wir wissen, der allererste, der dergleichen Werk unternommen, und mit solchem Glücke, oder vielmehr mit solcher Geschicklichkeit ausgeführet hat; daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verständigen verdienet hat, und allen seinen Nachfolgern zum Muster vorgeleget wird. So groß die Menge der Poeten unter Griechen und Lateinern, Italienern, Franzosen, Engelländern und Deutschen gewesen: so klein ist nichts destoweniger die Anzahl derer geblieben, die sich gewagt haben, ein solches Heldengedicht zu schreiben. Und unter zehn oder zwanzigen, die etwa innerhalb drey tausend Jahren solches versuchet haben, ist es kaum fünfen oder sechsen damit gelungen: woraus denn die Schwierigkeit eines so wichtigen poetischen Werkes sattsam erhellen kann.

2. §. Homer ist also der Vater und der erste Erfinder dieses Gedichtes, und folglich ein recht großer Geist, ein Mann, von besonderer Fähigkeit gewesen. Seine Ilias und Odyssee haben sich nicht nur den Beyfall von ganz Griechenland, sondern auch die Hochachtung und Bewunderung des tiefsinnigsten unter allen Weltweisen, Aristotels, unstreitig erworben. Dieses letztere ist von weit größerm Gewichte, als das erste: denn das scharfsichtige kritische Auge eines Kunstverständigen sieht auf das innerste Wesen einer Sache; da hergegen der unverständige Pöbel, ja selbst die Helden, Gesetzgeber und Prinzen, nebst der Menge der

Halbgelehrten, dergleichen Werk nur obenhin ansehen, und weder alle Schönheiten, noch alle Fehler desselben wahrzunehmen, im Stande sind. Man hat sich also nicht an das Lob, oder an den Tadel eines jeden halbigten Richters zu kehren, wenn von den Verdiensten Homers die Frage ist. Viele haben ihn ohne Einsicht gepriesen, damit sie nur dafür angesehen würden, als ob sie ihn verstanden hätten: viele haben ihn auch ohne Grund getadelt, damit sie nur das Ansehen hätten, als verstünden sie besser, was zur Poesie gehört, als andere, die den Homer vertheidigten und lobten. In Frankreich hat man im Anfange dieses Jahrhunderts einen großen Federkrieg darüber gehabt: wo sich Perrault, Fontenelle und de la Motte für die Neuern; Boileau aber, Des Callieres, Racine, Fenelon, Furetiere und die Frau Dacier, nebst ihrem Manne, für die Alten erkläret, und sie in vielen Stücken verfochten haben. Man kann von diesem ganzen Streite mit Vergnügen nachlesen, was Furetiere in seiner Nouvelle allegorique, ou Histoire des dernieres Troubles arrivez au Royaume d'Eloquence, und Des Callieres, in seiner Histoire Poetique de la Guerre nouvellement declarée entre les Anciens & les Modernes, imgleichen Perrault selbst in seiner Parallele des Anciens & des Modernes davon geschrieben haben. Man sehe auch des Herrn Fontenelle Gedanken von den Alten und Neuern, und meine Anmerkungen darüber, die bey seinen Gesprächen von mehr als einer Welt, befindlich sind, so, wie sie neulich 1751. in gr. 8. herausgekommen sind. Von Engländern aber sehe man Popens Abhandlung vom Homer, vor seiner übersetzten Ilias, die meine Freundinn in ihren auserlesenen Stücken 1749. verdeutschet herausgegeben hat.

3. §. Homers Ilias hat zu ihrer Hauptabsicht, den Zorn zu besingen, der zwischen dem Achilles, und dem Heerführer der ganzen griechischen Armee, Agamemnon, im Lager vor Troja vorgefallen; und so wohl für die Belagerer, als für die Belagerten sehr traurige Wirkungen nach sich gezogen. Der Poet sagt gleich im Anfange des Gedichtes, daß

dieses sein Vorhaben sey: und da die Ausführung mit seinem Vortrage vollkommen übereinstimmet; so muß man sich wundern, daß die Kunstrichter noch lange an seiner Absicht haben zweifeln können. Es enthält also diese Ilias in vier und zwanzig Büchern eine Fabel, die etwa sieben und vierzig Tage in ihrem Umfange begreift; und also nur ein sehr kleines Stück des zehnjährigen trojanischen Krieges ausmachet. Der Poet erzählt uns darinn auf eine sehr edle Art, was zu der Uneinigkeit des Achilles mit dem Agamemnon Gelegenheit gegeben; nämlich eine schöne Sclavinn, die Agamemnon dem Achilles mit Gewalt hätte wegnehmen lassen. Ferner, wie oft die Griechen zurück geschlagen worden, und wie viel wackere Helden sie darüber eingebüsset; als sie sich unterstanden, auch ohne den Achilles die Stadt anzugreifen. Endlich, wie Achilles selbst durch den Verlust seines liebsten Freundes Patroklus, welchen Hektor erschlagen hatte, dergestalt entrüstet worden, daß er, diesen Tod zu rächen, sich wieder mit den Seinen versöhnet; den besten trojanischen Helden, den Hektor, in einem einzelnen Gefechte erlegt; seinem todten Freunde aber ein prächtiges Leichenbegängniß angestellet habe.

4. §. Diese ganze Fabel nun begreift nicht mehr, als eine Zeit von sieben und vierzig Tagen, oder anderthalb Monaten in sich, in welchen alles das vorgegangen, was zum Zorne des Helden, den der Poet besingen wollte, gehörete. Man sieht aber wohl, mit was für einer Geschicklichkeit Homer seine Fabel zum Lobe Achills eingerichtet hat. Seine Abwesenheit und Enthaltung aus dem Heere, macht das ganze griechische Heer ohnmächtig: seine Wiederkunft aber bringt auch den Sieg wieder. Wenn er also gleich die größte Zeit müßig sitzt, und der Poet nichts von ihm erzählen kann: so gereichet doch alles, was geschieht, zu seinem Lobe; weil alles unglücklich geht, und die Ursache keine andere ist, als, weil er nicht mit fechten will. Die Uneinigkeit der griechischen Helden zieht also in ihrem Lager lauter Unglück nach sich; die Vereinigung aber, die zuletzt erfolget, bringt einen

erwünschten Erfolg, nämlich den Sieg über die Trojaner zuwege. Wer kann bey dem allen noch zweifeln, ob auch Homer in seinem ganzen Gedichte diese moralische Wahrheit habe zum Grunde legen wollen: **die Mishälligkeit unter den Großen eines Volkes, ist verderblich; die Eintracht aber überaus zuträglich?** Und dieses ist die Zergliederung des ersten homerischen Heldengedichtes; so wie sie von den scharfsinnigen Kunstrichtern, nämlich dem **Aristoteles, le Bossu** und **Dacier** vorlängst gemacht worden. Und man muß sich wundern, wenn andere gelehrte Männer neuerer Zeiten, auch wohl solche, denen **Homer** billig bekannter hätte seyn sollen, ihn bisweilen einen griechischen Meistersänger, oder Fabelhans genennet; ja ihn wohl gar mit unserm **Hans Sachs** verglichen haben: mit dem er doch nicht die allergeringste Aehnlichkeit hat.

5. §. Aus der **Odyssee** hat uns **Aristoteles** selbst folgenden kurzen Auszug gemacht: **Ulysses**, der mit vor Troja gewesen, wird auf seiner Rückreise vom Neptun verfolget, welcher ihn durch Sturmwinde und Ungewitter aller seiner Gefährten beraubet: so, daß er endlich ganz allein in mancherley Gefährlichkeiten herum schweifen, und eine lange Zeit von Hause abwesend seyn muß. Indessen ist in seinem zerrütteten **Ithaka** alles in Unordnung. Die Liebhaber seiner Gemahlinn verprassen alle ihr Vermögen, und stehen seinem Sohne **Telemach** selbst nach dem Leben: bis er endlich in armseliger Gestalt nach Hause kömmt, von etlichen erkannt wird, etliche betrügt, seine Feinde ermordet, und sein Reich wieder in Ordnung bringt. Diese Fabel begreift also das Lob des klugen und standhaften Ulysses in sich; dessen Abwesenheit seinem Reiche so verderblich, dessen Rückkunft aber demselben so vortheilhaft gewesen: wie abermal der Poet im Anfange selbst angezeiget hat, wenn er nach **Horazens** Uebersetzung, die Muse so anruft:

Dic mihi Musa virum, captæ post tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit & urbes.

6. §.

6. §. Diese Odyssee begreift eine Zeit von neun und funfzig Tagen, oder beynahe zween Monathen in sich, und dauret also etwas länger, als jene; weil der Zorn Achills, als ein Affect, unmöglich so lange dauren konnte, als eine Reise, nebst der Wiederherstellung eines Reiches. Doch ist die Absicht des Poeten, nicht nur den Helden zu loben, sondern eben unter diesen Erzählungen seine moralischen Lehren zu verstecken. Er will den Griechen beybringen: daß **die Abwesenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach sich ziehe; seine Gegenwart aber sehr ersprießlich sey.** Damit nun diese Abwesenheit nicht dem Ulysses zum Vorwurfe gereichen könnte: so hat er ihn in solche Umstände gesetzt, daß er wider seinen Willen abwesend seyn muß. Er hatte, als das Haupt seiner Armee, vor Troja ziehen müssen: und als er nach geendigtem Kriege eben zurück wollte, so konnte er nicht; weil ihm Neptun zuwider war, und bald Circe, bald Kalypso, bald der König Antinous ihn aufhielten, daß er nicht nach Hause konnte, so sehr ihn auch darnach verlangte. Le Clerc tadelt also in seinen Gedanken über die Poesie, die ich in der krit. Beytr. VII. B. übersetzt geliefert, dasjenige am Homer, was ein besonderes Lob verdienet, daß nämlich Ulyß wider seinen Willen abwesend gewesen. Indem aber der Poet theils den Helden, durch die lange Erfahrung zu einer vollkommenen Klugheit gelangen; theils seine Penelope und den jungen Telemach so viele Proben ihrer Tugend ausstehen; theils sowohl Ulyssens Gefährten, als die Buhler der Königinn, durch ihre eigene Schuld umkommen läßt: so wird sein Gedicht für hohe und niedrige erbaulich; und man kann mit Horazen billig sagen: Homer sey ein Scribent,

> Qui, quid sit pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non?
> Plenius & melius Chrysippo & Crantore dicit.
>
> *Lib. I. Ep. 2.*

7. §. In Homers Fußtapfen haben zwar unter den Griechen verschiedene andere treten wollen: ihre Schriften

aber sind, weil sie die Kunst nicht verstanden haben, alle verlohren gegangen. **Aristoteles** hat uns in seiner Dichtkunst das Andenken etlicher solcher Gedichte aufbehalten; indem er ihre Fehler angemerket: da wir sonst nichts von ihnen wissen würden. Unter andern gedenkt er einer kleinen Ilias, darinn **Lesches**, ein Lesbier, wie ihn **Eusebius** nennet, den ganzen trojanischen Krieg beschrieben; und die, ungeachtet dieses so weitläuftigen Vorhabens, doch gegen **Homers** Gedicht, nur eine **kleine** Ilias genennet worden. Ohne Zweifel hat es diesem Verfasser an dem rechten Begriffe, von einer guten epischen, das ist, moralischallegorischen Fabel gefehlt: daher er sich denn gleich ein gar zu großes Werk unternommen, welches in einem einzigen Gedichte unmöglich nach Würden ausgeführt werden konnte. Er war also ein Scriptor Cyclicus geworden, wie **Horaz** Dichter dieser Art nennet. Die übrigen Fehler dieses, und anderer übel gerathenen griechischen Heldengedichte, muß man im **Aristoteles** selbst nachsuchen.

8. §. Unter den Römern hat **Virgil** das Herz gehabt, sich an die **Epopee** zu wagen; und die Geschicklichkeit besessen, dem **Homer** so vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Und dieses war kein Wunder, da er bereits zu viel feinern und gesittetern Zeiten lebte, da man weit bessere Begriffe von Göttern, Tugenden und Lastern, und von allem, was groß, schön und schätzbar war, hatte. Seine Absicht mochte wohl gewesen seyn, dem **Augustus**, als dem Stifter eines neuen Reichs, die Eigenschaften eines großen Helden und Regenten vorzubilden; und dadurch die grausame Gemüthsart ein wenig zu dämpfen, die der Kaiser in seinen ersten Jahren spüren ließ. Er nimmt also die gemeine Sage der Römer für bekannt an, daß **Aeneas** nach Italien gekommen sey, und bauet seine ganze Fabel darauf. Diesen konnte er nunmehr als den Stifter der römischen Monarchie vorstellig machen, und ihn so abschildern, wie er selbst wollte, damit er nur seine moralische Wahrheit dadurch ausführen könnte: **Ein Stif-**

ter neuer Reiche müsse gottesfürchtig, tugendhaft, sanftmüthig, standhaft und tapfer seyn. So hat er uns nun seinen Aeneas auf der See, in Sicilien, Africa und in Italien abgebildet. Er ist fast überall ein frommer und gnädiger; aber dabey unerschrockner Held. Die wenigen Einwürfe, die le Clerc dagegen macht, können aus den Opfergebräuchen der Alten beantwortet werden. **Turnus** ist gegen ihn ein trotziger Starrkopf; **Mezenz** aber ein gottloser ehrvergessener Bösewicht zu nennen. Will man also die **Aeneis** ein Lobgedicht des **Aeneas** nennen: so war es doch nur ein erdichteter Aeneas, der mehr zeigte, wie ein Regent seyn soll; als wie einer wirklich gewesen war. Und dadurch wird eben seine Fabel moralisch und lehrreich: weil **Augustus** und alle übrige Großen der Welt, ihre Pflichten daraus abnehmen konnten.

9. §. Unter den Römern haben sich noch **Lucanus**, **Statius** und **Silius** in der epischen Poesie versuchen wollen; aber mit sehr ungleichem Fortgange: und das zwar wiederum aus Unwissenheit der Regeln, die sie doch in **Aristotels** Poetik und im **Homer** und **Virgil**, als ihren Vorgängern, leichtlich hätten finden können. **Statius** nimmt sich nicht vor, eine moralische Fabel, sondern einen ganzen Lebenslauf **Achills** zu besingen; ohne eine weitere Absicht, als diese: daß er seinen Helden durch die Erzählung seiner Thaten loben will. Er sammlet derowegen aus den alten Scribenten alles zusammen, was vom **Achill** jemals gesaget worden, und ordnet es nach der Zeitrechnung; beschreibt es auch in einer so schwülstigen Schreibart, daß man erstaunet, wenn man seinen rasselnden Dunst gegen **Virgils** gelindes Feuer hält:

> Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
> Progeniem, & vetitam patrio succedere cœlo,
> Diva refer! Quamquam acta viri multum inclyta cantu
> Mæonio, sed plura vacant. Nos ire per omnem,
> Sic amor est, Heroa velis.

10. §. Es ist also mit dem Inhalte dieses vermeynten Heldengedichtes eben so beschaffen; als wenn jemand einen Lebenslauf von der Maus schreiben wollte, der in den äsopischen Fabeln so oft gedacht wird. Dieser könnte auch die Muse anrufen, ihm alle die Thaten dieses berühmten Thieres kund zu thun. Aesopus hätte zwar hier und da etwas berühret; Homer und Rollenhagen hätten desgleichen gethan: aber er hätte Lust, alles aufs vollständigste zu beschreiben, und also etwas Vollkommeners zu Stande zu bringen. Le Bossu hat eine solche lange Kette von Fabeln zusammen gesetzt, und den Helden derselben, aus des Homers Batrachomyomachie, Meridarpax genennet: wie man auf der 80. und folg. S. nachlesen kann. So wenig aber ein solch zusammengestümpeltes Werk Homers Batrachomyomachie, oder unserm Froschmäuseler, oder nur der geringsten äsopischen Fabel vorzuziehen seyn würde: eben so wenig ist Statius mit seiner Achilleis, dem Virgil oder Homer an die Seite zu setzen.

11. §. Ein gleiches kann man vom Lucan sagen. Sein pharsalischer Krieg ist eine wahrhafte Historie, von einer unlängst vorgefallenen Schlacht, zwischen dem Cäsar und Pompejus. Er erzählt dieselbe in der gehörigen Zeitordnung, und vertritt also die Stelle eines Geschichtschreibers, nicht aber eines Poeten. Hier ist gar keine allgemeine moralische Fabel zum Grunde gelegt: folglich ist auch seine Pharsale kein Gedicht, sondern eine in hochtrabenden Versen beschriebene Historie; die zwar in der That viel schöne Gedanken in sich hält, auch zuweilen in einigen Stellen die Natur gut genug nachahmet, z. E. wenn er den Cato in den lybischen Wüsteneyen von Hammons Orakel reden läßt; allein überhaupt den Namen einer Epopee niemals wird behaupten können. Eben das könnte auch vom Claudian mit seinem Raube der Proserpina, imgleichen von dem Silius Italicus, der den punischen Krieg in Versen beschrieben hat, gewiesen werden; wenn es die Mühe verlohnte, daß man sich dabey aufhielte. Weit mehr Lob

verdient

verdient ein griechischer Dichter Koluth, der uns den Raub der Helena in einer ganz kleinen Epopee beschrieben hat, welche neulich in Holland neu ans Licht getreten. Da aber diese That mehr verliebt, als ernsthaft ist, so könnte man auch des Musäus Gedicht von Leander und Hero hieher rechnen; welches ein neuerer Poet auf des Musäus Rechnung verfertiget hat.

12. §. Als die römische und griechische Gelehrsamkeit im Occidente, durch die Ueberschwemmungen deutscher Völker ganz ins Vergessen gerathen war, hatte sich zwar die Kenntniß der alten Meisterstücke und ihrer Regeln; aber nicht die Begierde und Fähigkeit zum Dichten verlohren. Die alten deutschen Barden hatten, schon um Cäsars und des Tacitus Zeiten, die Thaten ihrer Helden in Liedern besungen. Als nachmals die Sueven, die Burgunder, die Vandalier, die Gothen, Heruler und Longobarden dem römischen Reiche das Garaus machten, so werden die Dichter dieser Völker nicht gesäumet haben, auch ihre Helden zu preisen. So finden wir im Cassiodor und Jornandes, sonderlich von den Gothen, daß sie dergleichen Sänger und Lieder gehabt: und selbst vom Attila, der sowohl der Gothen als Hunnen König war, und mehr gothisch als hunnisch bey seinem Hofe redete, berichtet der alte Redner Priscus, der in einer Gesandtschaft vom griechischen Kaiser an ihn geschicket gewesen: daß er sich nach der Tafel, von seinen Dichtern, Loblieder auf kriegerische Thaten vorsingen lassen; ja bey seiner Rückkunft, von ganzen Chören singender Mägdchen empfangen worden. Solche Heldenlieder sind es sonder Zweifel gewesen, die der große Karl, nach Eginhards Berichte, gesammlet, und aufbehalten wollen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß diese Lieder, vollkommene Epopeen gewesen, und den homerischen Gedichten an die Seite gesetzet zu werden verdienen: allein sie waren doch Proben von dem heroischen Talente des deutschen Witzes, und Vorbereitungen zu bessern Stücken, die sich in folgenden Zeiten gewiesen haben. Die deutsche Poesie entstund dazumal, auf eben die Art, aus

beln am besten damit ausstaffiren konnte, der war der beste Dichter. Daher haben wir nun eine solche Menge von alten Heldengedichten, vom Herzog Reinfried von Brunswick, Herzog Ernsten von Bayern, Herzog Friedrichen von Schwaben, Herzog Wilhelmen von Oesterreich, Landgraf Ludewigen von Thüringen, Herzog Belianden, dem Grafen von Narbonne, u. a. m. die zwar den wenigsten bekannt sind, aber auf großen Büchersälen noch stecken; und die ich in meiner Geschichte der deutschen Sprache und Poesie ausführlich beschreiben werde.

15. §. Zu eben dieser Classe müssen wir ein neueres Gedicht rechnen, welches fast alle seine Vorgänger verdrungen und verdunkelt hat: ich meyne den Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing, im Anfange des XVI. Jahrhunderts, dem Kaiser Maximilian zu Ehren gemachet hat. Die Ursache ist, weil auch hier ein andächtiger Feldzug wider die Türken vorkömmt, der den alten Rittergeschmack noch verräth. Das sonderbare an demselben ist, daß es allegorische Personen, als den Neidhard, Unfalo, Fürwittig, u. d. gl. in sich hält, welches die alten Heldengedichte niemals gethan hatten. Von den Ausgaben und dem Werthe dieses Werkes gebe ich künftig mehr Nachricht: so lange behelfe man sich mit Herrn Prof. Schwarzens Abhandlung davon de inclito Libro Theuerdanck. Nun folget in eben dem Jahrhunderte des Tasso befreyetes Jerusalem, welches uns zuerst der Oberste Dietrich von dem Werder 1626. und verbessert 1651. vor wenigen Jahren aber Herr Secretair Kopp viel angenehmer übersetzet hat.

16. §. Nichts ist dabey mehr zu bewundern, als daß Tasso den gothischen Geschmack der Ritterbücher, mit den griechischen Regeln eines Heldengedichtes zu verbinden gesuchet. Sein befreytes Jerusalem ist in der That eine Vermischung zweyer so widriger Dinge; und es ist leicht zu begreifen, wie er darauf gefallen ist. Er beschreibt den siegreichen und glücklichen Kreuzzeug des christlichen Heeres im Oriente; das gleichsam ganz und gar aus lauter solchen irrenden Rittern

tern bestund. Da war es nun kein Wunder, daß auch alle die gewöhnlichen Zierrathe der Ritterbücher, kriegerische verkleidete Prinzeßinnen, Zauberschlösser, Hexenmeister, Liebesgeschichte und Ebentheuer die Menge darinnen vorkamen. Indessen hat er die Fabel selbst, so ziemlich nach Aristotels Regeln eingerichtet: weil er nichts als die Eroberung Jerusalems zur Haupthandlung hat, und alles, was dazů gehörte, ausführlich erzählet; den klugen und tapfern Gottfried aber zu gleicher Zeit sehr erhebt.

17. §. Nur mit der Morale sieht es ein wenig seltsam aus; und nichts ist wunderlicher, als wenn Tasso selbst in der Vorrede uns erklären will, was seine ganze Fabel für einen allegorischen Verstand habe. Sein ganzes Gedicht soll das menschliche Leben abbilden. Das ganze christliche Kriegsheer bedeutet den Menschen im männlichen Alter; und zwar die Heerführer die Seele, und die Soldaten den Leib. Die Stadt Jerusalem, die zwischen Bergen und Felsen liegt, und die so schwer zu erobern ist, soll die bürgerliche Glückseligkeit bedeuten, die auf dem hohen Gipfel der Tugend erstlich zu erlangen steht. Gottfried, der oberste Befehlshaber des Heeres, stellet den Verstand des Menschen vor. Rinaldo und Tancredo bedeuten die untern Seelenkräfte. Die Uneinigkeiten unter den andern Helden bedeuten den Streit zwischen den Begierden des Menschen: die Hexenmeister, Ismeno und Armida, die Versuchungen des Teufels, u. s. w. Solche Geheimnisse hätte nun wohl kein Mensch in dem befreyten Jerusalem gesuchet, wenn sie uns der Poet nicht selbst erkläret hätte. Das Wunderlichste dabey ist, daß der Poet sein Gedicht schon fertig gehabt, als er an diese künstliche Allegorie gedacht; und daß er sie also mehr hineingezwungen, als das Gedicht ihr zu gefallen gemacht hat. Allein, da dieses ein Ueberrest des übeln Geschmacks ist, der zu seiner Zeit unter vielen noch herrschete: so wollen wir diesen Fehler am Tasso übersehen; zumal da seine Vorrede gerade das allerschlechteste ist, was bey seinem ganzen Gedichte vorkömmt.

beln am besten damit ausstaffiren konnte, der war der beste Dichter. Daher haben wir nun eine solche Menge von alten Heldengedichten, vom Herzog Reinfried von Brunswick, Herzog Ernsten von Bayern, Herzog Friedrichen von Schwaben, Herzog Wilhelmen von Oesterreich, Landgraf Ludewigen von Thüringen, Herzog Belianden, dem Grafen von Narbonne, u. a. m. die zwar den wenigsten bekannt sind, aber auf großen Büchersälen noch stecken; und die ich in meiner Geschichte der deutschen Sprache und Poesie ausführlich beschreiben werde.

15. §. Zu eben dieser Classe müssen wir ein neueres Gedicht rechnen, welches fast alle seine Vorgänger verdrungen und verdunkelt hat; ich meyne den Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing, im Anfange des XVI. Jahrhunderts, dem Kaiser Maximilian zu Ehren gemachet hat. Die Ursache ist, weil auch hier ein andächtiger Feldzug wider die Türken vorkömmt, der den alten Rittergeschmack noch verräth. Das sonderbare an demselben ist, daß es allegorische Personen, als den Neidhard, Unfalo, Fürwittig, u. d. gl. in sich hält, welches die alten Heldengedichte niemals gethan hatten. Von den Ausgaben und dem Werthe dieses Werkes gebe ich künftig mehr Nachricht: so lange behelfe man sich mit Herrn Prof. Schwarzens Abhandlung davon de inclito Libro Theuerdanck. Nun folget in eben dem Jahrhunderte des Tasso befreyetes Jerusalem, welches uns zuerst der Oberste Dietrich von dem Werder 1626. und verbessert 1651. vor wenigen Jahren aber Herr Secretair Kopp viel angenehmer übersetzet hat.

16. §. Nichts ist dabey mehr zu bewundern, als daß Tasso den gothischen Geschmack der Ritterbücher, mit den griechischen Regeln eines Heldengedichtes zu verbinden gesuchet. Sein befreytes Jerusalem ist in der That eine Vermischung zweyer so widriger Dinge; und es ist leicht zu begreifen, wie er darauf gefallen ist. Er beschreibt den siegreichen und glücklichen Kreuzzeug des christlichen Heeres im Oriente; das gleichsam ganz und gar aus lauter solchen irrenden Rittern

tern bestund. Da war es nun kein Wunder, daß auch alle die gewöhnlichen Zierrathe der Ritterbücher, kriegerische verkleidete Prinzeßinnen, Zauberschlösser, Hexenmeister, Liebesgeschichte und Ebentheuer die Menge darinnen vorkamen. Indessen hat er die Fabel selbst, so ziemlich nach Aristotels Regeln eingerichtet: weil er nichts als die Eroberung Jerusalems zur Haupthandlung hat, und alles, was dazu gehörte, ausführlich erzählet; den klugen und tapfern Gottfried aber zu gleicher Zeit sehr erhebt.

17. §. Nur mit der Morale sieht es ein wenig seltsam aus; und nichts ist wunderlicher, als wenn Tasso selbst in der Vorrede uns erklären will, was seine ganze Fabel für einen allegorischen Verstand habe. Sein ganzes Gedicht soll das menschliche Leben abbilden. Das ganze christliche Kriegsheer bedeutet den Menschen im männlichen Alter; und zwar die Heerführer die Seele, und die Soldaten den Leib. Die Stadt Jerusalem, die zwischen Bergen und Felsen liegt, und die so schwer zu erobern ist, soll die bürgerliche Glückseligkeit bedeuten, die auf dem hohen Gipfel der Tugend erstlich zu erlangen steht. Gottfried, der oberste Befehlshaber des Heeres, stellet den Verstand des Menschen vor. Rinaldo und Tancredo bedeuten die untern Seelenkräfte. Die Uneinigkeiten unter den andern Helden bedeuten den Streit zwischen den Begierden des Menschen: die Hexenmeister, Ismeno und Armida, die Versuchungen des Teufels, u. s. w. Solche Geheimnisse hätte nun wohl kein Mensch in dem befreyten Jerusalem gesuchet, wenn sie uns der Poet nicht selbst erkläret hätte. Das Wunderlichste dabey ist, daß der Poet sein Gedicht schon fertig gehabt, als er an diese künstliche Allegorie gedacht; und daß er sie also mehr hineingezwungen, als das Gedicht ihr zu gefallen gemacht hat. Allein, da dieses ein Ueberrest des übeln Geschmacks ist, der zu seiner Zeit unter vielen noch herrschete: so wollen wir diesen Fehler am Tasso übersehen; zumal da seine Vorrede gerade das allerschlechteste ist, was bey seinem ganzen Gedichte vorkömmt.

18. §. Meine Absicht und der Raum leiden es nicht, von den portugiesischen und spanischen Heldengedichten zu handeln. **Voltaire** hat dem **Camoens** die Ehre gethan, seine Lusiade, und dem **Alonzo**, seine Araucana unter die Zahl der Heldengedichte zu zählen. Allein nach unserer Beschreibung und den Regeln der Kunstrichter schickt sich dieser Namen für ihre Werke nicht: denn sie sind nur poetisch abgefaßte Historien; aber keine epische Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moralische Wahrheiten lehren. **Voltaire** hat es indessen für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts, als die poetische Erzählung einer merkwürdigen That oder Handlung zu erfodern: das übrige möchte aussehen, wie es wollte. Vermuthlich hat ihn seine **Henriade** dazu verleitet, die er allem Ansehen nach eher geschrieben; als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn sie ist auch nur die Erzählung einer wahren Historie, mit einigen darzu gedichteten und untermischten Fabeln. Wäre aber dieses zu einer **Epopee** genug, so sehe ich nicht, warum wir Deutschen nicht auch schon an **Bergonens** und **Areteen** Liebes- und Heldengeschichten, dergleichen aufzuweisen hätten; welche ein preußischer Edelmann, Otto Friedrich von **der Gröben**, im 1700. Jahre in einem starken Quartbande herausgegeben. Dieses lange Gedicht beschreibt des Verfassers eigene Reise ins gelobte Land: so wie **Alonzo** seinen eigenen Feldzug wider ein amerikanisches Volk besungen hat. Es sind Fabeln genug darzwischen gedichtet, indem seine **Aretee** und ihr Bruder **Sfortunian**, dadurch er allegorisch die Tugend und das Unglück anzeigen wollen, eine sehr artige Verwirrung in der Geschichte machen. Und ich könnte dergestalt meinem Vaterlande die Ehre beylegen, daß es den ersten epischen Dichter in Deutschland hervorgebracht hätte: wenn es nicht vernünftiger wäre, bey den Regeln und Mustern der Alten zu bleiben.

19. §. Ich muß noch von einigen andern epischen Gedichten Nachricht geben, die in einige Betrachtung gekommen sind. **Trissino** hat vorm **Tasso** noch, das von den Gothen

befreyte Italien, in reimlosen Versen besungen. Weil er aber den damals herrschenden Geschmack der Ritterbücher verlassen, um dem **Homer** und **Virgil** zu folgen: so hat er nicht viel Beyfall gefunden. Ich besitze die Auflage seiner Werke, die 1729. in Fol. zu Verona herausgekommen. **Ariost** schickte sich in seinem **rasenden Roland** besser in seine Landsleute; und machte ein wirkliches Ritterbuch, voller Hexenmährchen in Versen: daher fand er auch einen erstaunenden Beyfall. Wir haben ihn fast vor hundert Jahren auch im Deutschen zu lesen bekommen. **Marino** folgte ihm theils in seinem **Adonis**, theils in seinem **Kindermorde**, den uns **Brockes** mit recht marinischem Geiste übersetzet hat. Allein zugeschweigen, daß dieß tyrannische Blutbad nicht verdienete, zum Stoffe einer Epopee erwahlet zu werden: so hat er auch eine sehr schwülstige und verderbte Schreibart darinnen gebrauchet; die selbst unter den neuern Wälschen zum Spotte gediehen, wenn sie von dem Gusto Marinesco reden. Durch diese Muster wurde der brittische **Milton** verführet, der zu Cromwels Zeiten das verlohrne Paradies besang, als er schon blind geworden war. Hierinnen ist nun der Teufel sein Held, der den unschuldig erschaffenen Menschen, aller dagegen gemachten Anstalten ungeachtet, verführet, und seinem Schöpfer entreißt. Die ganze Erfindung ist also höchst fehlerhaft, zugeschweigen, daß es entsetzlich ist, den Sieg einer boshaften Creatur über ihren Schöpfer zn besingen. Dabey machet er nun die abscheulichsten Beschreibungen von Sünde, Teufel, Tod und Hölle; darinn er gewiß den **Marino** wie an garstigen Bildern, also auch in Widersprüchen noch übertrifft; und brauchet durchgehends eine Schreibart, die den wildesten Witz, und die unordentlichste Einbildungskraft verräth. Alles dieses machte nun, daß England sein Werk nichts achtete: bis der Lord **Roscommon**, und **Addison**, aus bloßem Ehrgeize, in ihrer Nation auch ein episches Gedicht zu haben, ihn ihren Landsleuten anzupreisen anfiengen; und es so weit brachten, daß man ihn zu lesen, und nach und nach gewohnt zu wer-

den anfieng; ja endlich so verblendet ward, daß man auch Schönheiten darinn zu sehen glaubte. Schon im vorigen Jahrhunderte hat uns von Bergen eine Uebersetzung davon in eben solchen fünffüßigen holprichten, und ungereimten Jamben geliefert, als das Original hat; daraus man sich die ganze Art und Unart der Urschrift vorstellen kann. Vor einiger Zeit haben wir eine zürcherische Dollmetschung in ungebundner Rede davon bekommen, die sehr rauh und wilde klingt, und doch das Original nicht überall ausdrücket. Im Französischen hat man gleichfalls schon vor zwanzig und mehr Jahren dergleichen gehabt; und vor weniger Zeit hat die Frau du Bocage, einen kurzen weit erträglichern Auszug in Versen davon ans Licht gestellet. Siehe den I. B. der kritischen Beyträge, und im I. B. der Belustigungen des Verst. und W. das 1. St. des deutschen Dichterkrieges.

20. §. In Deutschland hatte uns von Hohberg schon im vorigen Jahrhunderte den habspurgischen Ottobert, und die geraubte Proserpina geliefert, die aber schlecht gerathen waren. Postel unternahm hernach den sächsischen Wittekind in einer Epopee zu besingen, starb aber darüber: und Herr Hofrath Weichmann gab uns die erste Hälfte davon, in der besten Absicht von der Welt heraus. Endlich ist mitten in diesem Jahrhunderte die Zeit erschienen, daß wir auch auf einmal eine ganze Menge von Heldengedichten, wo man sie anders also nennen darf, bekommen haben. Denn nicht zu gedenken, daß der sel. Prof. Schlegel zu Soroe in Dännemark, auf Herzog Heinrich den Löwen eins angefangen hatte, davon er mir schon vormals etliche Bücher zu lesen gegeben; so haben wir von dem Freyherrn von Schönaich nur itzo eine vollständige und überaus wohlgerathene Epopee bekommen; womit er den großen deutschen Helden, Hermann, besungen hat. Ich darf mich hier nicht weitläuftiger davon erklären, da ich es bereits in der Vorrede dazu gethan habe. Die andern, so wir bisher stückweise zu sehen bekommen haben, sind theils mit Chapelains Pucelle, theils mit dem Milton in eine Classe zu setzen. Das erste versteht

sich

sich von Königs August im Lager, davon zu allem Glücke nicht mehr als ein Gesang fertig geworden: weil die entsetzlichen Verse kein Mensch lesen mochte. Und doch hatte der Dichter das Glück jenes Chörilus, daß er sehr königlich dafür belohnet wurde. Das zweyte ist der sogenannte Messias, davon wir erst den vierten Theil haben; und von dem man schwerlich das Ende erleben wird. Es hat viel Künste gekostet, den ersten Büchern desselbigen einigen Abgang zu verschaffen: aber es scheint, daß das alles nicht zureichend seyn wird, ein Gedicht zu erhalten, das außer den heiligen Wahrheiten, die es doch mit so vielen Fabeln verstellet, wenig schätzbares hat, wodurch es sich den Beyfall der Kenner erwerben könnte. Von diesen nämlich hat es noch keinen gewonnen, und selbst des erkauften Lobredners Beyfall noch nicht bekommen. Den **Noah** und **Jakob** mag ich nicht einmal erwähnen, weil beyde schon in der Erfindung selbst zu unrichtig sind, als daß sie Heldengedichte heißen könnten.

21. §. Es ist Zeit, von dem historischkritischen Theile dieses Hauptstückes auf den dogmatischen zu kommen, und demjenigen, der die innere Einrichtung der alten Heldengedichte recht einsehen, oder gar selbst ein neues verfertigen will, einige Anleitung dazu zu geben. Was Vollkommenes aber läßt sich von einem so großen Werke in wenigen Blättern nicht sagen. Man muß **Aristotels** Poetik mit **Daciers** Noten, und den **Pater le Bossu** (du Poeme Epique) selbst lesen, wenn man alles ausführlich wissen will. Ich werde mich begnügen, nur einen kurzen Auszug aus ihren Büchern zu machen.

22. §. Was eine epische Fabel sey, das ist in dem vierten Hauptstücke des ersten Theils dieser Dichtkunst allbereit gewiesen, und bisher unvermerkt wiederholet worden. Ein Heldengedicht überhaupt ist die poetische Nachahmung einer berühmten Handlung, die so wichtig ist, daß sie ein ganzes Volk, ja wo möglich, mehr als eins angeht, in einer wohlklingenden poetischen Schreibart, darinn der Verfasser theils

selbst erzählet, was vorgegangen; theils aber seine Helden, so oft es sich thun läßt, selbst redend einführet, in der Absicht, dem Leser eine wichtige moralische Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen. Daß es nun mit den drey obgedachten Heldengedichten der Alten diese Bewandniß habe, das ist aus dem obigen schon abzunehmen: ich will also nur stückweise diejenigen Hauptpuncte durchgehen, die bey einem Heldengedichte zu beobachten sind. Es sind deren sechse: I. die Fabel, II. die Handlung, III. die Erzählung, IV. die Gemüthsbeschaffenheit der Personen, V. die Maschinen, oder der Beystand der Gottheiten, VI. die Gedanken, nebst der Schreibart.

23. §. Was die Fabel anlangt, so wissen wir bereits, daß selbige anfangs ganz allein erdacht werden muß, um eine moralische Wahrheit zu erläutern. Z. E. ich wollte lehren, die Uneinigkeit sey sehr schädlich. Dieses auszuführen, dichte ich, daß etliche Personen sich mit einander verbunden gehabt, ein gemeinschaftliches Gut zu suchen; wegen einer vorgefallenen Mishälligkeit aber hätten sie sich getrennet, und sich also ihrem Feinde selbst in die Hände geliefert, der sie einzeln gar leichtlich zu Grunde zu richten vermocht. Dieses ist die allgemeine Fabel, die der Natur nachahmet, allegorisch ist, und eine moralische Wahrheit in sich schließt. Homer, der ein Heldengedicht daraus zu machen willens war, that nichts mehr dabey, als daß er den Personen Namen gab, und zwar solche, die in Griechenland berühmt waren, und das ganze Land aufmerksam machen konnten. Denn er wollte nicht, wie ein Philosoph, in der Schule, von Tugenden und Lastern predigen; sondern seinem ganzen Vaterlande, allen seinen Mitbürgern, ein nützliches Buch in die Hände geben, daraus sie spielend die Kunst lernen könnten, ihre gemeinschaftliche Wohlfahrt zu befördern. Die kleinen griechischen Staaten waren sehr uneins; und das rieb sie auf. Die nackte Wahrheit dorfte er ihnen nicht sagen, oder es würde nicht viel geholfen haben, weil es wenige würden gelesen haben: darum verkleidete er sie in eine Fabel, die allen ange-

angenehm seyn konnte. Der trojanische Krieg war noch in frischem Andenken, und hier fand er einen Agamemnon und Achilles, die miteinander uneins geworden: es sey nun, daß der Ruf solches bis auf seine Zeiten gebracht; oder, daß er es nur wahrscheinlicher Weise erdichtet hat. Er hebt an:

Singe mir, Göttinn! ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher der griechischen Macht, so verderblich und schädlich geworden,
Und so viel Helden ins Reich des höllischen Pluto gestürzet.
Aber sie selbst den Hunden und Vögeln zur Speise gegeben.
So geschah Jupiters Rath, seit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt rc.

24. §. Um nun diese Wahrheit, als seine Absicht, recht begreiflich zu machen, mußte er zeigen, daß alles vorgefallene Unglück aus der Zwietracht entstanden wäre. Dieses gieng nicht besser an, als wenn er alle griechische Bundsgenossen anfänglich in der Zertrennung, als unglücklich; hernach aber in der Vereinigung als glücklich, und sieghaft vorstellete. Dieses thut er nun, indem er erzählet, daß die Griechen, in Abwesenheit des erzürnten Achilles, allezeit mit Verluste von den Trojanern zurück geschlagen worden; nach der Versöhnung dieses Helden aber, große Vortheile über ihre belagerte Feinde befochten hätten. Aber auch das war noch nicht genug. Er mußte uns auch die Ursachen der Uneinigkeit, und die Ursachen der erfolgten Aussöhnung, auf eine verständliche und wahrscheinliche Art entdecken, und also seine Fabel ganz und vollständig machen. Daher erzählet er, wie der Zorn Achills über einer schönen Sklavinn entstanden sey, die ihm Agamemnon mit Gewalt nehmen lassen: und wie endlich der Tod des Patroklus, den erzürnten Helden wieder bewogen habe, sich mit den Seinigen zu vereinigen, und dieses Blut seines Freundes an dem Hektor zu rächen. Nunmehr fehlet im Anfange nur die Ursache, warum doch Agamemnon den Achilles auf eine so empfindliche Art beleidiget? Er hatte nämlich die schöne Tochter des Priesters Apollons, die ihm zu Theile geworden war, zurück geben

müssen, weil die Pest im Lager auf keine andere Art zu stillen war; und darauf er keine andere Beyschläferinn haben gewollt, als die dem Achilles zugehörete; weil dieser auf die Wiedergebung der Chryseis am heftigsten gedrungen hatte.

25. §. Das heißt nun eine vollständige oder ganze Fabel machen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende hat; so daß nichts daran fehlet. Es ist aber auch nichts Ueberflüßiges darinn. Homer hat nicht den Anfang des trojanischen Krieges, vielweniger die Entführung der Helena, und noch vielweniger die Geburt dieser Prinzeßinn aus den Eyern der Leda erzählet: weswegen ihn Horaz mit Grunde gelobet hat. Dieses alles gehörte nicht zum Zorne Achills; ob es gleich auch vorhergegangen war, und zum voraus gesetzt werden mußte. Der Poet sieht diese Begebenheiten für was bekanntes an, wobey er sich nicht aufzuhalten Ursache hat, und geht auf seinen Zweck zu. Nichts destoweniger hat er nicht unterlassen, seine Hauptfabel mit verschiedenen kleinen Zwischenfabeln zu verlängern; die aber auch zum Verstande der hauptsächlichen nöthig waren. Alle diese haben wiederum ihre besondere Nutzbarkeit, weil sie neue moralische Wahrheiten in sich fassen; und dadurch den Leser unterrichten. Z. E. Wenn Patroklus die Rüstung des Achilles anzieht, und seine Waffen ergreift: so fliehen die Trojaner schon vor ihm; weil sie glauben, es sey der rechte Achilles. Patroklus sollte damit zufrieden gewesen seyn; allein, er dringet gar zu scharf auf den Hektor ein, und nöthiget also denselben, es gewahr zu werden, daß er nicht der wahrhafte Achilles sey: bis er endlich gar das Leben darüber verlieret, und also die Strafe seines Trotzes empfindet.

26. §. Die Fabeln der Heldengedichte werden in pathetische und moralische eingetheilet. In jenen herrschet ein Affect, wie in der Ilias, und also können sie nicht so lange dauren. In der andern geht alles ruhiger her, also mögen sie auch etwas länger währen, wie die Odyssee und Aeneis. Denn die Dauer einer epischen Fabel hat keine so genau abgemes-

gemessene Zeit, als das Trauerspiel. Das macht, sie ist nur eine Erzählung, und wird nicht vorgestellet, sondern gelesen; welches alles in Schauspielen weit anders ist. Sonst werden sie auch in gemeine und verworrene getheilet. Von jenen giebt wiederum die Ilias ein Exempel, wo alles ohne Verstellung und Entdeckung der Personen vorgeht; die Zwischenfabel vom Patroklus ausgenommen. Aber von einer Verwirrung giebt wiederum die Odyssee ein Exempel, wo nicht nur eine Verstellung mit dem Ulysses geschieht; sondern auch ein Glückswechsel sowohl mit dem Ulysses, als mit den Freyern seiner Gemahlinn vorgeht, indem seine Entdeckung zu gleicher Zeit geschieht, als man ihm den Bogen zu spannen giebt, und ein gewisses Merkmaal an ihm findet, daß er Ulysses sey. Doch hiervon muß in dem Hauptstücke von der Tragödie weitläuftiger gehandelt werden. Nach diesen Mustern nun muß ein jeder Poet, der ein Heldengedicht machen will, seine Fabel auch einrichten: das ist, er muß Wahrheit und Gedichte, Philosophie und Poesie, Nutzen und Lust mit einander zu vermischen wissen.

27. §. Zweytens müssen wir auch die Materie eines Heldengedichts, das ist, die Handlung betrachten. Die Morale ist nur die Absicht des Poeten, die er seinen Leser errathen läßt: das, was er deutlich heraus saget, ist die Heldenthat, die er hat loben wollen: z. E. des Achilles Rache, des Ulysses Rückkunft, des Aeneas Ankunft in Italien. Aristoteles sagt ausdrücklich, es sey Μιμησις πραξεως, eine Nachahmung einer Handlung, und Horaz spricht:

Res gestæ, Regumque Ducumque & tristia bella,
Quo scribi possent numero, monstravit Homerus.

Eine Handlung setzt allezeit jemanden voraus, der sie verrichtet: und das sind hier ausdrücklich die Großen der Welt, Könige und Fürsten, Helden und Kriegsobersten; ein Achilles und Agamemnon, ein Ulysses und Aeneas. Nach der obigen Regel, muß der Poet seine Handlung eher wissen, als den, der sie gethan: denn jene muß vorher ausgedacht,

und nur unter einem bekannten und berühmten Namen verstecket werden. Die Natur der Fabeln bringt solches mit sich, wie im IV. Hauptstücke von den dreyen Arten der poetischen Nachahmung gewiesen worden. Aesopus sagt uns viel vom Wolfe, vom Schafe, vom Hunde, u. s. w. nicht, als wenn er uns die Historien dieser Thiere bekannt machen wollte; sondern weil er uns unter ihren Bildern und Namen gewisse allegorische Handlungen erzählen, und dadurch unterrichten will. Also ist denn die Handlung in einer Fabel viel wichtiger, als die Person, die sie unternimmt und ausführet.

28. §. Daher hat man denn allezeit diejenigen Dichter mit Grunde verdammet, welche nicht eine Handlung, sondern eine Person zur Materie ihrer Gedichte genommen haben. Aristoteles tadelt diejenigen, die eine Theseis, Heracleis, und dergleichen gemacht, darinn sie den Theseus, Hercules, u. a. m. beschrieben hatten. Des Statius Achilleis gehört eben dahin, wie oben gedacht worden, weil er nicht eine Handlung des Achilles, sondern den ganzen Achilles darinn besungen hat. Wenn nun gleich die Odyssee vom Ulysses, und die Aeneis vom Aeneas den Namen hat: so zeigt doch der Inhalt zur Gnüge; daß es nicht Lebensläufe dieser Helden seyn sollen. Giebt doch auch Aesopus z. E. seiner Fabel den Namen: der Löwe und die Maus; ob er gleich nur eine einzige Handlung von diesen Thieren erzählt. Diese Handlung aber muß in einem Heldengedichte von großer Wichtigkeit seyn. Z. E. Die Stiftung eines neuen Reiches, die Befreyung eines Landes von seinen Feinden, die Gewinnung einer Schlacht, die Stürzung eines Tyrannen, u. d. m. Man sieht also unschwer, daß Kleinigkeiten nur ins komische Heldengedicht gehören: und selbst ein solches Lustlager, als August der II. angestellet hatte, gab keinen wichtigen Stoff zum Heldengedichte. Denn was gieng nun bey der ganzen Sache wichtiges vor? Nichts. Selbst Frischlin, der die Würtembergische Hochzeit lateinisch besungen hat, und die wir auch in deutschen Knittelversen haben, hatte noch was wichtigers zum Gegenstande; indem

der Bräutigam in einem Lanzenbrechen den Geist aufgab. Allein das war gleichwohl keine epische Handlung, sondern ein bloßes Unglück zu nennen.

29. §. Es giebt aber diese Lehre von der Handlung auch diese Regel, was zu einem solchen Gedichte gehöret, und was nicht dazu gehöret. Alles, was nöthig ist, dieselbe recht zu begreiffen, ihre Möglichkeit und ihre Wirkungen aus ihren Ursachen einzusehen, das muß mit in die Fabel kommen: alles übrige aber muß heraus bleiben. So bekömmt denn ein Gedicht seine gehörige Größe. Ein Stümper würde alles hineinflicken, was er im Vorrathe hätte, und demselben irgend eine gewisse Schönheit zu geben schiene, wie Horaz sagt:

Purpureus late qui splendeat unus & alter
Assuitur pannus.

Allein das thut kein Meister. Aesopus würde auslachenswürdig seyn, wenn er von dem Wolfe, der eine Heerde in währender Uneinigkeit ihrer Hirten zerstreute, erzählet hätte: daß er sich einmal einen Dorn in den Fuß getreten hätte, und nach vielen Schmerzen allererst geheilet worden wäre. Das gehörte ja gar nicht zu der Handlung des Wolfes. Solche Fehler begeht Rollenhagen im Froschmäuseler unzählige. Aber wenn etwa der Wolf in der Fabel von den Hunden ergriffen werden sollte; und wegen eines lahmen Fußes ihnen nicht hätte entgehen können: alsdann hätte Aesopus dergleichen Umstand gar wohl mit in die Fabel ziehen können. So hat es Homer mit dem Fusse des Ulysses gemacht, daran ihn seine Amme erkannte. Er erzählt, daß dieser Held einmal auf dem Berge Parnaß daran verletzet worden: aber warum? weil eben die Narbe dazu diente, daß man ihn daran erkannte, nachdem er so lange abwesend gewesen war. Eben so verhält sichs auch mit der verstellten Narrheit des Ulysses; wie Aristoteles solches selbst angemerket und gebilliget hat.

30. §.

30. §. Solche Kleinigkeiten nun, die von ohngefähr in einem Heldengedichte berühret werden, sind nicht die Materie eines Heldengedichtes selbst; sondern nur Nebendinge: die aber sehr genau mit etwas nothwendigem zusammen hängen, so, daß aus dem einen das andere nothwendig erfolgen muß. Ganz anders ist es mit den Zwischenfabeln beschaffen: diese müssen zwar mit der Hauptsache auch zusammen hängen, aber nicht so nothwendiger Weise. Der Poet hätte sie auch auslassen, und andere an die Stelle setzen können. Z. E. die Fabeln von der Circe und Kalypso in der Odyssee, hängen sehr wohl mit dem ganzen Gedichte zusammen; aber sie waren beyde nicht unentbehrlich. Ueberhaupt mußte zwar Ulysses, in seiner Abwesenheit von Hause irgendwo seyn: aber deswegen nicht eben bey der Circe. Voltaire hat in seiner Henriade ein solch Episodium gemacht, als er Heinrich den IV. nach England reisen läßt. Und im Virgil ist die ganze Geschichte von der Dido für nichts anders anzusehen. Aber wie schon sonst gedacht worden, so ist dieses eine fehlerhafte Zwischenfabel: weil es so unmöglich ist, daß diese beyde Personen einander hätten sprechen können; als wenn Voltaire Heinrich den IV. die Königinn Anna hätte besuchen lassen, die damals noch nicht gebohren war. Weit schöner ist im Hermann, der Besuch des Helden bey der Velleda, als einer Prophetinn. Denn ungeachtet dieselbe noch zu des Tacitus Zeiten vorhanden war: so hat sie doch auch in den letzten Jahren Kaisers Augusts schon im Ansehen seyn können, gesetzt, daß sie nur 70. oder 80. Jahre alt geworden. Was von dem Knoten einer Fabel, und zwar theils von der Verwickelung, theils von der Auflösung desselben zu sagen ist, das erspare ich ins folgende Hauptstück von Tragödien: weil es sich daselbst bequemer wird abhandeln lassen; ungeachtet es auch in den Heldengedichten, eben so wohl als dort, statt findet.

31. §. Das dritte, was wir an einem Heldengedichte zu betrachten haben, ist die Erzählung, oder die Art, wie der Poet seine Fabel vorträgt. Eigentlich besteht das Wesen

eines

eines epischen Gedichtes hierinn; ja vom Erzählen hat es den Namen episch bekommen. Man kann aber vergangene Sachen auf zweyerley Art zu verstehen geben. Einmal erzählet man schlechterdings mit eigenen Worten, was dieser und jener gethan oder gesaget; und begnüget sich, alles der Wahrheit gemäß, ordentlich, deutlich und zierlich vorzutragen. Und so machen es die Historienschreiber. Die Poesie aber ist mit dieser einfältigen Erzählung nicht zufrieden. Man weis, daß eine gar zu einträchtige Rede endlich die Leute einschläfert: daher suchet sie ihren Vortrag lebhafter zu machen, und die Einbildung ihrer Leser zu erhitzen. Sie weckt derowegen die Verstorbenen gleichsam auf; sie malt sie so deutlich ab, als wenn sie uns noch vor Augen stünden; ja läßt sie reden und handeln, wie sie bey ihrem Leben würden gethan haben. Dieses ist nun die dramatische Art zu erzählen, die sonderlich in epischen Gedichten statt findet. Man sehe, was **Plato** im dritten Buche von der Republik, den **Sokrates** davon hat sagen lassen: denn dieser hat **Homers** Kunst in seinem Erzählen vollkommen eingesehen. Sie heißen aber gleichwohl epische Gedichte, ob sie der Poet gleich so dramatisch, das ist, so wirksam machet, als es ihm möglich ist: weil doch allezeit der Poet darzwischen erzählet, und nur zuweilen an die Stelle seiner Personen tritt, und in ihrem Namen alles sagt. Und dadurch wird eben das epische Gedicht vom dramatischen unterschieden, als wo der Poet in seinem eigenen Namen gar nichts sagt; sondern alles von den aufgeführten Personen reden und handeln läßt.

32. §. Ehe aber der Poet seine Erzählungen anfängt, gehen einige Stücke vorher, die man folglich auch muß kennen lernen. Das erste ist der **Namen** des Gedichtes; das andre der **Vortrag** seines Hauptsatzes, davon es handeln soll; das dritte aber die **Anruffung**. Einige möchten zwar noch die Zueignung des Gedichtes an einen Mäcenaten zum vierten Stücke machen wollen: weil etwa **Boileau** in seinem Pulte, **Tasso** in seinem Gottfried, und selbst **Virgil** in seinen Büchern vom Feldbaue dergleichen gethan. Allein

Homer hat dergleichen nicht gemacht, Virgil in seiner Aeneis auch nicht: und also ist dieses kein unentbehrliches Stück eines Heldengedichtes. Ein Dichter kann es damit halten, wie er will. Wir wollen jene drey nach der Ordnung betrachten.

33. §. Weil das Heldengedicht eine Fabel ist; so taufet es ein Poet nicht anders, als Aesopus die Seinigen getaufet hat. Er nennet sie aber allezeit nach dem Namen der Thiere, die darinn vorkommen: z. E. der Wolf und das Schaaf; die Stadtmaus und Feldmaus u. d. gl. Eben so machte es Homer mit seiner Odyssee, und Virgil mit seiner Aeneis. Jene hat vom Ulysses, und diese vom Aeneas ihren Namen: der Unterscheid besteht nur darinn, daß dort zwey, auch wohl gar drey Namen, das ist, alle darinn vorkommende Personen genennet werden; hier aber nur eine einzige, und zwar die hauptsächlichste genennet wird. Das geht aber nicht anders an, weil dort so wenige, hierinn aber so viele vorkommen: die man unmöglich alle nennen könnte. Hat aber Homer seine Ilias nicht eine Achilleis, von der Hauptperson, sondern eine Ilias von dem Orte genennt: so ist sonder Zweifel dieses die Ursache, weil Achilles fast in dem ganzen Gedichte müßig ist; und also von ihm sehr wenig zu erzählen vorfällt. Es sind aber neben ihm der Helden, die ihm an Würde noch überlegen sind, und denen er von rechtswegen gehorchen sollte, so viele, daß man ihn fast darunter verlieren könnte. Nach seiner Aussöhnung wird er allererst wirksam und thätig; da aber das Gedicht bald zum Ende ist. Homer hat also mit Recht ein Bedenken getragen, den Namen eines Helden über sein Gedicht zu setzen, von dem am wenigsten darinn vorkömmt, und von dem nicht viel erzählet werden konnte: weil er nur dessen Zorn und Enthaltung vom Streite, nicht aber seine Tapferkeit besingen wollte. Tasso ist dem erstern Exempel gefolget, weil er sein Gedicht nach dem Heerführer der Christen, Gottfried von Bouillon, Gottfried nennt. Voltaire hat es auch so gemacht: denn da die erste Auflage la Ligue hieß, so hat er die andere lieber Henriade nennen wollen. Der

Pucel-

Pucelle d'Orleans, und unsers **Ottoberts**, **Wittekinds** und **Hermanns** voritzo nicht zu gedenken.

34. §. Der Vortrag ist nichts anders, als eine kurzgefaßte Anzeigung von demjenigen, was der Poet zu erzählen willens ist. Da nun die Handlung der Fabel dasjenige ist, was die Materie oder den Inhalt des Gedichtes ausmacht; so muß er auch dieselbe namhaft machen. So machts **Homer**: er sagt: ich besinge den Zorn **Achills**, der so verderblich für die Griechen gewesen. Nun scheint zwar der Zorn keine Handlung, sondern eine Leidenschaft gewesen zu seyn: allein **Achilles** zürnte aus Rachgier; weil er wohl wußte, daß man ohne ihn nichts ausrichten würde. Und also war seine Leidenschaft so thätig und wirksam, als die eifrigste Handlung. In der **Odyssee** sagt der Poet zwar, er wolle von einem Manne singen: allein er setzt gleich hinzu, daß es ein solcher sey, der sehr viel erlitten habe, als er in sein Land zurücke kehren wollen. **Virgil** hat es nicht viel anders gemacht, und also darf man sich dabey nicht aufhalten. Man merke nur, daß dieser Vortrag auf keine praleriſche und hochtrabende Art geschehen muß. **Horaz** verbiethet solches ausdrücklich, indem er des **Mävius** Beyspiel zum Abscheu vorstellet:

> Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
> *Fortunam Priami cantabo et nobile bellum!*
> Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
> Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Er lobt dagegen den **Homer**, daß er seinen Vortrag in der Odyssee so bescheiden gemacht, als es möglich gewesen. **Lucan** ist in diesem Stücke auch zu tadeln, weil er einen überaus schwülstigen Anfang zu seiner **Pharsale** gemacht hat. Und was würde **Horaz** gesagt haben, wenn er des **Statius** Achilleis hätte lesen sollen, deren Anfang schon im vorigen angeführet worden? **Virgil** hergegen ist in **Homers** Fußtapfen getreten, und hat kein so großes Geschrey gemacht. Unser **Hermann** hebt gleichfalls gut an.

35. §.

35. §. Nun folgt endlich die Anrufung der Musen, oder sonst einer Gottheit. Homer hat dieselbe gleich mit seinem Vortrage vermischet, Virgil aber besonders gemacht. Jener saget nicht, daß er die Thaten seiner Helden erzählen wolle; sondern er bittet die Muse, solches zu thun. Dieser verspricht es zwar für sich zu thun, bittet aber die Musen bald, ihn solches zu lehren. Dem sey nun, wie ihm wolle, die Anrufung muß nicht vergessen werden: weil in einem solchen Gedichte Dinge vorkommen, die der Dichter wahrscheinlicher Weise, ohne die Eingebung einer Gottheit, nicht wissen könnte. Er setzt sich auch dergestalt durch seine Gottesfurcht bey seinem Leser in ein gutes Ansehen; ja er bringt ihn in eine Verwunderung, und macht ihn begierig, dergleichen hohe Sachen zu vernehmen. Was für Fehler hiebey pflegen begangen zu werden, das ist im fünften Hauptstücke des ersten Theils schon ausführlich erinnert worden: daselbst kann man es nachschlagen. Am besten ist es, wenn christliche Dichter keine heidnische Götter anrufen, als die heute zu Tage niemand glaubet oder ehret. Ich eile zur Erzählung selbst.

36. §. Diese ist der eigentliche Körper des ganzen Gedichtes; und muß also ganz besondere Eigenschaften haben. Fürs erste muß die Erzählung einer epischen Fabel angenehm seyn: denn sie muß gleichsam den Zucker abgeben, der die vorkommenden Wahrheiten versüßet. Wir wissen, daß alles angenehm ist, was gewisse Schönheiten an sich hat: folglich muß die Erzählung eines Heldengedichtes alle Schönheiten der poetischen Schreibart in sich haben, davon im ersten Theile schon gehandelt worden. Es können aber auch die Personen und Sachen angenehm seyn, von welchen man etwas erzählet. Jene gefallen uns alsdann, wann sie gewisse wohlgetroffene Charactere haben, und so zu reden leben. Ja nicht nur die wirklichen Menschen und geistliche Wesen, alles muß in einem Heldengedichte Sitten haben, sagt Aristoteles; das ist, es muß eine gewisse Gemüthsart zeigen. Homer macht also die Winde rasend, die Pfeile blutdürstig,

und

und die See zornig. Der Poet macht es wie die Maler, die ihren Figuren dadurch ein großes Leben zu ertheilen wissen. Die Sachen endlich an sich müssen wunderbar und merkwürdig seyn; davon ebenfalls schon im fünften Hauptstücke gehandelt worden. Eine Erzählung, der alle diese Stücke fehlen, ist kalt und verdrüßlich. II. Muß die Erzählung wahrscheinlich seyn. Oft ist die Wahrheit selbst unwahrscheinlich; und oft ist hergegen die Unwahrheit, ja selbst das Unmögliche sehr wahrscheinlich. Der Poet aber will mit seiner Fabel Glauben finden: also muß er lieber wahrscheinliche Dinge erzählen, gesetzt, daß sie nicht wahr wären; als die Wahrheit sagen, wenn man sie nicht glauben würde. Doch auch davon habe ich schon im sechsten Hauptstücke gehandelt. III. Muß die poetische Erzählung wunderbar seyn. Die allergemeinsten Sachen sind insgemein die wahrscheinlichsten: allein diese erwecken keine Bewunderung: das Außerordentliche und Ungewöhnliche thut es weit besser. Das Unmögliche hingegen, oder was wir zum wenigsten allezeit dafür gehalten haben, kann solches gar nicht thun; man mag es uns so schön erzählen, wie man will. Es ist also eine große Kunst, das Wahrscheinliche mit dem Wunderbaren geschickt zu verbinden. IV. Muß die epische Erzählung auch beweglich seyn. Eine schläfrige Historie hat keine Anmuth: die lebhafte Schreibart des Poeten, voller Figuren und Affecten, bezaubert und entzücket den Leser dergestalt; daß Horaz die Poeten, welche diese Kunst verstehen, mit den Hexenmeistern vergleicht, die ihn erschrecken, besänftigen, und aufbringen können. Und in der That wollen die menschlichen Affecten ohne Unterlaß gerühret seyn: denn eine angenehme Unruhe ist besser, als eine gar zu einträchtige Stille, worinnen nichts veränderliches vorkömmt. Ferner muß V. die Erzählung auch dramatisch oder wirksam seyn; das ist, es müssen viel redende Personen eingeführt werden. So oft es dem Poeten möglich ist, muß er einen andern seine Rolle spielen lassen; und sich dadurch der Tragödie, so viel als ihm möglich ist, zu nähern suchen: wie

dieses abermal Plato in der oben angezogenen Stelle sehr schön angemerket hat. VI. Endlich muß die Erzählung des Dichters, durch keine Vernunftschlüsse, und zufällige Betrachtungen unterbrochen werden. Es ist ein großer Fehler im Lucan, Ariost und Milton, daß sie unaufhörlich von sich selbst schwatzen, und ganze Seiten lange Gedanken mit einschalten, die niemand von ihnen zu wissen verlanget. Homer und Virgil thun dieses nicht. Sie erzählen in einem fort, und wenn sie ja einmal eine Betrachtung mit einschalten, so geschieht es gemeiniglich nur in einer Zeile. Zum Exempel:

Tantæne animis cælestibus iræ!

37. §. Es darf aber der Poet in seinen Erzählungen nicht immer der Zeitordnung folgen; sondern auch zuweilen mitten in einer Begebenheit etwas nachholen, was lange zuvor geschehen ist: wie es Homer sehr oft, und Virgil mit der Eroberung der Stadt Troja gemacht hat. Auch in unserm Hermann erzählt der Held beym Könige Marbod, was er in Rom, und bey dem Heere des Drusus gemachet; auch warum er vom Varus abgetreten. Die Länge der Erzählung in einem Heldengedichte kann nicht größer seyn, als ein halbes Jahr. Homers Ilias dauret nicht länger als 47 Tage, wie Aristoteles selbst angemerket hat. Seine Odyssee währet nur 58 Tage, wie der Pater le Bossu solches nachgezählet hat: und also bedörfen beyde Gedichte noch nicht einmal zween Monate zu ihrer Dauer. Vom Virgil hat man sonst gemeiniglich dafür gehalten, sein Gedicht dauerte ein Jahr und etliche Monate. Allein eben dieser geschickte Kunstrichter hat es sehr wahrscheinlich erwiesen: daß auch die Aeneis nur einen Sommer und einen Herbst in sich begreift; in welcher Zeit Aeneas aus Sicilien nach Africa, von da wieder zurück nach Sicilien, endlich aber nach Italien geschiffet, und durch den Sieg über den Turnus zur Ruhe gekommen. Man muß ihn selbst deswegen nachschlagen, um völlig davon überführet zu werden.

38. §. Zum V. kommen wir auf die Charactere der Personen in einem Heldengedichte, die von den Alten die Sitten genennet werden. Man versteht aber nichts anders dadurch, als die ganze Gemüthsart eines Menschen, seine natürliche Neigungen, seine angenommene Gewohnheit, und alles, was daraus entsteht; das sind seine Art zu denken, seine Unternehmungen und Handlungen. Man theilt diese Charactere in gute und schlimme ein; weil sie theils tugendhaft, theils lasterhaft sind. Zuweilen scheint es auch, als ob es eine gleichgültige oder mittlere Art derselben gäbe, die weder gut noch böse sind. Hier muß nun ein Poet die Sittenlehre verstehen, daß er die Tugend vom Laster, und wiederum die Scheintugend von der wahren zu unterscheiden wisse. Man muß hier auch die bloßen Eigenschaften der Menschen, z. E. die Wissenschaft, Klugheit, Erfahrung, Beredsamkeit, Stärke, Unerschrockenheit u. s. w. mit wahren Tugenden nicht vermischen. Jene kann sowohl ein Lasterhafter als ein Tugendhafter besitzen; denn sie ändern eigentlich das Herz nicht. Indessen gehören sie doch mit zum Character. Gewisse Tugenden oder Laster zeigen sich nur in gewissen Gelegenheiten; als z. E. die Gnade, das Mitleiden, die Liebe, die Rachgier: andere aber leuchten überall hervor; wie des **Achilles** Gewaltthätigkeit, des **Ulysses** Verschlagenheit, des **Aeneas** Frömmigkeit. Und diese letztere Gemüthsarten sind eigentlich dasjenige, was man Charactere nennet..

39. §. Alles trägt zur Gemüthsart eines Menschen etwas bey; die Natur und ihr Urheber, das Land, da man gebohren ist, die Aeltern und Vorfahren, das Geschlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten, darinn man lebt, die Glücks- und Unglücksfälle, die Personen, mit denen man umgeht, u. a. m. Dieses alles, sage ich, hilft die Neigungen und Sitten der Menschen bilden. Wenn also ein Poet die Gemüthsart seiner Helden wahrscheinlich machen will: so muß er aus dergleichen Ursachen dem Leser begreiflich machen, wie und warum dieser

oder jener Held diesen und keinen andern Character gehabt? So hat es Virgil mit dem Aeneas gemacht, wie Bossu nach der Länge erweiset. Wie aber dieses bey den Hauptpersonen nöthig ist; also versteht sichs, daß es nicht bey allen übrigen angeht, die gleichwohl auch ihre Charactere haben müssen: wie die Exempel der Dido, des Turnus, des Mezentius, u. d. gl. erweisen. Wenn aber eine Person einmal diesen oder jenen Character bekommen hat, so muß sie dabey bleiben, und niemals dawider handeln.

40. §. Dieses ist nun die große Kunst, die uns Horaz so sorgfältig eingeschärfet hat:

> Intererit multum, Davusne loquatur an Heros,
> Maturusne senex, an adhuc florente juventa,
> Fervidus; an matrona potens, an sedula nutrix;
> Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
> Colchus an Assyrius; Thebis nutritus, an Argis.

Und hernach lehrt er ausdrücklich, wie man einen Achilles, einen Irion, einen Orestes, eine Medea, eine Ino, und eine Jo, characterisiren solle. Daher kann man denn, aus dem einmal bekannten Charactere einer Person, sogleich wissen, was sie in diesen oder jenen Umständen thun oder lassen werde. Z. E. Aeneas wird uns in dem ersten Buche als sehr gottesfürchtig vorgestellt: und hernach reizt ihn Dido, wider den Befehl Jupiters, in Africa zu bleiben. Hier denkt man nun gleich, daß der fromme Held solches nicht thun werde: und siehe, er thut es auch wirklich nicht; welches eben die Schönheit wohlbeobachteter Charactere ist. Ja dieser fromme Character herrschet im ganzen Gedichte, in allen Umständen, die ihm begegnen. Er selbst bequemet sich nie der Gemüthsart eines andern; sondern geht unverrückt seinen Weg fort: alle andere Personen hergegen müssen sich oft nach ihm richten. Und dieses ist der Vorzug, den die Hauptperson einer Fabel vor allen andern Nebenpersonen haben muß; daß nämlich das ganze Gedicht sich nach seiner

Art

Art richten, nicht aber hin und her ausschweifen müsse. Claudian in seinem Raptu Proserpinæ, hat diese Regel ganz und gar nicht beobachtet: weil er bald die schrecklichsten, bald die angenehmsten Dinge von der Welt, durcheinander gemischet hat.

41. §. Zum VI. kommen wir auf die Erscheinungen und den Beystand der Götter, welche Dinge man auf der Schaubühne Maschinen zu nennen pflegt. Weil in dem Heldengedichte alles wunderbar klingen soll: so müssen nicht nur gewöhnliche Personen; sondern auch ungewöhnliche darinnen aufgeführt werden. Dieses sind nun die Gottheiten und Geister, die der Poet allegorischer Weise dichten, und ihnen eben so wohl, als den Menschen, gewisse Charactere geben muß. So muß bey den Alten Jupiter die Allmacht, Minerva die Weisheit, das Verhängniß aber den unveränderlichen Willen Gottes vorstellen, u. s. w. Im zehnten Buche der Aeneis stellt Virgil in einem Götterrathe auch die Juno, als die Gerechtigkeit, und die Venus, als die liebreiche Barmherzigkeit Gottes vor. Sind diese heidnische Gottheiten bisweilen einander zuwider: so bequemet sich hierinn der Poet unsern schwachen Begriffen, die sich auch die göttlichen Eigenschaften zuweilen als widerwärtig vorstellen. Wollen wir einen Beweis davon, so dörfen wir nur die Furien betrachten, die Jupiter dem Turnus zuschicket. Was glaubten nun die klugen Römer von den Furien? Cicero hat es in einer öffentlichen Rede wider den Piso gesagt: nämlich so viel als nichts.* Kann man nun Homers Götter nicht allezeit auf diese allegorische Art, wegen ihrer Charactere entschuldigen: so kann man doch die Fehler, die er begangen haben möchte, leicht auf die Grobheit seiner Zeiten schieben. Virgil hat schon gesundere Begriffe von der Gottheit haben können, und daher sind auch seine Charactere von den göttlichen Personen viel besser eingerichtet.

* Nolite putare, ut in Scena videtis, homines sceleratos impulsu deorum terreri furiarum tædis ardentibus. Sua quemque fraus, suum scelus, sua audacia de sanitate et mente deturbat. Hæ sunt impiorum furiæ, hæ flammæ, hæ faces.

42. §. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in seine Fabeln mischen, wie Horaz ausdrücklich erinnert hat:

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Homer könnte hier leicht der Sache zu viel gethan haben, weil seine Götter überall mit dabey sind. Tasso, Marino, und Milton haben die Engel und Teufel in ihren Gedichten, anstatt der alten Götter eingeführt. Hat nun Boileau jenen in seiner Dichtkunst deswegen getadelt: so dörfen wir diesen auch nicht schonen, zumal da er es auf eine so unvernünftige Weise gethan hat. In der That ist es weit besser, allegorische Gottheiten zu dichten: als zum Exempel, die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht und dergleichen, die Boileau in dem Lutrin eingeführet hat; derer zu geschweigen, die im Voltaire auf eben die Art vorkommen. Am besten aber ist es, solche Wesen zu brauchen, die in dem Volke, wo der Dichter lebet, wirklich geglaubet werden. So sind die Seelen der Verstorbenen, mit ihren Erscheinungen, sonderlich in Träumen, eine Art der wahrscheinlichen Maschinen: weil fast alle Völker die Unsterblichkeit der Seelen geglaubet haben; ja auch dafür halten, daß sie nach dem Tode erscheinen können. Kobolde, Bergmännchen, Wassernixe, u. d. gl. gehören ins komische Fach. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menschlichen Charactern gesagt worden.

43. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetischen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldengedichtes. Wir wissen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unserer Gedanken ist; und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte statt findet. Viele bilden sich ein, die Schönheit der Epopee bestehe in schönen Worten und prächtigen Redensarten, in künstlichen Gedanken, in vielen Gegensätzen, in langen Beschreibungen, in vielen Gleichnissen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verstehen kann. Ein Gedicht

dicht derowegen, das so aussieht, wie Lucan oder Claudian, das dünkt ihnen ein Meisterstück zu seyn: Virgil hergegen kömmt ihnen ganz wässerigt und frostig vor. Und wenn man sie fragt, warum sie jene Poeten so lieben? so verweisen sie uns auf etliche hochtrabende, aber nach ihrer Meynung, scharfsinnige Stellen, die sie bewundern. Schreiben sie nun selber etwas, so suchen sie, auch in einzelnen Zeilen, lauter solche gesammlete Blumen und Edelgesteine anzubringen. Ueberall ist was künstliches, was gleißendes, was blendendes: nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts. Wir haben auch im Deutschen Dichter, die in diesem Vorurtheile stecken, und wohl gar durch ihre ansteckende Exempel junge Leute verführen.

44. §. Das ist nun die Schreibart, die sich für ein Heldengedicht schickt. Der Poet erzählt eine Fabel, seine Leser zu ergetzen, zu lehren und zu bessern: er muß sich also theils in ihren Verstand, theils in ihren Willen schicken. Jenen zu unterrichten, muß er sich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen: wie wir in dem Hauptstücke von der Schreibart gewiesen haben. Den Willen aber zu gewinnen, und die Affecten zu rühren, muß er die pathetische Schreibart gebrauchen, wenn er nämlich Leute, die im Affecte sind, redend einführet. Der Poet muß sich selber vergessen, nicht mit seinem Witze stolziren; sondern nur auf seine Fabel, auf seine Personen und ihre Handlungen, auf ihre Wahrscheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit sehen. Er muß es sich nicht anders merken lassen, daß er viel Witz und Scharfsinnigkeit besitzet; als dadurch, daß er seine Leser in der Aufmerksamkeit erhält, sie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andre, von einer Gemüthsbewegung auf die andre leitet; sie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfsinnigkeit nicht sorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künstliche Ein-

fälle und anderes Flittergold sieht; der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm Homer und Virgil in ihrer Schreibart vorgegangen sind. Vielweniger muß er auf hochtrabende und übersteigende Ausdrückungen, ungeheure Vergrößerungen, und schwülstige Anspielungen sinnen. Hierinn sind sonderlich Marino, Milton, nebst andern von dem Schlage zu tadeln. Tasso selbst, der doch unter seinen Landesleuten noch am vernünftigsten schreibt, ist von dem Voltaire, wegen seiner italienischen Künsteleyen in der Schreibart, mit Grunde getadelt worden. Auch Kanitz hat in seiner Satire von der Poesie sein Misfallen über dergleichen poetischen Schwulst zu verstehen gegeben. Und mit ihm möchte man auch über einige heutige Dichter spottend ausruffen:

> Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht,
> (nämlich des schwülstigen Dichters seins.)
> Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Stelzen geht.

Und was wird man also von den übrigen sagen, die lauter Ampullas und sesquipedalia Verba zusammen geraffet, und ihre Gedichte damit ausstaffiret haben? Wer ausführlichere Regeln von dem allen verlanget, der muß den oft angezogenen Tractat vom le Bossu nachschlagen.



Des

Des I. Abschnitts V. Hauptstück.

Von milesischen Fabeln, Ritterbüchern und Romanen.

1. §.

Homer und Hesiodus waren eine lange Zeit in Griechenland gelesen worden, als sich endlich ein Pherecydes und Herodot hervorthaten, die auch in ungebundener Rede zu schreiben anfiengen. Kaum wurden ihre Schriften recht bekannt, als sie mehrere Nachfolger fanden, die das, was vorhin nur in Versen geschehen war, auch in Prosa thaten; ich meyne, die auch Fabeln und Gedichte, in einer freyen Schreibart zu Papiere brachten. Es kann seyn, daß sie darinn die Hebräer zu Vorgängern gehabt, die das Buch Esther, das Buch Judith, und das Buch vom Tobias geschrieben haben: welches theils um die Zeiten des Cyrus, theils noch eher, theils etwas später geschehen seyn mag. Dieses sind solche Gedichte, die mit den milesischen Fabeln oder Romanen sehr genau übereinkommen. Denn es liegt überall eine verliebte Geschichte zum Grunde, die durch allerley geschickte Nebenfabeln wahrscheinlich gemacht, und erweitert wird. Allein da wir nicht versichern können, daß die ersten Erfinder milesischer Fabeln das Phönizische, oder Hebräische verstanden: so können wir auch nicht sagen, daß sie sich diese jüdische Bücher zu Mustern genommen: es müßten denn die beyden letztern seyn, die griechisch geschrieben sind. Doch was bedarf es fremder Muster? Homer selbst, giebt in seiner Odyssee, theils durch die Geschichte der Penelope und ihrer Freyer, theils in den Erzählungen von der Circe, Kalypso und Nausikaa, nur gar zu guten Anlaß, dergleichen Liebesfabeln zu schreiben. Es hat also in klein Asien, einem blühenden und reichen Lande, wo es seit den ältesten Zeiten an witzigen Köpfen nicht ge-

fehlet, gar leicht jemand darauf fallen können, solche ausführliche Liebesgeschichte zu schreiben; die entweder ganz, oder doch größtentheils erdichtet waren, und also unstreitig zur Dichtkunst gehören.

2. §. Die Jonier waren vor andern schon ein Volk, welches, weil es im Ueberflusse lebte, zu den Wollüsten geneigt war; als Cyrus den Krösus schlug, und ganz kleinAsien eroberte. Die strengen Sieger sahen es gern, daß sie bey dieser Lebensart blieben, damit sie keinen Aufstand von ihnen zu besorgen hätten. Sie ergaben sich also nur immer mehr dem Wohlleben und Schmausen: sie schmückten sich mit Blumen und wohlriechenden Salben, sie bauten prächtig, und erfanden neue Zeuge zu Kleidungen und Teppichen; die von ihnen weit und breit verführet wurden. Sie erfanden auch üppige Tänze, wodurch die Jugend weichlich und wollüstig gemachet ward. Daher befahl Cyrus auf des Krösus Rath, daß die streitbaren Lydier, ihre Nachbarn, ihre Kinder auf Jonisch sollten erziehen lassen; das ist, sie zu Tänzern, Sängern und Spielleuten machen sollten, wodurch sie unfehlbar zur Wollust und Ueppigkeit gelangen würden. Dieß geschah: und so wurden die Lydier weichlich und weibisch. Man ließ sie als Gaukler und Tänzer nach Griechenland, Hetrurien und Rom kommen, und auf öffentlichen Schaubühnen sich zeigen: ja die Römer nannten von ihnen die Spiele Ludos. Doch die Milesier übertrafen in allen diesen Künsten ihre übrigen Landsleute noch: und sie waren die ersten, die auch solche verliebte Fabeln zu schreiben begunnten. Daher bekamen sie denn von ihnen den Namen der milesischen: obwohl auch die Cyprier und Cilicier, ihre Nachbarn, gewissen Arten derselben ihren Namen gegeben haben: als welche letztern wegen ihrer Gabe zum Lügen in Griechenland zum Sprüchworte wurden. Diese milesischen Fabeln nun wurden allgemach sehr frech und geil, ob sie gleich im Anfange ziemlich ehrbar und bescheiden gewesen seyn mochten.

3. §.

3. §. Indessen sind alle diejenigen, so zwischen dem Cyrus und Alexandern dem Großen geschrieben worden, gänzlich verlohren gegangen. Findet man gleich bey den Alten einen Dionysius von Milet, der unter dem ersten Darius gelebet, und fabelhafte Geschichte geschrieben haben soll: so ist es doch nicht gewiß, ob es milesische, das ist, verliebte Fabeln gewesen. Eben so wenig kann man den Hegesipp und andre hieher rechnen, deren milesische Geschichte Parthenius anführet; welcher um Augusts Zeiten eine Sammlung verliebter Geschichte geschrieben: da die daraus angeführten Stücke sattsam zeigen, daß sie bloß die Historie von Miletus enthalten. Zu Alexanders Zeiten lebte Klearchus von Soli, in Cilicien, ein Schüler Aristotels; und dieser hat verliebte Bücher geschrieben: aber auch diese könnten leicht Sammlungen wahrer Begebenheiten gewesen seyn. Theophrast, der gleichfalls Aristotels Lehrling gewesen, soll eben so wohl als sein Lehrer erotische Sachen geschrieben haben. Wer aber ihre Art zu denken kennet, wird viel eher glauben, daß sie, als Weltweise, von der Liebe gehandelt. Diogenes Laertius redet von einem Ariston, der auch erotische Abhandlungen verfertiget hat: und Athenäus nennet den Titel des Buches eines andern Aristons Liebesgleichnisse. Philipp von Amphipolis, Herodian, und Amelius der Syrer, haben nach dem Berichte eines alten Arzneylehrers, auch verliebte Fabeln gemachet. Aber wer kann uns von ihrem Inhalte versichern, ob sie philosophisch, mythologisch, historisch, oder romanhaft gewesen? So bleibt uns denn nur Antonius Diogenes übrig, der nach des Photius Muthmaßung, bald nach Alexandern, einen wahrhaften Roman von den Reisen und der Liebe des Dinias und der Dercyllis gemachet hat. Dieser hat augenscheinlich die Odyssee nachgeahmet; und ob er wohl auch viel abgeschmackte Mährchen und unwahrscheinliche Erzählungen eingemenget, so ist er dennoch ziemlich bey der Regel geblieben.

4. §. Diesen Schriftsteller haben sich nachmals Lucius, Lucian, Achilles, Tatius, Jamblichus und Damascius,

scius, zum Muster dienen lassen: wie Photius in seiner Bibliothek berichtet. Er hat aber selbst einen Antiphanes genennet, der sein Vorgänger in dergleichen Fabeln gewesen. Dieser war ein komischer Dichter gewesen, von welchem Stephanus, der Erdbeschreiber meldet, daß er unglaubliche und possirliche Erzählungen geschrieben. Er war von Berge in Thracien; daher die Griechen Gelegenheit nahmen, zu sagen, wenn jemand Lügen vorbrachte, daß er bergenzete. Aristides von Miletus, hat kurz vor dem Triumvirate des Marius, Cinna und Sylla gelebet: denn Sisenna, ein römischer Geschichtschreiber, hatte seine milesische Fabeln ins Latein übersetzet. Daß selbige voller Unfläthereyen gewesen, können wir daraus schliessen, weil Surenas, der parthische Feldherr, der den Römer Crassus schlug, dieses Buch in dem Geräthe des Roscius, als eine Beute fand; und deswegen vor dem Rathe zu Seleucia über die römische Ueppigkeit spottete, als die auch im Felde solche wollüstige Bücher mit sich schleppete. Nun folgeten Lucius von Patras, und Lucian von Samosata, fast zu einer Zeit. Jener machte eine Sammlung von magischen Verwandlungen der Menschen in Thiere, oder Hexenmährchen; die er aber ganz ernstlich glaubte. Lucian hingegen war gescheider, und erzählte eben dergleichen in seinem Esel; den er nach jenem Lucius nennet, um darüber sein Gespött zu haben. Es hat noch einen solchen fabelhaften Esel gegeben, welchen Ammonius, ein Sprachlehrer geschrieben: und dieser ist so witzig gewesen, daß er das Fressen und Saufen vergessen, wenn er einen schönen Vers lesen gehöret. Lucian hat überdem seine zwey Bücher wahrhaftiger Lügen gemachet, die gleichfalls hieher gehören; und die sowohl Rollenhagen, als eine neuere Feder verdeutschet hat: wie man in der kleinen Sammlung der lucianischen Schriften sehen kann, die ich ans Licht gestellet habe.

5. §. Um eben die Zeit, nämlich unterm Kaiser Antonin, hat Jamblichus seine babylonischen Fabeln von der Liebe des Rhodanes und der Sinonis geschrieben, darinn er

alle seine Vorgänger übertroffen hat. **Photius** giebt uns einen Auszug davon, und hieraus sieht man, daß er nur eine einzige Haupthandlung mit den gehörigen Zierrathen und Episodien ausgeschmücket; und die Wahrscheinlichkeit genau beobachtet. Indessen ist er der Zeitordnung gar zu historisch gefolget, und hat den Leser nicht gleich in die Mitte seiner Begebenheiten geworfen; wie **Homer** in der Odyssee gethan. Es sollen noch Manuscripte davon vorhanden seyn. Man muß aber diesen **Jamblichus** nicht mit dem Schüler **Porphyrs**, einem platonischen Weltweisen vermengen, der erst um **Julians** Zeiten gelebet hat. Das vollkommenste Stück in dieser Art aber, hat uns **Heliodor**, in seiner äthiopischen Historie vom **Theagenes** und der **Chariklea** hinterlassen. Nichts ist züchtiger und tugendhafter, als die Liebe dieses Paares; und dieses sollte billig allen Romanschreibern nach der Zeit zum Muster gedienet haben. Man könnte sagen, diese Ehrbarkeit hätte man der christlichen Religion zu danken, der **Heliodor** zugethan gewesen; und darinn er sich durch besondere Verdienste bis zur bischöflichen Würde geschwungen: wenn es nicht unzählige andere schmutzige Nachfolger gegeben hätte, die sich nicht weniger, als er, Christen genennet. Sein eigenes tugendhaftes Herz muß ihm also einen Abscheu vor allen Unfläterereyen gemachet haben. Er war Bischof zu Tricca in Thessalien, und führte daselbst, wie **Sokrates** berichtet, die Gewohnheit ein, die Geistlichen abzusetzen, die sich nicht derjenigen Weiber enthielten, die sie vor erlangtem Priesterorden geheirathet hatten. Daher wird denn des leichtgläubigen **Nicephorus** Erzählung verdächtig, als ob in einer provinzial Kirchenversammlung, dem **Heliodor**, die Wahl vorgeschlagen und auferleget worden: entweder sein Buch verbrennen, oder sein Bisthum fahren zu lassen; davon er aber das letzte erwählet hätte. Seine Fabel indessen zeiget eine reiche Erfindungskraft; alles ist darinn abwechselnd, neu, unvermuthet, wahrscheinlich, wohl eingefädelt, und glücklich aufgelöset. Die Auswickelung ist so schön, als natürlich, und beweglich; ja aus

der Sache selbst hergeflossen. Man kann die neue Uebersetzung davon lesen, die uns vor kurzem Herr M. Agricola im Deutschen geliefert hat. Huetius tadelt seine gar zu gekünstelte Schreibart, und seine gar zu vielen Beschreibungen. Allein wir glauben dem Photius lieber, der die erste gelobet hat. Er hat zu des Kaisers Theodosius Zeiten gelebet.

6. §. Achilles Tatius, hat eine solche Erzählung von der Liebe Klitophons und der Leucippe, geschrieben, und dem Heliodor stark nachgeahmet; doch auch viel eigenes hinzugesetzet. Gleichwohl ist er ihm weder in der Reinigkeit der Sitten, noch in der Mannigfaltigkeit, noch in der Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten zu vergleichen. Er hat auch viel aus dem Lucian und Philostratus gestohlen, und es nicht einmal zu verbergen gewußt. Huet zieht seine Schreibart Heliodors seiner vor: ob er gleich zuweilen nach der Schule schmeckt, und gar zu sehr mit seiner Beredsamkeit pralet; die doch damals sehr im Verfalle war. Er schweifet auch in Beschreibungen öfters aus, wie mäßige Köpfe zu thun pflegen, ob sie gleich öfters abgeschmackt dadurch werden. Gleichwohl haben Tasso und Herr von Urfe ihre Pastorale mit seinen Erfindungen ausgeputzet. Tatius soll auch ein Christ, und endlich Bischof geworden seyn: man muß also sein üppiges Buch bald vergessen haben. Nichts ist artiger zu lesen, als was Huetius von einem untergeschobenen Buche des Athenagoras, von der vollkommenen Liebe, schreibet; welches ein gewisser Franzos geschrieben, und für eine Uebersetzung aus dem Griechischen ausgegeben. Hier sieht man die feinsten Regeln der Kritik angewandt, diesen Betrug ans Licht zu bringen. Ich übergehe es aber, weil es in Deutschland nicht bekannt geworden. Mit besserm Rechte setze ich des Longus seinen Schäferroman hieher, ob er wohl dem Heliodor gar nicht gleich zu schätzen ist. Die Tugend ist bey weitem nicht so geschonet, obwohl die Wahrscheinlichkeit und Abwechselung ziemlich darinn herrschet. Seine Schreibart schmecket ebenfalls nach

dem Verfalle der schönen Wissenschaften zu seiner Zeit. Man kann in dem Biedermann einen Auszug daraus sehen, weil wir ihn im Deutschen ganz noch nicht haben. Des **Damascius** Werk von fabelhaften Geschichten verdient nicht hieher gerechnet zu werden. Ein anders ist es mit des **Joh. Damascenus** Geschichte von **Barlaam** und **Josaphat**; davon wir auch alte deutsche Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Rede haben. S. der krit. Beytr. VII. B. 657 S. Dieß ist schon eine Legende zu nennen, weil es nur von der Liebe Gottes handelt, und endlich alles aufs Klosterleben hinausläuft. Es soll einer wahren Geschichte gleich sehen, ist aber gar zu fabelhaft gerathen.

7. §. Was **Xenophon**, der Epheser, von seinem *Habrocomas*, und der **Anthia** für Liebesgeschichte geschrieben, das hat uns Herr **Cocchi** vor wenigen Jahren ans Licht gestellet; so wie unlängst Herr Dorville **Charitons**, des Aphrodisiers, verliebte Begebenheiten des **Chärea** und der **Kallirhoe**, mit unsers Herrn D. **Reiskens** Uebersetzung zu Amsterdam herausgegeben. S. des Büchers. der schön. Wissens. X. B. a. d. 184. S. Dieser soll in der Mitte des fünften Jahrhunderts gelebet haben; und hat auch seine Erzählungen mehr historisch, als poetisch, oder romanhaft eingerichtet. Huet hat nichts mehr von ihm gewußt, als was **Photius** saget, und von diesem, daß eine Handschrift davon auf der Vaticanischen Bibliothek wäre. **Theodorus Prodromus**, hat von der Liebe des **Dosikles**, und der **Rhodante**; **Eustathius**, Bischof von Thessalonich, aber soll vom **Hysminias** und der **Hysmine**, eben dergleichen geschrieben haben. Dieser lebte unter dem griechischen Kaiser **Emanuel Komnenus**, im 12ten Jahrhunderte. Allein dieses Werk ist viel zu schlecht, als daß man es dem gelehrten Ausleger **Homers** zueignen könnte. Daher mögen diejenigen Abschriften wohl recht haben, die den Namen **Eumathius** und nicht **Eustathius** nennen. Er führet seinen Helden redend ein, und läßt ihn seine Begebenheiten erzählen. Das Frauenzimmer verliebt sich zuerst, erkläret

sich

42. §. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in seine Fabeln mischen, wie **Horaz** ausdrücklich erinnert hat:

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Homer könnte hier leicht der Sache zu viel gethan haben, weil seine Götter überall mit dabey sind. **Tasso**, **Marino**, und **Milton** haben die Engel und Teufel in ihren Gedichten, anstatt der alten Götter eingeführt. Hat nun **Boileau** jenen in seiner Dichtkunst deswegen getadelt: so dörfen wir diesen auch nicht schonen, zumal da er es auf eine so unvernünftige Weise gethan hat. In der That ist es weit besser, allegorische Gottheiten zu dichten: als zum Exempel, die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht und dergleichen, die **Boileau** in dem Lutrin eingeführet hat; derer zu geschweigen, die im **Voltaire** auf eben die Art vorkommen. Am besten aber ist es, solche Wesen zu brauchen, die in dem Volke, wo der Dichter lebet, wirklich geglaubet werden. So sind die Seelen der Verstorbenen, mit ihren Erscheinungen, sonderlich in Träumen, eine Art der wahrscheinlichen Maschinen: weil fast alle Völker die Unsterblichkeit der Seelen geglaubet haben; ja auch dafür halten, daß sie nach dem Tode erscheinen können. Kobolde, Bergmännchen, Wassernixe, u. d. gl. gehören ins komische Fach. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menschlichen Charactern gesagt worden.

43. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetischen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldengedichtes. Wir wissen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unserer Gedanken ist; und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte statt findet. Viele bilden sich ein, die Schönheit der Epopee bestehe in schönen Worten und prächtigen Redensarten, in künstlichen Gedanken, in vielen Gegensätzen, in langen Beschreibungen, in vielen Gleichnissen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verstehen kann. Ein Gedicht

dicht derowegen, das so aussieht, wie Lucan oder Claudian, das dünkt ihnen ein Meisterstück zu seyn: Virgil hergegen kömmt ihnen ganz wässerigt und frostig vor. Und wenn man sie fragt, warum sie jene Poeten so lieben? so verweisen sie uns auf etliche hochtrabende, aber nach ihrer Meynung, scharfsinnige Stellen, die sie bewundern. Schreiben sie nun selber etwas, so suchen sie, auch in einzelnen Zeilen, lauter solche gesammlete Blumen und Edelgesteine anzubringen. Ueberall ist was künstliches, was gleißendes, was blendendes: nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts. Wir haben auch im Deutschen Dichter, die in diesem Vorurtheile stecken, und wohl gar durch ihre ansteckende Exempel junge Leute verführen.

44. §. Das ist nun die Schreibart, die sich für ein Heldengedicht schickt. Der Poet erzählt eine Fabel, seine Leser zu ergetzen, zu lehren und zu bessern: er muß sich also theils in ihren Verstand, theils in ihren Willen schicken. Jenen zu unterrichten, muß er sich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen: wie wir in dem Hauptstücke von der Schreibart gewiesen haben. Den Willen aber zu gewinnen, und die Affecten zu rühren, muß er die pathetische Schreibart gebrauchen, wenn er nämlich Leute, die im Affecte sind, redend einführet. Der Poet muß sich selber vergessen, nicht mit seinem Witze stolziren; sondern nur auf seine Fabel, auf seine Personen und ihre Handlungen, auf ihre Wahrscheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit sehen. Er muß es sich nicht anders merken lassen, daß er viel Witz und Scharfsinnigkeit besitzet; als dadurch, daß er seine Leser in der Aufmerksamkeit erhält, sie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andre, von einer Gemüthsbewegung auf die andre leitet; sie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfsinnigkeit nicht sorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künstliche Ein-

fälle und anderes Flittergold sieht; der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm Homer und Virgil in ihrer Schreibart vorgegangen sind. Vielweniger muß er auf hochtrabende und übersteigende Ausdrückungen, ungeheure Vergrößerungen, und schwülstige Anspielungen sinnen. Hierinn sind sonderlich Marino, Milton, nebst andern von dem Schlage zu tadeln. Tasso selbst, der doch unter seinen Landesleuten noch am vernünftigsten schreibt, ist von dem Voltaire, wegen seiner italienischen Künsteleyen in der Schreibart, mit Grunde getadelt worden. Auch Kanitz hat in seiner Satire von der Poesie sein Misfallen über dergleichen poetischen Schwulst zu verstehen gegeben. Und mit ihm möchte man auch über einige heutige Dichter spottend ausruffen:

> Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht,
> (nämlich des schwülstigen Dichters seins.)
> Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Stelzen geht.

Und was wird man also von den übrigen sagen, die lauter Ampullas und sesquipedalia Verba zusammen geraffet, und ihre Gedichte damit ausstaffiret haben? Wer ausführlichere Regeln von dem allen verlanget, der muß den oft angezogenen Tractat vom le Bossu nachschlagen.



Des

Des I. Abschnitts V. Hauptstück.

Von milesischen Fabeln, Ritterbüchern und Romanen.

1. §.

Homer und Hesiodus waren eine lange Zeit in Griechenland gelesen worden, als sich endlich ein Pherecydes und Herodot hervorthaten, die auch in ungebundener Rede zu schreiben anfiengen. Kaum wurden ihre Schriften recht bekannt, als sie mehrere Nachfolger fanden, die das, was vorhin nur in Versen geschehen war, auch in Prosa thaten; ich meyne, die auch Fabeln und Gedichte, in einer freyen Schreibart zu Papiere brachten. Es kann seyn, daß sie darinn die Hebräer zu Vorgängern gehabt, die das Buch **Esther**, das Buch **Judith**, und das Buch vom **Tobias** geschrieben haben: welches theils um die Zeiten des **Cyrus**, theils noch eher, theils etwas später geschehen seyn mag. Dieses sind solche Gedichte, die mit den milesischen Fabeln oder Romanen sehr genau übereinkommen. Denn es liegt überall eine verliebte Geschichte zum Grunde, die durch allerley geschickte Nebenfabeln wahrscheinlich gemacht, und erweitert wird. Allein da wir nicht versichern können, daß die ersten Erfinder milesischer Fabeln das Phönizische, oder Hebräische verstanden: so können wir auch nicht sagen, daß sie sich diese jüdische Bücher zu Mustern genommen: es müßten denn die beyden letztern seyn, die griechisch geschrieben sind. Doch was bedarf es fremder Muster? **Homer** selbst, giebt in seiner Odyssee, theils durch die Geschichte der **Penelope** und ihrer Freyer, theils in den Erzählungen von der **Circe**, **Kalypso** und **Nausikaa**, nur gar zu guten Anlaß, dergleichen Liebesfabeln zu schreiben. Es hat also in klein Asien, einem blühenden und reichen Lande, wo es seit den ältesten Zeiten an witzigen Köpfen nicht ge-

12. §. Ich muß dieses mit einer merkwürdigen Stelle des Bischofs Huetius erläutern, dem wir einen gelehrten Tractat vom Ursprunge der Romane, zu danken haben; dessen ich mich oben zum Theile bedienet habe. Er streitet auf der 82. u. f. Seite der Ausgabe von 1693. wider den Giraldi; der diesen Fehler der Romane, für eine Schönheit gehalten, und als eine besondere Erfindung der Wälschen gelobet hatte. „Wenn es wahr ist, heißt es, daß ein Roman „einem vollkommenen Körper gleichen soll, wie er selbst erkennet, und daß er aus verschiedenen wohlgebildeten Theilen sich in einem Haupte vereinigen muß: so folget, daß „die Haupthandlung, die gleichsam das Haupt des Werkes „ist, nur einzeln seyn, und in Vergleichung der andern „hervorleuchten müsse; daß hingegen die Nebenhandlungen, „sich als Glieder zu diesem Haupte fügen, ihm an Schönheit und Würde weit nachgehen, es zieren, unterstützen, „und auf eine abhängliche Art begleiten sollen: weil es sonst „ein ungestaltes zweyköpfigtes Ungeheuer seyn würde. „Ovids Beyspiel, welches er zu seinem Behufe anführet, „und der andern cyklischen Dichter ihres, die er auch anführen könnte; rechtfertigen ihn nicht. Denn da die „Verwandlungen der alten Fabeln, die Ovid in ein Gedicht sammlen wollen, und die Fabeln der cyklischen Gedichte, ganz absonderliche und an Schönheit fast ähnliche „Handlungen sind: so war es so unmöglich, einen schönen „Körper daraus zu machen, als aus lauter Sande ein vollkommenes Gebäude aufzuführen. Der Beyfall, den diese „fehlerhaften Romane seiner Nation gefunden, und worauf „er so trotzet, schützet ihn noch weniger. Von einem Buche „muß man nicht aus der Zahl, sondern aus der Gültigkeit „der Stimmen urtheilen, die es erhält. Alle Welt glaubet „das Recht zu haben, von Gedichten und Romanen zu „urtheilen. Alle Pfeiler * auf dem großen Saale des Pariser Rathhauses; und alle Schlafkammern des Frauenzimmers,

* Wo sehr viele Kram- und Buchläden anzutreffen sind, vor welchen die Käufer von Büchern urtheilen.

„zimmers, werfen sich zu Tribunalien auf; wo man von „dem Werthe großer Werke entscheidende Endurtheile spricht. „Daselbst bestimmet man kühnlich den Werth eines ganzen „Heldengedichtes, bloß nach Durchlesung eines Gleichnisses, „oder einer Beschreibung: ja ein den Ohren etwas harter „Vers, wie ihn vieleicht Ort und Materie erfodert haben, „bringt es zuweilen um seinen guten Ruf. Eine einzige „zärtliche Leidenschaft macht das Glück eines Romans; und „ein etwas gezwungener, oder altväterischer Ausdruck stürzet „ihn. Allein ihre Urheber unterwerfen sich solchen Aus„sprüchen nicht. Sie wissen, daß die Kenntniß und der „Geschmack von solchen Werken, wie **Longin** von den „Werken der Beredsamkeit saget, die letzte Frucht eines „sehr langen Umganges mit denselben ist. Sie erinnern „sich des ciceronischen Grundsatzes: daß der Werth „eines Gedichtes, auf das Urtheil sehr weniger Per„sonen ankömmt; und des Horazianischen: daß es nicht „jedermanns Ding sey, dessen Fehler wahrzunehmen. Und „wie jene Komödiantinn, die der Pöbel von der Bühne „stieß, sich auf des Adels Beyfall berief, und damit zufrie„den war: so sind auch die Dichter vergnügt, wenn sie den „feinsten Kennern, die nach ganz andern Regeln urtheilen, „gefallen. Diese Regeln nun, sind so wenigen Leuten be„kannt; daß die guten Richter solcher Stücke so selten sind, „als die guten Romanschreiber und Dichter: und unter der „kleinen Zahl derer, die sich auf Verse verstehen, findet „man kaum einen, der sich auf die Dichtkunst versteht; „oder nur weis, daß Verse und Poesie zwey ganz verschie„dene Dinge sind.„

13. §. Als das römische Reich dem Verfalle des guten Geschmackes und der Wissenschaften nachfolgete; und unsere Vorfahren, die Gothen, Longobarden, Burgunder, Vandaler, Sueven und Franken, die Länder desselben unter sich theileten, und darinn allerley Reiche anrichteten: so fieng sich auch, bey allmählich erfolgter Ruhe und guter politischer Verfassung, eine Art von Witz an hervorzuthun, der sich in Ver-

Versen, Fabeln und Gedichten an den Tag legte. Zwar hatten auch schon die alten Barden der Deutschen, Gallier und Britten, ja die Scaldrer der nordischen Völker sogar, ihre Gesänge und Heldenlieder gehabt: doch, da sie nicht sonderlich schreiben konnten, sondern sich mit dem Gedächtnisse behelfen mußten; so giengen sie allmählich verlohren. **Karl der Große** suchte sie zwar durch eine Sammlung, die er davon machte, vor dem Untergange zu bewahren: allein umsonst. Auch diese hat uns die lateinische Mönchsbarbarey der folgenden drey Jahrhundette vernachläßiget; sonst würden wir vieleicht auch von den Liebesgeschichten der alten Deutschen einige Proben aufzuweisen haben. Indessen entstund, auch mitten in der Unwissenheit und Einfalt dieser Zeiten, in Brittannien ein Fürst, der den witzigen Köpfen Gelegenheit und Stoff an die Hand gab, ihre Dichtungskraft zu üben. Dieses war König **Artus** in Kornwallien, Königs **Uterpendragons** Sohn, welcher durch seine runde Tafel, daran er alle tapfere Ritter zog, der Tapferkeit und der Liebe ein großes Feld öffnete, sich um die Wette hervorzuthun. Ich will hiermit nicht behaupten, daß alles wahr sey, was **Thelesin**, der im VI. Jahrhunderte unter seiner Regierung gelebet haben, und ein Barde gewesen seyn soll; und **Melkin**, ein anderer Schriftsteller, davon geschrieben. Indessen muß doch etwas davon wahr gewesen seyn: da **Camden** berichtet, daß man den Grabstein des Königes **Artus** gefunden; den er auch mit seiner alten Aufschrift in Kupfer gestochen, liefert. Von dieser runden Tafel, oder sogenannten **Tafelrunde** des Königes **Artus**, haben unzählige Ritterbücher und Romane der Provenzalpoeten und deutschen Dichter ihren Ursprung genommen, wie wir hernach hören werden.

14. §. Fast um eben die Zeit, soll **Hunibald**, ein Frank, gelebet haben, der gleichfalls ein Buch voller ungeschickter Fabeln zusammengestoppelt hat, wie der Witz, oder vielmehr die Unwissenheit seines Jahrhunderts es erlaubte. Daß auch der Gothen König, **Dieterich von Bern**, oder Theodoricus

ricus Veronensis, unsern deutschen Dichtern viel Gelegenheit zu Ritterbüchern und Liebesgeschichten gegeben, habe ich im vorigen Hauptstücke schon erinnert; nur scheinen die Verfasser derselben schon im XI. XII. und XIII. Jahrhunderte gelebt zu haben. **Karl** der Große, war der dritte Held, der den Dichtern Stoff zu Fabeln und Gedichten gab; und zwar hauptsächlich, nachdem der falsche **Turpin**, (der ein paar Jahrhunderte nach dem wahren gelebet, welcher um **Karls** Zeiten, Erzbischof zu Rheims gewesen;) von den Thaten dieses Kaisers eine sehr fabelhafte Geschichte geschrieben hatte. Hier fanden nun unzählige Dichter in Frankreich und Deutschland Stoff zu ihren Gedichten. In Frankreich hat man noch alte Manuscripte von dergleichen Werken. (S. die Historie der Paris. Akad. der schönen Wissensch. I. B. a. d. 364. u. f. S.) und bey uns hat ein ungenannter Dichter im X. oder XI. Jahrhunderte auf ihn und den großen **Roland**, ebenfalls ein solch Gedichte gemacht, welches **Striker** im XII. Jahrhunderte erneuert; **Schilter** aber in seinem Thesauro ans Licht gestellet. S. des Neuen Büchers. der schönen Wissensch. und fr. K. IV. B. a. d. 387. und folg. S. Und wo bleibt die schöne Geschichte von den vier **Haymons** Kindern, **Adelhart**, **Ritsart**, **Writsart** und **Reynhold**, und ihrem starken Rosse, **Bayard**; darinn der große **Karl** von Anfang bis zum Ende eine sehr lustige Rolle spielen muß. Der Bischof **Tulpin**, der große **Roland**, **Ogier**, oder **Holger**, der Däne, u. a. m. spielen ihre Personen auch darinn, so gut es die Einfalt der Zeiten dem Verfasser erlaubet hat, sie zu schildern. Und das Ende läuft darauf hinaus, daß der unüberwindliche **Reynold** endlich ein Mönch und ein Heiliger wird, der auch sogar Mirakel thun muß: wie die Legenden der mittlern Zeiten es mit sich bringen. Wir haben auch im Deutschen dieß schöne Werk unzähligemal aufgelegt; ja ich zweifle fast, ob es einen andern als deutschen Ursprung habe. Davon überredet mich das Ende des Buches hauptsächlich, wo Reinhold nicht nur in Cölln begraben, sondern auch nach Dortmund, als Schutzpatron, ge-

bracht worden; indem der Karren, ohne Pferde und menschliche Hülfe, mit seinem Körper davon gelaufen seyn soll, sobald man ihn darauf gesetzet: anderer Gründe zu geschweigen. Indessen ist dieser Roman nicht regelmäßig, weil er den ganzen Lebenslauf Reynolds in sich hält, ja ihn von der Wiege bis zur Heiligsprechung begleitet.

15. §. So haben auch schon zu Karls des Großen Zeiten, Hanco, Solco, Sivard, der weise Johann, der Sohn eines Königs der Friesen, und Adel Adelung, gleichfalls ein Prinz aus königl. Friesischen Geblüte, alle fünf Friesen, dergleichen fabelhafte Bücher geschrieben. So hat Gildas, ein brittischer Mönch aus der Provinz Wallis, vom König Artus, Parcifall und Lancelot, viel wunderbare Sachen erzählet. So hat auch Ocko, ein Urenkel des obigen Solko, um Kaiser Ottens des Großen Zeit, und Gaufried von Monmouth, vom Artus und Merlin, viel alte Geschichte oder Fabeln getreulich für wahr ausgegeben. Diese Wunderdinge gefielen den Lesern; und so wurde die Geschichte in lauter Gedichte verstellet. Die Poeten in der Provence, die im XI. Jahrhunderte entstunden, und entweder von den Westgothen, die vorher daselbst und in Languedoc gewohnet; oder vom Gottfried Rudel, dem ältesten ihrer Zunft, als einem Deutschen, wie sein Namen zeiget, reimen gelernet, wurden in Troubadours, Contadours, Jougleurs, Violars, Musars, u. d. gl. Leute mehr eingetheilet; und ihre Kunst zu dichten nannte man le guay Saber, oder die lustige Wissenschaft. Als nun der karolingische Stamm vor dem Hugo Capet erlosch: so bekam dieses poetisirende Volk in ganz Frankreich freyen Lauf, und breitete auch seine Reimkunst darinnen aus: darinnen sie ihre Fabliaux, Pastoraux, Romants, Chantarels, Virelays, Motets, Moraux, Tensons, Aubades, Balades und Martegalles, alles in alter romanischer, das ist, verderbter lateinischer Bauersprache verfasseten. Am andern Ende von Frankreich hatten die Normänner, von ihren Vorfahren, den Deutschen, Dänen und Norwegern auch reimen gelernet; und als Wilhelm der

Eroberer, sich Brittanniens bemächtigte, schrieben sie große Gedichte vom Brutus, Alexander dem Großen, und andern Helden mehr: die denn mit unzähligen Fabeln erfüllet waren, daran Heldenthaten und Liebe keinen geringen Antheil hatten. S. die Memoires de l'Acad. des bell. L. T. III. p. 465. der holländ. Auflage.

16. §. Indessen ist des Meister Eustache sein Roman von der Rose: beynahe der älteste, der diesen Namen Roman führet: und es ist nöthig zu wissen, woher derselbe seinen Ursprung hat. Einige haben ihn aus dem griechischen Ῥωμη, die Stärke, herleiten wollen: weil insgemein von der Tapferkeit der Helden darinn gehandelt ward. Andere wollten ihn von der Stadt Rheims herleiten, wo Turpin Erzbischof gewesen war, und wo es die meisten Barden gegeben: weil die alten Belger, in deren Gebiethe sie lag, die tapfersten unter den Celten gewesen; wie Pigna, ein Italiener, dafür hält. Allein das sind bloße Anspielungen. In Frankreich redeten die Könige von dem merovingischen und karolingischen Stamme noch die deutsche oder fränkische Sprache bey Hofe; und nur irgend in den Kanzeleyen und in Befehlen, die ins Land ergiengen, das Latein, so gut man es in den verfallenen Zeiten konnte: weil ganz Gallien unter der römischen Herrschaft diese Sprache hatte annehmen müssen. Weil nun die fränkischen Sieger und Herren der Gallier dieses, für die Sprache der Römer ansahen; so nannten sie dieselbe romanisch: so wie hingegen Ottfried seine und König Ludewigs deutsche Sprache, frankisgo Zungo, die fränkische Sprache, nennte. Alles was also in dem täglich mehr abfallenden Bauerlateine, oder der lingua romana rustica, geredet und geschrieben ward, das hieß Romance. So führt Menage eine alte Uebersetzung der Fabeln Aesopi an, da die Verfasserinn sagt:

> Au finement de cest Escrit,
> Qu'en *Romans* ay tourné et dit.

Allein was schrieb man damals viel anders, als Ritterbücher und Liebesgeschichte? Diese Schriften bekamen daher unver-

merkt diesen Namen; und daher wurden hernach alle fabelhafte Helden und Liebesbegebenheiten Romane genennet. S. davon des Neuen Büchersaals der schönen Wissens. und fr. K. V. B. a. d. 112. 128. S. wo aus Massieus Histoire de la Poesie françoise, und a. d. 317. u. folg. S. wo in der Einleitung zu Königs Thiebauls von Navarra Gedichten, der Ursprung der französischen Poesie erzählet wird. Siehe auch des Crescimbeni Historia della volgar Poesia T. I. lib. V. cap. I. p. 325. Ed. Ven. 1731. in 4.

17. §. Ob wir also gleich den Franzosen den Ursprung des Namens der Romane, gern einräumen: so können wir doch so freygebig nicht seyn, als Giraldi, der ihnen auch die erste Erfindung der Sache selbst einräumet. * Denn zu geschweigen, daß Griechen und Römer vor Alters unstreitig ihre Vorgänger gewesen, wie wir oben gesehen: so sind auch die brittischen und friesischen Verfasser der Fabeln vom König Artus, Tristrant, u. d. gl. viel älter, als die Provenzalpoeten, und Meister Eustachius. Und wo bleiben noch die alten deutschen und nordischen Fabeln, vom Dietrich von Bern, Hildebrand, gehörnten Seyfried, starken Renneward, vom Holger dem Dänen, und andern mehr, die man in isländischer Sprache hat? Salmasius hat indessen die Araber in Spanien, zu den Lehrern aller Europäer, in der Kunst Romane zu schreiben, machen wollen: weil diese lange vorher den Fabeln und der Dichtkunst ergeben gewesen. Allein die Araber kamen nicht eher, als bey der Rebellion des Grafen Julians, im 91sten Jahre nach der Flucht Mahomets, d. i. im 712ten Jahre Christi nach Spanien. Sollte nun von ihnen die Poesie auf die Franzosen und Wälschen kommen, so müßte man ihnen Zeit dazu geben. Allein, Thelesin und Melkin, und Hunnibald der Frank, hatten schon im 550sten Jahre vom Könige Artus

* Er schreibt: Mi par, di poter dire, che questa sorte di Poesia habbia havuta la prima Origine et il primo principio, da Francesi: dà il quali ha forse anco havuto il nome. Da Francesi poi è passata questa maniera di poetaggiare a gli Spagnuoli, e ultimamente è stata accettata da gli Italiani.

Artus geschrieben: und also kamen die Araber fast 200 Jahre zu spät, als daß diese ihre Schüler hätten seyn können; wie Huetius sehr gründlich angemerket hat. Mögen doch also die Mohren in Africa und Spanien, ja in Arabien selbst gedichtet haben; so viel sie wollen: die Britten, Franken, Friesen, Normannen und andere nordische Völker konnten diese Kunst von sich selbst: und Tacitus berichtet gar schon, daß die Deutschen Herkuls Thaten besungen, wenn sie in den Krieg gegangen; wie Huetius selbst auf der 153 S. seines Tractats gesteht. Alles, was also die Spanier vom **Amadis**, **Don Belianis**, **Kyrie Eleison** von **Montauban**, und allen den Helden haben, die der Barbier des Don Quischote, mit seiner Haushälterinn zum Feuer verdammet, sind viel neuer; als daß sie uns, oder den Franzosen zu Mustern gedienet haben könnten.

18. §. Wie indessen unsere Nation viel ernsthafter war, als die mittäglichen Völker, die sich mehr der Wollust ergaben: so findet man auch, daß unsere alten Fabeln mehr Ritterbücher, als Romane gewesen. Die Heldenthaten haben immer die Oberhand darinnen: dadurch verdienen die Ritter die Liebe der Schönen. Diese schätzen auch keinen Liebhaber hoch, als der viele andere aus dem Sattel gehoben, und wohl gar ein Dutzend oder mehr Feinde erschlagen, Drachen und schreckliche Lindwürmer aus dem Wege geräumet, Riesen erleget, und Zauberzwerge, die zwölf Mannsstärke hatten, im Kothe zertreten hatte. So bildet uns das alte Heldenbuch den Kaiser **Ortnitt**, den **Hug** und **Wolf Dietrich**, und andere solche Helden ab. So lauten auch die meisten Romane, die im 16ten Jahrhunderte **Feyerabend** zu Frankfurt am Mayn, unter dem Namen des Buches der Liebe, zusammen drucken lassen. Die Ritterspiele, die **Heinrich der Vogler** eingeführet hatte, und die nachmaligen Kreuzzüge ins gelobte Land, wider die Saracenen, brachten diesen Geschmack auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit. Denn es ist fast kein Held in den alten Ritterbüchern, der nicht zum heiligen Grabe, oder gar nach

Babylon, Persien, Indien, und zu den Mohren, ja zu solchen wunderlichen Völkern kömmt, die wohl gar lange Schnäbel in den Gesichtern haben, wie Störche; oder lange Storchshälse und Vogelköpfe, u. d. g. m. Man wird die Beweise davon sehen, wenn ich die Auszüge aus dergleichen Gedichten, in meiner Geschichte der deutschen Sprache und Poesie ans Licht stellen werde. Dieser Geschmack hat nun bis auf **Pfinzings** Ritter **Theuerdank** gewähret, der gleichsam den Beschluß der Ritterbücher bey uns gemachet: da dieselben in Wälschland und Spanien erst durch des **Cervantes** unvergleichlichen **Don Quixote** gedämpfet und ausgerottet worden.

19. §. Ohne uns viel um die alten Romane der Wälschen und Franzosen zu bekümmern, wollen wir nur von den unsrigen noch etliche nennen, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ans Licht getreten. Viele darunter sind Uebersetzungen, darunter ich **Wolframs von Eschenbach**, eines Dichters aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte, **Parcifall**, den er aus Meister Christians von Troyes, eines Provenzaldichters Originale übersetzet hat, für den ältesten halte. Dieser ist 1477. in Fol. gedruckt, ohne Meldung des Ortes und Druckers. Der zweyte ist die Geschichte **Tschyonatulanders**, die gleichfalls von Meister **Albrechten** von Halberstadt, der am Hofe Landgraf **Hermanns** von Thüringen gelebet, aus dem Provenzalischen deutsch übersetzet worden. Beyde sind in Versen: und auf eben den Schlag haben wir auch das **Heldenbuch**, welches ich für eine Arbeit Heinrichs von **Affterdingen** halte, der um eben die Zeiten gelebet hat. Sein Namen steht auch am Ende des kleinen Rosengartens, als des letzten Stückes von diesem Heldenbuche. Den Ritter **Seyfried**, haben wir auch in Versen gedruckt, so wohl als den Ritter **Torelle**: davon ich jenen für ein deutsches Original halte. Die Geschichte vom Herzog **Ernst** von Bayern, die man noch unter dem Pöbel in Prosa liest, hat **Heinrich von Veldecke**, im XII. Jahrhunderte in Versen beschrieben: wie das Manuscript auf der gothaischen

Bibli-

Bibliothek zeiget; und eben dieser hat auch die Aeneis in einer Romansgestalt deutsch gereimet. Der **Theuerdank** ist bekannt, und verwandelt Kaiser **Maximilians** Geschichte in ein Ritterbuch. Mehr geschrieben vorhandene Ritterbücher in Versen, habe ich im vorigen Hauptstücke gemeldet. Prosaische alte Sachen haben wir an dem Kaiser **Octavian**, und an den sieben weisen Meistern, denen Kaiser **Pontian** seinen Sohn befohlen. Die vier Haymons-Kinder habe ich oben genennet, und das Buch der Liebe gleichfalls, darinn Ritter **Tristrant**, und sehr viel andere solche Bücher stehen; daraus **Hans Sachs** und **Ayrer** eine Menge Tragödien und Komödien gemachet: des verdeutschten **Amadis** und unzähliger andern voritzo zu geschweigen.

20. §. Bey der opitzischen Aufklärung der schönen Wissenschaften, bekamen wir zum Theil von ihm, die **Arkadia** der Gräfinn von Pembrok, die Philipp von **Sidney** geschrieben, und **Valentin Theokritus** von Hirschberg übersetzet hatte. Des Herrn von **Urfe** Schäferroman von der schönen Diana, haben wir auch deutsch bekommen. Dieser Schäfergeschmack zog mehr Nachahmungen nach sich; z. E. der schönen Schäferinn **Juliana**, und die von **Lysandern** und **Kalisten**, welches als ein deutsches Original 1650. zu Amsterdam, bey Elzevieren gedrucket worden. **Neumark** gab 1648. zu Königsberg den **Hirten Filamon** mit seiner edlen Schäfernymphen **Bellifloren** heraus. **Philipp von Zesen** schrieb nicht nur eine **Assenath**, sondern auch einen **Simson** und **Holofernes**, lauter Liebesgeschichte. Der abentheuerliche **Simplicissimus**, der landstörzer **Gußmann**, die **Dianea**, die deutsche **Argenis**, und andere mehr, sind auch bekannt und beliebt gewesen. Von einer andern Art ist die Fabel vom **Eselkönig**, eine wunderseltsame Erzählung, wie nämlich die Monarchei und Gubernement über die vierfüßigen Thiere geändert, das Königreich umgefallen, und die Kron auf einen Esel gerathen; von **Adolph Rosen von Kreuzheim**. Diese Fabel ist nämlich satirisch und politisch. **Schochs** philyrenische Kriegs- und Friedensschäferey, ist

die

die Historie des dreyßigjährigen Krieges in Meißen, nach Schäferart eingekleidet. Was soll ich von der aus dem Französischen übersetzten Clelia, und Prinzeßinn von Cleve sagen? Den Don Quixote haben wir gleichfalls schon im vorigen Jahrhunderte, und vor etwa 20 Jahren von neuem übersetzet bekommen. Alle andere Romane aber übertreffen, an der Größe und Würde ihres Urhebers, Herzog Anton Ulrichs zu Braunschweig, Octavia und Aramena. Nechst ihnen sind Buchholzens deutscher Herkules mit seiner Valiska, sein Herkuliskus und Herkuladisla, imgleichen Lohensteins Arminius und Thusnelda, zu merken: denen ich noch Zieglers asiatische Banise beyfügen muß. Von allen eine Kritik zu machen, das würde mich hier zu weit führen; noch weiter aber, wenn ich alle übrige deutsche Romane in ein Verzeichniß bringen wollte, die der fruchtbare, obwohl nicht allemal ordentliche Witz unserer Landsleute zum Vorscheine gebracht. Es ist Schade, daß die meisten ohne Regeln und Ordnung, auch mehrentheils in einer schwülstigen und unrichtigen Schreibart abgefasset worden. Doch wäre es eine nicht ganz unnütze Arbeit, wenn irgend ein Liebhaber davon ein vollständiges chronologisches Verzeichniß aller deutschen Originale sammlen und bekannt machen wollte.

21. §. Um aber meine Leser in den Stand zu setzen, daß sie selbst von den vorkommenden Romanen urtheilen können; so will ich ihnen folgende Regeln an die Hand geben. Was den Inhalt anbetrifft, so darf zum I. ein Roman eben nicht nach Art der Heldengedichte, einen berühmten Namen aus den Geschichten haben. Denn Liebesbegebenheiten können auch Leuten aus dem Mittelstande begegnen, und auch diese können durch falsche Namen noch verstecket werden. Indessen schadet es nicht, daß man in der Geschichte einen berühmten Held wählet, um seine Erzählungen desto wichtiger zu machen. So haben es Lohenstein mit dem Arminius, Plüche mit dem Sethos, Ramsay mit dem reisenden Cyrus, die Urheber der Ruhe des Cyrus und des Memnons, und Prevot d' Exiles mit dem Cleveland, Cromwells Sohne, gemacht.

Diese

Diese letztern Bücher sind die besten Romane, die in neuern Zeiten geschrieben worden. Die Ursachen sind leicht zu sehen; denn wenn man dergestalt einen bekannten Helden hat, dessen Begebenheiten mit andern Geschichten seiner Zeiten in eine Verbindung kommen: so erlangt der Roman einen weit größern Grad der Wahrscheinlichkeit, als wenn man lauter erdichtete Namen nennet. Wie aber der Verfasser dadurch viel Stoff und Hülfe zu seinen Erdichtungen bekömmt: also muß er auch in den Alterthümern, oder Geschichten damaliger Zeiten sehr geschickt seyn, um nichts zu dichten, das bekannten Sachen widerspricht. Er muß aber auch die Charactere der Personen nicht verändern. Denn in diesem Falle gilt **Horazens** Regel auch von dem Romanschreiber, die wir oben a. d. 22 u. f. S. angeführet haben. Gesetzt aber, daß man auch lauter erdichtete Personen aufzuführen hätte: so ist gleichwohl die Regel zu beobachten; daß man sich genau nach den Sitten der Zeiten, der Oerter, des Standes, Geschlechtes und Alters seiner Personen richten müsse. Diejenigen Romanschreiber sind also sehr verwerflich, die allen Personen die Sitten ihrer eigenen Zeit, ihres Landes, und ihres Standes geben. In der **Banise** sollten asiatische, in der **Octavia** römische, im **Arminius** deutsche Sitten herrschen. Allein wie oft ist dawider gefehlet worden? Wie oft läßt **Lohenstein** seine alten Helden, wie belesene Schulmeister reden? Und ist nicht **Zieglers** Prinz Balacin ein so hochtrabender Sophist, als ob er aus **Christian Schröters** Schule entlaufen wäre?

22. §. Was nun II. die Ordnung der romanhaften Erzählung betrifft, so ist die einfältigste die historische, der Zeit nach: wie **Homer** die Ilias, **Ramsay** den Cyrus, **Eriles** den Cleveland, u. s. w. beschrieben hat. Allein die poetische ist weit künstlicher, die ebenfalls **Homer** in der Odyssee, **Virgil** in der Aeneis, **Heliodor** im **Theagenes**, **Fenelon** im Telemach, und **Ziegler** in der Banise beobachtet haben. Hier führt der Dichter seinen Leser gleich in die Mitte der Geschichte, und holet im folgenden das vorhergegangene nach; indem er es von jemanden erzählen läßt. Dadurch kann auch ein Poet den

Um-

Umfang seiner Geschichte verkürzen, die ihn sonst zu weit führen würde. Denn ungeachtet man einem Roman solche enge Gränzen nicht setzet, als einer Epopee; so soll er doch kein Lebenslauf werden. Und dieses giebt die III. Regel an die Hand: daß nämlich der Roman nicht von der Wiege bis ins Grab gehen; sondern nur eine Haupthandlung des Romanhelden, nebst allem, was dazu gehöret, erzählen solle. Auch darinn darf ein Roman dem Heldengedichte nicht gleich kommen, daß er den wunderbaren Einfluß der Götter, oder Geister, Hexen, u. d. m. nöthig hätte. Diese Stücke würden ihn mehr verunzieren, weil sie ihn unglaublich machen würden. Denn wer machet sich wohl viel aus den arabischen Geschichten, Tausend und eine Nacht; den französischen Contes de Fées, oder Hexenmährchen, Prinz Titi u. d. gl. m.? Endlich IV. was die Schreibart betrifft, so ist zwar lange in Deutschland die Mode gewesen, sie recht poetisch, wie man glaubte, d. i. schwülstig und hochtrabend zu machen; wie **Arminius**, die **Banise**, und unzählige andere die Proben geben. Allein eine natürliche Art zu erzählen, die der Vernunft und Wahrheit gemäßer ist, machet einen weit größern Eindruck in den Gemüthern, als ein so gefirnißter und gleißender Ausdruck; der insgemein die Schwäche seines Urhebers verräth. Je näher also die Schreibart in Romanen der historischen kömmt, desto schöner ist sie: und sie bleibt darum doch aller Schönheit fähig, die ein geläuterter Witz, und eine feine Sprache, wohlausgearbeiteten Schriften, z. E. dem **Sethos**, und der Ruhe des **Cyrus** geben. Schlüßlich muß ich noch V. erinnern, daß ein guter Roman auch den Sitten keinen Schaden thun muß. Die Liebe kann, nach **Heliodors** Exempel, auch eine unschuldige und tugendhafte Neigung seyn. Dieses zeiget auch das Exempel der **Pamela** in neuern Zeiten: ja selbst diese ist vielen Kunstrichtern noch nicht von allen Buhlerkünsten frey genug. Wie unzählig vielen Romanen wird durch dieß Urtheil nicht der Stab gebrochen!

Des I. Abschnitts VI. Hauptstück.

Von heroischen Lobgedichten.

1. §.

Wenn man vollständige Ausgaben vom **Homer**, z. E. **Schrevels** seine, nachschlägt, so findet man verschiedene Lobgedichte, unter dem Namen Ὕμνοι, auf die heidnischen Götter, z. E. auf den Apollo und Merkur, auf die Venus, den Bacchus, und den Mars, imgleichen auf den Pan, die Diana, und Pallas, u. s. w. Es kann seyn, daß einige von diesen Stücken nicht ganz unstreitig vom **Homer** herrühren; wie denn die Kunstrichter an vielen zweifeln. Alle miteinander aber, demselben abzusprechen, halte ich die Gründe nicht für zulänglich: weil wirklich sowohl die Art zu denken, als der Ausdruck, den übrigen homerischen Schriften so nahe kömmt; daß schwerlich ein anderer ihn so genau hätte nachahmen können. Diese Gedichte nun haben mit den obigen epischen viel ähnliches. Denn ungeachtet sie bey weitem so lang nicht sind, als jene: so sind sie doch auch nicht eben so gar kurz. Z. E. das Lobgedicht auf die **Venus**, ist so lang, als die **Batrachomyomachie**, das ist auf die 300 Verse: das auf den **Apollo**, enthält nah an sechstehalb hundert, und das auf den **Merkur**, 575 Verse. Die Versart, die er darinn beobachtet, ist auch die heroische; denn sie bestehen aus lauter Hexametern. Der Inhalt ist auch größtentheils episch, das ist erzählend; indem er die Geburt, die Erziehung, und die Thaten seiner Götter, und was sonst vor Alters von ihnen geglaubet ward, erzählet. Endlich kommen diese Lobgedichte auch darinn mit den epischen überein, daß er in etlichen die Musen anruft, ihm beyzustehen. Z. E. in dem, auf den **Merkur**, heißt es gleich anfangs:

Ἑρμην ὑμνει Μουσα Διος και Μαιαδος ὑιον etc.
Mercurium lauda Musa, Jovis ac Majæ filium etc.

Und das auf die Venus, hebt so an:

Μουσα μοι ἐννεπε ἐργα πολυχρυσου Ἀφροδιτης etc.
Musa mihi dic opera aureæ Veneris etc.

Diese Aehnlichkeit veranlasset mich, von dieser Art von Gedichten, gleich nach den obigen zu handeln.

2. §. Es erhellet auch, ohne mein Erinnern, von sich selbst, daß diese Gedichte von den Oden gänzlich unterschieden sind. Weder die kurze Versart, noch die Abtheilung in Strophen, noch die Kürze der Oden, schicket sich zu diesen großen Lobgedichten: am allerwenigsten aber würde sich der erzählende fast historische Inhalt, den diese erfodern, zu den Oden schicken, die ihn, so viel als möglich ist, fliehen müssen. Man darf also nicht denken, daß ich die Arten der Gedichte ohne Noth vervielfältige: zumal da eine Menge neuerer Dichter dem **Homer** hierinn gefolget sind, daß sie eine Menge Lobgedichte auf Götter und Helden geschrieben haben, die man unmöglich zu Oden machen kann. Von den Griechen zwar sind uns, außer dem **Kallimachus**, wenige von dieser Art übrig geblieben. In der großen Sammlung griechischer Dichter, die 1614. bey Petern de la Roviere, in Fol. herausgekommen, trifft man kein einziges Stück an, welches genau von derselben Art wäre. **Lykophrons Cassandra**, scheint dem Inhalte und der Absicht nach, hieher zu gehören: allein es ist selbige nicht in heroischen, sondern jambischen Versen geschrieben, auch in einer so verstrickten, dunkeln und schwülstigen Schreibart abgefasset, daß man sie gar nicht loben kann. Die zehn **Hymni** des **Synesius**, sind eben sowohl als des **Gregorius von Nazianz** Lieder, mit besserm Rechte Oden zu nennen: weil sie in den kürzesten Versarten, nicht aber in heroischen Versen abgefasset sind. **Johann von Damascus**, hat die Theogonie auch in Jamben besungen; **Maximus Margunius** aber seine **Hymnos** gar in anakreontischen Versen geschrie-

geschrieben. Endlich sind auch des sogenannten Johannis Geometrå Hymni, auf die Jungfrau Maria, nicht in heroischen Versen, sondern als Elegien abgefasset. Es bleibt mir also der einzige Kallimachus übrig, der auf eben den homerischen Schlag, Hymnen auf den Jupiter und Apollo, die Diana und Ceres, und auf die Insel Delos gemachet. Auf das Bad der Pallas aber hat er sein Loblied als eine Elegie eingerichtet. Indessen finden wir sonst Nachrichten genug, daß alte Dichter Götter und Helden auf diese Art besungen: wie z. E. dem großen Alexander, Chörilus, obwohl in sehr schlechten Versen, dergleichen Ehre erwiesen hat; nach Horazens Zeugnisse: Lib. II. Epist. 1.

Gratus Alexandro Regi magno fuit ille
Chœrilus, incultis qui versibus, et male natis,
Retulit acceptos regale numisma Philippi.

Selbst Aristoteles soll auf den Hermias ein solch Lobgedicht geschrieben haben, das sich angefangen:

Αγνε θεων, πρεσβευτ' εκατηβολε etc.
Sancte Deûm, longeque senex jaculans etc.

3. §. Wenn wir auf die Lateiner kommen: so hat schon in alten Zeiten ein Ennius dergleichen heroische Lobgedichte gemacht: davon wir aber nur unvollkommene Stücke übrig haben. Um Cicerons Zeiten schrieb Catull seine Argonautica, ein heroisches Gedicht, das gleichsam einem Virgil den Ton angab, wie die lateinische Epopee klingen müßte. Selbst der Culex dieses Dichters, gehört unter diese Zahl, weil er nicht scherzhaft genug war, unter die komischen Heldengedichte gezählet zu werden. Tibull besang den Messalla, in einem sogenannten Panegyricus. Darauf folgte Petronius, der uns in seinem Satiricon eine Probe gab, wie der Bürgerkrieg in Rom heroisch beschrieben werden müßte:

Orbem jam totum victor Romanus habebat etc.

Claudians Ruffinus, und Eutropius, imgleichen seine Bücher, de bello Gildonico und Getico, wider den Alarich;

seine Consulate des Honorius, Mallius, Probinus, und Olybrius; seine Laudes Stiliconis, und seiner Gemahlinn Serena, u. s. w. gehören auch hieher. Ich übergehe, was in den Silvis des Statius für Stücke von dieser Art vorkommen: sie mögen nun zuweilen auf Todesfälle, oder auf andere Gelegenheiten gerichtet seyn, dabey man das Lob eines Großen, eines Freundes oder Blutsverwandten besingen kann. Im X. Jahrhunderte, und also mitten in der barbarischen Finsterniß des Occidentes, hat HROSWITHA, eine gelehrte Klosterjungfrau zu Gandersheim, eine Panegyrin Oddonum, das ist, ein heroisches Gedicht auf die sächsischen Kaiser, die Otten verfertiget: anderer geistlicher Stücke, die auf eben die Art geschrieben sind, zu geschweigen. Ich würde noch den Joseph Iscanius hieher rechnen, der im XIII. Jahrhunderte den trojanischen Krieg in VI. Büchern heroischer Verse beschrieben hat: wenn er nicht für diese Classe von Gedichten zu groß und episch wäre, und also vielmehr unter die Scriptores cyclicos, oder fehlerhaften epischen Dichter zu zählen wäre; die sich ganze lange Historien, nicht aber einzelne Thaten großer Helden, in Versen zu beschreiben vorgenommen haben. Dieser nämlich beschreibt erstlich der Argonauten Zug nach Kolchis, hernach den Raub der Hesione, durch den Herkules, dann das Urtheil des Paris, den Raub der Helena, der Griechen ihren Zug wider Troja, den Tod der Zwillinge, Castor und Pollux 2c. 2c. bis ans Ende des ganzen Krieges.

4. §. Wollten wir auf die neuern lateinischen Dichter kommen, und dieselben alle erzählen, so möchte mir ihr Verzeichniß zu groß werden. Doch will ich etliche nennen, die vor andern einen Vorzug verdienen. Ulrich von Hutten, ist einer von den ersten in Deutschland gewesen, die sich in dieser Art von Gedichten hervorgethan. In der straßburger Ausgabe seiner poetischen Werke von 1538. in 8. finde ich erst auf die Fischerey der Venediger, ein heroisches Gedicht; weit größer und schöner aber ist das, worinn er zeiget, daß Deutschland von seinem alten Ruhme nichts ver-

verlohren, Germania non degener. Sein Triumphus Capnionis, und der Panegyricus auf den Erzbischof, Albrecht zu Maynz, sind noch weit wichtigere Stücke, die allerdings viel Lob verdienen. In den Gedichten der beyden Italiener Strozza, die beym Aldus Manutius, ohne Meldung der Jahrzahl in 8. gedruckt worden, stehen außer der Venatione ad Divam Lucretiam Borgiam, Ferrariæ Ducem, auch verschiedene Epicedia, auf fürstliche und andere Personen in heroischer Schreibart, die vortrefflich gerathen sind. Sogar Joh. Secundus hat seine sonst zärtliche Muse ein paarmal verlassen, um etwas heroisches zu versuchen, als er theils den Tod eines französischen Delphins, König Franz des I. Erbprinzen, theils die Reginam Pecuniam besungen. Des berühmten Dichters, Ge. Sabins, Gedichte, die 1563. hier in Leipzig bey Vögelin in 8. gedruckt worden, enthalten auch, auf die Vermählung des pohln. Königs, Sigismund Augusts, mit einer kaiserlichen Prinzeßinn, ein treffliches Stück von dieser Art. Was soll ich von Frischlins heroischer Muse sagen, welche eine wirtembergische Hochzeit, u. a. m. dergestalt besungen hat? Was von des Elias Corvinus Gedichten, die gleichfalls mit Vögelins Schriften 1568. gedruckt worden, und deren erstes Buch lauter heroische Sachen enthält. Pantaleon Candidus hat seine Bohemais, auf alle böhmische Herzoge und Könige; imgleichen seine Gothiberis, auf die gothischen Könige in Spanien, 1587. zu Straßburg in 4. ans Licht gestellet. Im folgenden Jahrhunderte würde es noch schwerer fallen, alle lateinische Dichter dieser Art zu nennen. Doch will ich ein paar nennen, die mir aus Liebe zu meinem Vaterlande gefallen haben. Der erste ist Christoph Kaldenbach, ein Schlesier, dessen Gedichte 1651. und also eben vor 100 Jahren zu Braunsberg in Preussen in 12. herausgekommen; daraus seine Aquila, Cupressus, und die Borussa Philænis hieher gehören. Der zweyte aber Joh. Augustin Fasch, der im Anfange dieses Jahrhunderts, seine Prussiam triumphantem in 3 Büchern zu Helm-

städt in 4. ans Licht gestellet. Alle diese haben sich als starke heroische Lobdichter erwiesen; ohne jedoch andern ihr Verdienst hiedurch im geringsten abzusprechen.

5. §. Da ich nun dergestalt auf die Deutschen komme, die, wie in andern Stücken, also auch in diesem, in die Fußstapfen der Alten getreten, so muß ich zum voraus erinnern: daß sie im Anfange unserer ältesten Poesie zwar solche große Lobgedichte, aber nicht in langen Versen gemachet. Das Epinicion, oder Siegeslied, auf die von König **Ludewigen** geschlagenen Normannen, welches uns **Schilter** zuerst ans Licht gestellet, ist aus dem IX. Jahrhunderte, und gehört unstreitig zu dieser Art. Allein man liebte damals nur kurze Verse; die so heroisch freylich nicht klingen, als die sechsfüßigen. Doch ist man lange bey dieser Art geblieben, und hat sonderlich nach dem XII. Jahrhunderte sehr viel solche Lobgedichte auf Kaiser, Fürsten und Herren, ja wohl gar auf göttliche und geistliche Dinge gemachet. Eins davon hat uns **Opitz**, unter dem Titel, Rythmus de Sancto Annone, Archiepiscopo Coloniensi, ans Licht gestellet, daraus ein guter poetischer Geist hervorleuchtet. Was davon noch in Handschriften vorhanden ist, werde ich in meiner Geschichte der deutschen Sprachkunst und Poesie ausführlich erzählen. Wollte ich indessen alle Geschichte in Reimen hier namhaft machen, so müßte ich sowohl **Ottokars von Horneck** österreichische Historie, die **P. Pez** im III. Bande seiner Sammlung von Geschichtschreibern ans Licht gestellet, als **Hansen des Enenkels** Fürstenbuch anführen; welches 1618. zu Linz, und abermal 1740. in 8. gedruckt worden, also nun schon über 500 Jahre alt ist. Ferner müßte ich eines Ungenannten Leben der heil. **Elisabeth**, Landgräfinn von Thüringen, das in **Menkens** Script. Rer. Germ. T. II. steht, und endlich Mareschalci Thurii Geschichte der meklenburgischen Herzoge anführen, das in der westphälischen Sammlung enthalten ist. Allein magere Geschichte sind keine Gedichte, und gehen uns also nicht sonderlich an. Mit weit besserm Rechte gehören **Matthias**

Holzwarts von Harburg Lustgart neuer Deutscher Poeterei, zu Ehren dem fürstlichen Hauß Würtemberg; und Frischlins von Beyern, verdeutschte würtembergische Hochzeit hieher: deren jene 1568. in Fol. diese aber 1578. in 4. ans Licht getreten. Wir wollen aber die Zeiten vor Opitzen, immer vorbey lassen, und uns nur um diejenigen Dichter bekümmern, die seit der durch ihn verbesserten deutschen Dichtkunst, sich durch deutsche heroische Gedichte gewiesen haben.

6. §. Unter diesen nun, steht sonder Zweifel **Martin Opitz** selbst oben an. Sein Lobgedicht auf König **Vladisla** in Pohlen, ist schon längst von allen unsern Kunstrichtern für ein Meisterstück gehalten worden. Er hebt so an:

Der Höchste lebet ja, es wallet sein Gemüthe,
Noch vor Barmherzigkeit und väterlicher Güte;
Er lenket deinen Sinn, dem seiner günstig ist,
Daß er, o Vladislav, für Krieg die Ruh erkiest,
Und Langmuth für Geduld. Die falschen Herzen klagen;
Die guten freuen sich, daß du nicht ausgeschlagen,
Der Waffen Stillestand; und daß dein Sinn, o Held!
Den Frieden höher schätzt, als etwas in der Welt,
Das mit der Welt vergeht. Die, so vorhin durch Kriegen
Nach Ewigkeit gestrebt, und längst begraben liegen,
Sind selbst vermuthlich froh, daß itzund durch Verstand
Und Glimpf erworben wird, was ihre strenge Hand
Zu schaffen, nie vermocht. Herr! dieses thun die Gaben,
Damit dich die Natur und Gott bereichert haben.
O du, des Himmels Wunsch, der Völker Trost und Zier!
Du scheuest keinen Streit; doch nimmst du itzt dafür,
Was auf den Streit erfolgt. Sonst bist du zwar gebohren
Zu aller Tapferkeit, zum Strengeseyn erkohren,
Zu kämpfen angewöhnt. Du kömmst von Leuten her,
Die häufig vor der Zeit durch ihr so kaltes Meer
Mit heißer Brunst gesetzt; und Rom, den Zaum der Erden,
Der Völker Königinn, gezwungen, zahm zu werden,
Zu tragen fremdes Joch; von Leuten, derer Macht
Noch bis auf diese Zeit in ihren Gliedern wacht;
Die nach der Ehre mehr, als nach dem Leben fragen rc.

Daß aber Opitz, ausdrücklich die Alten in ihren Hymnis nachzuahmen gesuchet, das hat er durch seinen Lobgesang des Kriegsgottes und des Bacchus erwiesen, den er aus des

Daniel Heinsius holländischer Urschrift verdeutschet hat. Ja als ein Christ, hat er uns auch einen Lobgesang Jesu Christi geliefert; aber allemal, anstatt der Hexameter, die sechsfüßigen Jamben gebrauchet, worinn ihm fast alle unsere Dichter gefolget sind. Sein nächster Nachfolger war **Paul Flemming**, ein Meißner, der in der heroischen Schreibart so stark war, daß ihn auch **Morhof** zu einer Epopee für geschickt gehalten. Sein Gedicht auf das Leiden Christi, giebt eine von den stärksten Proben davon ab: wiewohl er deren noch mehrere, sonderlich im II. B. seiner poetischen Wälder, an **Olearien** und **Grahmannen**, und an die fürstlichen holsteinischen Gesandten verfertiget hat. Nun folgte **Simon Dach**, ein Preuße, der sowohl auf seine Landesherren, **Georg Wilhelmen** und **Friedrich Wilhelmen**, als auf andere fürstliche Personen, bey Einzügen und Beylagern; imgleichen auf das hundertjährige Jubelfest der Stadt Tilsit, und die Erbauung einer neuen Kirche in Königsberg, seine Stärke in der heroischen Dichtart gewiesen. **Martin Kempe**, übte seine heroische Feder zwar mehrentheils in geistlichen Materien; doch setzte er auch das **Lob der Unsterblichkeit**, und wagte dabey eine Neuerung: indem er es in fünffüßigen Jamben aufsetzte, da sich die erste und vierte Zeile reimet; die fünfte und sechste aber wieder zusammen gehören. Da er nun dieses durchgehends beobachtet, so wollte ichs lieber für eine Ode halten; die aber dergestalt 100 sechszeilige Strophen lang seyn würde. Auch **Just Sieber**, hat sowohl in seiner **Margenis**, über den westphälischen Frieden, als in seiner **Adelinne** über das Lob des Adelstandes, und auf Herrn von Oppeln, der ihn zum Dichter gekrönet hatte, u. s. w. seine Stärke in dieser Art gewiesen. **Johann Frankens** Susanna gehört auch hieher. Und was soll ich von **Neumarken** sagen, der in seinem poetisch historischen Lustgarten, den sieghaften **David**, in der langen trochäischen Versart, die recht heroisch klinget; imgleichen die verständige **Abigail**, die erhöhete **Fryne Bozene**, die **Kleopatra** und **Sophonisbe**, mit lauter heroischen Gedichten besungen hat.

7. §.

7. §. Dieß waren nun Dichter des vorigen Jahrhunderts, die das itzige nicht erlebet haben, und also zu den alten gehören: die noch nicht die völlige Reinigkeit und Lieblichkeit erreichet hatten, welche ein feinerer Geschmack dem itzigen Jahrhunderte verliehen. Hier habe ich nun vier große Dichter zu nennen, die alle ihre Vorgänger weit übertroffen haben. Der erste war **Besser**, die Ehre des königl. Preussischen Hofes, bis er in seinem Alter denselben verließ, und in Dresden seine Zuflucht fand. Wie er unter **Friedrich Wilhelmen** dem Großen, und **Friedrichen** dem I. ein Augenzeuge großer Thaten war: also konnte es ihm an Gelegenheiten nicht fehlen, seine Stärke in heroischen Gedichten zu zeigen. Aus seinem Lobgedichte auf den ersten, haben wir nur ein Stück, welches die Beschreibung der Warschaner Schlacht enthält, durch welche sich der große Churfürst den Weg zu der höchsten Oberherrschaft von Preußen, und seinem Nachfolger zur königlichen Krone gebahnet. Dieses Stück aber zeiget uns eine große Stärke des Dichters in dieser Schreibart. Es hebt so an:

Der flüchtge Casimir, der ersten Furcht entstrickt,
War wieder in sein Reich aus Schlesien gerückt:
Indeß daß groß und klein, bis auf die Tartarhorden,
Für ihn und seinen Thron, war aufgebothen worden.
Mit diesen lag er erst bey Warschau an der Stadt;
Doch weil zu große Macht auch große Kühnheit hat:
War er den Weichselstrom diesseits herüber gangen,
Uns desto schleuniger im Anmarsch zu empfangen.
Fast hundert tausend Mann bedecketen das Feld:
Sie hielten gegen uns als eine halbe Welt.
Wie man die Kranche hört bey ihren Zügen girren,
Und in der Sommerszeit die reifen Saaten schwirren:
So rasselte der Klang von Pferden, Schild und Spieß,
Den diese große Schaar von weitem hören ließ.
Wie alles stäubt und bebt bey Ankunft einer Heerde:
So schwärzte sich die Luft, und zitterte die Erde;
Als dieser Völker Trifft, und deren Hinterhalt,
Auf unsre Läger drang mit stürmischer Gewalt.
Sechs gegen einen Arm, so sollten unsre kämpfen;
Ja was man hört und sah, schien uns den Muth zu dämpfen.

Des Feindes Grausamkeit; die ungeheure Tracht,
Von Häuten und von Filz in eine Form gebracht;
Die theils mit Gold und Stahl gepanzerten Husaren:
Das große Feldgeschrey und Lermen der Barbaren,
So sie aus aller Macht aus Erzt und Horn erweckt,
Hätt' auch die Tapfersten bey andern abgeschreckt rc.

Eben das bestärket die Beschreibung der Schlacht bey Fehrbellin, worinn die Schweden aufs Haupt geschlagen wurden, imgleichen die Bombardirung von Stettin. Allein nicht weniger erweiset solches die Danksagung des befreyten Unterrheins, an Churfürst **Friedrichen** den III. und das Verhängniß getreuer Liebe, womit er seine **Kalliste** beehret hat; wiewohl in dem letzten die Traurigkeit durchgehends herrschet.

8. §. In **Neukirchs** Gedichten, die ich selbst ans Licht gestellet habe, ist das auf den Tod der Königinn **Sophie Charlotte**, imgleichen sind etliche Lobgedichte auf den König sehr hoch zu schätzen; darinnen er nämlich die ungetrennten heroischen Verse gebrauchet hat. Das erste hebt so an:

Ihr Musen! die ihr mich, der Preußen Held zu singen,
Oft glücklich angefeurt, helft meine Feder zwingen,
Und führt sie von der Höh', nach der ich lüstern bin,
Von Friedrichs Siegesbahn zu seinen Thränen hin!
Sein unerschöpfter Muth ist weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen,
Dem Franzen schüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke schaut,
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten
Mit Schrecken in die Nacht der Finsterniß gerathen,
Und auf einmal verlöscht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, schweig ich gleich, viel andre besser an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unser König blitzet,
Wann ihm der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet;
Nein! sondern, wie er selbst halb todt darnieder liegt;
Und dennoch über Tod und auch sich selbsten siegt.

Charlott', ach! kann ich auch dieß große Wort noch sprechen?
Charlotte liegt erblaßt: und unsre Augen brechen,
Zugleich vor kalter Angst. Wir sehen nichts, als Nacht:
Und gleichwohl sehen wir Europens Zierd' und Pracht,
Des größten Helden Lust, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königssohne,

Miner-

Minervens Ebenbild, der keuschen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals, Natur, Verstand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur schönes kann erdenken,
Ins Haus, ins schwarze Haus der bleichen Schaar versenken.
Ach! leider! allzuviel! zuviel auf einen Schlag!
Wer ist, der unsern Schmerz nur halb ergründen mag?
Und wer, der recht beschreibt, was unser König fühlet?
Wie dort, Euridice! dein Orpheus gespielet,
Wenn er des Morgens schon mit seiner Zitter Klang;
Wenn er des Abends noch von deiner Liebe sang;
So sieht man Friedrichen sich um Charlotten quälen:
So hört man seinen Mund ihr reiches Lob erzählen ꝛc.

Sein übersetzter Telemach, gehört ins Fach der Epopeen, und ist nur übersetzet.

9. §. Nächst ihm ist ferner auch Amthor ein trefflicher heroischer Dichter gewesen, der ihn an erhabenen Gedanken und Ausdrückungen fast noch übertroffen hat. Diejenigen Stücke, womit er 1713. den königl. Dänischen Sieg über das Steenbockische Heer, und den Geburthstag Königs Friedrichs des IV. gefertiget, zeigen seine ganze Stärke.

Großmächtigster, so ists! vor deiner Waffen Blitzen
Kann in die Länge doch allein der Oelzweig schützen!
Der ungezähmte Feind entsagt dem starren Sinn,
Und legt den Lorber gern vor deinen Palmen hin:
Vergnügt bey seinem Fall, daß er zu deinen Füssen
Nur so gelinde mag den stolzen Frevel büssen;
Und da sonst Noth und Tod ihm unvermeidlich sind,
Er seine Rettung noch in deiner Gnade findt.
Der Vortheil, den er kaum durch schnöde List errungen,
Wird mit gerechtem Lohn ihm dreyfach abgedrungen,
Und was durch seinen Schein der Schweden Muth erhub,
War eben, was die Gruft zu ihrem Fehltritt grub.
Die Trave mußte flugs den ungebahnten Rücken,
Durch Kunst und Fleiß besiegt, vor ihrem Anzug bücken:
Sie hielten Meklenburg für ihren Ruhm zu klein,
Und schlossen die Begier in keine Gränzen ein.
Umsonst trieb Boreas der Wolken starke Düfte,
Den kalten Flockengraus, durch die bezognen Lüfte:
Je tiefer sich der Frost in Tellus Schooß gelegt,
Je mehr ward jedes Wuth erhitzt und angeregt.
Ihr Eifer schlug so gar durch angehetzte Flammen,
Mit fremdem Scheelsuchtstrieb in eine Glut zusammen,

Die zwar den Stiftern hat Neronens Lust gebracht,
Doch sie mit ihrem Dampf auf ewig schwarz gemacht.
Ists möglich? hat der Neid zu diesem Brand gerathen?
Erhält man so das Lob der alten Heldenthaten?
Kann unbewehrtes Volk, nebst todtem Kalk und Stein,
Auch wohl der Gegenstand beherzter Leute seyn rc.

10. §. Endlich folgt **Pietsch**, der sowohl in seinem Siege Karls des VI. über die Türken, in IV. Büchern, als in vielen andern Lobgedichten auf seinen König, und andere Großen, zur Gnüge bewiesen, daß er ein Meister in dieser heroischen Art, ja fast allein dazu gebohren gewesen. Z. E. auf Karl den VI. hebt er so an:

Wo kämpft, wo siegt mein Karl? Ihr Musen führt mich hin!
Ein kriegrisches Geschrey bewegt mir Geist und Sinn,
Rückt den verwöhnten Fuß von unsern sanften Höhen,
Ihr sollt auf Waffen, Blut und kalten Leichen gehen.
Was fesselt mich und euch durch heimliche Gewalt?
Wird mein erloschner Trieb auf blassen Körpern kalt?
Will der geweihte Brand nicht meine Brust durchdringen;
Und läßt mein Phöbus mir kein feurig Lied gelingen:
So ruf ich dich, o Mars! um deine Flammen an,
Wer weis, ob nicht ein Held mehr als die Musen kann.

O Karl! ich sehe dich. Nun bin ich schon erhitzet!
Wer glüht, wer brennet nicht, wo deine Rechte blitzet?
O Karl! ich sehe dich, und deinen Muth zugleich.
Wer nur an dich gedenkt, ist an Erfindung reich,
Wie du an Thaten bist. Man darf sie nicht erst suchen,
Und wenn man sie nicht findt, auf das Gestirne fluchen,
Wie sich ein armer Geist mit kleinen Werken quält;
Unsterblich großer Held! wer sich dein Lob erwählt,
Wird stark durch deine Macht. Ein jeder darf sich wagen,
Karl! Karl! man nennt dich nur, was kann man größers sagen?

Sind die Triumphe nicht ein Anfang deiner Kriege?
So fährest du auch fort, und endest mit dem Siege.
Der Sieg hat nur bey dir die Flügel abgelegt,
Und dein gegründetes Glück die Kugel nicht bewegt.
Weil dieses aber nicht von ungefehr geschehen:
So lässest du die Welt ein neues Schauspiel sehen,
Greifst deinen Donner an, und häufest Streich auf Streich,
Und häufest Sieg auf Sieg. Das ausgestreckte Reich,

Das Achmets Zepter drückt, zieht alle Kraft zusammen;
Doch du zertheilest sie mit schreckenvollen Flammen,
Und zehrest alles auf, was dir entgegen zieht,
Bis alles untergeht, bis alles vor dir flieht ꝛc.

Ich schweige noch von **Wenzeln**, **Philandern**, und dem **Corvinus**, als die jenen vieren nicht gleichzuschätzen sind.

11. §. Sollte ich nun ferner auch auf die itztlebenden Dichter fortschreiten: so würde ich noch viel berühmte Namen zu nennen haben, die sich in dieser Schreibart hervorgethan. Herrn Hofr. **Trillers** Prinzenraub, des Herrn von **Scheyb** Theresiade, Herrn D. **Lindners** tartarische Schlacht, des Herrn Secret. **Stöckels** Gedichte, auf die neulichen preußischen Siege in Schlesien und Böhmen, Herrn M. **Panckens** Lobgedichte auf **Ludewigen** den Weisen, von Anhalt-Köthen, u. a. m. würden mir solche Stücke darbiethen, die ich unmöglich übergehen könnte. Allein die Nachwelt wird ihnen, und allen andern, die ich verschweige, auch ohne mich, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Nur ein Paar von den verstorbenen, muß ich noch nachholen, die ich bald vergessen hätte, nämlich **Günthern** und **Königen**. Der erste hat viel Feuer, und edle Gedanken besessen, ein heroisches Gedicht recht gut abzufassen: wie man aus dem Lobgedichte auf den hochsel. **König August** sieht, welches er gleich darauf machte, als König ihn durch allerley Hofstreiche, um die Stelle eines Hofpoeten gebracht hatte. Dieß einzige Gedicht ist mehr werth, als alles, was König jemals geschrieben: allein es war zu spät; und wenn es gleich Kenner bey Hofe gegeben hätte, **Günthers** Verdienste recht zu schätzen. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß die schmutzige Lebensart, darinn Günther sich, aus Armuth und böser Gewohnheit herumwälzete, auch in seine edelsten Gedichte allemal was niederträchtiges mit eingemenget: welches er vieleicht würde vermieden haben, wenn er bey Hofe hätte leben, und bessere Sitten lernen können. **Königs** Feder aber war viel zu steif und hölzern, und sein Geist viel zu schwer und kalt, als daß er sich zu dem heroischen Schwunge

dieser Art von Gedichten hätte erheben können. Man darf nur sein Heldenlob, und hernach den August im Lager lesen: so wird man bald sehen, daß es unmöglich ist, ein Wohlgefallen an seinen Versen zu haben. Ihre Härte und Rauhigkeit benimmt allen seinen, zuweilen noch leidlichen Gedanken, den ganzen Werth: und eben daher ist es kein Wunder, daß sein I. Gesang vom **August im Lager**, zu Maclatur geworden; den Verfasser aber von der Fortsetzung abgeschrecket hat.

12. §. Aus **Homers** Exempel sehen wir, daß es bey Verfassung eines heroischen Lobgedichtes fürs erste rathsam sey, sich der langen Versart zu bedienen, die in jeder Sprache am prächtigsten klinget: ohne sie in gewisse Strophen abzutheilen; als welches sie den Oden ähnlich, und zu Gesängen machen würde. Die **Epopee** selbst hat in diesem Stücke nichts vor den Lobgedichten der Götter und Helden voraus: denn beyde sind an Wichtigkeit des Inhaltes einander gleich. Daher sagt **Horaz**:

Res gestæ Regumque Ducumque et tristia bella,
Quo possent numero scribi, monstravit Homerus.

Könnten wir nun im Deutschen die Hexameter schon mit derjenigen Anmuth setzen, die dem Leser gefiele: so wäre es gar wohl erlaubt, auch Lobgedichte darinn abzufassen; wie **Heräus** solches auf Kaiser **Karl den** VI. versuchet hat. In Ermangelung dessen aber, haben unsere Vorgänger sich der sechsfüßigen Jamben mit ungetrennten Reimen, oder theils auch wohl der achtfüßigen Trochäen bedienet. Außer **Neumarken**, dessen ich oben erwähnet, hat auch **Zesen**, und noch in diesem Jahrhunderte **Wenzel** und Herr D. **Lindner**, solches mit gutem Erfolge gethan. Je prächtiger man nun den Wohlklang, und je reiner man das Sylbenmaaß in diesen Gedichten machen kann, desto besser wird es sie zieren: da hingegen ein gezwungenes, hartes Wesen dieselben sehr verstellet. Ferner lehrt **Homers** Beyspiel, daß man in solchen wichtigen Gedichten auch den Beystand einer Gott-

heit anrufen könne: zumal, wenn sie lang und weitläuftig gerathen. Dieses haben auch die meisten alten und neuern Dichter nachgeahmet; sonderlich, wenn sie ihre Arbeiten gar in etliche Bücher abgetheilet haben, so daß sie einigermaßen den Epopeen ähnlich gesehen. Allein auch hier haben die Anmerkungen statt, die im ersten Theile bereits davon gegeben worden. Ein christlicher Dichter thut besser, wenn er entweder den wahren Gott, oder den Geist Gottes, in geistlichen und sehr ernsthaften Materien; oder in weltlichen, die Wahrheit, die Tugend, die Großmuth, die Dankbarkeit, die Freundschaft, die Liebe, oder die Ehre anrufet; als wenn er immer bey der Muse Klio, oder Kalliope bleibt. Unsere Vorfahren haben dieses zwar gethan; und ich tadle sie deswegen nicht gänzlich: ob ich gleich sage, was besser ist.

10. §. Was nun den Inhalt solcher Gedichte betrifft; so muß zuförderst der, so jemanden loben will, wissen, was für Eigenschaften eigentlich ein wahres Lob verdienen: denn sonst läuft er Gefahr, auch scheinbare Laster als große Tugenden heraus zu streichen, und dadurch bey den Verständigen zum Gelächter zu werden; bey Unverständigen aber viel Schaden zu stiften. Zweytens muß man den Character derjenigen Person wohl kennen, die man loben will; damit man ihr nicht unrechte Eigenschaften beylege. Denn aus den allgemeinen Quellen der Lobsprüche solche Schmäuchelegen zu schöpfen, die sich auf hundert andere eben so wohl schicken, als auf den, welchen man nennet; das heißt kein rechtes Lob, sondern eine niederträchtige Lobesucht,

> Da keiner Weisheit Spur,
> Kein Salz noch Eßig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur.

wie Rachel sie beschreibt. Eine rechte Lobschrift muß sich ganz sonderbar auf denjenigen Helden schicken, den man lobt, und auf keinen andern gebraucht werden können. Es ist gratulantenmäßig, wenn man auf alle seine Gönner gleichsam einerley Verse macht; und ihre Gottesfurcht, Wohl-

thätigkeit ꝛc. mit großem Geschreye erhebt. Eben so verächtlich ist der Kunstgriff, in dem Lobe eines neuern allemal einen alten Helden herunter zu machen. Venus muß nicht mehr schön, Alexander kein Held, Plato kein Philosoph, und Cicero kein Redner mehr seyn, wenn der Poet es so haben will. Oder man schmelzt gar alle große Leute des Alterthums zusammen, um einen einzigen Neuern daraus zu gießen: der doch gemeiniglich kaum werth ist, dem geringsten von jenen die Schuhe aufzulösen. Ein rechtschaffener Poet schämet sich dieser verächtlichen Schmäucheleyen, und lobet keinen, als von dem man was besonders zu sagen und zu rühmen weis.

14. §. Doch da die Gewohnheit es eingeführet hat, auf viele Leute Verse zu machen, wenn uns gleich keine solche ruhmwürdige Eigenschaften von ihnen bekannt sind: so bediene man sich des Kunstgriffes, den Pindar ersonnen hat; wenn er auf die Ueberwinder in den olympischen Spielen nicht viel zu sagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechischen Helden oder Gott, oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war: zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertiget wurde. Diese Erfindung hilft uns zuweilen ganze Bogen füllen, ehe mans gewahr wird. Man erzählet bey Königen und Fürsten das Alterthum ihres Hauses, die Thaten ihrer Vorfahren, in Kriegs- und Friedenszeiten; oder man schildert überhaupt das Bild guter Regenten, Feldherren, oder anderer großer Männer ab. Man beschreibt Tugenden und entgegengesetzte Laster, so viel sich ohne Beleidigung dessen, den man ehren will, thun läßt. Die Gedichte werden auch eben dadurch für andere Leser erbaulicher, und kommen also eher bis auf die Nachwelt, als wenn sie lauter kalte Lobsprüche in sich halten. Zum wenigsten muß man hier und dar lehrreiche Ausschweifungen zu machen bedacht seyn; um dem Ekel der Leser zuvor zu kommen. Man sehe nur zu, daß man nicht gar zu weit gesuchte Materien ausführe; die sich auf keine andere Weise

auf unsern Helden deuten lassen, als wenn man sagt: **Doch, wo gerath ich hin?**

15. §. Die Schreibart aller dieser Gedichte muß, nach Beschaffenheit der Sachen und Personen, davon sie handeln, bald prächtig und erhaben, bald sinnreich und nachdenklich, bald pathetisch, bald auch natürlich werden. Hofrath **Pietsch** hat in seinen meisten Gedichten eine so edle Art des Ausdruckes, und so erhabene Gedanken gebrauchet, daß er zu solchen Lobgedichten fast allein gebohren zu seyn geschienen: wie man unter andern aus seinem Gedichte auf den Grafen zu Waldburg, und dem langen Gesange auf den Prinzen **Eugen** sehen kann, der sich anhebt: **O feuriger Eugen!** der aber einer Ode ähnlicher sieht, als einem heroischen Gedichte. **Opitz** giebt in seinem Lobgedichte auf den König **Vladislas**, ein treffliches Muster einer edlen Einfalt des Ausdruckes. Er geht nicht auf Stelzen, sondern ist von Natur durch die Art seiner Gedanken erhaben. Er kennet die Pflichten eines Königes, und alles dessen, was ihn wirklich groß machet. Dieses schildert er nun so natürlich, daß er seinen Leser dahin reißt, und ihn in Bewunderung seines Helden setzet. Sein Herz, und nicht sein Witz scheint die Feder zu führen, wenn er lobet. Nächst ihm hat **Neukirch** in seinen Lobgedichten auf den König in Preußen die rechte Schreibart in seiner Gewalt gehabt. Auch er flößt lauter edle Bilder von seinem Helden ein: da hergegen **König**, wenn er den Augustus loben will, nur auf seine Stärke, große Nase, und starke Augenbraunen verfällt: gerade als ob solche Kleinigkeiten zu der Würde eines Königes etwas beytrügen. Auch das ist tadelhaft, wenn Dichter in ihren Lobgedichten auf Fürsten, nur ihre Kronen, Gold, Edelsteine, Purpur, Sammt, Trabanten, Pracht und Gefolge loben. Dieß sind Dinge, die zwar des Pöbels Augen blenden, aber keine wahre Größe zeigen. Ein Nero kann sie eben sowohl, als ein Titus und Trajan haben: aber diese wissen andere Mittel, sich ansehnlich und beliebt zu machen. Ein Dichter muß die Gedanken seiner Leser über die Vorurtheile des

gemeinen Wahnes zu erheben, nicht aber darinn zu bestärken suchen. Man hüte sich endlich auch vor allen schwülstigen Ausdrückungen, in welche die lohensteinische Schule eine Zeitlang gerathen war; und wovon auch Neukirch in seiner Jugend angestecket gewesen. Eben deswegen habe ich aus der Sammlung seiner Gedichte, die ich ans Licht gestellet, alle die Stücke ausgeschlossen, darinn dieser böse Geschmack noch herrschete.

16. §. Doch ehe ich dieses Hauptstück schließe, muß ich noch etwas erinnern, was zu diesem und allen vorhergehenden Hauptstücken dieses andern Theiles gehöret. Es betrifft die Titel, die man zu seinen Gedichten machen soll. Hier fragt sichs nun, wie man dieselben einzurichten habe? Viele Leute lieben die gekünstelten oder hochtrabenden, das ist, die metaphorischen oder allegorischen Titel: und diese pflegen ihre vornehmste Erfindungskraft schon auf der Ueberschrift zu verschwenden. Neidhard hat eine Cantate gemacht, deren Titel dieser war: die mit blauen Adlersflügeln gen Himmel geflogenen güldenen Sonnen. Die Erfindung war aus dem Wappen desjenigen Grafen genommen, bey dessen Leiche dieses Stück zur Trauermusik dienete. Wer sieht aber nicht, wie ungereimt die Phantasie des Poeten gewesen, der das Herz gehabt, die blauen Flügel an die Sonnen zu setzen, um sie damit gen Himmel fliegen zu lassen? In andern Gedichten findet man eben solche Ausschweifungen: ja in ganzen Büchern der Poeten ist es nichts seltsames, daß man poetische Trichter, Helikone, Parnasse, Tempel, Altäre, Rosenblätter, Rosengebüsche, Cedern- Lorbern- Myrten- und Cypressen-Hayne, Posaunen, Harfen, Glocken, Cymbeln, und warum nicht auch Schällen? von ihnen zu sehen bekömmt.

17. §. Allein, wenn ich die Wahrheit davon gestehen soll; so machen alle diese metaphorische Titel einem Buche kein sonderliches Ansehen. Die Alten haben ihren größten und besten Gedichten sehr einfache und schlechte Namen gegeben.

Die Ilias und Aeneis, nebst allen Trauerspielen der Griechen, können genugsam davon zeugen. Andere kleine Werke, hießen auch schlechtweg, Ode, Idylle, Satire, Elegie, Schreiben, Sinngedichte, u. s. w. ohne ein großes Geprale von dem wunderwürdigen Inhalte solcher Stücke zu machen. Und in den neuern Zeiten, haben auch die besten Dichter sich solcher hochtrabenden Titel enthalten. Man sieht wohl, daß **Opitz**, **Flemming**, **Kanitz**, **Besser**, **Philander** und **Günther** sich aller dieser weitgesuchten Ueberschriften, sowohl in einzelnen Stücken, als in ganzen Sammlungen enthalten haben. Bey denen aber, die sich auf eine pralerische Art mit seltsamen Ueberschriften breit gemachet haben, hat es mehrentheils geheißen:

> Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu?
> Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Man bleibe also bey einer ungezwungenen natürlichen Kürze in den Titeln seiner Gedichte; und halte fest dafür: daß es weit besser sey, wann hernach im Gedichte oder im Buche mehr enthalten ist, als man aus dem Titel vermuthet hätte; als wenn auf dem Titel mehr wäre versprochen worden, als der Poet im Werke selbst leisten gewollt oder gekonnt:

> Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
> Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.



Des I. Abschnitts VII. Hauptstück.
Von Satiren oder Strafgedichten.

1. §.

Wie die Poesie überhaupt von der Musik und den ersten Liedern ihren Ursprung hat, so ist es auch mit der satirischen beschaffen. Man hat lange vor dem Homer spöttische und schimpfliche Gesänge gemacht, und abgesungen; folglich ist diese Art von Gedichten eben so neu nicht. Aristoteles, der uns dieses im vierten Kapitel seiner Dichtkunst erzählet, setzet hinzu: daß diese Lieder sehr unflätig und garstig gewesen, und daß Homerus sie zuerst von dieser Unart gesaubert, da er in heroischen Versen auf den Margites eine Satire gemacht. Dieser Margites, wie schon bey anderer Gelegenheit gedacht worden, mochte ein Müßiggänger gewesen seyn, der weder einen Schäfer, noch einen Ackermann, noch einen Winzer abgeben wollte; und also nach der damaligen Art ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft war. Auf diesen machte nun Homer ein Strafgedicht, welches er von den oben erwähnten Fehlern der Grobheit und Schandbarkeit befreyete; und gab uns also, nach Aristotels Urtheile, den ersten Begriff von einer guten Satire, wie er uns vom Heldengedichte das erste gute Muster gemacht. Da aber dieses seinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben, die Tragödie zu erfinden; so hat auch jene, nämlich die Satire, zur Erfindung der Komödie Anlaß gegeben.

2. §. Was nun Homer in heroischen Versen gethan hatte, das versuchte, um des Gyges, oder Romulus Zeiten, wie Herodotus und Cicero bezeugen, oder im 3250sten Jahre der Welt, Archilochus in Jamben; die er selbst zu dieser Absicht erfand. Horaz sagt deswegen von ihm:

Archilochum proprio rabies armavit Iambo.

Diesen Vers zu verstehen, muß man die Geschichte wissen, die er voraussetzet. Lykambus hatte dem Archilochus

die **Neobule**, eine von seinen drey Töchtern versprochen. Als dieser nun Ernst machen wollte, so schlug er sie ihm wieder ab, und gab sie einem andern. Das verdroß nun den **Archilochus** dergestalt, daß er aus Rachgier, in jambischen Versen, die allerbeißendste Satire auf ihn machte. Diese brachte nun den **Lykambus** zu solcher Verzweifelung, daß er sich selbst erhieng: ja seine drey Töchter, die er vieleicht auch nicht geschonet hatte, sollen, nach andern, eben das gethan haben. Von dieses **Archilochus** Gedichten sind nur wenige Verse übrig, die **Heinr. Stephanus**, mit den Fragmentis Lyricorum ans Licht gestellet hat. **Archilochus** ward darauf ein Soldat, und blieb in einer Schlacht. Außer dem aber, daß seine Gedichte so beißend gewesen, haben sie auch viel unzüchtige und den guten Sitten zuwider laufende Dinge in sich gehalten: weswegen die Lacedämonier sie in ihrem Staate zu lesen verbothen. Sein Lobgesang auf den Herkules aber, ward so beliebt, daß er bey den olympischen Spielen auf die Sieger allezeit dreymal abgesungen ward. **Apollonius**, der Rhodier, hat sein Leben beschrieben, und **Heraklides** ein Gespräch von ihm gemacht. So berühmt er aber dadurch geworden und geblieben, so wenig Nachfolger hat er in der jambischen Satire gefunden. Man weis keinen einzigen, der ihm darinn nachgeahmet hätte: vieleicht weil seine Schreibart zu viel Merkmaale der Rachgier gehabt, und eher einer persönlichen Lästerschrift, als einer allgemeinen Bestrafung der Laster ähnlich gesehen. Vieleicht hat aber sonst die unflätige Art des Ausdruckes einen Abscheu vor seinen Gedichten erwecket. Die jambischen Verse indessen, die er erfunden, sind in vielen Arten der Gedichte gebrauchet, und beybehalten worden.

3. §. In eben dem Hauptstücke erwähnt **Aristoteles**, daß man noch bis auf seine Zeiten, in vielen Städten satirische Lieder voller Zoten gesungen, ja daß sie sogar durch öffentliche Gesetze eingeführet gewesen. Indessen fielen doch die besten Poeten, die zur Satire ein Naturell hatten, auf die Komödien, die anfänglich durch den **Pratinas**, **Eu-**

polis, Kratinus und Aristophanes in den Schwang; durch den Philemon und Menander aber zur Vollkommenheit gebracht wurde. Denn so beschreibt sie Horaz in seiner IV. Satire des I. Buchs:

Eupolis atque Cratinus, Ariſtophaneſque Poetæ,
Atque alii, quorum Comœdia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur;
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant.

Dieses zeigt uns nun sattsam, was das innere Wesen ihrer Satiren gewesen. Sie waren Abschilderungen lasterhafter oder thörichter Leute, die sich durch ihre Bosheit und närrische Lebensart schon selbst bekannt gemacht hatten. In freyen Republiken, dergleichen in Griechenland überall waren, stund dieses einem Poeten frey. Und da es zwischen den Vornehmen und Geringern allezeit Mishälligkeiten gab: so sah es das Volk gern, wenn auch die obrigkeitlichen Personen, ja die Fürsten ganzer Städte wacker herumgenommen wurden. Als aber die Großen das Ruder des gemeinen Wesens in die Hände bekamen: so wurde diese poetische Freyheit sehr eingeschränket; wie unten in dem Hauptstücke von der Komödie mit mehrerm vorkommen soll.

4. §. Bey den Lateinern sind auch schon in alten Zeiten die fescenninischen Lieder und Stachelgesänge Mode gewesen. Das Landvolk belustigte sich an den Festtagen noch zu Augusts Zeiten daran; und diese mögen wohl dem Lucilius die erste Veranlassung zur Erfindung der lateinischen Satire gegeben haben. Diese ist nun von der griechischen des Archilochus, in der Art von Versen, ganz unterschieden. Denn da jene sich der jambischen bedienet hatten: so schrieb sie Lucilius nach Homers Muster, wieder in alexandrinischen Versen; und zwar mit solchem Erfolge, daß alle seine Nachfolger, Horaz, Juvenal und Persius, auch dabey geblieben. Diese drey haben auch in satirischen Gedichten die höchste Vollkommenheit erreichet: und wir müssen sie uns zu

Mustern nehmen, wenn wir darinn was rechtes thun wollen. Denn ob sich wohl auch nach ihren Zeiten **Lucianus** auf die satirische Schreibart mit gutem Erfolge geleget: so hat er doch nur in ungebundener Rede geschrieben. Auch unter den Neuern haben **Erasmus**, **Ulrich von Hutten**, **Agrippa**, **Henrich Morus**, und viele andere, satirische Schriften genug verfertiget: allein mehrentheils nicht in Versen, so daß wir sie hieher nicht rechnen können. Und ungeachtet es auch an poetischen Satiren in lateinischer Sprache bey Wälschen, Deutschen und Franzosen nicht gefehlet, die man insgemein Menippeas zu nennen pfleget: so ist es doch allemal besser, bey den alten Mustern zu bleiben; dagegen die neuen Lateiner nur allemal Copisten und Stümper bleiben.

5. §. Unter den heutigen Völkern, hat sich fast jede Nation darinn hervorgethan. **Regnier** und **Boileau** sind unter den Franzosen die größten Satirenschreiber gewesen, und **Rousseau** ist ihnen nicht unglücklich gefolget. Unter den Italienern hat sich **Aretin**, so wie in England der Graf **Rochester**, und in Rußland Prinz **Cantemir**, durch seine Satiren einen Namen gemacht; unzähliger andern, die nicht so berühmt sind, zu geschweigen. Bey uns Deutschen, hat zwar **Opitz** in seinen Gedichten hier und da viel satirische Stellen mit einfließen lassen: aber ich finde kein einziges Stück von ihm, das er eine Satire geheißen hätte. **Hans Wilmsen L. Rost**, d. i. Laurenberg von Rostock, gab 1655. in 12. seine vier Scherzgedichte heraus, die in der That Satiren waren. Sie handeln, von der Menschen itzigen verborgenen Wandel und Manieren, von alamodischer Kleidertracht, von vermengter Sprache und Titeln, von der Poesie und Reimgedichten; aber alles in plattdeutscher meklenburgischer Sprache. Sie halten überaus viel Salz und Essig in sich, und wären schon werth, einmal hochdeutsch eingekleidet zu werden. **Rachel** war also der erste, der sich bald nach ihm, durch zehn hochdeutsche Satiren ans Licht wagte: und sich gleichsam dadurch, als unsern **Lucilius** erwies. Er verdient diesen Namen, nicht nur wegen seiner sehr hef-

tigen und beißenden Schreibart, sondern auch wegen der unreinen und harten Verse, die Horaz jenem römischen vorgerücket. Er verdient indessen noch gelesen zu werden: weil er überall eine gesunde Vernunft, eine gute Moral, und einen ziemlichen Geschmack zeiget; wie aus so vielen Stellen, die ich schon aus ihm angeführet, zur Gnüge erhellen kann. Wie aber Boileau sich keine Schande daraus gemachet, zu gestehen; daß er dem Horaz, Juvenal und Persius fleißig nachgeahmet, ja bisweilen ganze Stücke daraus bloß übersetzet: also können wir dieses auch vom Rachel gestehen. In etlichen scheint er ein bloßer Uebersetzer dieser Lateiner, sonderlich Juvenals zu seyn: und es wäre gut, wenn man einmal in einer neuen Auflage, alle die Stellen anmerkte. Zum Exempel soll uns der Anfang der fünften Satire vom Gebethe dienen, wo man Juvenals und des Persius Geist leicht kennen wird.

Sey fröhlich, o Makrin! Halt diesen Tag in Ehren,
Der deiner Jahre Zahl von neuem wird vermehren.
Gib Dank und Opfer her, bring nur ein Löffel Wein:
Mit unserm Schaden will Gott nicht gedienet seyn.
Ein heiliges Gebeth, das nach dem Geiz nicht schmecket,
Sticht hundert Ochsen aus. Du trägest unverdecket
Den Wunsch des Herzens an, bringst alles deutlich vor,
Und raunest insgeheim den Göttern nicht ins Ohr,
Wie sonsten wohl geschieht. Ist jemand da zugegen,
So ruft man laut heraus: „Gib nur in allen Wegen,
„O Jupiter, ein Herz, daß dir zu Dienste sey,
„Mit Schanden unbefleckt, vergnüget, redlich, treu,
„Dem Geiz und Wucher feind!“ Das geht aus vollem Rachen:
Inwendig aber spricht das Herz von andern Sachen,
Und murmelt bey sich selbst: „O! daß das gute Glück
„Mir an Ducaten geb' ein hundert tausend Stück!
„O daß mein alter Freund; daß meine reiche Baase,
„Gar sanft und selig wär bedeckt mit grünem Grase!
„O daß Nikanors Sohn, der näher erbt, als ich,
„Noch heute kriegen möcht den letzten Todesstich:
„Denn wozu dienets ihm, so großes Gut zu erben,
„Deß Leben nichtes ist, als nur ein täglich Sterben;
„Schwarz, mager, häßlich, bleich, vom Fieber ausgezehrt,
„Ein Schatten, sonder Leib, nicht eines Hällers werth.

„Ach möcht ich nur ein Weib mit großem Gut erwerben,
„Die heute käm' ins Haus, und morgen möchte sterben!
„Sieh, wie es Nereus, dem reichen Filze glückt:
„Der schon die dritte Frau bereits zu Grabe schickt."
Dieß ist des Herzens Wunsch. Und daß nun solch Begehren,
Als heilig und gerecht der Himmel mög' erhören:
So gehst du Morgens hin, thust dreymal einen Guß
Vom Tyber auf das Haupt, entsündigest den Fluß
Der hingelegten Nacht ꝛc.

6. §. Im 1676sten Jahre, gab **Martin Kempe**, seine Siegspracht der Dichtkunst in 12. heraus, darinn drey Strafgedichte, die meistentheils die Poesie betreffen, vorkommen. Es sind viel schöne Gedanken, und lebhafte Stellen darinn: doch ist er bey weitem so scharf nicht, als Rachel, und also in keinen Ruff eines Satirenschreibers gekommen. Bald darauf erwachte der **Freyherr von Kanitz**, ein viel feinerer Geist, der sich durch Studien, Reisen, und Umgang mit den artigsten Hofleuten nicht nur eine bessere Lebensart, sondern auch einen bessern Geschmack erworben hatte. Kurz, er ward unser deutscher Horaz. Dieser brauchte seinen Trieb zur Poesie nur insgeheim, zu seiner Belustigung, und gab sich bey seinem Leben gar nicht bloß damit. Wir sehen dieses aus seiner Satire von der Poesie, da er sich selbst die Gefahr vorrücket, wider seinen Willen, als ein Poet bekannt zu werden:

Du meynst zwar, was du schreibst, soll nie das Licht erblicken:
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misgelücken?
Von deinem schönen Zeug entdeck, ich wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht.
So wirst du ein Poet, wie sehr du es verneinest;
Wer weis, ob du nicht bald im offnen Druck erscheinest?
Vieleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der späten Welt einmal hervor gesucht;
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löschpapier gewunden.

Indessen ließ er doch zuweilen seine Gedanken über den Lauf der Welt, und sonderlich das Hofleben, auf eine sehr geschickte und sinnreiche Art aus: die noch heute zu Tage den

Eindruck macht, als ob sie itzo geschrieben wäre. Seine Verse sind rein, und doch nachdrücklich, fließend und doch nicht matt; voller Schärfe, und doch fein, aber allezeit schamhaft und der Tugend treu. Er übersetzte sowohl aus dem Latein, als aus dem Französischen sehr glücklich; wie ein paar Stücke aus dem Horaz und Juvenal, und die Satire vom Adel aus dem Boileau zeigen. Von dieser insonderheit hat mich ein gelehrter Franzos, der hier soviel Deutsch gelernet hatte, daß er sie ganz verstund, versichert: daß sie stärker sey, als das Original. Zum Exempel seiner Kunst im Schildern, will ich aus der IV. Sat. vom Hofleben, seine Abbildung eines obersten Staatsdieners hersetzen:

Wo aber ist der Ort, der einen muntern Geist,
Geschwinder, als der Hof, in seinem Vortheil weist;
Und täglich Anlaß giebt, bey so verschiednen Fällen,
Was man begriffen hat, ans volle Licht zu stellen?
Was fehlet einem wohl, der es so weit gebracht,
Daß er in seiner Höh der Misgunst Pfeil verlacht?
Wenn keiner, neben ihm, dem Fürsten geht zur Seiten,
Den er darf wie ein Freund, nicht wie ein Knecht, begleiten.
Er heißt des Fürsten Arm, der unsre Wohlfahrt stützt:
Sein Ohr, das uns erhört; sein Auge, das uns schützt;
Die Seele, die ihn regt, auf unsr Heil zu sinnen;
Sein Werkzeug, das er braucht, was großes zu beginnen.
Man schreibts dem Unglück zu, wenns etwan übel steht,
Und ihm, daß noch der Staat nicht ganz zu Trümmern geht.
Ihm dankt der Fürst allein, daß er so wohl gesorget,
Wenn der Soldate ficht, und noch der Kauffmann borget,
Ist das nicht folgens werth, wenns einem so gelingt,
Daß aller Ueberfluß durch Thür und Fenster dringt;
Und daß er, sein Geschlecht in hohen Flor zu setzen,
Darf eines jeden Haupt, nach eignem Willen, schätzen?
Er sieht sein prächtig Haus, wie es von Marmel prahlt,
Sein Bild, wie es geprägt, aus hellem Golde stralt.
Die Leichenrede selbst sieht er bey seinem Leben,
Im Vorrath schon gedruckt, an allen Wänden kleben.
Ein solcher, der sich schaut in so erwünschtem Stand,
Hat nicht sein Vatergut vergeblich angewandt,
Und darf der andern Lust in Wahrheit nicht beneiden,
Die ihr Gesicht an Korn, an Schaaf und Kälbern weiden.

7. §.

7. §. Wenn wir also an diesem einen deutschen Horaz aufzuweisen haben, so ist Benjamin Neukirch unser Juvenal zu nennen. Seine männlichen und recht feurigen Satiren, erwerben ihm diesen Namen mit Rechts: zumal, da er nicht mit Scherzen und Lachen, sondern im Ernste und mit brennendem Eifer die bittersten Wahrheiten heraus saget. Zuerst stellte uns dieselben Secr. Hanke unter seinen Gedichten, noch bey des Verfassers Leben, ans Licht: hernach habe ich sie in der Sammlung seiner Gedichte wieder auflegen lassen. Er hat gleichfalls eine Weile in Berlin das Hofleben, und alle Lüste und Beschwerden desselben kennen gelernet. Sein Verdruß brach also zuweilen darüber aus; sonderlich, wenn er erwog, daß er mit seiner Muse, so lange Besser daselbst am Hofe war, nicht empor kommen konnte. Man lobte seine Gedichte, und ließ ihn darben, wie er selbst öfters klaget: da er doch ein Geist war, der wie ein Virgil in Rom, einem neuen Königreiche zu einer der vornehmsten Zierden gereichen konnte. Allein auch sonst hat er seine Gedanken über die Kinderzucht, über die drey Hauptlaster, u. a. m. sehr bitter, und nachdrücklich ausgelassen. Zur Probe will ich ein Stück aus der VII. Satire, auf unverständige Poeten hersetzen; darinnen zugleich ein Theil seines berlinischen Schicksals, unter Friedrichen dem Weisen, und seinem Nachfolger zu sehen ist.

So hab ich manchen Tag und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Lust in Zucker zugemessen;
Betrüger reich gemacht, mich aber gar vergessen.
Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut;
Und Preußens Salomo, den ich mit Recht gepriesen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewiesen:
Ward doch durch seinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wucherschaar, bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen;

Die Zungendrescherey den Musen nachgesetzt,
Und wahre Weisheit mehr, als Geld und Gut, geschätzt;
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht noch zu rechter Zeit in Schulenstaub gesprungen;
Die matte Dürftigkeit im Mantel eingehüllt,
Mit leerer Wissenschaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wöchentlich ein Lied für Thaler hingeschrieben.
Hiebey verbleibt es nicht. Die schwärmende Vernunft
Der von der Hungersucht bethörten Dichterzunft,
Die sich durch falsche Kunst auf den Parnaß geschlichen,
Von der gesetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen schmiert,
Und alle Messen fast ein todtes Werk gebiehrt;
Wird so verwegen schon, daß sie Gesetze stellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderclassen weist,
Horazens Dichterkunst verrauchte Grillen heißt,
Und alles, was sich nur nach alter Kraft beweget,
Auf lüsternem Papier mit Dinte niederschläget.
Da nun dieß Wespenheer von Tag zu Tage wächst,
Und jeder Knabe schon nach Narrenwasser lechzt:
Was Wunder ist es denn, wenn Ruhm und Ehre stirbet,
Die Kunst zu Grabe geht, und Tugend gar verdirbet?

8. §. **Philander, Menantes und Corvinus**, haben uns zwar satirische Gedichte geliefert, allein, sie sind mehrentheils zu matt, und zu wässerig gerathen: **Günther** aber ist zu jung in das Strafamt getreten, daher seine Satiren nur Rhapsodien heißen können, die ihm eine ausschweifende Jugendhitze eingegeben. Er denket zwar bisweilen sehr munter, feurig und glücklich; allein mehrentheils ohne Ordnung und Regel: denn er fällt von einem aufs andere, das sich zu keiner Hauptabsicht zusammen reimet. Ja oft scheinen gar die Reime seine Verse gemacht zu haben; weil die Sachen sich nicht besser zusammen schicken, als ob er sie zusammen gewürfelt hätte. Indessen verdient er so gut, als ein **Rousseau** gelesen zu werden, mit dem ihn der Herr von **Bar** verglichen hat. Wie sehr ist es zu bedauren, daß dieser starke Dichter seine Epitres diverses, nicht in deutscher Sprache geschrieben hat: so würden wir ihn mit Recht für unsern

unsern stärksten Satirenschreiber ausgeben können, der allen Ausländern Trotz zu biethen im Stande wäre. Die gesunde Vernunft und die Wahrheit scheinen ihm selbst die Feder geführet zu haben: so richtig sind alle seine Aussprüche. Die Materien, davon er schreibt, sind viel wichtiger, als des **Boileau** seine; der sich mehrentheils nur mit den elenden Scribenten herumzanket. Itzo aber, da er französisch geschrieben, hat er das Schicksal, daß er den meisten seiner Landsleute unverständlich ist; von den Franzosen aber dennoch, aus bloßem Neide nicht gelobet, ja wohl gar noch wegen einiger, obwohl sehr geringen Sprachfehler getadelt wird. Von unserm dunkeln und gezwungenen **Persius** könnte ich auch wohl etwas sagen, indem es uns an diesem auch nicht fehlt. Doch weil er noch lebt, so läuft es wider die Regel, die ich mir gemacht habe. Ein jeder, der den lateinischen Dichter kennt, wird schon wissen, wen ich im Deutschen meyne.

9. §. Nach dieser kurzen Historie der Satire, wird es leicht seyn, eine Beschreibung derselben zu geben. Sie ist nämlich ein moralisches Strafgedicht über einreißende Laster, darinn entweder das Lächerliche derselben entdecket; oder das abscheuliche Wesen der Bosheit, mit lebhaften Farben abgeschildert wird. Man sehe das obenangezogene vierte Hauptstück der Poetik **Aristotels** nach, so wird man eben dergleichen Beschreibungen davon antreffen. Man kann also sagen, die Satire sey eine Abschilderung lasterhafter Handlungen, oder das Gegentheil von den Lobgedichten: welche nur die guten und löblichen Thaten der Menschen abschildern und erheben. Beyde sind also zu Ausbreitung und Fortpflanzung der Tugend erfunden, ob sie wohl verschiedene Mittel dazu wählen. Lob und Tadel haben bey den Menschen viel Kraft: wenn sie nur in den rechten Händen sind, und zum Behuf des Guten, und zu Unterdrückung des Bösen recht angewendet werden. Diese Absicht soll nun ein Satirenschreiber haben. Indessen könnte man die Satire auch den Schäfergedichten entgegen setzen, welche den unschuldigen Zustand des gülde-

nen Weltalters abschildern. Man kann sie aber auch in zwo Hauptgattungen eintheilen, nämlich in die lustige oder scherzhafte, und in die ernsthafte oder beißende Satire. In jener ist Horaz, und bey uns Kanitz; in dieser aber sind Juvenal, und bey uns Neukirch Meister gewesen.

10. §. Dacier in seinem Tractate von der Satire, hält dafür, man müsse den Grund der Satiren in der christlichen Lehre von der brüderlichen Bestrafung suchen. Allein vergebens. Diese wird gegen einzelne Personen ausgeübet, mit welchen man noch dazu in besonderer Freundschaft und Vertraulichkeit steht; und hat so vieler Behutsamkeit vonnöthen, daß man erst allerley Stuffen durchgehen müßte, ehe man bis zu einer so öffentlichen Beschreibung des Lasters fortschreiten könnte. Die satirische Poesie aber straft die herrschenden Laster überhaupt, und zwar öffentlich, ohne alle Umschweife, oder besondere Erlaubniß. Einen ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen, und das Böse zu strafen, hat ein Poet auch nicht: und daher glauben viele, es stünde den geistlichen Lehrern allein zu, wider die öffentlichen Laster zu eifern. Allein, auch diese irren, wenn sie meynen, daß man zu Beförderung des Guten, und zu Ausrottung des Bösen im gemeinen Wesen einen besondern Beruf haben müsse. Ist nicht ein jeder rechtschaffener Bürger verbunden, für sich selbst, zur Aufnahme und Wohlfahrt der Republik so viel beyzutragen, als er kann? Und was bedarf er also einer neuen Bestallung, seine Einsicht in moralischen Dingen, zur gemeinen Besserung in Schriften zu zeigen? Hierzu kömmt noch die Liebe zur Tugend, und der heftige Abscheu vor den herrschenden Lastern, der einen ehrlichen Juvenal so lange innerlich quälet, bis er endlich losbricht:

Difficile est, Satyram non scribere. Nam quis iniquæ
Tam patiens urbis, tam ferreus, ut teneat se?

Und bald darauf, in eben der ersten Satire:

Quid referam, quanta siccum jecur ardeat ira,
Cum populum gregibus comitum premat, hic spoliator
Pupilli prostantis?

So

So lange es also recht seyn wird, das Böse zu hassen; so lange werden auch die Satirenschreiber keiner weitern Vertheidigung nöthig haben: wenn sie sich nur nicht an unschuldige Leute machen, und Dinge für Laster ausschreyen, die keine sind. Denn in solchem Falle werden sie Lästerer und Pasquillanten. Man sehe hiervon nach, was in der vernünftigen Tadl. II. Th. XXX. St. von dem Unterschiede der wahren Satire und ehrenrühriger Pasquille ausführlicher gesaget worden.

11. §. Und in der That muß man sich wundern, warum man denen, die in gebundener Schreibart wider die Laster eifern, das Handwerk, so zu reden, legen wollen: da mans doch den Philosophen niemals untersaget hat, solches in ungebundener Rede zu thun. Wer lobt nicht die Schriften eines **Theophrasts**, des **Seneca**, des **la Bruyere**, des **Zuschauers**, **Philanders von Sittewald**, und anderer Moralisten von dieser Art? Wer weis aber nicht, daß sie sich sehr oft einer weit schärfern satirischen Schreibart bedienet haben, als die heftigsten Poeten? Soll es nun prosaisch nicht schädlich seyn, die Auslachenswürdigkeit und Abscheulichkeit der Laster und ihrer Sklaven abzuschildern: warum soll dieses nur poetischen Geistern nicht frey stehen? Einmal sind beyde Moralisten; beyde Liebhaber der Tugend, und Feinde der Bosheit; beyde Vertheidiger der Gesetze, und redliche Bürger. Das Sylbenmaaß und die Reime können zum höchsten nichts mehr bey der Sache ändern, als daß die Strafpredigten der Poeten desto lieber gelesen und wohl gar auswendig gelernet werden: welches aber nur ihre Nutzbarkeit vergrößert, und ihnen einen desto größern Vorzug vor allen andern Sittenschriften einräumet.

12. §. Wie man leicht sieht, so setze ich hier zum voraus: daß ein Satirenschreiber ein Weltweiser sey, und die Lehren der Sitten gründlich eingesehen habe. Diese Eigenschaft desselben ist leicht zu erkennen, wenn man nur zehn oder zwanzig Zeilen einer solchen Satire liest. Es gehört aber auch sonst ein reifes Urtheil und eine gute Einsicht in alles, was wohl, oder übel steht, für einen satirischen Dichter.

Denn

Denn nicht nur das moralische Böse; sondern auch alle Ungereimtheiten in den Wissenschaften, freyen Künsten, Schriften, Gewohnheiten und Verrichtungen der Menschen, laufen in die Satire. Horaz und Boileau haben viele Proben davon gegeben, und Pope hat in seinem Essay on Criticism, ob dieß gleich ein dogmatisches Gedicht seyn soll, viel satirisches wider den verderbten Witz mit einfließen lassen. Ein anderer Engländer hat einen Harlequin-Horace, in der Absicht geschrieben, und die horazische Dichtkunst, auf eine ironische Art, ganz umgekehrt vorgetragen. Eine gesunde Vernunft und ein guter Geschmack ist also demjenigen unentbehrlich, der andere strafen will; damit sich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe. Man sieht aber hieraus, auch ohne mein Erinnern schon, daß unschuldige natürliche Fehler nicht unter die Satire fallen. Z. E. ein Höckerichter, Lahmer, Einäugigter, u. d. gl. müssen von keinem rechtschaffenen Poeten, ihrer Gebrechen halber, verspottet werden: es wäre denn, daß sich ein solcher Mensch für einen Adonis hielte, oder an seinem verstümmelten Leibe, durch seine Laster selbst Schuld hätte, und dadurch bestrafenswürdig wäre. Noch thörichter wäre es, jemanden seine lange oder kurze Person vorzurücken: gerade, als ob es in eines Menschen Vermögen stünde, seiner Länge etwas zuzusetzen, oder abzunehmen! Ja, wenn ein kleiner Kerl sich gar zu hohe Absätze machte, oder desto höhere Perrücken trüge, um größer zu scheinen, als er ist; oder wenn ein langer Mensch krumm und gebückt einher gienge, um kleiner auszusehen: so wäre beydes werth, ausgelacht zu werden.

13. §. Es erhellet auch aus dem obigen, daß derjenige nicht den Namen eines satirischen Poeten verdienet; der bloß aus Neid, Rachgier, oder andern Gemüthsbewegungen angetrieben, jemanden in Schriften angreift. Solche Niederträchtigkeit widerspricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweisen haben: und wo dieser aufhöret, da höret auch der Satiricus auf; oder da wird er vielmehr zum Lästerer. Es ist also eine thörichte Sache, wenn man fraget: was

doch dieser oder jener dem Poeten gethan haben müsse, dadurch er bewogen worden, ihn abzuschildern? Die Antwort ist leicht. Je weniger er dem Poeten zuwider gethan, desto mehr ist derselbe zu loben: weil er ihn ohne Rachgier, und ohne Parteylichkeit, bloß seiner Laster halber, zum Abscheu und Gelächter gemacht. Die Satire würde ihren ganzen Werth verlieren, wenn sie nur eine Vergeltung der ihrem Verfasser wiederfahrnen Beleidigungen wäre. Und ich würde den gewiß für einen Pasquillanten halten, der, wie **Archilochus** gethan, auf seinen Feind ein Spottgedicht schriebe; gesetzt, daß er das größte Recht dazu hätte. Indessen scheint **Rachel** auf die Art verstoßen zu haben. Seine achte Satire hebt so an:

> So soll ich nicht einmal empfindlich mich erzeigen?
> Und wie ein stummer Fisch dem Midas = Bruder schweigen?
> Wer hat denn eben ihm zum Schmähen nur vergunnt,
> Und mir zur Noth und Schutz verschlossen meinen Mund?

Auch **Günther** scheint mir in diesem Stücke tadelhaft zu seyn, weil er den **Crispin** so grausam gestriegelt, der ihm vorher so manches mochte in den Weg gelegt haben. Eben so dünkt mich **Neukirchs Asinius** nicht den Namen einer Satire zu verdienen. Auch **Pietschens** Abschilderung eines obwohl häßlichen Vorbildes, scheint eher ein Pasquill, als eine Satire zu seyn; da sie nicht herrschende Laster, sondern einen einzigen Menschen zum Gegenstande hat. Hingegen **Claudians Ruffinus**, den jener nachgeahmet hat, dünkt mir eine weit bessere Satire zu seyn: weil sie nach **Ruffins** Tode gemachet worden, und ich keine Spur darinn finde, daß der Verfasser sich an demselben habe rächen wollen.

12. §. Noch eins wird man fragen, ob es nämlich auch erlaubt sey, die bestraften Personen mit Namen zu nennen? Ich antworte: die Alten haben es ohne Scheu gethan, und **Boileau** ist ihnen darinn gefolget, hat sich auch in seiner Abhandlung über die Satiren deswegen verantwortet. In der That zieht solches zwar viel Gutes, aber auch viel Böses nach sich. 1) Hindert der Poet dadurch, daß man seine

Verse nicht auf die unrechten Personen deute; welches sonst gemeiniglich geschieht. Zum 2) fürchten sich die Lasterhaften desto mehr: denn

> Ense velut stricto, quoties Lucilius ardens
> Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
> Criminibus; tacita sudant præcordia culpa.
> Inde iræ, et lacrimæ.

Zum 3) aber ist es für den Poeten mehrentheils gar zu gefährlich, sonderlich, wenn es vornehme Leute sind. Nun hat man zwar einen Kunstgriff erfunden, unter erdichteten Namen, die kein Mensch hat, das Laster zu beschreiben. Wiewohl, diesem gedachten Uebel vorzubeugen, ist auch dann kein Mittel, wenn man gleich erdichtete Namen braucht. Je größer nämlich die Personen sind, desto bekannter sind auch ihre Fehler, und man erkennet also die Abbildung derselben, auch ohne Namen schon. Die Engländer bedienen sich der Art, den ersten und letzten Buchstaben, ja wohl ganze Sylben davon auszudrucken, und den Zwischenraum mit ein paar Strichen auszufüllen. Denn nach ihren Gesetzen sind sie nicht eher straffällig, als bis sie den ganzen Namen dessen, den sie durchziehen, hingesetzet haben. Man mag es aber machen, wie man will; so ist der Unwillen der Getroffenen nicht zu vermeiden: und wer diesen nicht erdulden kann, der muß sich entweder mit keiner Satire ans Licht wagen; oder doch nur solche Laster beschreiben, die kein Mensch begeht, das heißt, eine vergebliche Arbeit thun.

13. §. Die Art von Versen, die man zu Satiren brauchet, ist bey uns die lange jambische, mit ungetrennten Reimen. Diese kömmt den griechischen Jamben näher, als die lateinischen alexandrinischen Verse der Lateiner. Wir haben auch nur den einzigen Harpax von Kanitzen, und irgend ein Paar von Günthers Satiren, die in verschränkten Reimen, nach Art der Elegien, gemacht sind. Die satirische Schreibart aber, welche die natürlichste und ungezwungenste von der

Welt seyn muß, wie Horaz vielmals erinnert hat, erfodert eine gewisse Freyheit, die sich für jene Art am allerbesten, für diese aber gar nicht schicket. Nun haben zwar einige auch satirische Oden gemacht, deren verschiedene in den hofmanns- waldauischen Gedichten, und in der Poesie der Niedersachsen stehen. Horaz selbst hat die Muster dazu gegeben, und darinnen der Gewohnheit der ältesten Griechen, sonderlich in den Chören der alten Komödie; imgleichen der fescenninischen Lieder bey den Lateinern nachgeahmet. Auch vom König Laber, berichtet Aventin, daß er gebothen, des Abends, bey angezündeten Lichtern, satirische Lieder auf die Lasterhaften zu singen. Warum sollte es denn einem heutigen Dichter verbothen seyn? Allein, ein Handwerk daraus zu machen, will ich keinem rathen.

14. §. Ich kann nicht umhin, auch hier, wie schon etlichemal geschehen, des Boileau Gedanken von der Satire anzuführen: dem so wohl der Herr von Valincourt, in einer Rede, so er nach dessen Tode in der französischen Akademie gehalten; als der Herr Des Maizeaux in der Lebensbeschreibung desselben das Zeugniß gegeben, daß ihn sein rechtschaffenes, tugendhaftes und ehrliebendes Gemüth zum Satirenschreiber gemachet habe. Er beschreibt uns auch die Satire nicht anders:

L'Ardeur de se montrer, et non pas de medire,
Arma la Verité du Vers de la Satire.
Lucile le premier osa la faire voir,
Aux Vices des Romains presenta le Miroir,
Vangea l' humble Vertu de la Richesse altiere,
Et l' honnête Homme à pied, du Faquin en Litiere.
Horace à cette Aigreur mêla son Enjoûment,
On ne fut plus ni Fat ni Sot impunement.
Et Malheur à tout Nom, qui propre à la Censure,
Put entrer dans un Vers, sans rompre la Mesure.

Perse en ses Vers obscurs, mais serrés et pressans,
Affecta d'enfermer moins de Mots, que de Sens.

De ces Maitres savans Disciple ingenieux,
Regnier seul parmi nous formé sur leurs Modelles,
Dans son vieux Stile encor a des graces nouvelles.
Heureux! si ses Discours craints du chaste Lecteur,
Ne se sentoient des Lieux où frequentoit l' Auteur;
Et si du Son hardi de ses Rimes cyniques
Il n'allarmoit souvent les Oreilles pudiques.

Le Latin dans les Mots brave l' Honnetteté,
Mais le Lecteur françois veut étre respecté.
Le moindre Sens impur la Liberté l'outrage,
Si la Pudeur des Mots n'en adoucit l' Image.
Je veux dans la Satire un Esprit de Candeur,
Et fuis un Effronté qui préche la Pudeur.

D. i. Die Begierde, sich sehen zu lassen, und nicht zu lästern, bewaffnete die Wahrheit mit den satirischen Versen. Lucil war der erste, der sich erkühnte, sie zu zeigen. Er hielt den Lastern der Römer einen Spiegel vor, und rächete die demüthige Tugend an dem stolzen Laster; den ehrlichen Mann zu Fuße, an dem Gecken in der Sänfte. Horaz mischte in diese Bitterkeit sein lustiges Wesen. Keiner konnte mehr ungestraft ein Thor oder ein Narr seyn; und wehe jedem Namen, welcher, da er eines Tadels fähig war, sich in den Vers schickte, ohne das Sylbenmaaß zu stören.

Und nachdem er dergestalt noch den Persius, Juvenal und Regnier beschrieben, bezeigt er seinen Ekel und Abscheu vor den unzüchtigen Ausdrückungen und groben Unfläthereyen derselben:

Wie gut wäre es für ihn (den Regnier) wenn seine Reden, die ein keuscher Leser scheuet, nicht nach den Oertern röchen, die der Urheber besuchte; und wenn er durch seine cynischen Reime, schamhafte Ohren nicht so oft beunruhigen möchte.

Das Latein trotzet, mit seinen Redensarten, aller Ehrbarkeit: allein heute zu Tage will ein Leser damit geschonet werden. Die allergeringste Unreinigkeit verletzet ihn mit ihrer Frechheit; wenn nicht die Schamhaftigkeit in Worten, die Vorstellungen mildert. Ich fodre in der Satire einen aufrichtigen Schriftsteller, und fliehe einen Unverschämten, der mir die Schamhaftigkeit prediget.

Diesen Text kann man bey uns auch Racheln, und sonderlich Günthern lesen, die sich ebenfalls bescheidener hätten verhalten sollen; und denen man also nicht darinn zu folgen, befugt ist. Wer andern ein Sittenlehrer seyn will, der muß selbst nicht durch seine Schreibart zu verstehen geben, daß er lasterhaft ist: sonst wird man von ihm urtheilen, wie Quintilian vom Afranius schreibt: Togatis excelluit Afranius; utinamque non inquinasset argumenta, puerorum fœdis amoribus, mores suos fassus! Lib. X. c. 1.



Des I. Abschnitts VIII. Hauptstück.

Von dogmatischen Gedichten.

1. §.

Wir haben in dem ersten Hauptstücke des ersten Theils gesehen, daß die Dichter die ältesten Lehrer des menschlichen Geschlechtes gewesen; und daß also die Dichtkunst die Weltweisheit der rohen Völker abgegeben. Diesen Begriff bestätiget nichts so sehr, als die Betrachtung einer großen Menge von eigentlichen Lehrgedichten, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben; und die uns H. Stephanus, unter dem Titel, Poesis Philosophica, ans Licht gestellet. Nun leidet es zwar mein Raum hier nicht, von allen denselben zu reden: allein von den vornehmsten muß ich doch einige Nachricht geben, um die Regeln der dogmatischen Poesie daraus zu ziehen. Dieses wird zugleich deutlich zeigen, daß die Poeten nicht nur das Belustigen, sondern auch ganz eigentlich das Unterrichten ihrer Leser zum Zwecke gehabt:

> Aut prodesse volunt, aut delectare Poetæ;
> Aut simul & jucunda, & idonea dicere vitæ.

Aus den fabelhaften Gedichten allein wollen dieses einige Feinde der Dichtkunst, z. E. Le Clerc, noch nicht sattsam einsehen: wie denn dieser in seinen Parrhasianen die Poeten mit geschickten Kegelspielern vergleicht, und nicht begreifen kann, wozu sie einer Republik nütze wären. Siehe in der kritisch. Beytr. VI. B. a. d. 572. u. f. S. meine Uebersetzung, von dieser Abhandlung, nebst den Anmerkungen dazu. Allein aus den eigentlichen Lehrgedichten muß die Sache so deutlich ins Auge fallen, daß die Absicht der Dichter auch das eigentliche Lehren gewesen sey, und seyn könne: wie ich in der lateinischen Abhandlung, die ich vor der leipziger

Ausgabe von des Card. Polignac, Antilucrez, deutlich erwiesen habe. Man sehe auch in der Geschichte der parisischen Akademie der schönen Wissenschaften VI. B. XII. Art. a. d. 132. u. f. S. was Racine daselbst sehr gelehrt von dieser Sache geschrieben hat.

2. §. Die allerältesten Gedichte dieser Art würden unstreitig die sybillinischen Orakel seyn: wenn es nur ausgemacht wäre, daß dieselben nicht in neuern Zeiten untergeschoben worden. Allein ihr Inhalt zeiget zur Gnüge, daß die noch vorhandenen Bücher derselben von denen ganz unterschieden sind, deren Livius und andere Alten gedenken. Diese zielten nämlich zu Beförderung der Abgötterey, und des Heydenthums ab: dahingegen jene allenthalben das klare Christenthum im Munde führen; und auf den Götzendienst los ziehen. Zudem findet man, daß die wahren sybillinischen Bücher, die zu Rom bis auf des ältern Theodosius Zeiten, von den Zehnmännern zu Rathe gezogen werden mußten, unter dem Honorius vom Stilicon verbrannt worden: worüber denn die Heyden sehr bittere Klagen geführet. Rutilius Numatianus schreibt davon im XI. Buche:

> Nec tantum Geticis grassatus proditor armis,
> Ante Sybillinæ fata cremavit Opis.
> Odimus Althæam consumti fœdere torris;
> Nisæum crimen flere putantur aves.
> At Stilicho æterni fatalia pignora libri,
> Et plenas voluit præcipitare colus.

Und wie ungereimt ist es nicht, zu glauben, daß die blinden Heyden, ein größeres Licht vom künftigen Meßias gehabt haben sollten, als die Juden; denen die Propheten nur räthselhaft davon geweissaget. Die Sybille nennet ausdrücklich den Namen der Mutter Christi, Maria, und ihres Sohnes Jesus; die ein Esaias nicht wußte. Kein Prophet hatte vorher gesaget, daß Jesus im Jordan getaufet werden würde: aber die Sybille weis es; ja sie setzet auch hinzu, die ganze Dreyeinigkeit werde sich dabey offenbaren. Wo bleibt

nun noch die so berufene Dunkelheit der sybillinischen Schreibart; die sich in den vorhandenen Gedichten gar nicht findet? Ja dieser ihr Ausdruck ist nicht einmal recht griechisch, sondern wimmelt von Fehlern. Endlich zeiget der Inhalt, daß die Verfasser derselben allererst um die Zeit der Antoninen gelebet: ob gleich die vermeynte Sybille vorgiebt, sie sey mit ihrem Manne beym Noah im Kasten gewesen. S. den **Vossius** de Poetis græcis Cap. I. a. d. 3. u. f. S.

3. §. Die heilige Schrift liefert uns also an dem Buche Hiobs, an den Sprüchen, und dem Prediger Salomons unstreitig die allerältesten Lehrgedichte, die nur vorhanden sind. Daß nämlich Hiobs Buch das älteste Stück der Schrift sey, bekennen alle Ausleger; und daß es poetisch geschrieben sey, gestehen sie gleichfalls; wenn man den Eingang davon ausnimmt. Doch so verschieden die Schreibart desselben klingt, so gewiß ist auch dieser poetisch; so gar, daß **Josephus** deswegen dieß Buch für ein episches Gedicht ausgegeben hat. Es würde sich auch so ziemlich zu dieser Classe rechnen lassen: wenn nicht die Zahl der Gespräche und moralischen Unterredungen, die Erzählungen bey weitem überträfe; als die nur im ersten und letzten Kapitel hauptsächlich vorkommen. Der Hauptinhalt ist also unstreitig dogmatisch; indem Hiob mit seinen Freunden von den Wegen der Vorsehung, von der Gerechtigkeit Gottes, von der Tugend und dem Laster, und von beyder Belohnungen und Strafen handelt. Seine Lehrart aber wird dadurch desto lebhafter, daß sie ganz dramatisch, oder gesprächsweise abgefasset ist. Kurz, es ist ein Meisterstück in seiner Art. **Salomons** Vortrag hingegen ist in seinen Schriften ganz davon unterschieden. Er redet lauter Sprüche, und drücket seine Sittenlehren sehr kurz aus: nicht anders, als ob er die Regel **Horazens** vor Augen gehabt hätte:

Quidquid præcipies esto brevis! ut cito dicta,
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

Dieses

Dieses ist nun durchgehends im Oriente, bis nach China hin, die älteste Lehrart gewesen. In seinem Prediger suchet Salomon zwar hauptsächlich die Wahrheit zu behaupten, daß alles eitel sey: doch kommen noch viel andere vortreffliche Lehren vor, die er sehr rührend einzuschärfen weis. Wenn das Buch der Weisheit, und das Buch Sirachs poetisch abgefasset wären: so würde man sie ebenfalls in diese Classe rechnen können. Allein sie würden auch in neuern Zeiten, lange nach dem **Hesiodus** gehören.

4. §. Der älteste heydnische Lehrdichter bleibt also wohl **Hesiodus**, aus Cuma gebürtig, der um **Homers** und des **Eumelus**, eines andern Dichters Zeiten gelebet, in **Ascra** einem Flecken am Fuße des Berges Helikon erzogen, ja selbst ein Priester Apollons gewesen seyn soll. Ein großer Beweis seines Alters ist es, daß er selbst anmerket, das Gestirn **Arkturus** sey zu seiner Zeit in Böotien, den 8 März, ακρονυχος aufgegangen: woraus **Jos. Scaliger**, in seinen Anmerkungen über den **Eusebius** beobachtet: man könne in Bestimmung seiner Zeit über siebenzig Jahre nicht fehlen. Er muß nämlich um die Zeit der ersten Olympiaden, oder um des Romulus Zeiten gelebet haben. Sein vornehmstes Werk, das hieher gehöret, sind seine Εργα και Ἡμεραι, wiewohl auch seine **Theogonie**, und sein Schild des Herkules zu dieser Classe gerechnet werden können. In dem ersten muntert er zuförderst den **Perses** zum fleißigen Ackerbaue auf; nachdem er ihn aus der Fabel vom **Prometheus**, dem **Epimetheus**, und der **Pandora** belehret: woher es komme, daß es dem Menschen itzo so sauer werde, seine Lebensmittel aus der Erde zu ziehen? Ferner lehret er diesen Freund, alle Tage im Jahre, daran gewisse Feldarbeiten, oder andere Beschäfftigungen eines Landmannes vorgenommen werden müssen: als welche Kenntniß in den alten Zeiten, ein großes Stück der allernützlichsten Weisheit der Menschen ausmachete. In der **Theogonie** lehret er seine Leser gleichsam den Ursprung aller Dinge, d. i. der Götter und der Welt nach seinem und anderer Weisen damaligen Begriffe. Es ist

wahr, daß hier viel Fabeln mit vorkommen, die sich sehr schwer erklären lassen. Allein wer will es von seinen Zeiten fodern, daß sie eine bessere Einsicht gehabt haben sollen? Die Welt riß sich damals erst aus ihrer Rauhigkeit und Dummheit; darinn sie so viel Jahrhunderte begraben gelegen hatte. Es war also schon viel, daß es nur einige gab, die an solche erhabene Dinge zu denken anfingen, und auch andere auf solche Gedanken bringen konnten.

5. §. Ferner finden wir, daß **Xenophanes**, **Parmenides**, und **Empedokles**, der Sicilianer, von der Naturlehre in Versen geschrieben. **Theognis** hat schöne Sittenlehren in kurze Sprüche poetisch eingekleidet; **Timon**, der Phliasier, ein pyrrhonischer Weltweiser, und **Kleanthes**, des zittischen Zenons Nachfolger in der Schule, haben gleichfalls philosophische Gedichte geschrieben; und von diesem letzten habe ich oben im XII. Hauptstücke des I. Th. a. d. 404. und 405. S. eine Probe gegeben. **Aratus**, ein Sternkundiger, hat seine ganze Wissenschaft des Himmels in einem poetischen Werke vorgetragen; welches den samischen **Aristarch**, zweene **Aristyllen**, zweene **Krates**, zweene **Eueneten**, den **Numenius**, den magnesischen **Pyrrhus**, einen gewissen **Thales**, und den **Zeno** zu Auslegern, den **Cicero** aber zum Uebersetzer bekommen; wie wir noch in seinen Schriften finden. Unter dem **Ptolomäus Auletes**, oder dem Flötenspieler, lebte ein **Alexander**, der eine Kosmographie in Versen hinterlassen: und um **Cicerons** Zeiten lebte **Philodemus**, ein Epikurer und Dichter. Unter dem **Nerva** und **Trajan**, schrieb der Epheser **Rufus** sechs Bücher in heroischen Versen von Kräutern, wie **Galenus** erwähnet; und unter dem **Antoninus** blühete **Marcellus Sidites**, der die ganze Arzneykunst in 42. poetischen Büchern beschrieben. **Amphilochius**, Bischof in Ikonien, schrieb ein jambisches Gedicht, darinn er einem Freunde rieth, was für Bücher der heiligen Schrift er lesen sollte. Und wird man endlich nicht auch den **Tzetzes** hieher rechnen müssen, der uns in seinen Chiliaden eine Menge alter Begeben-

gebenheiten gelehret hat, die wir sonst nicht wissen würden? wiewohl er auch viel abgeschmacktes Zeug mit eingestreuet hat.

6. §. Kommen wir auf die Lateiner, so steht hier **Lucretius** billig oben an, der in Hexametern die ganze epikurische Naturlehre beschrieben, und sie so viel möglich, mit poetischen Zierrathen ausgeputzet hat. Allein hin und wieder ist seine Schreibart zu prosaisch und matt, auch mit vielen unnützen Umschweifen erfüllet, die sich für Verse nicht schicken. Ungleich edler hat **Virgil** den Feldbau beschrieben, darinn er gewiß auch den **Hesiodus** übertrifft, und alle Künste der edelsten poetischen Schreibart bey einer Materie angebracht, die derselben am wenigsten fähig zu seyn schien. S. die oben angeführte Abhandlung des **Racine**, von den dogmatischen Gedichten, in der Historie der paris. Akad. der schön. Wissens. VI. B. **Ovidius** hat nicht nur von der Kunst zu lieben, und den Gegenmitteln wider die Liebe, dogmatische Gedichte geschrieben, sondern selbst seine Verwandlungen und Zeitbücher, oder Fastorum Libri, gehören hieher; darinn er nämlich seine Leser von den ältesten Dingen, dem Ursprunge der Welt, u. d. m. belehren will. **Horaz** schrieb seine Dichtkunst, auch als eine dogmatischer Poet. Des **Cato** moralische Disticha sind jedermann bekannt. **Boethius** streuete in seine philosophischen Trostbücher sehr viel dogmatische Gedichte von den wichtigsten Lehren der Weltweisheit in allerley Versarten ein: **Prudentius** aber brauchte gar die Dichtkunst, die Lehren des Christenthums darinn vorzutragen. Seine **Apotheosis**, widerlegt die Secte derer, die da lehrten, Gott der Vater hätte im Sohne gelitten. Seine **Hamartigenia** ist wider die Marcioniten gerichtet, und erkläret den Ursprung des Bösen. Seine **Psychomachie** lehret den Streit wider die Sünde, in einer beständigen allegorischen Fabel, die fast einer epischen Erzählung eines Krieges ähnlich sieht. Endlich auch das Gedicht wider den Symmachus, gehört hieher. Was würde ich nicht aus den mittlern Zeiten für eine Menge dogmatischer Dichter anführen müssen, wenn ich mir **Leysers** Historie derselben

zu Nutze machen wollte? Ich will aber nur aus dem XII. Jahrhunderte den **Marbodeum** de Lapidibus pretiosis anführen, den Herr **Brückmann** 1704. wieder in 4. drucken lassen; davon wir auch alte deutsche Uebersetzungen haben. Unter neuern Dichtern fallen mir itzo Daniel **Hermanns**, eines Preußen, Werke in die Hände, den ich schon, wegen seines epischen Gedichtes, auf die Stiftung der straßburgischen Universität 1567. und vieler andern Lobgedichte wegen, unter die heroischen Dichter hätte rechnen können. Aber er hat auch auf den Fall Adams und die Erlösung des menschlichen Geschlechtes, imgleichen ein anders von dem Begräbnisse Christi, und noch ein anders de Vita Litterata, sive Scholastica, ein langes Lehrgedicht zu Straßburg öffentlich hergesaget. Die ganze Sammlung ist 1604. zu Riga in 4. gedruckt. Des **Palingenius** Zodiacus Vitæ ist ebenfalls ein philosophisch moralisches Gedicht, das sehr angenehm zu lesen ist. Endlich hat **Schotanus** ein metaphysisches aus des **Cartesius** Meditationen, unser Herr D. **Hebenstreit** eine metrische Physiologie; Milcolumbus Flemyng zu Amst. 1741. in 8. die Neuropathiam, Poema medicum; und Bened. Stay endlich zu Rom 1747. eine ganze Philosophie in Versen in VI. B. ans Licht gestellet. Des Cardinals **Polignac** Antilucrez, welchen ich selbst vor wenigen Jahren, hier neu wieder herausgegeben habe, ist eins von den wichtigsten Stücken in dieser Art.

7. §. Auf die Ausländer zu kommen: so sind unter den Engländern folgende die berühmtesten. **Denham** hat den Cato major unter dem Titel Old Age, in ein solch Gedicht gebracht. **Philipps** hat vom **Cyder** ein ausführliches Lehrgedicht geschrieben, worinn er lehret, wie man ihn recht machen soll. **Cowley** hat lat. vier Bücher von Pflanzen geschrieben, die man in englischen Versen übersetzet hat. **Pope** hat nicht nur sein Essay on Men, oder die Ethic Epistles, sondern auch das Essay on Criticism, und den Temple of Fame geschrieben; wo man nicht dieß letztere unter die heroischen Gedichte rechnen will: alsdann aber werde

ich

ich seinen Windsorer-Wald dafür hieher ziehen, der voll lehrreicher Gedanken ist. **Thomsons** vier Jahreszeiten, die **Brockes** sehr schlecht übersetzet hat, gehören auch unter diese Classe. Ein gewisser Ungenannter hat eine umgekehrte Artem Poeticam, unter dem Titel, Harlequin Horace, auf eine ironische Art geschrieben: und **Yong** hat in seinen Night-Thoughts, vom Leben, Tode, und der Unsterblichkeit, auf eine sehr philosophische Art gehandelt. Unter den Franzosen hat **Bartas** in seiner Woche, die Schöpfung der Welt, nach der mosaischen Geschichte derselben, poetisch abgehandelt. **Pibrac** hat in vierzeilichten Versen allerley Sittenlehren abgefasset. **Boileau**, hat die Dichtkunst, in ein ordentliches Lehrgedicht gebracht; an dessen Ordnung und Einrichtung gleichwohl ein holländisches Frauenzimmer, Jungf. **Hooghard** in ihren Lettres Antipoetiques sehr viel auszusetzen gefunden. Der Abt **Genest** hat in seinen Principes de Philosophie, den Beweis vom Daseyn Gottes und von der Seelen Unsterblichkeit ausführlich beschrieben; welches wir gleichfalls von Brockens matter Feder deutsch haben. Der jüngere **Racine** hat von der Religion ein schönes Lehrgedicht verfertiget, welches wir auch schon deutsch haben. Der Abt **Berni** hat sich in dieß Feld auch glücklich gewaget, als er ein Stück eines Gedichtes wider die Freygeister ans Licht gestellet. Von wälschen Sachen dieser Art kommen mir des **Dantes** Hölle und des **Petrarcha** Triumphe, imgleichen des **Tasso** Mont Oliveto in die Hände; davon ich eine einzelne Ausgabe von 1605. in 4. besitze: wiewohl man dieses auch leicht zu der heroischen Art zählen könnte. Nach diesem hat vor etlichen 20. bis 30. Jahren ein Sicilianer die ganze Naturlehre in einem poetisch abgefaßten Folianten ans Licht gestellet. Und **Riccoboni**, der Vater, hat von der guten Aussprache eines Schauspielers auf der Bühne, ein ausführliches Gedicht im Wälschen gemacht: welches bey seiner Historie der wälschen Schaubühne mit verkaufet wird.

8. §. Es ist Zeit, auf die Deutschen zu kommen: und was könnte ich hier nicht für ein Verzeichniß machen, wenn ich aus

allen Zeiten die Lehrgedichte unserer Poeten erzählen wollte? Ottfrieds Evangelien würden hier oben an stehen: ja ich würde ganze übersetzte Bibeln in Menge aus den ältern Zeiten, u. a. s. Ding anführen müssen. Doch weil diese noch nicht gedruckt sind, so verschiebe ich sie in meine Historie der deutschen Sprache. Der Freydank und Hugens von Trymberg Renner hergegen, sind gedruckt, obwohl selten zu haben, und gehören unstreitig zu den moralischen Lehrgedichten. Das Memorial der Tugend des von Schwarzenberg, der getreue Eckard, Morsheims Hofleben, und das Gedicht von Frau Untreu, das im Reineke Fuchs so fleißig angeführet wird; Sebastian Brands Narrenschiff; Burcards Waldis Pabstthum, Ringwalds lautere Wahrheit, imgleichen sein Gedicht von Himmel und Hölle, auch Rädmanns Gespräch von Bergen und Bergleuten; und endlich Jamsthalers spagirisches Buch von der Kunst Gold zu machen, gehören zu den alten Werken in dieser Art. Von Uebersetzungen haben wir nicht nur Dedekinds Grobianus, und Catons Disticha, nebst Pibracs vierzeilichten Versen, und des Bartas Woche; sondern auch den ganzen Palingenius von Sprengen verdeutschet. Allein von neuern ist Opitz an die Spitze aller guten Lehrdichter zu setzen. Sein großes Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges ist moralisch; sein Vesuv physikalisch; sein Vielgut, und von Ruhe des Gemüthes, imgleichen sein Zlatna, oder Lob des Feldlebens, gehören völlig hieher. Ein Engländer, mit Namen Teate, hat ein poetisches Werk unter dem Titel Ter tria geschrieben, welches wir von Wagnern auch deutsch haben. Philander hat aus Sam. Slaters Gedichten, ein Gespräch des Glaubens und der Seele verdeutschet. Eckard, Herr M. Lange, und ich selbst, haben Horazens Dichtkunst übersetzet; und von Brück hat in den Schriften der deutschen Gesellschaft allhier eine eigene gemacht. Brockes und Herr Hofr. Triller haben sehr viel physikalische Gedichte geschrieben, und übersetzet; derer zu geschweigen, die ich schon oben genennet habe. Herr D. Lindner und Herr

D. Tral-

D. **Tralles** endlich haben verschiedene schlesische Merkwürdigkeiten von Flüssen und Bergen überaus glücklich in Versen beschrieben, die allerdings zu den Lehrgedichten zu zählen sind.

9. §. Daß es also angehe, dergleichen philosophische, theils natürliche, theils sittliche Materien in Versen abzuhandeln, lehret der Augenschein selbst: und daß es nicht uneben sey, zeigen die angeführten Exempel der größesten Männer. Das fraget sich nur, ob man diese und dergleichen Schriften Gedichte nennen könne? Nach der oben fest gestellten Beschreibung der Poesie überhaupt, kann man ihnen diesen Namen so eigentlich nicht einräumen. Alle diese großen und weitläuftigen Werke sind zwar in Versen geschrieben; in der That aber keine Gedichte: weil sie nichts gedichtetes, das ist, keine Fabeln sind. **Aristoteles** hat daher in dem ersten Capitel seiner Poetik, dem **Empedokles**, den Titel eines Poeten abgesprochen, und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugestanden: ob er wohl wußte, daß die Unverständigen ihn, seiner alexandrinischen Verse halber, mit dem **Homer** in eine Classe zu setzen pflegten. Was er von dem **Empedokles** geurtheilet hat, das müssen wir von allen übrigen oberwähnten Büchern und Schriften sagen. Es sind philosophische Abhandlungen gewisser Materien, Vernunftschlüsse, Untersuchungen, Muthmaßungen der Weltweisen, Ermahnungen zur Tugend, Trostreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Also würden denn wohl alle diese Stücke gar nicht in die Poesie laufen, wenn sie in ungebundener Schreibart abgefasset wären: da hingegen die Heldengedichte, Romane, Trauerspiele, Komödien, Schäferspiele, und überhaupt alle Fabeln, dennoch Gedichte bleiben, und in die Poesie gehören; wenn sie gleich nur in ungebundener Rede abgefaßt werden. Indessen, da wir gleichwohl Oden, Elegien und Briefe, bloß wegen der poetischen Schreibart, darinn sie abgefaßt werden, zur Poeterey rechnen; obgleich selten eine Fabel darinn vorkömmt: so können wir auch diesen größern Arten poetisch abgefaßter Schriften hier die Stelle nicht versagen. Die Einkleidung, der Ausputz,

die

die Zierrathe, der geistreiche und angenehme Vortrag der allerernsthaftesten Lehren, machet, daß sie Poesien werden: da sie sonst ihn ihrem gehörigen philosophischen Habite ein sehr mageres und oft verdrüßliches Ansehen haben würden.

10. §. Es fragt sich ferner hier, ob es rathsam sey, dergleichen dogmatische Sachen, insonderheit aber Künste und Wissenschaften, poetisch abzuhandeln? Vor einigen Jahren kamen in Holland die Lettres Antipoetiques von der Jungfer Hooghard heraus, darinn des Boileau Art Poetique mit großer Heftigkeit, und nicht geringer Gründlichkeit angegriffen wurde. Dieses gelehrte Frauenzimmer, welches noch wirklich in Amsterdam leben soll, will es durchaus nicht zugeben, daß man vollständige Künste, dergleichen die Dichtkunst ist, in einer poetischen Schreibart vortragen solle: weil sie der Meynung ist, die Regeln des Sylbenmaaßes und der Reime, insonderheit aber das Feuer der Poeten, wäre einer systematischen Ordnung und rechten Verbindung der Lehren schnurstracks zuwider. Sie untersucht auch in der That den guten Boileau nach den Regeln ihrer lieben Logik, wie sie selbst schreibt, mit so vieler Einsicht und Scharfsinnigkeit; daß man ihr größtentheils Recht geben muß. Und endlich vergleicht sie den ersten Gesang seiner Dichtkunst mit einem zertrümmerten Tempel Apollons, wo hier ein schöner Pfeiler, da ein prächtiger Altar, dort ein treffliches Gemälde, hier wieder ein köstliches Marmorbild u. s. f. ohne Ordnung und Verbindung, über und durch einander geworfen, läge. Ja, sie macht selbst eine ganz neue Einrichtung dieses zerschlagenen Gebäudes. Sie ordnet seine Materien ganz anders; und zeiget, daß hier und da manche Lücke auszufüllen, anderwärts aber viel Ueberflüßiges wegzuwerfen wäre. Und was dieselbe, von diesem Meisterstücke des berühmten Despreaux mit so gutem Grunde behauptet, daß ließe sich freylich von allen übrigen dogmatischen Poesien ebenfalls darthun, wenn man sie so genau auf die Probe stellen wollte.

11. §. Ich gebe es also zu, daß man eine Wissenschaft mit völliger Gründlichkeit, weder synthetisch, noch analytisch in

Poesien

Poesien abhandeln könne. Wer ein Freund einer so strengen Lehrart ist, wo man nichts unerklärt und unerwiesen annimmt; der muß solche poetische Abhandlungen nicht lesen. Die Poeten bescheiden sichs auch gar leicht, daß sie keine geometrische Methode in Ausführung ihrer Materien beobachten. Das würde sehr trockne Verse und einen schläfrigen Vortrag geben. Die tiefsinnigsten philosophischen Geister mögen sich also nur an ihre ordentliche prosaische Schreibart halten. Wenn sich die Poeten in ihre Wissenschaften mengen, so thun sie es bloß, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einiger maßen etwas davon wissen wollen; und sich um den höchsten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern. Diese machen allezeit den größten Theil des menschlichen Geschlechts aus: und da ist es genug, wenn man ihnen nur nichts Falsches sagt; die Wahrheit in solcher Ordnung vorträgt, daß man sie ziemlich verstehen und ihren Zusammenhang wenigstens klar einsehen könne; dabey aber alles mit Zierrathen einer poetischen Schreibart so lebhaft und sinnreich ausbildet, daß man es mit Lust und Vergnügen lesen könne. Da nun auch die bittersten Wahrheiten, sonderlich in moralischen Sachen, auf solche Art gleichsam verzuckert und übergüldet werden: so sieht man wohl, daß es nicht undienlich sey, dergleichen Schriften zu verfertigen; und also Erkenntniß und Tugend der Welt gleichsam spielend beyzubringen.

12. §. Es versteht sich aber von sich selbst, daß ein solch dogmatisches Gedicht entweder den ganzen Inbegriff einer Kunst oder Wissenschaft, oder nur einzelne dahin gehörige Materien abhandeln könne. Jenes haben die meisten obberührten Alten; dieses aber hat unser **Opitz** gethan. **Vida** hat die ganze Poesie in III. Büchern; imgleichen den Seidenwurm und das Schachspiel; **Ulrich von Hutten** aber nur die lateinische Verskunst allein beschrieben. In beyden Fällen setzet man zum Grunde, daß der Poet die Sache wohl verstehe, und sich nicht unterfange, etwas auszuführen, dem er nicht gewachsen ist. Denn hier gilt auch insonderheit, was Horaz von allen Poeten fodert.

Sumite materiam, vestris qui scribitis aequam.
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Denn sich in Dingen, die man nicht versteht, zum Lehrer aufzuwerfen, das würde in der Poesie eben so schädlich seyn, als anderwärts. Die Wahrheit und Tugend muß, wie allezeit, also auch hier, der einzige Augenmerk eines Poeten seyn: und es wäre zu wünschen, daß Ovidius philosophisch genug gesinnet gewesen wäre, so würde er seine Kunst zu lieben nicht geschrieben haben. Diese seine Schrift gehört sonst auch hieher, und er hat sich darinn bemüht, eine ohnedem gar zu liebliche Sache durch seine angenehme Schreibart noch beliebter zu machen; das ist, ein schädliches Gift zu überzuckern. Er scheint, solches nach der Zeit selbst bereuet zu haben, da er auf eben die Art remedia amoris geschrieben, die gewiß mit so vielem Nutzen, als Vergnügen gelesen werden können.

13. §. Viel vernünftiger hat unser Opitz in seinen dogmatischen Poesien gehandelt. Er zeiget überall eine philosophische Stärke der Vernunft, einen großen Eifer für alles Gute, ein gesetztes männliches Herz, das die Eitelkeit der menschlichen Dinge verachtet, und den hohen Adel der Weisheit und Tugend allein hochschätzet. Sonderlich wären sein Vielgut, Zlatna und die vier Bücher der Trostgedichte werth, daß sie der Jugend beyzeiten in die Hände gegeben, erkläret, und von derselben von Wort zu Wort auswendig gelernet würden. Dieses würde derselben mehr edle Grundsätze der Tugend und Sittenlehre geben, als die lateinischen Sprüchelchen, die sie mehrentheils ohne Verstand herbethen lernt,

Und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyenart,
Sie zu der Aeltern Trost, dem Lehrer nachgesprochen.

Die alten Griechen hieltens mit ihrem Homer so; und ich weis nicht, warum wir gegen den Vater unsrer Poeten noch so undankbar sind: da doch seine oberwähnten Gedichte

mehr güldene Lehren in sich fassen, als die ganze Ilias und Odyssee.

14. §. Ob man in dieser Gattung von Gedichten die Musen, oder sonst eine Gottheit, um ihren Beystand anrufen könne, das ist im V. Capitel des I. Theils bereits gewiesen worden. Vom **Lucretius** ist bekannt, daß er die Venus angerufen, weil sie der Erzeugung der Dinge vorsteht. **Virgil**, in seinen Büchern vom Feldbaue, ruft ein ganzes Dutzend Götter an, die beym Feldbaue was zu thun haben. **Opitz** ruft in seinem Vesuvius die Natur an, weil er von natürlichen Wundern schreiben will:

Natur, von deren Kraft Luft, Welt und Himmel sind,
Des höchsten Meisterrecht, und erstgebohrnes Kind,
Du Schwester aller Zeit, du Mutter aller Dinge,
O Göttinn! gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In deiner Werke Reich, und etwas sagen mag,
Davon kein deutscher Mund noch bis auf diesen Tag
Poetisch hat geredt.

Hätte er es nun dabey bewenden lassen, so wäre es gut gewesen: aber er fährt fort, und ruft auch den Apollo nebst allen Musen herbey, die doch bey dieser Materie vom Vesuvius nichts zu sagen haben:

Ich will mit Wahrheit schreiben,
Warum Vesuvius kann Steine von sich treiben,
Woher sein Brennen rührt, und was es etwa sey,
Davon die Glut sich nährt. Apollo, komm herbey!
Mit deiner Musenschaar; laß ihre Hand mich leiten
Auf dieser neuen Bahn: so will ich sicher schreiten,
Wohin mein Geist mich trägt.

Indessen wenn man ihn entschuldigen will, so darf man nur sagen: daß gleichwohl die Form des ganzen Werkes poetisch sey, und also des Beystandes der Musen nicht entbehren könne. In seinem **Vielgut** macht er seine Anrufung gerade zu Gott selbst:

So komm, o höchstes Gut! du Ursprung guter Sachen,
Des Bösen ärgster Feind, erwecke mir Verstand;

Verleihe kecken Muth, und schärfe meine Hand,
Zu dringen durch den Neid des Volkes auf der Erden,
Das sonst mit seiner Schaar mein Meister möchte werden,
Und Wahrheit kaum verträgt.

Eben das hat er in den Büchern der Trostgedichte gethan, wo er sich den heiligen Geist, als den höchsten Trost der Welt zum Helfer und Beystande erbittet. Wie nun hieran nichts auszusetzen ist: also ist es auch nicht allzeit nöthig, dergleichen Anrufung zu machen. Horaz und Boileau haben in ihrer Dichtkunst keine gemacht. Opitz in seinem Buche von der Ruhe des Gemüths, thut es auch nicht; ob es gleich eben so groß ist, als eins von den vorhergehenden.

15. §. Was für Verse man zu solchen dogmatischen Gedichten brauchen solle, das können die Exempel der Alten und Neuern lehren. Jene haben die Hexameter für geschickt dazu gehalten, und Opitz hat die langen jambischen dazu bequem gefunden. Und in der That schicken sich zu einem langen Lehrbuche keine kurze Verse. Corneille hat dieses wohl gewußt, daher hat er den Thomas von Kempis durchgehends in einerley zwölf- und dreyzehnsylbigte Verse, nicht aber in andere Arten derselben gebracht. Auch Philander von der Linde hat das lange geistliche Gedicht Sam. Slaters, welches ein Gespräch der Seele mit dem Glauben vorstellt, in keine andere Art von Versen übersetzt. Und es wäre zu wünschen, daß man solches in der deutschen Uebersetzung des Thomas von Kempis auch gethan hätte: da hingegen die eine, die wir davon haben, bald aus Elegien, bald aus heroischen, bald aus trochäischen Versen besteht; die andere aber, die nicht längst heraus gekommen, gar wie ein Gesangbuch aussieht. Wenn jemand Zeit und Lust hätte, ein solches dogmatisches Werk in unsre Sprache zu übersetzen, der dürfte nur den Palingenius dazu wählen, welcher in dieser Classe gewiß eins von den schönsten und erbaulichsten Büchern ist, die ich je gelesen habe.

Des I. Abschnitts IX. Hauptstück.

Von Idyllen oder Schäfergedichten.

1. §.

Man kann gewissermaßen sagen, daß diese Gattung von Gedichten die allerälteste sey. Denn ob ich wohl in dem Capitel von Oden, im Absehen auf dieselben eben das behauptet habe: so widerspreche ich mir doch nicht, wenn ich sage, daß die allerersten Lieder, Schäferlieder oder Hirtengedichte gewesen. Die ersten Einwohner der Welt nährten sich bloß von der Viehzucht, Der Ackerbau, die Jagd, der Fischfang und das Weinpflanzen sind viel später erfunden und in Schwang gebracht worden. Die Kaufmannschaft und alle andere Künste sind noch viel jünger. Da nun die Erfindung der Poesie mit den ersten Menschen gleich alt ist, so sind die ersten Poeten, oder Liederdichter, Schäfer oder Hirten gewesen. Ohne Zweifel haben sie ihre Gesänge nach ihrem Character, und nach ihrer Lebensart eingerichtet: folglich sind ihre Gedichte Schäfergedichte gewesen.

2. §. Ich will damit nicht behaupten, daß die ältesten Gedichte, die wir noch übrig haben, Schäfergedichte wären. Nein, was wir vom **Theokritus**, **Bion** und **Moschus** in dieser Art haben, das ist sehr neu. Die allerersten Poesien sind nicht bis auf unsre Zeiten gekommen: ja sie haben nicht können so lange erhalten werden; weil sie niemals aufgeschrieben worden. Was nur im Gedächtnisse behalten und mündlich fortgepflanzet wird, das kann gar zu leicht verloren gehen. Daß aber vor **Theokrits** Zeiten wirklich Schäfergedichte müssen gemacht worden seyn, das kann aus seinen eigenen Idyllen er-

wiesen werden. Er berufft sich immer auf die arkadischen Hirten, als auf gute Poeten, die ihre Musik vom Pan gefasset hätten. Es müssen doch also unter den damaligen Schäfern mancherley Lieder im Schwange gegangen seyn, die zum Theile sehr alt gewesen seyn mögen. Haben sie so schön und so zierlich nicht ausgesehen, als **Theokrits** Gedichte, so ist es kein Wunder. Die Natur allein war ihre Lehrmeisterinn gewesen, und die Kunst mochte noch keinen Theil daran gehabt haben. **Theokritus** hat beydes zu vereinigen gesucht, und also seine Vorgänger weit übertroffen.

3. §. Will man nun wissen, worinn das rechte Wesen eines guten Schäfergedichtes besteht; so kann ichs kürzlich sagen: in der Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführet worden. Poetisch würde ich sagen, es sey eine Abschilderung des güldenen Weltalters; auf christliche Art zu reden aber: eine Vorstellung des Standes der Unschuld, oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeit, vor und nach der Sündfluth. Aus dieser Beschreibung kann ein jeder leicht wahrnehmen, was für ein herrliches Feld zu schönen Beschreibungen eines tugendhaften und glücklichen Lebens sich hier einem Poeten zeiget. Denn die Wahrheit zu sagen, der heutige Schäferstand, zumal in unserm Vaterlande, ist derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abschildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unsere Landleute sind mehrentheils armselige, gedrückte und geplagte Leute. Sie sind selten die Besitzer ihrer Heerden; und wenn sie es gleich sind: so werden ihnen doch so viel Steuren nnd Abgaben auferlegt, daß sie bey aller ihrer sauren Arbeit kaum ihr Brod haben. Zudem herrschen unter ihnen schon so viel Laster, daß man sie nicht mehr als Muster der Tugend aufführen kann. Es müssen ganz andere Schäfer seyn, die ein Poet abschildern, und deren Lebensart er in seinen Gedichten nachahmen soll. Wir wollen dieselben etwas näher betrachten.

4. §.

4. §. Man stelle sich die Welt in ihrer ersten Unschuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürsten weis, wohnet in einem warmen und fetten Lande, welches an allem einen Ueberfluß hat; und nicht nur Gras, Kräuter und Bäume, sondern auch die schönsten Früchte von sich selbst hervorbringet. Von schwerer Arbeit weis man daselbst eben so wenig, als von Drangsalen und Kriegen. * Ein jeder Hausvater ist sein eigener König und Herr; seine Kinder und Knechte sind seine Unterthanen, seine Nachbaren sind seine Bundesgenossen und Freunde; seine Heerden sind sein Reichthum, und zu Feinden hat er sonst niemanden, als die wilden Thiere, die seinem Viehe zuweilen Schaden thun wollen. Eine hölzerne Hütte, oder wohl gar ein Strohdach, ist ihm ein Pallast, ein grüner Lustwald sein Garten, eine kühle Höhle sein Keller, eine Lauberhütte sein Sommerhaus: Pelz und Wolle und ein Strohhut sind seine Kleidung; Milch und Käse sind seine Nahrung; die Feld- und Gartenfrüchte seine Leckerbissen; ein hölzerner Bächer, ein Korb, eine Flasche, ein Schäferstab und seine Hirtentasche sein ganzer Hausrath. Sein Hund ist sein Wächter, eine Blume sein Schmuck und seine Erquickung, die Musik aber sein bester Zeitvertreib.

5. §. Im Absehen auf den Verstand, sind diese glückseligen Schäfer zwar einfältig, aber nicht dumm. Sie können nach ihrer Art mancherley Künste, sie flechten schöne Körbe und künstliche Hüte, sie schälen bunte Stäbe, sie schnitzen Figuren und Bilder auf ihre Flaschen und Bächer, sie winden Blumenkränze, und pflanzen Bäume. Gelehrt sind sie zwar nicht: doch wissen sie aus den Erzählungen ihrer Vorfahren, von einigen alten Geschichten; und aus dem Unterrichte der klügsten unter ihnen, von einigen Geheimnissen der Natur, von dem Laufe der Gestirne u. d. m. doch allezeit mit einer gewissen Einfalt, zu reden. Sie haben einen gewissen natürlichen Witz, aber keine gekünstelte Scharfsinnigkeit. Sie machen auch Vernunftschlüsse, aber von metaphysischen Absonderungen wissen sie nichts. Sie halten

sich allezeit an das, was sie empfinden, und ihre Unterredungen handeln von dem, was geschieht, was sie gesehen oder gehöret haben. Daher lieben sie die Erzählungen, und vertiefen sich, nach Art einfältiger Leute, zuweilen in besondern Umständen, und solchen Kleinigkeiten, die nicht eben so nöthig zu wissen wären.

6. §. Ihren Willen anlangend, haben sie zwar, als Menschen, Affecten; aber keine unordentliche und ausschweifende Begierden, dadurch sie einander beleidigen könnten. Der Geiz und Ehrgeiz verleitet sie zu keiner Ungerechtigkeit; und man weis bey ihnen weder von Schimpfworten noch von Schlägereyen zu sagen. Ihre Streitigkeiten bestehen darinn, daß sie im Singen oder Spielen, oder in andern Künsten, einander überlegen seyn wollen: und diese werden allezeit durch einen unparteyischen Schiedsmann, den beyde Parteyen zum Richter erwählen, entschieden. Sie scherzen mit einander, aber ohne Zoten zu reißen: denn die Ehrbarkeit ist bey ihnen zu Hause. Ihr Handel besteht im Tauschen; und ob sie wohl zuweilen durch eine kleine List einander hintergehen, so geschieht es doch nur zur Kurzweil: denn der Betrug ist ihnen so abscheulich, als das Stehlen und Rauben. Ihr Umgang ist von aller Grobheit so weit, als von allen Complimenten und von der Falschheit, entfernet. Sie sind offenherzig, aber bescheiden; freygebig, aber nicht verschwenderisch; sparsam, aber nicht karg; ehrliebend, aber nicht stolz. Endlich sind sie auch mäßig und nüchtern, und mit einem Worte, ganz tugendhaft und vergnügt.

7. §. Ich habe noch nichts von der Liebe gedacht, weil dieses eine besondere Beschreibung verdienet. Diese Leidenschaft herrschet am meisten unter ihnen, aber auf eine unschuldige Weise. Sie ist die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe. Ihre Muße auf den Fluren und bey ihren Heerden, läßt ihnen Zeit genug, zu verliebten Gedanken und Unterredungen: aber ihre Einfalt verbeut ihnen alle gar zu künstliche Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihre guten Eigenschaften machen

chen sie liebenswürdig, und ihre Liebeserklärungen geschehen mehr durch schamhafte Blicke, als durch viel zärtliche Worte. Ihre Geschenke bestehen aus Blumen und Früchten, jungen Lämmern und schönen Hunden, künstlichen Hüten, Bächern und Stäben. Sie putzen sich, aber nach ihrer Einfalt, die von Seide, Gold und Silber nichts weis. Sie sind eifersüchtig und empfindlich; aber auch leicht zu besänftigen. Sie beklagen sich über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen; henken sich aber deswegen nicht auf. Sie sind sehr treu in ihrer Liebe, und man weis bey ihnen von keinem größern Laster, als von der Unbeständigkeit. Ihre Nebenbuhler suchen sie durch neue Gefälligkeiten, nicht aber durch Rachgier und Gewalt zu überwinden. Kurz, die unschuldige Schäferliebe muß von allen Lastern frey seyn, die sich durch die Bosheit der Menschen allmählich eingeschlichen haben.

8. §. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der diesen Character der Schäfer recht erweget, gestehen wird: daß Schäfergedichte, die auf diesen Fuß verfertiget worden, eine besondere Anmuth haben müssen. Denn ich habe ihren Abriß mit Bedacht in der größten Vollkommenheit gemacht, ungeachtet noch kein Poet denselben völlig beobachtet hat. **Theokritus** hat seine Schäfer zuweilen sehr grob und plump abgeschildert; das ist, wie sie etwa zu seiner Zeit waren, nicht wie sie hätten seyn sollen: zuweilen aber machte er sie gar zu sinnreich. Sie zanken sich bisweilen auf eine recht bäurische Art, und kriegen einander fast darüber bey den Köpfen. Sie beschuldigen einander des Diebstahls und noch wohl ärgerer Laster, die unter den Griechen und Römern im Schwange waren; sich aber für unsere feinern poetischen Schäfer nicht schicken. Man sehe des Herrn von **Fontenelle** Discurs von Schäfergedichten, der bey meiner Uebersetzung seiner auserlesenen Schriften befindlich ist: wo man auch vom **Bion** und **Moschus** eine gründliche Beurtheilung antreffen wird.

9. §. **Virgil**, der sich den **Theokritus** in seinen Idyllen zum Muster genommen, hat zwar seine Hirten viel arti-

ger gemacht, als jener; doch aber nicht allezeit die rechte Art der Schäfer erreichet. Sie sind nicht alle so tugendhaft und unschuldig, als sie seyn sollten; wie davon der Vers

Novimus et qui te, transversa tuentibus hircis, etc.

zeugen kann. Zuweilen giebt sein Haberrohr einen gar zu hohen Ton, wenn er z. E. die sicilianischen Musen des **Theokritus** anrufft, dem Pollio zu Ehren etwas erhabeners anzustimmen. Er foderte, wie schon gedacht worden, etwas Unmögliches von ihnen: denn sie können auf ihrer Flöte keinen Trompetenklang erzwingen. Gleichwohl prophezeiet er nicht anders, als die kumäische Sybille, von künftigen Zeiten. In der sechsten Ekloge läßt ers sich vom Phöbus erst sagen: Es schicke sich für Hirten nicht, von Königen und Helden zu singen:

Cum canerem Reges et prœlia, Cynthius aurem
Vellit et admonuit: Pastorem, Tityre, pingues
Pascere oportet oves.

Gleichwohl läßt er seinen **Silenus**, da er ein paar Knaben, nebst der schönen Najade, **Aegle**, vom Schlafe aufgewecket, die ganze epikurische Lehre vom Ursprunge der Welt hersingen: welches ihm so wenig anstund, als von Kriegen und Helden Lieder zu machen. Es herrscht auch in der ganzen Ekloge eine solche Verwirrung der Sachen und Zeiten, daß man nicht weis, wo man ist. Nach den philosophischen Meynungen **Epikurs**, kömmt die Fabel von der **Pasiphae** und den Schwestern **Phaetons**, die gar nicht dahin gehörete. Mitten darunter steht **Cornelius Gallus**, der zu **Virgils** Zeiten lebte; und darauf kömmt wiederum die Fabel von der Scylla und Charybdis, imgleichen von der Philomele. Alles das singt Silenus, von welchem der Poet vorhin erzählte, daß er vorigen Tag einen Rausch gehabt. Es könnte, wie **Fontenelle** scherzet, nach dem itztbeschriebenen Inhalte seines Gesanges, leicht seyn, daß er etwas zu frühe aufgewecket worden. Wir haben eine feine Uebersetzung

tzung der virgilischen Hirtengedichte von dem Herrn **Overbeck** erhalten: wiewohl es auch an vielen ältern nicht fehlet, die ich in der Vorrede dazu angemerket. Doch ist mir nachmals noch eine in die Hände gefallen, die folgenden Titel hat: **Zehn Hirtengespräche vom Vergilius, erstlich lateinisch beschrieben, itzund in unsere teutsche Sprache übergesetzet. Gedruckt zu Glückstadt** 1643. in Quer 8.

10. §. Unter den neuen Poeten, die lateinische Schäfergedichte gemacht haben, sind **Calpurnius**, **Nemesianus**, **Vida** und **Baptista Mantuanus** zu merken. Sie sind eben nicht gänzlich zu verachten; und ungeachtet sie an Schönheit der Verse dem **Virgil** weichen müssen, so haben sie doch zuweilen hübsche Erfindungen. Sie fehlen aber auch zuweilen sehr grob, wie denn der letztere z. E. seine Schäfer einmal, als ein Paar Carmeliter aufführet, deren einer der strengen, der andere der gelindern Ordensregel zugethan ist. Er läßt sie so heftig mit einander streiten, daß der Richter, dazu er den **Bembus** macht, ihnen die Stäbe wegnimmt. Ob es nun wahrscheinlich sey, daß die Schäfer wie Mönche sprechen? das ist leicht zu sehen. Viel ärger aber macht ers in einer andern Stelle, wo der Schäfer gar einen Epikurer vorstellt, der weder Himmel noch Hölle glaubet. Der Poet will dieses zwar entschuldigen, und sagt: **Amyntas** habe sich lange in der Stadt aufgehalten. Herr von **Fontenelle** aber will diese Entschuldigung nicht gelten lassen: und in der That ist es anstößig, seine Schäfer als gottlose Leute aufzuführen.

11. §. **Sannazar** hat es versuchen wollen, ob man nicht Fischereklogen machen könne. Er hat den **Theokritus** zum Vorgänger, der auch einmal dergleichen gethan hat. Zween Fischer schlafen in einer Strohhütte am Ufer beysammen, und der eine wecket in der Nacht den andern auf, und erzählt ihm seinen Traum; darinn es ihm vorgekommen war, als ob er einen goldenen Fisch gefangen hätte. Allein die Fischerarbeit ist viel zu beschwerlich, gegen das ru-

hige und glückselige Leben, das wir uns im Schäferstande vorstellen. Die See ist bey weitem so angenehm nicht, als eine schöne Aue: und die Schnecken oder Austern geben solche beliebte Geschenke nicht ab, als Blumen und Früchte. Es würde nicht besser herauskommen, wenn man anstatt der Schäfer, Bergleute, in Gedichten nachahmen wollte, wie einige Poeten bey uns versuchet haben. Diese Lebensart ist gleichfalls viel zu rauh, und die Arbeit zu sauer, als daß man viel Vergnügen dabey haben könnte. Zu dem schicket sich das Gold und Silber zu dem güldenen Weltalter nicht. Noch besser würden sich die Winzer zu solchen Vorstellungen brauchen lassen; als deren Arbeit so beschwerlich nicht ist, und mehr angenehme Gegenstände hat, als die vorige. Es käme auf den Versuch eines guten Dichters an, der diese Lebensart kennete.

12. §. Unter den Italiänern haben **Tasso**, **Guarini**, **Bonarelli** und **Marino**, sich mit Schäfergedichten hervorgethan: aber alle mit einander haben ihre Hirten viel zu scharfsinnig gemacht. **Tasso**, der noch am leidlichsten ist, hat dennoch in seinem **Amyntas**, den wir auch deutsch haben, die Sylvia gar zu künstlich denken lassen. Sie hat sich mit Blumen geschmücket, und da sie sich in einem Brunnen spiegelt, sagt sie zu ihnen: sie trage dieselben, nicht sowohl sich selbst dadurch zu putzen, sondern vielmehr sie, durch ihre eigene Schönheit, zu beschämen. **Bouhours** hat diese Stelle mit gutem Rechte verworfen: aber gegen andere italienische Künsteleyen und Spitzfündigkeiten ihrer Schäfer, ist das noch nichts zu rechnen. **Guarini** läßt z. E. in seinem treuen Schäfer, eine Schäferinn, mitten in der Heftigkeit ihrer Liebe, auf eine sehr philosophische Art, die Götter zur Rede setzen: warum sie uns doch durch so scharfe Gesetze eingeschränket; zu gleicher Zeit aber dem Menschen solche unüberwindliche Begierden gegeben? Wer hätte dergleichen tiefes Nachsinnen bey einer Schäferinn gesuchet? **Hofmannswaldau** und **Abschatz** haben dieses Stück bey uns um die Wette verdeutschet.

13. §.

13. §. Unter den Franzosen haben **Marot**, **Ronsard**, **Segrais** und **Fontenelle** sich mit Schäfergedichten bekannt gemacht. Der erste hat außer einer Uebersetzung von **Virgils** I. Ekloge nur eine einzige Idylle auf die Geburt des Prinzen vom Dauphin gemacht, darinn er auch **Virgils** Ekloge an den **Pollio** nachahmet. Der andere hat sechs Eklogen gemacht, wo man den verliebten Cyklopen nicht auch dazu rechnet, und gemeiniglich hohe Materien in seine Eklogen gebracht, indem er fürstlichen Personen nur Schäfernamen giebt. Heinrich I. heißt **Henriot**, Carl IX. **Carlin**, und Catharine von Medicis **Catin**. Ja, er läßt einmal die Schäferinn **Margot** das Lob des **Turnebus**, **Budeus** und **Vatablus** anstimmen, der größten Griechen und Hebräer ihrer Zeiten; von welchen seine Schäferinn billig nichts hätte wissen sollen. Das beste ist, daß er selbst gesteht, er habe seine Eklogen nicht nach Regeln gemacht. **Segrais** hat eben das im Absehen auf seine Schreibart gestanden, welche er hier und da zu künstlich und gleißend für Schäfer gemacht; sonst aber doch gewiesen hat, daß er auch ihren wahren Character wohl treffen könne. Auch **Desportes** hat unter den alten französischen Dichtern sogenannte Bergeries gemacht, die nichts anders als Schäfergedichte heißen können. Doch sind sie bald als Lieder in kurze, bald als Ueberschriften in allerley Arten von Versen, bald als Nachahmungen, bald als Klagen abgefasset: weswegen man ihn eben so leicht übergehen kann.

14. §. Herr von **Fontenelle**, dem ich diese Anmerkungen mehrentheils abborge, gesteht auch von sich selbst, daß er seine Schäfergedichte eher gemacht, als er sich um die Regeln derselben bekümmert gehabt. Er bekennet aber bey der Unbeständigkeit des Geschmackes seiner Zeiten: es sey besser, sich an die Regeln zu halten, und den wahrhaften Begriffen von einer Sache zu folgen. In der That hat er seine Schäfer zu scharfsinnigen Parisern gemacht. Sie sind oft so sinnreich, als **Fontenelle** selbst, und einige neuere Kunstrichter haben nicht unrecht, wenn sie es ihm vorrü-

cken, daß er seine Hirten eine Metaphysik über Liebessachen gelehret habe. Vieleicht hat er auch, bloß in der Absicht diesen Fehler zu entschuldigen, gesagt: Die Schäfer der Eklogen müßten gleichsam seidene Kleider haben, die nur schäfermäßig geschnitten wären. Sonst sehe ich aus seiner vernünftigen Kritik über andre, daß er in dieser Art von Gedichten unverbesserlich würde geworden seyn; wenn er sich nicht eher an diese Arbeit gemacht hätte, bis er sich die wahre Natur derselben besser bekannt gemacht gehabt. Mir gefällt es nicht, daß er sich darinn der sogenannten Poesie der Faulen, oder der vermischten kurzen und langen Verse bedienet hat. Wir haben einen ausführlichen Tractat davon im Französischen, den der Abt Genest geschrieben, und den man bey Fenelons Gedanken von der Redekunst und Poesie 1717. zu Amsterdam gedruckt hat; welchen ich hier nachzulesen anrathen will.

15. §. Unter den Engländern haben sich sonderlich **Philips** und **Spenzer** in dieser Art von Gedichten gewiesen. Graf **Rochester** hat ein paar Schäfergespräche in kurzen Versen gemacht. **Pope** aber hat sie ohne Zweifel alle übertroffen. Denn außer seiner Abhandlung von den Pastoralgedichten, hat er vier Eklogen auf die vier Jahreszeiten, und sodann noch eine geistliche Ekloge, die er Meßias nennet, gemacht, worinn er **Virgils** Pollio nachgeahmet. Selbst sein Windsor Forest kann gewissermaßen hieher gerechnet werden. Außer ihm, hat man im Englischen auch als eine neue Erfindung, Town-Eclogues, deren ein Frauenzimmer Maria Worthley Mountague, eine gewesene gute Freundinn des **Pope** VI. Stücke, 1747. in 4. herausgegeben. **Richard Steele** macht in seinem Guardian sehr viel von den ersten beyden, und hält sie unter allen Neuern allein für würdig, dem **Theokritus** und **Virgil** an die Seite gesetzt zu werden. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht dieser gelehrte Scribent eine gute Einsicht in die Eigenschaften dieser Gedichte erwiesen habe. Sein 28stes, 30stes und 32stes Blatt des I. Theils, handeln ausführlich davon, und son-

derlich ist das letzte merkwürdig, wo er alle seine Gedanken von Schäfergedichten, in einer Fabel von dem Schäfer Damon und seiner Tochter Amaryllis vorgetragen hat. Ich will am Ende dieses Hauptstücks einen Auszug davon hiehersetzen: weil diese allegorische Vorstellung die wahre Natur der Schäfergedichte, und alle Fehler, die man darinn begehen kann, sehr lebhaft vorstellet. Allein, wem die Eigenliebe der englischen Nation gegen sich selbst bekannt ist, der wird leicht schließen können, was davon zu halten sey, daß er nur seine Landsleute für würdige Nachfolger der Alten ausgiebt.

16. §. Unter uns Deutschen haben sich zuerst einige in lateinischen Eklogen gewiesen. **Georg Sabinus** hat unter andern ein Paar auf des Königs in Frankreich **Franz** des I. Gefangenschaft, und auf Herzog **Albrechts** in Preußen Vermählung gemachet, die recht artig sind. **Opitz** hat unter andern in dem IVten Buche seiner poetischen Wälder seinen Begriff von der Schäferpoesie sehr fein ausgedrücket, wo er beweisen will, daß die Poeterey unsterblich sey. Es heißt:

> Cupido führet mich in eine grüne Wüsten,
> Da der Poeten Volk, weit von Begier und Lüsten,
> Vorzeiten hat gelebt, wie noch die erste Welt
> Nichts von den Städten wußt, und wohnte um das Feld.
> Die Nymphen werden mir den Lorberkranz aufsetzen,
> Mit meinen Versen wird sich Erato ergetzen:
> So weit die grüne Lust und hohen Wälder gehn,
> So weit wird mein Gedicht an allen Bäumen stehn.
> Ihr Oerter voller Freud! du Aufenthalt der Hirten!
> Ihr Bäch, ihr Ahornbäum, ihr Quell, ihr zarten Myrten!
> Ihr Thäler, ihr Gebirg, ihr Blumen und ihr Stein,
> Ihr Wohnhaus voller Ruh, bey euch wünsch ich zu seyn. rc.

Unter seinen Oden ist gleich die erste eine Schäferode auf seine Galathee. Die andre auf die Phyllis, und die dritte auf eben dieselbe sind eben so schön, und man kann sich selbige zu Mustern dienen lassen. Auch in seiner Schäferey von der Nymphe Hercinie, kommen einige feine Stücke von seiner Arbeit

vor,

Was sollte die Schäferinn mit einem solchen Puderputze machen? würde sie denselben aufzusetzen wissen? oder würde sie es für gut finden, sich auf dem ganzen Dorfe zum Gelächter zu machen? Ein hübsches Lamm, ein schönes Körbchen, ein bunter Stab, oder ein künstlicher Strohhut, wären bessere Geschenke für diese Schäferinn gewesen. Endlich die dritte ist wider die Tugend selbst: denn Thyrsis will sich selbst das Leben nehmen.

> Doch, wo du auch hiedurch nicht zu bewegen bist,
> So weis ich Aermster nicht, was weiter übrig ist;
> Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke:
> Vieleicht liebst du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Ein solch strafbares Verfahren steht keinem Schäfer an: und Sylvia würde ihm aus gerechtem Eifer, über ein so unvernünftiges Bedrohen, gewiß bloß deswegen, ihre Liebe versagen müssen. Weit besser ist ihm das auf den vermeynten Tod dieser Sylvia gerathen.

19. §. Auf dem 75 Blatte des I. Th. der Hoffmannsw. Gedichte, steht eines andern unbekannten Poeten Gespräch zweyer Verliebten, welches auch, seiner Absicht nach, ein Schäfergedicht bedeuten soll. Dieses ist aber so abgeschmackt und garstig, daß es nichts weniger, als diesen Namen führen kann. Hergegen sind im VI. Theile dieser Gedichte, auf der 78 und 85 Seite von C. H. noch ein Paar, die mir sehr gut gefallen, weil eine gewisse Einfalt und Unschuld darinn herrschet, die mit keiner Grobheit vermenget ist. Z. E. auf der 79 S. steht ein kleiner Umstand sehr natürlich beschrieben:

> Ich glaub, es hatte mirs der Pan so eingegeben;
> Der Pan, der Hirten Gott, der für der Schäfer Leben,
> Als wie für seines sorgt: damit ich, Saladin,
> Dir möchte diesen Dorn aus deinem Fuße ziehn.
> Da stund ein Eichenbaum mit sehr gekrümmten Zweigen,
> (Ich dächt, ich wollt ihn dir noch diese Stunde zeigen;
> Es war ein junger Baum, sonst gleich und ziemlich breit,
> Und auf der Rinde noch mit Moose nicht bestreut.)
> Da sah ich 2c.

Imgleichen kömmt auf der 82 Seite eine sehr artige Stelle, die wohl werth ist, daß ich sie anmerke.

Zudem gefallen mir auch hier die Schäferhütten,
Der Hirten Lebensart, der Schäferinnen Sitten
Fast im geringsten nicht: und wärst du nicht bey mir,
Ich glaub, ich wäre schon vorlängsten nicht mehr hier;
Es giebt gar kahle Trift am Ufer dieser Elbe,
Die Schäferinnen sind auch mehrentheils sehr gelbe,
Und etwas baurenstolz: sie bilden sich was ein,
Und meynen, Wunder! was sie für Gesichter seyn.
Zudem so giebt es hier auch nasenweise Hirten,
Die soll nun unser Eins bey Tag und Nacht bewirthen:
Die tadeln oftermals auch unsrer Flöte Klang,
Doch klinget ihr Geschrey, so wie ein Froschgesang.
Nächst ließ ein solcher Mann ein Lied bey mir bestellen,
Ich macht es; da wollt er ein kluges Urtheil fällen,
Und sprach: Das Lied gefällt mir im geringsten nicht;
Es ist nicht hoch genug, nicht prächtig eingericht.
Darüber mußt ich nun wohl recht von Herzen lachen,
Daß sich der Korydon so mausig wollte machen,
Der doch so viel davon, als jener Bock versteht,
Der forne vor der Heerd aus Stolz und Hoffart geht.
Es ist in dieser Flur nun leider dahin kommen,
Wenn man nicht ihren Sinn in Obacht hat genommen,
Und Marmor, Purpur, Gold und Sonn hinein gebracht,
So wirds aus Unverstand von ihnen ausgelacht.

20. §. Innerlich kann man die Eklogen in epische und dramatische eintheilen. In jenen redet der Poet selbst durchgehends, ob er gleich zuweilen auch andere redend einführen kann. In dramatischen redet der Poet gar nichts, sondern stellet nur das Gespräch und die Handlungen anderer Schäfer und Hirten vor. Beyde Arten können größer und kleiner gemacht werden. Ein großes episches Schäfergedicht ist z. E. des **Longus** Historie von **Daphnis** und **Chloe**, davon ich im ersten Theile des Biedermanns einen kurzen Auszug gegeben habe; imgleichen des Herrn von **Urfe** Asträa, die schöne Diana, **Philipps** Arkadia, die schöne Schäferinn Juliana ꝛc. wiewohl das letzte nichts taugt. Von großen dramatischen Schäfergedichten, die man auch Pastorale

nennt, sind des Tasso Amyntas, des Guarini treuer Schäfer, des Corneille schwärmender Schäfer, den A. Gryphius deutsch übersetzt hat, und des Herrn von Fontenelle Endimion bekannt, welchen letztern ich bey den auserlesenen Schriften desselben, übersetzt habe. Im Deutschen haben wir Dünnehaupts gedrückten und erquickten Jacob, der in den Beyträgen zur krit. Historie der deutschen Sprache beurtheilet worden. Des A. Gryphius Zwischenspiel, welches er in das verliebte Gespenst eingerücket hat, ist mehr ein Bauerstück, als ein Schäferspiel zu nennen; zumal, da es in der heutigen Bauersprache geschrieben ist, und sehr plump klingt. Seit meiner Atalanta haben wir auch verschiedene neue Schäferspiele in Versen zu lesen bekommen, die weit besser, als jene alten gerathen sind. Die Regeln von beyden Arten kommen in den Hauptstücken von milesischen Fabeln und Schäferspielen vor. Hier aber handeln wir nur von den kleinen Schäfergedichten, die wir Idyllen und Eklogen zu nennen pflegen; und da finden wir im Virgil und unserm Neukirch sowohl epische als dramatische Muster, die wir nachahmen können.

21. §. Wir habens oben gesagt, daß die Schäfer nichts von Königen und Fürsten wissen sollen. Dieses ist aber nur von ihnen selbst zu verstehen, nicht von benachbarten Ländern. Denn man kann sich einbilden, daß noch ein Ueberrest der alten Unschuld, in einer gewissen glückseligen Landschaft, geblieben; nachdem man sonst schon allenthalben Städte gebauet, Obrigkeiten geordnet, Gesetze gegeben, und dadurch der einreißenden Bosheit zu steuren gesucht. Da müssen aber die Schäfer von einem solchen republikanischen, oder monarchischen Zustande eines Landes, allezeit mit einiger Verabscheuung reden, und ihre güldene Freyheit allem Prachte der Städte weit vorziehen. So hat es Neukirch in dem Schäfergedichte auf den Herzog zu Coburg gemacht. Da es aber angeht, auch allegorische Eklogen zu machen: so kann man freylich auch unsere Könige und Fürsten in Schäfergedichte bringen. Virgil hat solches in seiner ersten Ekloge

gethan,

gethan, wo er von Augusts Freygebigkeit gegen den Schäfer Tityrus handelt. Er redet daselbst durchgehends von dem Kaiser, als von einem Gotte: weil er wohl sah, daß sich der Namen eines Fürsten für Schäfer nicht schickte. Allein ich wollte lieber, daß er diese so hochgetriebene Schmäucheley vermieden, und den Kaiser, als den reichsten, klügsten und ansehnlichsten Schäfer in der ganzen Gegend beschrieben hätte: wie es gleichfalls **Neukirch**, in einem solchen Gedichte auf den König in Preußen, gemacht, das man hiebey nachlesen mag. Dieses würde eine weit angenehmere Abbildung von demselben gemacht haben: und wir haben um desto mehr Ursache, unsere Regenten unter solchen Bildern vorzustellen, da sie selbst in der Schrift, und in **Xenophons** Cyropädie, als Hirten ihres Volkes, beschrieben werden.

22. §. Wegen der Namen in Schäfergedichten fragt sichs, ob man die alten griechischen brauchen; oder seinen Hirten heutige Namen, die auf dem Lande gewöhnlich sind, geben solle? **Richard Steele** ist der letzten Meynung zugethan, und er glaubt gar, man müsse die Schäfergedichte in einer bäurischen Mundart machen: so wie **Theokritus** sich im Griechischen des dorischen Dialektes bedienet hat. Allein ich halte es mit denen, die in den alten Schäfernamen was edlers finden, als in den heutigen. Diese würden zu verstehen geben, daß man von itzigen Bauren, wie wir sie auf unsern Dörfern haben, reden wolle; welche gewiß zu poetischen Eklogen zu grob sind. Jene hergegen zeigen sogleich an, daß man von ganz andern Schäfern, als die heutigen sind, reden wolle. Mit der dorischen Mundart war es auch ein ganz anders, als mit unserer heutigen Bauersprache. Jene hatte ihre gewisse Regeln, und herrschete in einem großen Theile von Griechenland, sowohl in Städten als auf dem Lande. Unsre Bauersprache aber ist auf allen Dörfern anders. Selbst die Niedersächsische schicket sich nicht dazu, da sie selbst in allen Städten sich alle zwey oder drey Meilen ändert, und also zu keiner Gewißheit zu bringen ist. Man lese nur in der Poesie der Niedersachsen, die plattdeutschen

Gedichte, die bald holsteinisch, bald braunschweigisch, bald hannöverisch reden; dagegen Laurenberg meklenburgisch schreibt, und Caspar Abel wieder anders dichtet. Wer indessen nur seines Ortes Beyfall erwerben wollte, der könnte es auch in seiner besondern Mundart versuchen. Wer ganz Deutschland gefallen will, der muß bey der hochdeutschen Sprache bleiben; doch so, daß allezeit etwas dorfähnliches und einfältiges mit unterlaufe.

23. §. Die Schreibart der Eklogen muß niedrig und zärtlich seyn. Ihre Zierrathe müssen nicht weit gesucht seyn, sondern sehr natürlich herauskommen. Die Gleichnisse müssen nicht gar zu oft vorkommen: obwohl Virgil sie sehr zu häufen pflegt. Sprüchwörter stehen den Schäfern viel besser an. Aber den schmutzigen, oder zotenhaften Ausdruck gewisser Erzählungen muß man fliehen, die dem unschuldigen Weltalter gar nicht ähnlich klingen; und also mit Unrecht den Namen von Schäfern führen. Und lacht gleich die Unvernunft,

„Wenn er sich lustig macht mit solchen Bubenpossen,
Die auch kein Hurenwirth möcht hören unverdrossen.“

Rachel.

So haben doch wohlgesittete Gemüther einen Abscheu davor. Man bedienet sich darinn am liebsten der sechsfüßigen jambischen Verse mit ungetrennten Reimen, wie Neukirch gethan: wiewohl ich mich durch das Exempel einiger Neuern auch einmal verleiten lassen, ein Paar in der Poesie der Faulen zu verfertigen, ich meyne in madrigalischen oder recitativischen Versen. Das erste ist allezeit besser: doch wollte ich eben nicht wehren, daß nicht ein Schäfer zuweilen eine kleine Arie oder Ode von etlichen Strophen darzwischen singen: oder wohl gar eine Elegie anstimmen könnte, um sein Betrübniß worüber auszudrücken. Ein Exempel von einem schönen Schäferliede giebt Bessers, Eleonora die Betrübte rc. ab; ja ich habe auch dergleichen eins singen hören: Ob ich gleich ein Schäfer bin rc. welches mir

sehr

sehr wohl gefallen hat. Nun will ich die obige Fabel des Gardians hersetzen, zuvor aber des **Boileau** Regeln davon, wiewohl übersetzt mittheilen.

Wie eine Schäferinn am schönsten Festtage, ihr Haupt nicht mit stolzen Rubinen putzet, und ohne den Glanz der Diamanten mit dem Golde zu vermischen, ihre besten Zierrathe auf dem nächsten Felde pflücket: so muß auch eine schöne Idylle von lieblichem Ansehen, von niedriger Schreibart, und ohne alle Pracht glänzend seyn. Ihr natürlich einfältiger Ausdruck, hat nichts pralendes an sich, und liebet den Stolz kühner Verse nicht. Ihre Gelindigkeit muß nur schmäucheln, kützeln und erwecken; aber niemals mit neugemachten Wörtern das Ohr erschrecken.

Allein sehr oft pflegt ein Reimenschmidt, der in dieser Schreibart nicht fortkann, Flöte und Schalmey aus Verdruß wegzuwerfen, und in seiner unbesonnenen Hitze, auf eine thörichte Pracht zu gerathen. Mitten in der Ekloge stößt er in die Trompete: Pan erschrickt vor diesem Tone, und flieht in sein Schilf; und die scheugewordenen Nymphen, verstecken sich unterm Wasser.

Jener andere hingegen, dessen Sprache niederträchtig ist, läßt seine Schäfer sprechen, wie man auf dem Dorfe spricht. Seine groben und pöbelhaften Verse, die nichts von Anmuth wissen, küssen immer die Erde, und kriechen jämmerlich einher. Man sollte denken, daß Ronsard selber noch auf seinen bäurischen Pfeifen, seine gothischen Lieder hertrillerte, und ohne Klang und Ohr zu fragen, den Lycidas in Petern, und die Phyllis in Greten verwandelte. Zwischen diesen beyden Abwegen, ist die Mittelstraße schwer. Folge, wenn du sie finden willst, dem **Theokrit** und **Virgil**!

R. Steels Schäfergedicht, über die Natur der Schäfergedichte.

Vorzeiten lebte in einem angenehmen Thale Arkadiens, ein reicher Mann, mit Namen **Menalkas**, der vom Gotte Pan herstammen wollte, und daher sehr strenge auf die Regeln des Schäferlebens hielt, so, wie es im güldenen Weltalter gewesen war. Er hatte eine einzige Tochter, die Amaryllis hieß. Sie war ein Mägdchen von bezaubernder Schönheit, und ungezwungener Stellung; nur, da sie auf dem Lande erzogen war, so war sie überaus schamhaft. Ihre Stimme war überaus sanft, hatte aber auch etwas dorfmäßiges in ihrem Tone; welches gleichwohl allen, die sie hörten, eine neue Anmuth zu seyn schien. War sie gleich in ihrem Umgange über=

überhaupt sehr gesellig, so bezeigte sie sich doch gegen ihre häufigen Liebhaber so schüchtern: daß viele, aus Verdruß über ihre vergebliche Mühe, sie verließen, und ihre Liebe andern zuwandten, wo sie besser aufgenommen wurden. Menalkas war indessen nicht nur entschlossen, einen Eidam zu wählen, der die Gewohnheiten des Hauses unverletzlich beybehalten sollte; sondern hatte auch einen Abend, als er im Felde gewesen, eine Pfeife von alter Art, von einem Waldgotte bekommen: mit dem ausdrücklichen Befehle, seine Tochter niemanden zu geben, der nicht eben so drauf spielen könnte, als er ihn darauf spielen gehöret.

Als die Zeit der Verheirathung herbeygekommen war, machte er seinen Entschluß bekannt, dadurch er die benachbarte Jugend einlud, einen Versuch auf diesem Instrumente zu thun; mit dem Versprechen: daß der Ueberwinder seine Tochter bekommen sollte, und unter der Bedingung; daß die Ueberwundenen sich einer willkührlichen Strafe unterwerfen sollten. Wer sich nun dadurch nicht abschrecken ließ, sondern eine hohe Meynung von seinen Vorzügen hatte, der erschien an dem bestimmten Tage, in einem Aufzuge und Putze, der seinem Sinne gemäß war.

Der Kampfplatz war eine beblümte Wiese, durch welche ein heller Bach mit krummen Wendungen hin und her murmelte. Die Schäfer machten einen großen Kreis, um die kämpfenden Liebhaber: und auf einer Stelle darinn, saß auf einer kleinen Rasenbank, unter einem Schwiebogen von blühendem Rosendorn, und Königskerzen, der Vater des Mägdchens, und zu seiner Rechten die Schöne selbst, mit Rosen und Liljen gekränzet. Sie hatte einen weiten Rock von schlechtem grünem Zeuge an, und hielt den Schäferstab in einer, die wunderliche Pfeife aber in der andern Hand.

Der erste, der sich ihr näherte, war ein angenehmer und artig erzogener Jüngling, der sich aber reicher gekleidet hatte, als es in Arkadien jemals erhöret worden. Er hatte einen Cramosinfarbnen Rock an, der zwar nach Schäferart gemacht, aber so sehr gesticket, und mit Edelgesteinen besetzt war, daß die Zuschauer, von dem Glanze geblendet, vor allen Zierrathen, den Schnitt des Kleides nicht gewahr wurden. Sein Haupt war mit einem Federhute bedecket, und sein Schäferstab glänzte von Golde und Silber. Er trat auf eine sehr höfliche Art zu der Schönen, und sprach: Madame, sie brauchen keinen Spiegel, sich auf heute zu putzen: sie können ihre Schönheit schon aus der Menge ihrer Eroberungen sehen.* Amaryllis hatte eine so artige Schmäucheley noch niemals gehöret; daher wußte sie ihm nichts zu antworten; sondern gab

* Fontenelle.

gab ihm die Pfeife hin. Er setzte dieselbe an den Mund, und hub an, mit so vielen Bebungen, Läufern und Trillern zu spielen, daß die Schäfer und Schäferinnen, die sich paarweise zum Tanze gestellet hatten, seinem Liede nicht folgen konnten; weil sie zu solchen ordentlichen und abgemessenen Schritten, als er erforderte, niemals angeführet waren. Menalkas befahl, ihm seine köstlichen Kleider auszuziehen, ihn in ein dunkelbraun Gewand zu kleiden, und ihn auf Jahr und Tag ins Thal zu den Schafen zu schicken.

Der andere, der da erschien, sah ganz anders aus. Er hatte einen Rock von rauchen Ziegenfellen an. Sein Haar war verwirrt, sein Bart ungeputzt; von Person war er grob, von Sitten tölpisch. Er trat ganz frech zu der Nymphe, und sagte: **Er hätte seine Lämmer geherzet, und seine jungen Böckchen geküsset; er hoffete aber eine zu küssen, die viel sanfter wäre.*** Die Schöne erröthete vor Schamhaftigkeit und Verdruß, und that einen Seufzer wider ihn, als sie ihm die Pfeife hingab. Er riß sie ihr aus der Hand, konnte aber schwerlich einen Ton zuwege bringen; sein Klang war so rauh und kreischend, daß alle Schäfer riefen: Er verstünde keine Musik. So fort ward ihm befohlen, in die felsichten Theile Arkadiens zu gehen, und die Ziegen zu hüten, auch Lebenslang keine Pfeife mehr anzurühren.

Der dritte, der sich näherte, kam in sehr engen und unbequemen Kleidern, so, daß er nicht ohne Mühe einherzutreten schien. Er trat zu der Schäferinn mit tiefsinnigen Blicken, und sprach nach einem kurzen Stillschweigen: **Göttliche Amaryllis! ihr tragt eure Rosen, nicht eure Schönheit zu vermehren, sondern dieselben zu beschämen.**** Da sie nun nicht verstund, was er damit haben wollte, so überreichte sie ihm stillschweigend das Instrument. Sein Spielen war so verworren, und so gekünstelt, daß die Schäfer stockstill stunden, und ganz erstarret und erstaunet waren. Er entschuldigte sich damit, daß dieß die vollkommenste Musik von dem größten Tonkünstler aus Hesperien wäre. Menalkas trug mit ihm, als einem Fremden, ein Mitleiden, und übergab ihn einem alten Schäfer, dem er befahl, ihm bequemere Kleider zu schaffen, und ihn deutlich reden zu lehren.

Der vierte, der hinzu trat, war der junge Amyntas, der schönste von allen arkadischen Schäfern, den auch Amaryllis schon heimlich liebte. Er trug diesen Tag dieselbe Farbe, als die Schäferinn, nach der er seufzete. Er trat zwar mit ungezwungenen, doch blöden Schritten zu ihr. Als er ihr näher kam, erröthete sie, und als sie ihm die gefährliche Pfeife gab, so zitterten sie beyde: aber keiner

* Theokritus. ** Tasso.

konnte ein Wort sprechen. Nachdem er endlich zu den Göttern geseufzet, so blies er in solchen wohlklingenden Tönen; daß, ob sie gleich etwas wild und unregelmäßig waren, sie dennoch alle Herzen mit Vergnügen erfüllten. Die Schäfer fingen sogleich an zu tanzen, und die Alten bezeugten, daß sie oftmals bey Nacht dergleichen Musik gehöret hätten, die, wie sie glaubten, von irgend einem Feldgotte gemacht worden. Der ehrliche alte Mann sprang von seinem Sitze auf, und übergab ihm, nachdem er ihn umarmet, seine Tochter, bey allgemeinem Freudengeschreye.

Mitten in dieser Freude, wurden sie durch eine wunderbare Erscheinung erschrecket. Ein Mann, in einem blauen Mantel, dessen Haupt mit Binsen und Riedgras gekrönet war, sprang mitten in den Kreis. Er hatte eine Angelruthe in der Hand, und einen Korb auf dem Rücken. Ein magerer armseliger Kerl, in nassen Kleidern, trug einige Austern vor ihm her. Auf die Frage, von wannen er käme, und wer er wäre? sprach er: er käme, die Amaryllis, von den Gefilden an das Seeufer einzuladen. Sein Vermögen bestünde in Meerkälbern, und er wäre mit den Nereiden und Najaden bekannt. **Bist du mit den Najaden bekannt: so gehe auch wieder hin zu ihnen!** sprach **Menalkas** zu ihm. Die Schäfer rafften ihn sogleich, als einen Feind Arkadiens auf, und schmissen ihn in den Fluß, wo er untergieng, und niemals wieder zum Vorscheine kam.

Amyntas und Amaryllis führten ein langes und glückseliges Leben, und beherrschten die arkadischen Thäler. Ihre Nachkommen sind sehr alt geworden; und haben in 2000 Jahren nur viere derselben gehabt. Ihr erster Erbe hieß Theokritus; der seine Herrschaft dem Virgil überließ. Diesem folgte sein Sohn Spencer; und Spencern folgte sein ältester Sohn Philipps.

Ich habe oben im 16 §. vergessen, unter den Verfassern lateinischer Eklogen den Pet. Lotichius, und den Joh. Stigelius zu nennen: die doch gewiß gelesen zu werden verdienen; ob sie gleich in Elegien noch stärker gewesen sind.



Des

Des I. Abschnitts X. Hauptstück.

Von Tragödien, oder Trauerspielen.

1. §.

Wie vorzeiten die ganze Poesie mit der Musik vereinbaret gewesen: also hat auch die Tragödie ihren Ursprung aus gewissen Liedern, die dem Bacchus zu Ehren gesungen worden. Es traten an Festtagen etliche Sänger zusammen, die ein ganzes Chor ausmachten, diese spielten, tanzten und sungen nach Art der heidnischen Religion, dem Weingotte dadurch seinen Gottesdienst zu leisten. Wie sie aber gemeiniglich, sowohl als die Zuhörer, ein Räuschchen hatten: also waren auch ihre Lieder so ernsthaft nicht; sondern es liefen allerley Possen mit unter. Jemehr man sich in solchen Gesängen übte, und je weiter mans darinn brachte: desto lieber hörte man auch solchen Sängern zu. Daher kam es nun, daß sich ihre Zahl vermehrte; und daß es eine Rotte der andern zuvor zu thun suchte. Sie giengen wohl gar einen Wettstreit darüber ein, und der Preis war nach der alten Art schon groß genug, wenn man dem besten Sänger einen Bock zum Gewinnste zuerkannte. Ein Bock heißt auf griechisch Τραγος, und ein Lied ωδη; daher kömmt das Wort Tragödie, ein Bocklied: wie solches theils **Aristoteles** in seiner Poetik, theils **Horaz** in seiner Dichtkunst bezeuget, wenn er den **Thespis** so beschreibt:

Carmine qui tragico vilem certavit ob Hircum.

2. §. Man ward aber des beständigen Singens mit der Zeit überdrüßig, und sehnte sich nach einer Veränderung. **Thespis**, der mit seinen Sängern in Griechenland von einem Orte zum andern herumzog, erdachte etwas neues; als er die Lieder in Theile absonderte, und zwischen zweyen und zweyen allemal eine Person auftreten ließ, die etwas ungesungen erzäh-

erzählen mußte. Mehrerer Bequemlichkeit halber machte er seinen Wagen zur Schaubühne; indem er Breter darüber legte, und seine Leute droben singen und spielen ließ: damit sie desto besser zu sehen und zu hören seyn möchten. Damit man aber dieselben nicht erkennen könnte: so salbte er ihnen die Gesichter mit Hefen, welche ihnen anstatt der Larven dienen mußten. Um dieser Veränderung halber wird Thespis für den Erfinder der Tragödie gehalten.

> Ignotum tragicæ genus inveniſſe Camœnæ
> Dicitur, & plauſtris vexiſſe Poemata Theſpis:
> Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.

Allein das war in der That noch ein schlechter Anfang dazu. Aeschylus, ein neuerer Poet, sah wohl, daß auch die Erzählungen einzelner Personen, die man zwischen die Lieder einschaltete, noch nicht so angenehm wären; als wenn ein paar Personen mit einander sprächen: darinn sich mehr Mannigfaltigkeit und Veränderung würde anbringen lassen. Und da ihm solches nach Wunsche ausschlug; so dachte er auch auf mehrere Zierrathe seiner Tragödien. Er erfand die Larven, gab seinen Leuten ehrbare Kleidungen, und bauete sich eine bessere Schaubühne: ja, welches das merkwürdigste war, so machte Aeschylus, daß die Gespräche seiner auftretenden Personen mit einander zusammen hingen. Kurz, er erfand zuerst die Idee der Hauptperson in einem solchen Spiele: welches vorher nur ein verwirrtes Wesen, ohne Verknüpfung und Ordnung, gewesen war. Das bezeuget abermal Aristoteles im IV. Capitel seiner Poetik, und Horaz in folgenden Worten:

> Poſt hunc perſonæ & pallæ repertor honeſtæ
> Aeſchylus, & modicis inſtravit pulpita tignis,
> Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

3. §. Dieser letzte Vers zeigt noch an, daß man auch um diese Zeit die erhabene Schreibart in die Tragödie eingeführet habe: denn vorher war ihr Vortrag voller Zoten und gemeinen Possen gewesen; so, wie auch ihr Inhalt ganz

satirisch

satirisch war. Die Poeten hatten sich hierinn nach den Zuschauern gerichtet, die in ihrer ersten Grobheit an etwas ernsthaftem noch keinen Geschmack finden konnten; sondern nur allezeit lachen wollten. Allmählich aber fanden sich auch verständigere Zuschauer, die an den gewöhnlichen Fratzen ein Misfallen hatten, und lieber etwas kluges sehen wollten. **Sophokles** brachte die Schaubühne noch zu größerer Vollkommenheit. Er stellte anstatt der vorigen zwo Personen; nach Gelegenheit, auch wohl drey zugleich auf, die mit einander sprechen mußten, und erfand noch bessere Verzierungen für die Bühne; dadurch die Augen der Leute mehr gefüllet wurden. Ja, er richtete auch die Lieder des Chores, die allezeit zwischen jeder Handlung gesungen wurden, so ein, daß sie sich mit zur Tragödie schicken mußten: da sie vorher von ganz andern, mehrentheils lustigen Materien zu handeln pflegten. **Euripides** erhielt dieses alles in seiner Vollkommenheit, und suchte nur den Inhalt seiner Stücke rührender und philosophischer zu machen; weswegen auch Sokrates sie gern sehen mochte. Vor Alters hatte man die vierfüßigen jambischen Verse, die sehr bequem zum Singen waren, und, so zu reden, recht zum Sprunge giengen, gebraucht; nachmals aber wurden die sechsfüßigen jambischen eingeführt: eben so, wie es bey uns Deutschen gegangen, wo man vor **Opitzen** lauter vierfüßige Verse zu Schauspielen gebraucht hat, wie aus **Hans Sachsen** und andern zu ersehen ist.

4. §. Aus dem allen erhellet nun wohl zur Gnüge: daß die Tragödie in ihrem Ursprunge ganz was anders gewesen ist, als was sie hernach geworden. Aus den abgeschmacktesten Liedern besoffener Bauern, ist das ernsthafteste und beweglichste Stück entstanden, welches die ganze Poesie aufzuweisen hat. Was vorhin ein Nebenwerk war, und von den Griechen **Episodium** genennet wurde, nämlich die eingeschalteten Erzählungen und Gespräche, zwischen den Liedern; das ist hernach das Hauptwerk geworden. Kurz, das vorige satirische Scherzen hat sich in ein recht prächtiges und lehrreiches Wesen verwandelt. Da sich nun die ansehnlichsten

Leute nicht mehr schämen dorften, Zuschauer solcher Schauspiele abzugeben: so wurden die Athenienser dergestalt darauf erpicht, daß sie sich fast eine Schuldigkeit daraus machten, die Tragödien zu besuchen. Ja, weil sich die Poeten in allen Stücken der Religion bequemeten, und die vortrefflichsten Sittenlehren und Tugendsprüche darinn häufig einstreueten: so ward diese Art von Schauspielen eine Art des Gottesdienstes; die auch in der That für das Volk viel erbaulicher war, als alle Opfer und übrigen Ceremonien des Heidenthumes. Dazu trug nun hauptsächlich der Chor viel bey, der allezeit in seinen Liedern solche moralische Betrachtungen, Gebethe und Lobgesänge anstimmete, die sich zu der unmittelbar vorhergehenden Handlung schicketen. Diese lernte man damals gar auswendig, und pflegte sie im gemeinen Leben bey Gelegenheit, als Lehrsätze und Denksprüche anzubringen; so, wie wir itzo die Schrift, und unsere geistliche Lieder anzuziehen pflegen.

5. §. Bey den Griechen war also, selbst nach **Aristotels** Urtheile, die Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Sie konnte in diesem ihrem Zustande gar wohl ein Trauerspiel heißen: weil sie zu ihrer Absicht hatte, durch die Unglücksfälle der Großen, Traurigkeit, Schrecken, Mitleiden und Bewunderung bey den Zuschauern zu erwecken. **Aristoteles** beschreibt sie derowegen, als eine Nachahmung einer Handlung, dadurch sich eine vornehme Person harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Der Poet will also durch die Fabeln Wahrheiten lehren, und die Zuschauer, durch den Anblick solcher schweren Fälle der Großen dieser Welt, zu ihren eigenen Trübsalen vorbereiten. Z. E. **Oedipus**, eins der berühmtesten Trauerspiele des **Sophokles**, stellt das klägliche Ende vor, welches dieser thebanische König um seiner abscheulichen Thaten halber, genommen; wiewohl er fast ohne seine Schuld darein gefallen war. Und das will eben **Aristoteles** haben, wenn er saget: die Helden einer Tragödie müßten weder recht schlimm, noch recht gut seyn: nicht recht schlimm, weil man sonst mit ihrem Unglücke kein Mitleiden haben, sondern

sich

sich darüber freuen würde; aber auch nicht recht gut, weil man sonst die Vorsehung leicht einer Ungerechtigkeit beschuldigen könnte, wenn sie unschuldige Leute so hart gestrafet hätte. So war nun **Oedipus** beschaffen. Als ihm das Orakel in seiner Jugend antwortete: Er würde seinen Vater erschlagen, und mit seiner Mutter Blutschande treiben: so hatte er einen solchen Abscheu vor diesen Lastern, daß er Korinth verließ, wo er als königlicher Prinz erzogen war, und sich also der Krone begab, die er zu hoffen hatte; bloß weil er den Mord an seinem Vater, und die Unzucht mit seiner Mutter zu begehen, fürchtete. Da er aber in Griechenland, als ein Flüchtiger, herum schweifete, und ihm in einem schmalen Wege sein rechter Vater, **Lajus**, begegnete, der ihn in seiner Kindheit zu tödten, befohlen hatte, und nicht wußte, daß es sein Sohn wäre; gleichwie dieser nicht wissen konnte, daß **Lajus** sein Vater wäre: so griff er allein, den König nebst seinen Leuten an, und ermordete dieselben, bis auf einen, der ihm entlief.

6. §. Hier ist nun **Oedipus** zwar strafbar, daß er so hitzig, gewaltsam und eigensinnig gewesen: gleichwohl ist es seine Meynung nicht, einen Vatermord zu begehen; als welchen zu vermeiden, er seine vermeynte Vaterstadt verlassen hatte. Als er nachmals die **Jokasta** heirathet, ja etliche Kinder mit ihr zeuget; ist er abermals mehr unglücklich als lasterhaft: weil er es nicht weis, daß es seine Mutter ist, auch nach seinen Umständen es nicht wissen kann; bis es nach etlichen Jahren, und zwar in eben dieser Tragödie, wunderlich ans Licht kömmt. Wer hier sagen wollte, daß **Oedipus** ganz unschuldig, oder ganz schuldig wäre, der würde in beydem irren. Er ist so, wie die Menschen insgemein zu seyn pflegen, das ist, von mittlerer Gattung; er hat gewisse Tugenden, aber auch gewisse Laster an sich: und doch stürzen ihn bloß die letzten ins Unglück. Denn hätte er nur niemanden erschlagen, so wäre alles übrige nicht erfolget. Er hätte sich aber billig vor allen Todtschlägen hüten sollen: nachdem ihm das Orakel eine so deutliche Weissagung gegeben hatte. Denn er sollte billig allezeit gedacht haben: Wie? wenn dieß etwa mein Vater

wäre! Da er nun also beschaffen ist; so wird dadurch die Tragödie den allermeisten Zuschauern erbaulich: weil nämlich die meisten Menschen von eben der Art sind, als er; das ist, weder recht gut, noch recht böse. Man hat einestheils Mitleiden mit ihm; anderntheils aber bewundert man die göttliche Rache, die gar kein Laster ungestraft läßt.

7. §. Nach diesem allgemeinen Vorschmacke von der Tragödie wollen wir sie noch etwas genauer betrachten. Aeußerlichem Ansehen nach, konnte sie bey den Alten in zweyerley Stücke eingetheilet werden: nämlich in das, was von dem Chore gesungen, und in das, was nur schlechtweg gesprochen wurde. Der musikalische Theil bestund aus Oden, und die Sänger derselben hießen alle zusammen der Chor. Dieser bestund, nach Beschaffenheit der Umstände, bald aus einer guten Anzahl von Weibern oder Männern, welche die Bürger einer Stadt vorstelleten; bald aus einer Schaar von Priestern und Aeltesten des Volkes; bald aus einer Menge von Jungfrauen; bald aus einem Schwarme höllischer Furien, u. s. w. Dieser Chor nun fand sich gleich in der ersten Handlung auf der Schaubühne ein, und behielt seinen Platz bis ans Ende des ganzen Spieles. Er vertrat daselbst die Stelle der Zuschauer, die bey der Handlung, welche man spielete, zugegen gewesen seyn konnte, als sie wirklich geschehen war. Denn das muß man wissen, daß die wichtigsten Handlungen der alten griechischen und morgenländischen Fürsten nicht zwischen vier Wänden, sondern öffentlich, vor ihren Pallästen, oder auf den Märkten ihrer Städte vorgiengen. Da war nun allezeit eine Menge von Zuschauern zugegen, die an dem Thun und Lassen ihrer Könige Theil nahmen; auch wohl nach Gelegenheit ihre Meynung davon sagten, gute Anschläge gaben, oder sonst ihre Betrachtungen darüber anstelleten. Da nun die Poeten die ganze Natur solcher öffentlichen Handlungen vorstellen wollten und sollten; so mußten sie auch Zuschauer derselben auf die Bühne bringen: und das war dann der Chor.

8. §.

8. §. Man muß aber wissen, daß dieser Chor nicht nur zum Singen, sondern auch sonst, als eine spielende Person, mit gebraucht worden. Denn der Koryphäus oder Führer desselben, redete im Namen aller übrigen, so gut als eine andere Person, darzwischen. Das heißt beym **Horaz**:

> Actoris partes Chorus, officiumque virile
> Defendat; neu quid medios intercinat actus,
> Quod non proposito conducat, & hæreat apte &c.

Doch war freylich wohl das Singen die vornehmste Pflicht des Chores, welches zu vier verschiedenen malen, nämlich zwischen allen fünf Aufzügen geschah. Denn im Anfange und am Ende der Tragödie sang er nicht; sondern es traten sogleich die spielenden Personen hervor, machten auch mit ihrer Handlung den Beschluß: wo nicht irgend der Chor, doch ohne Gesang, das letzte Wort behielt; indem er eine erbauliche Betrachtung, oder Nutzanwendung über das ganze Schauspiel, in wenigen Worten beyfügte. Alles nun, was zwischen dem ersten und letzten Liede gespielt und gesungen wurde, das nennte man das Episodium; was vor dem Singen vorhergieng, den Eingang oder die Vorrede; und was darauf zuletzt folgte, den Ausgang oder Beschluß: so daß auf diese Art eine Tragödie in drey sehr ungleiche Theile unterschieden wurde. (Siehe Arist. Poet. im 12. Cap.)

9. §. Was den andern Theil der Tragödie, der nicht gesungen ward, anlanget: so bestund derselbe aus den Unterredungen der auftretenden Personen, die eine gewisse Fabel vorstelleten. Ungeachtet nun diese Fabel nur eine einzige Haupthandlung haben muß, wenn sie gut seyn soll: so theilte man doch der Abwechselung halber, dieselbe in fünf Theile ein, die man Actus, Thaten, oder noch besser, Aufzüge nennte:

> Neve minor quinto, neu sit productior actu
> Fabula, quæ vult spectari & spectata reponi;

saget **Horatius**. Die Ursache dieser fünffachen Eintheilung ist wohl freylich willkührlich gewesen: indessen ist diese Zahl

sehr bequem, damit dem Zuschauer nicht die Zeit gar zu lang werde. Denn wenn jeder Aufzug ohngefähr eine Viertelstunde daurete, so dann aber der Chor sein Lied darzwischen sang: so konnte das Spiel nicht viel länger als zwo bis dritte halb Stunden dauren; welches eben die rechte Zeit ist, die sich ohne Ueberdruß einem Schauspiele widmen läßt. Es waren aber diese fünf Aufzüge untereinander eben durch den Chor der Sänger verbunden: und also wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die gespielte Fabel, nie ganz unterbrochen: welches bey uns durch die Musikanten geschieht, die allerley lustige Stücke darzwischen spielen; oder auch wohl gar durch Tänzer, die sich zwischen den Aufzügen sehen lassen. Dieser Zusammenhang des ganzen Stückes that sehr viel dazu, daß die ganze Tragödie einen starken Eindruck in die Gemüther machte: und **Racine** hat auch in neuern Zeiten etliche Stücke von der Art, nämlich die **Athalia** und **Esther**, auf die Bühne gebracht, die nicht wenig Beyfall deswegen erhalten haben. Ich wundere mich nur, daß man dieses nicht durchgehends wieder aufgebracht hat.

10. §. Von diesen äußerlichen Stücken einer Tragödie, die auch einem Ungelehrten in die Augen fallen, komme ich auf die innere Einrichtung derselben, die nur ein Kunstverständiger wahrnimmt. Hier bemerket man nun, daß das Trauerspiel einige Stücke mit dem Heldengedichte gemein hat; in andern aber von ihm unterschieden ist. Es hat mit ihm gemein die Fabel, die Handlung, die Charactere, die Gedanken und die Schreibart, oder den Ausdruck. Es ist aber von demselben unterschieden in der Größe der Fabel, oder in ihrer Dauer; in der Beschaffenheit des Ortes, wo sie vorgehen muß; und in der Art des Vortrages, welche hier ganz dramatisch ist, da dort die Erzählung herrschet. Hierzu kömmt noch, daß in der Tragödie, durch die lebendige Vorstellung, die Gemüthsbewegungen weit lebhafter und stärker gerühret werden; daß man die Musik dabey brauchet, und daß man einer Schaubühne nöthig hat, die auf verschiedene

Art

Art verzieret werden muß. Von allen diesen Stücken ins besondere muß kürzlich gehandelt werden.

11. §. Wie eine gute tragische Fabel gemacht werden müsse, das ist schon im vierten Hauptstücke des ersten Theils einigermaßen gewiesen worden. Der Poet wählet sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit eines Satzes erhellet. Hiernächst suchet er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet ist: und von diesen entlehnet er die Namen, für die Personen seiner Fabel; um derselben also ein Ansehen zu geben. Er erdenket sodann alle Umstände dazu, um die Hauptfabel recht wahrscheinlich zu machen: und das werden die Zwischenfabeln, oder Episodia nach neuer Art, genannt. Dieses theilt er dann in fünf Stücke ein, die ohngefähr gleich groß sind, und ordnet sie so, daß natürlicher Weise das letztere aus dem vorhergehenden fließt; bekümmert sich aber weiter nicht, ob alles in der Historie wirklich so vorgegangen, oder ob alle Nebenpersonen wirklich so, und nicht anders geheißen haben. Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des **Sophokles**, oder auch mein **Cato** dienen. Der Poet wollte dort zeigen, daß Gott auch die Laster, die unwissend begangen werden, nicht ungestraft lasse. Hierzu ersinnt er nun eine allgemeine Fabel, die etwa so lautet:

12. §. Es war einmal ein Prinz, wird es heißen, der sehr viel gute Eigenschaften an sich hatte, aber dabey verwegen, argwöhnisch und neugierig war. Dieser hatte einmal, vor dem Antritte seiner Regierung, auf freyem Felde einen Mord begangen; ohne zu wissen, daß er seinen eigenen Vater erschlagen hätte. Durch seinen Verstand bringt er sich in einem fremden Lande in solches Ansehen, daß er zum Könige gemacht wird, und die verwittibte Königinn heirathet; ohne zu wissen, daß selbige seine eigene Mutter ist. Aber dieses alles geht ihm nicht für genossen aus. Seine Laster kommen ans Licht, und es treffen ihn alle die Flüche, die er

selbst auf den Mörder seines Vorfahren im Regimente, ausgestoßen hatte. Er beraubet sich selbst des Reiches, und geht ins Elend; nachdem er sich selbst aus Verzweifelung der Augen beraubet hatte. Zu dieser allgemeinen Fabel nun findet **Sophokles** in den alten thebanischen Geschichten, den **Oedipus** geschickt. Er ist ein solcher Prinz, als die Fabel erfodert: er hat unwissend einen Vatermord und eine Blutschande begangen; er ist dadurch auf eine Zeitlang glücklich geworden: allein, die Strafe bleibt nicht aus; sondern er muß endlich alle Wirkungen seiner unerhörten Laster empfinden.

13. §. Diese Fabel ist nun geschickt, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und also die Gemüthsbewegungen der Zuschauer, auf eine der Tugend gemäße Weise, zu erregen. Das erstere erregen seine Schandthaten, und die unverhoffte Entdeckung derselben: dieses aber, die Betrachtung, daß er sie unwissend begangen hat. Durch seine guten Eigenschaften erwirbt sich **Oedipus** die Liebe der Zuschauer; und da er seine Laster wider Willen ausgeübet hat, so beklaget man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl sehr unglücklich wird, so bedauret man ihn um destomehr; ja man erstaunet über die strenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungestraft lassen. Man sieht auch, daß der Chor in dieser Tragödie dadurch bewogen wird, recht erbauliche Betrachtungen, über die Unbeständigkeit des Glückes der Großen dieser Welt, und über die Schandbarkeit der Laster des **Oedipus** anzustellen, auch zuletzt in dem Beschlusse die Thebaner so anzureden: „Ihr Einwohner von Theben, seht hier den **Oedi**„**pus**, der durch seine Weisheit Räthsel erklären konnte, „und an Tapferkeit alles übertraf; ja der seine Hoheit sonst „keinem, als seinem Verstande und Heldenmuthe, zu dan„ken hatte: seht hier, in was für schreckliche Trübsalen er „gerathen ist! und wenn ihr dieses unselige Ende desselben „erweget: so lernt doch, niemanden für glücklich zu halten, bis „ihr ihn seine letzte Stunde glücklich habt erreichen gesehen. Wer auf gleiche Art die Trauerspiele aus unsrer deutschen

Schau-

Schaubühne mit Bedacht durchgehen will, der wird überall eine solche Hauptlehre antreffen, ob sie gleich nicht immer so deutlich im Schlusse steht.

14. §. Eine solche Fabel nun zu erdichten, sie recht wahrscheinlich einzurichten, und wohl auszuführen, das ist das allerschwerste in einer Tragödie. Es hat viele Poeten gegeben, die in allem andern Zubehöre des Trauerspiels, in den Charactern, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich gewesen: aber in der Fabel ist es sehr wenigen gelungen. Wer Exempel davon sehen will, der sehe, was von **Schakespears** Cäsar im VII. B. und vom **Telemach** im VI. B. der kritischen Beyträge steht. Sonderlich ist das engländische Theater insgemein in der Einrichtung der Fabel fehlerhaft, als welche größtentheils nichts besser sind, als die altfränkischen Haupt- und Staatsactionen der gemeinen Komödianten unter uns. Das kömmt aber daher, daß ein Trauerspiel eine dreyfache Einheit haben muß, wenn ich so reden darf: Die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Ortes. Von allen dreyen müssen wir insonderheit handeln.

15. §. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabsicht; nämlich einen moralischen Satz: also muß sie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andere moralische Wahrheiten in sich schließen: wie zum Exempel im **Oedipus** die Erfüllung der Orakel, darüber **Jokasta** vorher gespottet hatte, die Lehre giebt: Daß die göttliche Allwissenheit nicht fehlen könne. Alle Stücke sind also tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen bestehen, davon keine die vornehmste ist. Ich habe dergleichen im 1717. Jahre am Reformationsfeste in einer Schulkomödie vorstellen gesehen wo der ganze Inhalt der **Aeneis Virgils**, und **Luthers** Reformation zugleich vorgestellet wurde. In einem Auftritte war ein Trojaner; in der andern der Ablaßkrämer **Tetzel** zu sehen. Bald handelte **Aeneas** von der Stiftung des römischen Reichs: bald kam **Lutherus** und reinigte die

Kirche. Bald war Dido, bald die babylonische Hure zu sehen u. s. w. Und diese beyden so verschiedenen Handlungen hiengen nicht anders zusammen, als durch eine lustige Person, Momus genannt, die zwischen solchen Vorstellungen auftrat, und z. E. den auf der See bestürmten Aeneas, mit dem in Gefahr schwebenden Kirchenschifflein verglich. Das ist nun ein sehr handgreiflicher Fehler, wann zwey so verschiedene Dinge zugleich gespielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher sind, verdienen deswegen keine Entschuldigung. Insgemein sündigen die englischen Stücke wider diese Regel: wann sie zwey ganz verschiedene Fabeln in einander wirren.

16. §. Die Einheit der Zeit ist das andere, das in der Tragödie unentbehrlich ist. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monate dauren, wie oben gewiesen worden; das macht, sie wird nur gelesen: aber die Fabel eines Schauspieles, das mit lebendigen Personen in etlichen Stunden wirklich vorgestellet wird, kann nur einen Umlauf der Sonne, wie Aristoteles spricht; das ist einen Tag, dauren. Denn was hätte es für eine Wahrscheinlichkeit, wenn man in dem ersten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorstellen wollte: wie Cervantes solche thörichte Schauspiele, an seinen spanischen Poeten, im Don Quixote ausgelachet hat. Haben es die Engländer nicht völlig so schlimm gemacht; so ist es doch nicht viel besser. Schakespears Cäsar hebt vor der Ermordung Cäsars an, und dauret bis nach der philippischen Schlacht, wo Brutus und Cassius geblieben. Oder wie ist es wahrscheinlich, daß man es auf der Schaubühne etlichemal Abend werden sieht; und doch selbst, ohne zu essen, oder zu trinken, oder zu schlafen, immer auf einer Stelle sitzen bleibt? Die besten Fabeln würden also eigentlich diejenigen seyn, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geschehen, als sie zur Vorstellung brauchen; das ist etwa zwey oder drey Stunden: und so sind die Fabeln der

meisten

meisten griechischen Tragödien beschaffen. Kömmt es hoch, so bedörfen sie sechs, acht, oder zum höchsten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe: und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wider die Wahrscheinlichkeit handeln will.

17. §. Es müssen aber diese Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte seyn, weil diese zum Schlafen bestimmet ist: es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre; oder erst nach Mittage anfienge, und sich bis in die späte Nacht verzöge; oder umgekehrt, frühemorgens angienge, und bis zu Mittage daurete. Der berühmte **Cid** des **Corneille** läuft in diesem Stücke wider die Regeln: denn er dauret eine ganze Nacht durch, nebst dem vorigen und folgenden Tage, und braucht wenigstens volle vier und zwanzig Stunden: welches schon viel zu viel ist, und unerträglich seyn würde, wenn das Stück nicht sonst viel andere Schönheiten in sich hätte; die den Zuschauern fast nicht Zeit lassen, daran zu gedenken. S. den ersten B. meiner Schaubühne. Das ist nun eben die Kunst, die Fabel so ins kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret; und eben deswegen sind auch bey uns Deutschen die Tragödien von **Wallenstein**, imgleichen die alten Stücke von der **Banise**, von der böhmischen **Libussa** ganz falsch und unrichtig: weil sie zum Theil etliche Monate, zum Theil aber viele Jahre zu ihrer Dauer erfordern. Meine obige Schultragödie hub sich von dem Urtheile des Paris über die drey Göttinnen an, und daurete bis auf die Glaubensverbesserung durch Luthern. Das war nun eine Zeit, etwa von zwey bis drittehalb tausend Jahren: davon die zwey Heldengedichte, Ilias und Aeneis, nicht den tausendsten Theil einnehmen: und ich zweifle, ob man die Ungereimtheit höher hätte treiben können.

18. §. Zum dritten gehöret zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuschauer bleiben auf einer Stelle sitzen: folglich müssen auch die spielenden Personen alle auf einem Platze bleiben, den jene übersehen können, ohne ihren Ort zu ändern. So ist z. E. im **Oedipus** der Schauplatz auf

dem Vorhofe des königlichen thebanischen Schlosses, darinn Oedipus wohnet. Alles, was in der ganzen Tragödie vorgeht, das geschieht vor diesem Pallaste: nichts, was man wirklich sieht, trägt sich in den Zimmern zu; sondern draußen auf dem Schloßplatze, vor den Augen alles Volks. Heute zu Tage, da unsre Fürsten alles in ihren Zimmern verrichten, fällt es also schwerer, solche Fabeln wahrscheinlich zu machen. Daher nehmen denn die Poeten gemeiniglich alte Historien dazu; oder sie stellen uns auch einen großen Audienzsaal vor, darinn vielerley Personen auftreten können. Ja sie helfen sich auch zuweilen mit dem Vorhange, den sie fallen lassen und aufziehen; wenn sie zwey Zimmer zu der Fabel nöthig haben. Man kann also leicht denken, wie ungereimt es ist, wenn, nach des Cervantes Berichte, die spanischen Trauerspiele den Helden in dem ersten Aufzuge in Europa, in dem andern in Africa, in dem dritten in Asien, und endlich gar in America vorstellen: oder, wenn meine obgedachte Schulkomödie uns bald in Asien die Stadt Troja, bald die ungestüme See, darauf Aeneas schiffet, bald Karthago, bald Italien vorstellete, und uns also durch alle drey Theile der damals bekannten Welt, führte; ohne daß wir uns von der Stelle rühren dorften. Noch was lächerlichers fällt mir von einem italiänischen Dichter ein, der in einem Schauspiele, den Himmel, die Erde, und die Hölle brauchete; und die Einheit des Ortes mit einer bleyrechten Linie behaupten wollte, die vom Himmel durch die Erde, bis in die Hölle gienge. Es ist also in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt, den Schauplatz zu ändern. Wo man ist, da muß man bleiben; und daher auch nicht in dem ersten Aufzuge im Walde, in dem andern in der Stadt, in dem dritten im Kriege, und in dem vierten in einem Garten, oder auf der See seyn. Das sind lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit: eine Fabel aber, die nicht wahrscheinlich ist, taugt nichts, weil dieses ihre vornehmste Eigenschaft ist.

19. §. Es sind aber die Fabeln der Trauerspiele ebenfalls entweder einfache und schlechte; oder verworrene, die

einen Glückswechsel und eine Entdeckung unbekannter Personen haben. In beyden nun hat ein Knoten, oder die sogenannte Verwirrung statt, die sich im Anfange des Schauspieles in einander zu schlingen anfängt, und allmählich immer mehr und mehr verwickelt; bis der letzte Aufzug, oder wo möglich, der letzte Auftritt, alles auf einmal auflöset. Dieser Knoten ist in der Fabel nöthig, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erwecken, und sie auf den Ausgang solcher verwirrten Händel begierig zu machen. Im **Titus** des **Racine** ist ein Exempel von der ersten Classe zu sehen; wo alles ohne eine andere Verwirrung der Umstände, bloß deswegen einen Knoten schürzet: weil die Königinn **Berenice** nicht weis, was sie hoffen oder fürchten soll; der Kaiser selbst aber bey sich ansteht, ob er seiner Liebe, oder dem Willen des römischen Volkes gehorchen solle? Dieses ist also eine einfache oder schlechte Fabel, worinn kein Glückswechsel, keine Entdeckung verborgener Personen vorgeht. Denn beyde bleiben, was sie sind; jene Königinn von Palästina, dieser römischer Kaiser. Eben so sind **Cinna** und **Porus** beschaffen. Ganz anders aber ist es in der **Elektra** des **Sophokles**. Hier kömmt der junge Prinz **Orestes** in verstellter Kleidung nach **Mycene**; läßt sich für todt ausgeben, und bringt selbst den Aschentopf getragen, in welchem, seinem Vorgeben nach, sein eigener Ueberrest ist. Seine Mutter, **Klytemnestra**, die sich darüber freuet; weil sie nur von ihrem Sohne die Rache, wegen seines, von ihr und ihrem neuen Gemahle **Aegisthus** ermordeten Vaters, **Agamemnons**, zu befürchten hatte, wird dergestalt hintergangen; und nachdem sich **Orestes** ihr entdecket hatte, ums Leben gebracht. Ihrem **Aegisthus** gehts nicht besser: und da also die glückseligen Personen des Trauerspiels unglücklich werden: so wird der vorhin flüchtige **Orestes**, nebst seiner geplagten Schwester **Elektra**, auf einmal glücklich. Eben so ist die Tragödie **Iphigenia** beschaffen: **Eriphile** stirbt, so bald es entdecket wird, daß sie der Helena Tochter ist; **Achilles** aber mit seiner geliebten Prinzeßinn wird auf einmal glück-

 lich.

lich. Im Cato ist es nichts anders: indem Arsene, da sie erfährt, daß sie Catons Tochter ist, weder eine Königinn seyn, noch Cäsarn heirathen kann. Die Schönheit in dergleichen Fabeln besteht darinn, daß dieser Glückswechsel ganz zuletzt, und zwar unvermuthet geschieht: indem die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Personen, wenn dergleichen vorhanden sind, unmittelbar vorhergeht.

20. §. Ich komme nunmehr auf die Charactere der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was im Hauptstücke vom Heldengedichte davon gesaget worden: denn alles das muß hier auch gelten. Es muß also der Poet seinen Hauptpersonen eine solche Gemüthsbeschaffenheit geben, daraus man ihre künftigen Handlungen wahrscheinlich vermuthen, und wenn sie geschehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem ersten Auftritte, den sie hat, muß sie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laster verrathen; dadurch sie sich von andern Menschen unterscheidet. So zeiget, zum Exempel, Racine den Porus, gleich im Anfange, als einen großmüthigen Helden, der allein das Herz hat, dem Alexander die Spitze zu biethen: worüber ihn zwar St. Evremont getadelt hat, aber ohne Grund; weil selbst Curtius demselben diesen Character beygeleget hat. So hat auch Cinna gleich im ersten Auftritte den Character eines verwegenen Rebellen, und freyheitliebenden Römers; sowohl als Aemilia die Gemüthsart eines rachgierigen und unversöhnlichen Frauenzimmers hat. Roderich stellet durchgehends einen ehrliebenden und unverzagten Helden vor; und Chimene eine rechtschaffene Tochter ihres Vaters, zugleich aber eine treue Liebhaberinn ihres Roderichs. Nicht minder zeigt Cato gleich bey seinem ersten Auftritte, wie er gesonnen ist: nämlich Freyheit und Tugend auch mit seinem Blute zu versiegeln. Siehe der deutschen Schaubühne I. Theil. Und in der Iphigenia, im II. Theile, ist Achilles so abgeschildert, wie Horaz es haben will, wenn er schreibt:

Honora-

Honoratum si forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget sibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, tristis Orestes.

21. §. Diese letzten Zeilen wollen so viel sagen, daß ein Poet die Personen, die aus der Historie schon bekannt sind, genau bey dem Charactere lassen müsse, den man von ihnen längst gewohnt ist. Das hat Corneille in seiner Sophonisbe gethan. Er beobachtet genau, was Livius von ihrer Gemüthsbeschaffenheit erzählet; den Masinissa und den Syphax läßt er auch so, wie er sie fand. Unser Lohenstein aber hat alles verkehret. Ein anders ist es, wenn man ganz neue Personen dichtet. Diese kann man zwar machen, wie man selber will, und wie die Fabel es erfodert. Nur folgende Regel des Horaz ist zu beobachten:

Si quid inexpertum scenæ committis, et audes
Personam formare novam; servetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.

Ein widersprechender Character ist ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt: daher muß ein Geiziger geizig, ein Stolzer stolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt seyn und bleiben; es würde denn in der Fabel durch besondere Umstände wahrscheinlich gemacht, daß er sich ein wenig geändert hätte. Denn eine gänzliche Aenderung des Naturells oder Characters ist ohnedieß in so kurzer Zeit unmöglich.

22. §. Nichts ist von den Characteren mehr übrig zu sagen, als daß nur die Hauptpersonen dergleichen haben müssen. Dieser giebt es in einem Stücke selten mehr, als drey, oder vier: alle andere sind Nebenpersonen. Diese und die Bedienten der erstern, die fast allezeit in fremdem Namen handeln oder thun, dörfen keine besondere Gemüthsart haben: zum wenigsten haben sie selten Gelegenheit, dieselbe blicken zu lassen. Sie thun nur, was ihnen befohlen wird, oder rich-

lich. Im Cato ist es nichts anders: indem Arsene, da sie erfährt, daß sie Catons Tochter ist, weder eine Königinn seyn, noch Cäsarn heirathen kann. Die Schönheit in dergleichen Fabeln besteht darinn, daß dieser Glückswechsel ganz zuletzt, und zwar unvermuthet geschieht: indem die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Personen, wenn dergleichen vorhanden sind, unmittelbar vorhergeht.

20. §. Ich komme nunmehr auf die Charactere der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was im Hauptstücke vom Heldengedichte davon gesaget worden: denn alles das muß hier auch gelten. Es muß also der Poet seinen Hauptpersonen eine solche Gemüthsbeschaffenheit geben, daraus man ihre künftigen Handlungen wahrscheinlich vermuthen, und wenn sie geschehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem ersten Auftritte, den sie hat, muß sie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laster verrathen; dadurch sie sich von andern Menschen unterscheidet. So zeiget, zum Exempel, Racine den Porus, gleich im Anfange, als einen großmüthigen Helden, der allein das Herz hat, dem Alexander die Spitze zu biethen: worüber ihn zwar St. Evremont getadelt hat, aber ohne Grund; weil selbst Curtius demselben diesen Character beygeleget hat. So hat auch Cinna gleich im ersten Auftritte den Character eines verwegenen Rebellen, und freyheitliebenden Römers; sowohl als Aemilia die Gemüthsart eines rachgierigen und unversöhnlichen Frauenzimmers hat. Roderich stellet durchgehends einen ehrliebenden und unverzagten Helden vor; und Chimene eine rechtschaffene Tochter ihres Vaters, zugleich aber eine treue Liebhaberinn ihres Roderichs. Nicht minder zeigt Cato gleich bey seinem ersten Auftritte, wie er gesonnen ist: nämlich Freyheit und Tugend auch mit seinem Blute zu versiegeln. Siehe der deutschen Schaubühne I. Theil. Und in der Iphigenia, im II. Theile, ist Achilles so abgeschildert, wie Horaz es haben will, wenn er schreibt:

Honora-

Honoratum si forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget sibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, tristis Orestes.

21. §. Diese letzten Zeilen wollen so viel sagen, daß ein Poet die Personen, die aus der Historie schon bekannt sind, genau bey dem Charactere lassen müsse, den man von ihnen längst gewohnt ist. Das hat Corneille in seiner Sophonisbe gethan. Er beobachtet genau, was Livius von ihrer Gemüthsbeschaffenheit erzählet; den Masinissa und den Syphax läßt er auch so, wie er sie fand. Unser Lohenstein aber hat alles verkehret. Ein anders ist es, wenn man ganz neue Personen dichtet. Diese kann man zwar machen, wie man selber will, und wie die Fabel es erfodert. Nur folgende Regel des Horaz ist zu beobachten:

Si quid inexpertum scenæ committis, et audes
Personam formare novam; servetur ad imum,
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.

Ein widersprechender Character ist ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt: daher muß ein Geiziger geizig, ein Stolzer stolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt seyn und bleiben; es würde denn in der Fabel durch besondere Umstände wahrscheinlich gemacht, daß er sich ein wenig geändert hätte. Denn eine gänzliche Aenderung des Naturells oder Characters ist ohnedieß in so kurzer Zeit unmöglich.

22. §. Nichts ist von den Characteren mehr übrig zu sagen, als daß nur die Hauptpersonen dergleichen haben müssen. Dieser giebt es in einem Stücke selten mehr, als drey, oder vier: alle andere sind Nebenpersonen. Diese und die Bedienten der erstern, die fast allezeit in fremdem Namen handeln oder thun, dörfen keine besondere Gemüthsart haben: zum wenigsten haben sie selten Gelegenheit, dieselbe blicken zu lassen. Sie thun nur, was ihnen befohlen wird, oder rich-

ten sich doch von sich selbst, nach den andern. Doch ist es in solchen Fällen, wo sie Gelegenheit dazu hätten, auch unverbothen. Die Exempel zu dieser Regel wird man in allen Trauerspielen antreffen, die in meiner Schaubühne stehen. Z. E. Artaban und Phocas, Phönize und Domitius im sterbenden Cato sind in Ansehung des Cato, Cäsars, der Arsene, und des Pharnaz, nur Nebenpersonen. Arkas und Doris aber in der Iphigenia, sind es in Ansehung Agamemnons, und Achills, der Klytemnestra und Iphigenia, u. d. g.

23. §. Ich komme auf die Gedanken und den Ausdruck, oder auf die Schreibart der Tragödien. Diese muß eben so beschaffen seyn, als die Gedanken und Schreibart in Heldengedichten, wenn der Poet daselbst andere redend einführet. Die Alten nännten diese Art des Ausdruckes Kothurnus; von den hohen Schuhen, die vormals von vornehmen Standespersonen getragen wurden. Weil nun dergleichen vornehme Leute in der Tragödie vorgestellet wurden, und es sich für sie nicht anders schickte, als daß sie sich auf eine edlere Art, als der gemeine Pöbel ausdrücken mußten; zumal, wenn die gewaltigsten Affecten sie bestürmeten: so bekam ihre Sprache eben diesen Namen. Die guten Poeten nun, die ihre Einbildungskraft durch die Vernunft in den Schranken zu halten, und die hohe Schreibart durch die Regeln der Wahrscheinlichkeit zu mäßigen gewußt haben, sind auch bey einer vernünftigen hohen Art des Ausdruckes geblieben. Die schwachen Geister aber, die ihrer Phantasie folgen mußten, wohin sie wollte, verstiegen sich oftmals gar zu hoch: so daß Horaz sie beschuldiget, sie hätten bisweilen solche Räthsel, als die delphische Priesterinn, gemacht:

> Et tulit eloquium insolitum facundia præceps,
> - - - - et divina futuri
> Sortilegis non discrepuit sententia Delphis.

Ja er verbeut gleich darauf ausdrücklich, daß man die tragischen Personen weder zu niedrig, noch zu hochtrabend solle reden lassen:

Ne,

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas:
Aut dum vitat humum, nubes et inania captet.

24. §. In dieſer falſchen Hoheit ſind nun, bey den Lateinern, Seneca in ſeinen Tragödien; und bey uns, **Lohenſtein** ganz unerträglich. Faſt alle ihre Perſonen, die ſie aufführen, reden lauter Phöbus: wie bereits in dem allgemeinen Theile im Capitel von der poetiſchen Schreibart angemerket worden. Unſer **Andreas Gryphius** iſt doch weit vernünftiger in dieſem Stücke. Ich mag, die Weitläuftigkeit zu meiden, keine Exempel von beyden anführen: man darf aber nur gleich des erſten **Agrippina**, mit **Carl Stuarten** von dieſem; oder auch **Sophonisbe** mit dem **Leo Arminius** zuſammen halten, ſo wird man den Unterſcheid gleich merken. Man ſehe auch, was bey Gelegenheit des aus dem **Schakeſpear** verdeutſchten **Cäſars**, in dem VII. B. der kritiſchen Beyträge von ihm geſaget worden. Sonderlich drücken die lohenſteiniſchen Perſonen niemals den Affect recht natürlich aus: ſondern, da ſie im Schmerze aufhören ſollten, auf Stelzen zu gehen, ſo bleiben ſie unverändert bey ihren ſcharfſinnigen Sprüchen und künſtlichen Spitzfündigkeiten. Ja ſelbſt **Corneille** und **Racine**, haben ſich in dieſem Stücke oft genug verſehen: wie **Fenelon** in ſeinen Gedanken von der Tragödie beobachtet hat: welcher auch anmerket, daß **Sophokles** ſeinen **Oedipus** nichts ſchwülſtiges ſagen laſſen. Siehe den I. Th. meiner Schaubühne, gleich nach der Vorrede. Dieſes hat uns **Horaz** ausdrücklich gelehret:

Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus et Peleus: cum pauper et exſul uterque
Projicit ampullas et ſesquipedalia verba.
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Die beſte allgemeine Regel, die man hier geben kann, iſt: die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten, und dieſelbe aufs genaueſte nachzuahmen. Nun findet

selbst auf den Mörder seines Vorfahren im Regimente, ausgestoßen hatte. Er beraubet sich selbst des Reiches, und geht ins Elend; nachdem er sich selbst aus Verzweifelung der Augen beraubet hatte. Zu dieser allgemeinen Fabel nun findet **Sophokles** in den alten thebanischen Geschichten, den **Oedipus** geschickt. Er ist ein solcher Prinz, als die Fabel erfodert: er hat unwissend einen Vatermord und eine Blutschande begangen; er ist dadurch auf eine Zeitlang glücklich geworden: allein, die Strafe bleibt nicht aus; sondern er muß endlich alle Wirkungen seiner unerhörten Laster empfinden.

13. §. Diese Fabel ist nun geschickt, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und also die Gemüthsbewegungen der Zuschauer, auf eine der Tugend gemäße Weise, zu erregen. Das erstere erregen seine Schandthaten, und die unverhoffte Entdeckung derselben: dieses aber, die Betrachtung, daß er sie unwissend begangen hat. Durch seine guten Eigenschaften erwirbt sich **Oedipus** die Liebe der Zuschauer; und da er seine Laster wider Willen ausgeübet hat, so beklaget man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl sehr unglücklich wird, so bedauret man ihn um destomehr; ja man erstaunet über die strenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungestraft lassen. Man sieht auch, daß der Chor in dieser Tragödie dadurch bewogen wird, recht erbauliche Betrachtungen, über die Unbeständigkeit des Glückes der Großen dieser Welt, und über die Schandbarkeit der Laster des **Oedipus** anzustellen, auch zuletzt in dem Beschlusse die Thebaner so anzureden: „Ihr Einwohner von Theben, seht hier den **Oedipus**, der durch seine Weisheit Räthsel erklären konnte, „und an Tapferkeit alles übertraf; ja der seine Hoheit sonst „keinem, als seinem Verstande und Heldenmuthe, zu dan-„ken hatte: seht hier, in was für schreckliche Trübsalen er „gerathen ist! und wenn ihr dieses unselige Ende desselben „erweget: so lernt doch, niemanden für glücklich zu halten, bis „ihr ihn seine letzte Stunde glücklich habt erreichen gesehen. Wer auf gleiche Art die Trauerspiele aus unsrer deutschen

Schaubühne mit Bedacht durchgehen will, der wird überall eine solche Hauptlehre antreffen, ob sie gleich nicht immer so deutlich im Schlusse steht.

14. §. Eine solche Fabel nun zu erdichten, sie recht wahrscheinlich einzurichten, und wohl auszuführen, das ist das allerschwerste in einer Tragödie. Es hat viele Poeten gegeben, die in allem andern Zubehöre des Trauerspiels, in den Charactern, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich gewesen: aber in der Fabel ist es sehr wenigen gelungen. Wer Exempel davon sehen will, der sehe, was von **Schakespears** Cäsar im VII. B. und vom **Telemach** im VI. B. der kritischen Beyträge steht. Sonderlich ist das engländische Theater insgemein in der Einrichtung der Fabel fehlerhaft, als welche größtentheils nichts besser sind, als die altfränkischen Haupt- und Staatsactionen der gemeinen Komödianten unter uns. Das kömmt aber daher, daß ein Trauerspiel eine dreyfache Einheit haben muß, wenn ich so reden darf: Die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Ortes. Von allen dreyen müssen wir insonderheit handeln.

15. §. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabsicht; nämlich einen moralischen Satz: also muß sie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andere moralische Wahrheiten in sich schließen: wie zum Exempel im **Oedipus** die Erfüllung der Orakel, darüber **Jokasta** vorher gespottet hatte, die Lehre giebt: Daß die göttliche Allwissenheit nicht fehlen könne. Alle Stücke sind also tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen bestehen, davon keine die vornehmste ist. Ich habe dergleichen im 1717. Jahre am Reformationsfeste in einer Schulkomödie vorstellen gesehen wo der ganze Inhalt der Aeneis **Virgils**, und **Luthers** Reformation zugleich vorgestellet wurde. In einem Auftritte war ein Trojaner; in der andern der Ablaßkrämer **Tetzel** zu sehen. Bald handelte **Aeneas** von der Stiftung des römischen Reichs: bald kam **Lutherus** und reinigte die

Kirche. Bald war Dido, bald die babylonische Hure zu sehen u. s. w. Und diese beyden so verschiedenen Handlungen hiengen nicht anders zusammen, als durch eine lustige Person, Momus genannt, die zwischen solchen Vorstellungen auftrat, und z. E. den auf der See bestürmten Aeneas, mit dem in Gefahr schwebenden Kirchenschifflein verglich. Das ist nun ein sehr handgreiflicher Fehler, wann zwey so verschiedene Dinge zugleich gespielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher sind, verdienen deswegen keine Entschuldigung. Insgemein sündigen die englischen Stücke wider diese Regel: wann sie zwey ganz verschiedene Fabeln in einander wirren.

16. §. Die Einheit der Zeit ist das andere, das in der Tragödie unentbehrlich ist. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monate dauren, wie oben gewiesen worden; das macht, sie wird nur gelesen: aber die Fabel eines Schauspieles, das mit lebendigen Personen in etlichen Stunden wirklich vorgestellet wird, kann nur einen Umlauf der Sonne, wie Aristoteles spricht; das ist einen Tag, dauren. Denn was hätte es für eine Wahrscheinlichkeit, wenn man in dem ersten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorstellen wollte: wie Cervantes solche thörichte Schauspiele, an seinen spanischen Poeten, im Don Quixote ausgelachet hat. Haben es die Engländer nicht völlig so schlimm gemacht; so ist es doch nicht viel besser. Schakespears Cäsar hebt vor der Ermordung Cäsars an, und dauret bis nach der philippischen Schlacht, wo Brutus und Cassius geblieben. Oder wie ist es wahrscheinlich, daß man es auf der Schaubühne etlichemal Abend werden sieht; und doch selbst, ohne zu essen, oder zu trinken, oder zu schlafen, immer auf einer Stelle sitzen bleibt? Die besten Fabeln würden also eigentlich diejenigen seyn, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geschehen, als sie zur Vorstellung brauchen; das ist etwa zwey oder drey Stunden: und so sind die Fabeln der

meisten

meisten griechischen Tragödien beschaffen. Kömmt es hoch, so bedörfen sie sechs, acht, oder zum höchsten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe: und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wider die Wahrscheinlichkeit handeln will.

17. §. Es müssen aber diese Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte seyn, weil diese zum Schlafen bestimmet ist: es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre; oder erst nach Mittage anfienge, und sich bis in die späte Nacht verzöge; oder umgekehrt, frühemorgens angienge, und bis zu Mittage daurete. Der berühmte **Cid** des **Corneille** läuft in diesem Stücke wider die Regeln: denn er dauret eine ganze Nacht durch, nebst dem vorigen und folgenden Tage, und braucht wenigstens volle vier und zwanzig Stunden: welches schon viel zu viel ist, und unerträglich seyn würde, wenn das Stück nicht sonst viel andere Schönheiten in sich hätte; die den Zuschauern fast nicht Zeit lassen, daran zu gedenken. S. den ersten B. meiner Schaubühne. Das ist nun eben die Kunst, die Fabel so ins kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret; und eben deswegen sind auch bey uns Deutschen die Tragödien von **Wallenstein**, imgleichen die alten Stücke von der **Banise**, von der böhmischen **Libussa** ganz falsch und unrichtig: weil sie zum Theil etliche Monate, zum Theil aber viele Jahre zu ihrer Dauer erfordern. Meine obige Schultragödie hub sich von dem Urtheile des Paris über die drey Göttinnen an, und daurete bis auf die Glaubensverbesserung durch Luthern. Das war nun eine Zeit, etwa von zwey bis drittehalb tausend Jahren: davon die zwey Heldengedichte, Ilias und Aeneis, nicht den tausendsten Theil einnehmen: und ich zweifle, ob man die Ungereimtheit höher hätte treiben können.

18. §. Zum dritten gehöret zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuschauer bleiben auf einer Stelle sitzen: folglich müssen auch die spielenden Personen alle auf einem Platze bleiben, den jene übersehen können, ohne ihren Ort zu ändern. So ist z. E. im **Oedipus** der Schauplatz auf

platz gieng, um ihnen im guten Vortrage was abzulernen: hingegen kamen diese wiederum in Cicerons öffentliche Reden, in gleicher Absicht. Weil auch in der That ein Redner und Komödiant in diesem Stücke einerley Pflicht haben: so können sich diese auch aus dem Tractate des le Faucher, de l'action de l'Orateur, der unter Conrarts Namen heraus gekommen ist, auch ins Deutsche übersetzt worden, manche gute Regel nehmen. Riccoboni hat in italienischer Sprache ein langes Lehrgedicht für Komödianten geschrieben, darinn er ihnen Regeln von der guten Aussprache giebt; welches bey seiner Historie des italienischen Theaters befindlich ist. Noch neulich hat er auch im Französischen eine neue Anleitung dazu gegeben, die als ein Anhang bey seinen Reflex. Histor. et Critiques sur tous les Theatres de l'Europe befindlich ist: und sein Sohn hat nach der Zeit ein kleines Werck l'Art du Theatre, ans Licht gestellet, das wir in der Stutgardischen Monatschrifft auch deutsch haben. Auch der Abt von Aubignac hat es in seiner Pratique du Theatre, wie in andern Stücken, also auch hierinnen nicht an einer guten Vorschrift fehlen lassen; und unsre Deutschen sind dem Herrn Hofrath von Steinwehr vielen Dank schuldig, daß er ihnen dieses höchstnützliche Buch in unsere Muttersprache übersetzet, und es also dadurch gemeiner und brauchbarer gemachet hat. Endlich hat Horaz dieses Stück für so wichtig gehalten, daß er in seiner Dichtkunst eine besondere Regel davon gemacht hat:

Male si mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Tristia moestum
Vultum verba decent; iratum plena minarum,
Ludentem lasciva, severum seria dictu.
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat & impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit et angit.
Post effert animi motus interprete lingua.

32. §.

32. §. Hierinn steckt nun hauptsächlich die Regel: ein guter Komödiant müsse dasjenige erst bey sich zu empfinden bemüht seyn, was er vorzutragen willens ist; welches in der That das beste Mittel ist, eine lebhafte Aussprache und Stellung zu erlangen. Schlüßlich muß ich erinnern, daß die Auftritte der Scenen in einer Handlung allezeit mit einander verbunden seyn müssen: damit die Bühne nicht eher ganz ledig werde, bis ein ganzer Aufzug aus ist. Es muß also aus der vorigen Scene immer eine Person da bleiben, wenn eine neue kömmt, oder eine abgeht: damit der ganze Aufzug einen Zusammenhang habe: Die Alten sowohl, als **Corneille** und **Racine**, haben dieses fleißig beobachtet: wenn man nur des erstern erste Stücke ausnimmt. Zum Exempel, sein **Cid** ist in diesem Stücke sehr fehlerhaft, weil fast immer Personen auftreten und abgehen, ohne zu wissen, warum? Daher kömmt es auch, daß die Einheit des Ortes nicht recht beobachtet wird; und darum hat schon **Boileau** gesagt:

> Que l'action marchant où la Raison la guide,
> Ne se perde jamais, dans une Scene vuide.

Der einzige Fall ist nur auszunehmen, wenn die Personen, die auf der Bühne stehen, denen, die sie ankommen sehen, ausweichen wollen. Hier hängen nämlich die Auftritte, auch durch eben diese Flucht der ersten, sattsam zusammen. Und so viel mag auch von der Tragödie genug seyn. Wer mehr wissen will, der muß die hin und her angeführten Scribenten, sonderlich den obgedachten **Hedelin**, von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, und des **P. Brumois** Theatre des Grecs, nebst des **Riccoboni** sämtlichen Schriften von der Schaubühne, endlich auch die Vorreden lesen, die **Corneille** und **Racine** vor ihre Stücke gesetzt haben.

33. §. Die Geschichte der Trauerspiele, in benachbarten und unsern Landen, habe ich in diesem Hauptstücke mit Fleiß nicht mitnehmen wollen. Denn erstlich ist dieselbe

viel zu weitläuftig, als daß sie sich so ins Kurze bringen ließe. Wer den Vossius de Poetis græcis und latinis liest, wird finden, daß es vormals etliche hundert tragische Dichter gegeben. Eben das kann man von Engländern im Winstanley, von Wälschen im Riccoboni und von Franzosen in der Bibliotheque des Theatres ersehen. Von der Deutschen theatralischen Poesie, oder der tragischen insonderheit war ich willens, eine ausführliche Geschichte zu schreiben; zu welchem Ende ich denn eine Sammlung von mehr als 1600 gedruckten Schauspielen zusammen gebracht. Ich habe aber aus bewegenden Ursachen, dieses Vorhaben, einem gelehrten und überaus geschickten Manne in Wien, Hrn. Weißkern abgetreten, und ihm alles, was ich dahin gehöriges zusammen gebracht, überlassen. Dieser wird uns, als ein deutscher Riccoboni, in kurzem dieses Verlangen erfüllen. Indessen kann man theils die Verzeichnisse alter deutscher Schauspiele, die ich bey der ersten Ausgabe meiner deutschen Schaubühne vorgesetzet; theils von neuen Stücken, die seit zwanzig Jahren, seit dem mein Cato diese Art von Dichtkunst rege gemachet, das Register nachlesen, das ich davon in dem Maymonate des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, dieses 1751. Jahres, bekannt gemachet habe.



Des

Des I. Abschnitts XI. Hauptstück.

Von Komödien oder Lustspielen.

1. §.

Die Komödie ist, wenigstens dem Namen nach, jünger, als das Trauerspiel: denn in der That waren sie vor Alters einerley; da man noch, dem Bacchus zu Ehren, die schimpflichsten Lieder an Festtagen zu singen pflegte, und selbige Tragödien nannte. Als aber die gescheidesten Köpfe sich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten, und ernsthaftere Sachen in ihren Schauspielen auffführeten: so wurden sie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit selbst nahm die Komödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Kosten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chore unterhalten, und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anschaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte: so gab man ihm den Chor; wie sie redeten: das ist, man kaufte es ihm ab, und ließ es von den Komödianten auffühhren. Indessen waren die Ueberbleibsel der alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geschmack an Narrenpossen und garstigen Schimpfreden; als an ernsthaften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen schien diese Art der Belustigungen zu abgeschmackt; weil sie schon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen also wohl diesen bäurischen Lustbarkeiten, zum Schimpfe, den Namen der Komödien gegeben haben, als welcher von *κωμη* und *ωδη* herkömmt, und also ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieser Stücke gewahr, daß die Tragödienschreiber ihre Spiele besser einrichteten. Sie ahmeten denenselben also mehr und mehr nach, bis ihre

Schaubühnen endlich ein besser Geschick bekamen. Doch weis man insbesondere denjenigen, oder diejenigen nicht zu nennen, die am ersten Hand ans Werk geleget haben.

2. §. **Aristoteles** berichtet bloß, daß **Epicharmus**, ein Sicilianer, der neuer als **Thespis**, aber älter als **Aeschylus** gewesen, zuerst angefangen, ordentlichere Stücke zu spielen, und eine gewisse Hauptabsicht in seine komische Vorstellungen zu bringen. Ihm folgte bald ein Athenienser, **Krates** nach. Dieser befreyete die angefangene Komödie von der alten Grobheit der Bauren, und sauberte sie von ihren vorigen Unfläthereyen: und darauf fand sie denn auch in der Stadt Beyfall. Dahin gehören die Verse des **Horaz**, die von dem **Pratinas** handeln:

> Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
> Mox etiam agrestes Satyros nudavit; et asper
> Incolumi gravitate jocum tentavit: eo quod
> Illecebris erat, et grata novitate morandus
> Spectator, functusque sacris, et potus, et exlex.

Hier finden wir alles beysammen, den Ursprung, den Inhalt, auch die Absicht der ältesten Komödien. Aus den tragischen Liedern sind sie entstanden, und zwar bey Gelegenheit der Festtage. Ihr Inhalt ist ein scharfer oder beißender Scherz gewesen, den sie von lauter bäurischen Satiren, das ist, halbnacketen Bauren, haben absingen oder spielen lassen. Und die Absicht war, dem Volke, nach vollbrachtem Gottesdienste und vollendetem Schmause, durch eine neue Lustbarkeit die Zeit zu vertreiben. Dieses war nun die alte Komödie. Man lese davon nach **Nicolai Calliachii** Tractat de ludis scenicis mimorum et pantomimorum, welchen **Marc. Anton. Madero** 1730. aus einer Handschrift zuerst zu Padua ans Licht gestellet; und wo im IV. und V. Cap. der Ursprung der ältesten Lustspiele überhaupt sehr gelehrt erkläret ist.

3. §. So bald sie nun von dem alten **Krates** etwas ins Geschick gebracht worden, fanden sich bald **Eupolis**,

Kratinus und Aristophanes, die ihr ein ganz anderes Ansehen gaben. Die vorige Heftigkeit nacketer Satiren, wurde in eine lächerliche Vorstellung gewisser Personen verwandelt, die man sich nicht scheuete, mit Namen zu nennen. So finden wir, daß die vornehmsten Leute in Athen vor den Poeten nicht sicher gewesen. Selbst Sokrates ist von ihnen öffentlich verspottet worden; da ihn Aristophanes in dem Stücke, das er die Wolken nennet, als einen wunderlichen Naturforscher und gottlosen Atheisten vorstellet. Sonderlich sungen die Chöre dieser Komödien nichts als ehrenrührige Schmählieder, dadurch die Unschuldigsten angegriffen wurden. Daher kam es auch, daß die Obrigkeit dieser Frechheit Einhalt that, und die Chöre abzuschaffen, auch keine Person mehr mit Namen zu nennen geboth. Horaz schreibt:

Successit vetus his comœdia, non sine multa
Laude: sed in vitium libertas excidit, et vim
Dignam lege regi. Lex est accepta, chorusque
Turpiter obticuit, sublato jure nocendi.

4. §. Da nun dergestalt die mittlere Komödie der Griechen aufhörete: so gieng die neue an, darinn sich Philemon und Menander vor andern hervorgethan. Dieser fing nunmehr an, rechte Fabeln zu erdenken, die sich auf die komische Schaubühne schickten. Er gab denenselben weder von lebendigen Leuten, noch von den Helden in Geschichten, die Namen; sondern er nannte sie selbst, wie es ihm gut dünkte. Seine Spiele aber blieben deswegen doch eben so angenehm und erbaulich, als sie vorher gewesen waren. Diese Veränderung oder Verbesserung der Komödie, hat Aristoteles nicht erlebet; weil die mittlere bis nach Alexanders Zeiten gewähret. Daher hat auch dieser große Kunstrichter wohl gesehen: daß zwar die Tragödie zu seiner Zeit, zur Vollkommenheit gebracht worden; aber nicht die Komödie: deren Wachsthum er also vorher sagen konnte; wie es auch in der That erfolget ist. Man sehe hier

des Abts **Brümois** Abhandlungen, von der griechischen Schaubühne nach, die vor seinem Theatre des Grecs stehen; imgleichen die schönen Untersuchungen hieher gehöriger Dinge, die in den Memoires de l' Academie des belles Lettres hin und wieder vorkommen. Indessen hat es eine ungeheure Menge komischer Dichter in Griechenland gegeben, von denen alles verlohren gegangen. Man kann ihre Namen theils beym **Aristoteles**, in der Dichtkunst; theils beym **le Fevre**, des Poetes grecs, theils im **Vossius** de Poetis Græcis nachsehen.

5. §. Die Römer müssen Leute von ganz anderm Naturelle gewesen seyn, als die Griechen: denn bey ihnen hat die Komödie ein ganz widerwärtiges Glück gehabt. Dort war sie zuletzt in Aufnehmen gekommen; hier aber, ward sie zuerst beliebt. Man kann sie hier ebenfalls in die alte, mittlere und neue eintheilen; und jene zu des **Livius Andronicus**, die andere zu des **Plautus**, die dritte zu des **Terenz** Zeiten antreffen. Die erste war noch ziemlich ungestalt und grob; wie aus des **Horazens** Zeugnisse von des **Ennius** Versen erhellet. **Plautus** trieb die Kunst in seinen Komödien etwas höher; aber er bequemte sich zu sehr nach dem Geschmacke des Pöbel, und mengte viel garstige Zoten und niederträchtige Fratzen hinein. Diese mochten auch noch zu **Horazens** Zeiten vielen gefallen: weil sie gemeiniglich die alten Poeten lobten, die neuen aber verachteten; wie er darüber in seinem langen Schreiben an den August klaget. Auch in der Arte poetica sagt er davon:

> Non quivis videt immodulata poemata judex,
> Et data Romanis venia est indigna Poetis.
> \- - - - - -
> At nostri Proavi Plautinos et numeros et
> Laudavere sales, nimium patienter utrumque,
> Ne dicam, stulte mirati: si modo ego et vos
> Scimus inurbano lepidum seponere dicto.

Plautus muß also sehr viel Selbstliebe besessen haben, wann er sich selbst eine so pralerische Grabschrift gemacht hat: Daß die Musen über seinen Tod weinen und klagen sollten; weil alle Scherzreden und hübsche Einfälle mit ihm verlohren gegangen. In der That ist Terenz schon von den alten Kunstrichtern dem **Plautus** weit vorgezogen worden. Ob er gleich ein Afrikaner war: so besaß er doch die Zierlichkeit der lateinischen Sprache im höchsten Grade; welches er sonder Zweifel dem Umgange mit den vornehmsten Römern zu danken hatte. **Scipio** und **Lälius** haben ihn ihrer Freundschaft gewürdiget, ja wohl selbst bey seinen Komödien Hand angeleget. Dieses ward ihm schon damals von seinen Feinden vorgerückt, wie er den Vorredner zu der Komödie von den zweenen Brüdern, sagen läßt.

Nam quod isti dicunt malevoli, homines nobiles
Eum adjutare, assidueque una scribere;
Quod illi maledictum vehemens esse existumant,
Eam laudem hic ducit maximam: cum illis placet,
Qui vobis universis et populo placent,
Quorum opera in bello, in otio, in negotio
Suo quisque tempore usus est sine superbia.

6. §. Indessen ist es wahr, daß Terenz sowohl, als seine Vorgänger nicht viel neue Fabeln gemacht; sondern die meisten aus **Menanders**, des **Diphilus** u. a. griechischen Komödien entlehnet hat. Er gesteht solches selbst in den Vorreden, und also kann es ihm zu keinem Vorwurfe eines Diebstahls gereichen. Soviel ist gewiß, daß seine Sachen regelmäßig sind, und die artigsten Scherzreden voller Salz und Schärfe in sich fassen. Haben ihn gleich viele Kunstrichter wegen des Selbstpeinigers beschuldigen wollen, daß er mehr als 24. Stunden, ja zween Tage zu diesem Stücke genommen, und also wider **Aristotels** Vorschrift gehandelt habe: so hat ihn doch der Abt von **Aubignac** und selbst **Menage** sehr gelehrt vertheidiget, indem dieser gewiesen, daß nicht mehr als 15. volle Stunden, nämlich von einem

Abends

Abende bis zum folgenden Morgen dazu gehören. Man sehe die gelehrten Streitschriften davon, und von andern Stücken der schönen Wissenschaften, die bey der Pratique du Theatre im Französischen den II. Theil ausmachen. Die Charactere sind darinn unvergleichlich beobachtet; und die Natur ist überall so vollkommen nachgeahmet, daß man kein Bild davon, sondern sie selbst zu sehen glaubet, wenn man seine Person reden höret. Es ist nichts unflätiges oder zweydeutiges darinnen; sondern ein ganz ehrbarer Ausdruck herrschet auch in dem Munde der Buhldirnen, ja der geringsten Knechte und Mägde.

7. §. In neuern Zeiten haben sich die Deutschen, Italiäner, Franzosen und Engländer, so zu reden, um die Wette in Komödien hervor gethan. Eine jede Nation ist ihrem Geschmacke gefolget, und also sind auch verschiedene Arten dadurch zum Vorscheine gekommen; die entweder besser oder schlechter gerathen, nachdem sie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget sind. Unsere Deutschen sind in ganz Europa die ersten gewesen, die auch mitten in dem Verfalle der schönen Wissenschaften die Schauspiele geliebet. Kaiser Karln den Großen ist schon in friesischer Sprache ein Schauspiel aufgeführet worden: welches eine plattdeutsche Mundart war, wie wir aus den Rechten dieses Volkes sehen, die uns Hr. Reichshofr. von Gärtner ans Licht gestellet hat. Im X. Jahrhunderte schrieb **Rhoswita**, eine adeliche Klosterjungfrau in Gandersheim, nach dem Muster des **Terenz**, wie sie ausdrücklich saget, sechs Komödien. Taubmann gedachte dieser Stücke in seiner Vorrede zum Culice Virgilii, daß er sie in seiner Bibliothek gehabt; vermuthlich wie **Conrad Celtes** sie zuerst aus der Bibliothek des Emeramerstifts zu Regensburg ans Licht gestellet. Henr. Leonh. **Schurzfleisch** aber hat sie 1707. zu Wittenberg wieder auflegen lassen. Im 1450sten Jahre lebte zu Nürnberg **Hans Rosenblüt**, der unter andern Gedichten auch sechs Fastnachtsspiele, von 5. 6. 7. und mehr Personen in Versen hinterlassen, davon ich eine Abschrift besitze. Im 1486. Jahre gab Hans **Nythard** zu Ulm

den

den **Eunuchus** allein; 1499. aber den ganzen Terenz verdeutscht ans Licht, den ich selbst besitze. So hatten nun die deutschen Dichter das beste Muster vor Augen, dem sie folgen konnten. Das that nun 1517. bis etliche 60. zuerst **Hans Sachs**, der gewiß etliche hundert Schauspiele von allerley Art, und also auch Komödien genug gemachet hat. Um gleiche Zeit haben mit ihm Sigism. **Grym** in Augspurg, Thom. **Murner**, **Rinckart**, Heinr. **Ham**, Joach. **Graff**, und Joh. **Rebhuhn** zu Zwickau, Val. **Bolz**, der abermal den Terenz übersetzte, Greg. **Wagner**, Matth. **Forchheim**, Laurent. **Rappolt**, Wolfg. **Künzel**, Georg **Böhmichen**, Franz **Omich**, Joh. **Episcopius**, der uns abermal den Terenz übersetzt, Thomas **Brunner**, Mich. **Druide**, Christian **Zug**, Georg **Roll**, Conrad **Porta**, Barth. **Leschke**, Christian **Berthold**, Henr. **Rätel**, Phil. **Agricola**, Nic. **Frischlin**, Mart. **Hoyneck**, der des **Plautus** Captivos verdeutschet, Joh. **Bitter**, Ambr. **Lobwasser**, Mich. **Pabst**, der die Iphigenia in Aulis, und den ganzen Terenz übersetzet, Christoph **Lasius Ayrer**, der allein über hundert Stücke gemacht, davon kaum die Hälfte gedruckt sind, Joh. **Strizer**, Joh. **Sanders**, Jac. **Frischlin**, Joh. Wilh. **Rosenbach**, Cnr. **Spangenberg**, Matth. **Scharschmidt**, Fridr. **Dedekind**, Joh. **Schreckenberger**, Thomas **Bircke**, Hans Rud. **Klauber**, Barth. **Ringwald**, u. a. m. und zwar alle diese vor 1590, sich durch deutsche Komödien gewiesen, die ich mehrentheils alle besitze. Es würde zuviel werden, wenn ich hier alle aus den folgenden Zeiten nennen wollte. Ich habe hier nur zeigen wollen, daß die Ausländer nicht eben Ursache haben, mit dem Alterthume ihrer Schaubühne gegen uns zu pralen; indem wir ihnen gewiß in diesem Stücke der schönen Wissenschaften nicht gefolget, sondern mit gutem Exempel vorgegangen sind. Aus der am Ende des vorigen Hauptstückes erwähnten Geschichte der deutschen Schaubühne, wird dieses mit mehrem erhellen.

8. §. Die ersten Italiäner, die uns die freyen Künste im Occidente zuerst wieder hergestellet, haben sich freylich auch an-

Abende bis zum folgenden Morgen dazu gehören. Man sehe die gelehrten Streitschriften davon, und von andern Stücken der schönen Wissenschaften, die bey der Pratique du Theatre im Französischen den II. Theil ausmachen. Die Charactere sind darinn unvergleichlich beobachtet; und die Natur ist überall so vollkommen nachgeahmet, daß man kein Bild davon, sondern sie selbst zu sehen glaubet, wenn man seine Person reden höret. Es ist nichts unflätiges oder zweydeutiges darinnen; sondern ein ganz ehrbarer Ausdruck herrschet auch in dem Munde der Buhldirnen, ja der geringsten Knechte und Mägde.

7. §. In neuern Zeiten haben sich die Deutschen, Italiäner, Franzosen und Engländer, so zu reden, um die Wette in Komödien hervor gethan. Eine jede Nation ist ihrem Geschmacke gefolget, und also sind auch verschiedene Arten dadurch zum Vorscheine gekommen; die entweder besser oder schlechter gerathen, nachdem sie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget sind. Unsere Deutschen sind in ganz Europa die ersten gewesen, die auch mitten in dem Verfalle der schönen Wissenschaften die Schauspiele geliebet. Kaiser Karln den Großen ist schon in friesischer Sprache ein Schauspiel aufgeführet worden: welches eine plattdeutsche Mundart war, wie wir aus den Rechten dieses Volkes sehen, die uns Hr. Reichshofr. von Gärtner ans Licht gestellet hat. Im X. Jahrhunderte schrieb **Rhoswita**, eine adeliche Klosterjungfrau in Gandersheim, nach dem Muster des Terenz, wie sie ausdrücklich saget, sechs Komödien. Taubmann gedachte dieser Stücke in seiner Vorrede zum Culice Virgilii, daß er sie in seiner Bibliothek gehabt; vermuthlich wie **Conrad Celtes** sie zuerst aus der Bibliothek des Emeramerstifts zu Regensburg ans Licht gestellet. Henr. Leonh. **Schurzfleisch** aber hat sie 1707. zu Wittenberg wieder auflegen lassen. Im 1450sten Jahre lebte zu Nürnberg **Hans Rosenblüt**, der unter andern Gedichten auch sechs Fastnachtsspiele, von 5. 6. 7. und mehr Personen in Versen hinterlassen, davon ich eine Abschrift besitze. Im 1486. Jahre gab Hans **Nythard** zu Ulm

den

den **Eunuchus** allein; 1499. aber den ganzen Terenz verdeutscht ans Licht, den ich selbst besitze. So hatten nun die deutschen Dichter das beste Muster vor Augen, dem sie folgen konnten. Das that nun 1517. bis etliche 60. zuerst Hans Sachs, der gewiß etliche hundert Schauspiele von allerley Art, und also auch Komödien genug gemachet hat. Um gleiche Zeit haben mit ihm Sigism. **Grym** in Augspurg, Thom. **Murner**, **Rinckart**, Heinr. **Ham**, Joach. **Graff**, und Joh. **Rebhuhn** zu Zwickau, Val. **Bolz**, der abermal den Terenz übersetzte, Greg. **Wagner**, Matth. **Forchheim**, Laurent. **Rappolt**, Wolfg. **Künzel**, Georg **Böhmichen**, Franz **Omich**, Joh. **Episcopius**, der uns abermal den Terenz übersetzt, Thomas **Brunner**, Mich. **Druide**, Christian **Zug**, Georg **Roll**, Conrad **Porta**, Barth. **Leschke**, Christian **Berthold**, Henr. **Rätel**, Phil. **Agricola**, Nic. **Frischlin**, Mart. **Hoyneck**, der des **Plautus** Captivos verdeutschet, Joh. **Bitter**, Ambr. **Lobwasser**, Mich. **Pabst**, der die Iphigenia in Aulis, und den ganzen Terenz übersetzet, Christoph **Lasius Ayrer**, der allein über hundert Stücke gemacht, davon kaum die Hälfte gedruckt sind, Joh. **Strizer**, Joh. **Sanders**, Jac. **Frischlin**, Joh. Wilh. **Rosenbach**, Cnr. **Spangenberg**, Matth. **Scharschmidt**, Fridr. **Dedekind**, Joh. **Schreckenberger**, Thomas **Bircke**, Hans Rud. **Klauber**, Barth. **Ringwald**, u. a. m. und zwar alle diese vor 1590, sich durch deutsche Komödien gewiesen, die ich mehrentheils alle besitze. Es würde zuviel werden, wenn ich hier alle aus den folgenden Zeiten nennen wollte. Ich habe hier nur zeigen wollen, daß die Ausländer nicht eben Ursache haben, mit dem Alterthume ihrer Schaubühne gegen uns zu pralen; indem wir ihnen gewiß in diesem Stücke der schönen Wissenschaften nicht gefolget, sondern mit gutem Exempel vorgegangen sind. Aus der am Ende des vorigen Hauptstückes erwähnten Geschichte der deutschen Schaubühne, wird dieses mit mehrem erhellen.

8. §. Die ersten Italiäner, die uns die freyen Künste im Occidente zuerst wieder hergestellet, haben sich freylich auch an-

gelegen seyn lassen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. **Riccoboni** erzählt uns in seiner Historie der italienischen Schaubühne, eine große Menge guter Komödien, die von verschiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er setzt hinzu, daß man sie dazumal alle in Versen gemacht, und daß die Komödianten also genöthiget gewesen, sie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange diese Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geschmack noch erhalten worden. Allein, so bald die Komödianten aus Faulheit und Unwissenheit, das Auswendiglernen unterlassen hätten: so wären auch, anstatt der vorigen guten Stücke, die abgeschmacktesten Possen auf der Schaubühne eingerissen. Denn es hätten sich erstlich einige mit prosaischen Stücken versuchet; die aber von nachläßigen Komödianten sehr wären verstümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den spielenden Personen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlassen, was sie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeschmacktesten Dinge entstanden, die nur zur Belustigung des untersten Pöbels hätten dienen können: und dieses wäre der Ursprung von dem Verfalle der wälschen Schaubühne gewesen. Eben dieses bestätiget er noch ausführlicher in s. Remarques Histor. & Critiq. sur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn **Muratori** Vorrede zu den zwölf italienischen Trauerspielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat. Man sehe auch des **Crescimbeni** Histor. della volgar Poesia Vol. I. L. IV. cap. 6. wo er doch kein älteres Stück, als die **Calandra** des Lud. Ariost von 1524. anführen kann.

9. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung gesehen, daß das italienische Theater seit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre besten Komödien enthalten nichts, als Romanstreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeschmackte Narrenpossen. **Harlekin** und **Scaramutz** sind die ewigen Hauptpersonen ihrer Schaubühne; und diese ahmen nicht die Handlungen des gemei-

meinen Lebens nach; sondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht so arg träumen könnten. Ein Mondenkaiser, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andere, davon das Theatre Italien voll ist, können uns diesen Geschmack sattsam bekannt machen. Sie binden sich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft ist nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen in Paris Parodien auf die ernsthaftesten Stücke, mitten zwischen ihren andern Scenen: und erfüllen alles mit Geistern, Zaubereyen und Gespenstern. Kurz, man kann von den unsinnigen Phantasien und Schwärmereyen ihrer Komödianten sagen:

> Velut ægri somnia, vanæ
> Finguntur species, vt nec pes, nec caput uni
> Reddatur formæ.

Man ist auch dieser italienischen Art schon so gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Komödien lachet; so geschieht es nicht sowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Personen, als über die närrischen Einfälle des Verfassers solcher Spiele. Man lese nur, was St. **Evremont** von der Komödie der Wälschen, in einer besondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat; welche in den eigenen Schriften der deutschen Gesellschaft zu finden ist. Indessen haben sich Herr **Muratori** in seiner Poesia perfetta italiana, und der Marchese **Maffei** zu unsern Zeiten bemühet, auch die komische Bühne ihrer Nation wieder von dem Unwesen zu saubern, darein sie gerathen war: wiewohl es noch schlecht damit von statten gehen will.

10. §. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indessen sind sie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und **Congreve**, in diesem Stücke; und **Dryden** selbst hat sich in Komödien versuchet. Sonderlich pralen sie mit ihrem Humour, darinn sie alte und neue Nationen übertroffen zu

haben

Dans ce sac ridicule où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Misantrope.

Art. Poet. Chant. 3.

Von den neuern Franzosen ist sonder Zweifel **Destouches**, der beste Komödienschreiber.

12. §. Bey uns Deutschen hat es vor und nach **Opitzen** an Komödienschreibern zwar niemals gefehlt: aber nichts destoweniger haben wir aus dem vorigen Jahrhunderte nichts rechtes aufzuweisen, was unserer Nation Ehre machen könnte. **Andreas Gryphius** hat es ohne Zweifel in Komödien oder Lustspielen noch am weitesten gebracht. Seine Säugamme, sein Horribilicribrifax und Peter Squenz sind ziemlich wohl gerathen, und stellen solche lächerliche Thorheiten vor, die dem Zuschauer viel Vergnügen und Nutzen schaffen können. Nur in dem Zusammenhange der Auftritte, in der Menge der spielenden Personen, und in der Einheit des Ortes, hat er es, nach Art aller unserer Alten, sehr versehen. **Christian Weise** hat ihm nachfolgen wollen; und kein übles Talent dazu gehabt: allein, wie ihm überhaupt die Regeln der alten Redekunst und Poesie unbekannt gewesen; so ist er auch bey seinem selbstgewachsenen Witze geblieben, und hat lauter unrichtige Stücke gemacht. Man will ihn mehrentheils damit entschuldigen, daß er sich genöthiget gesehen, allen seinen Schülern etwas zu thun zu geben: allein, wer nöthigte ihn dazu, sie alle in einer Komödie zu brauchen? Er hätte sie wechselsweise in verschiedenen anbringen, und etwas rechtes machen können. Das war aber wohl die wahre Ursache nicht, warum er nichts regelmäßiges gemacht. Indessen ist es doch gut, wenn man ihn liest; um dadurch auf manchen guten Einfall zu kommen, der sich nach unserer Art in der Komödie anbringen läßt. Was sonst von den besten deutschen Komödianten gespielet ward, das war gemeiniglich aus dem Französischen übersetzt; welches auch so lange ganz gut war, bis wir mit der Zeit eigene komische Poeten bekamen, die was gescheidtes machen konnten. Denn was manche Komödianten selbst zusammen stümpeln, das ist nichts besser,

als

als die Geburten der italienischen Schaubühne; und zeigt so viele Proben von dem Mangel ihrer Einsicht, als Auftritte ein Schmarutzer, Kuchenfresser oder altenburgischer Bauer, nur aufzuweisen hat. Seitdem ich aber die deutsche Schaubühne herausgegeben, und so viele andere gute Federn diesem Beyspiele gefolget, haben wir nun schon eine kleine theatralische Bibliothek gedruckter Schauspiele bekommen; darunter auch verschiedene hübsche Originale befindlich sind, die schon an vielen Orten fleißig aufgeführet werden.

13. §. Die Komödie ist nichts anders, als eine Nachahmung einer lasterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Wesen den Zuschauer belustigen, aber auch zugleich erbauen kann. So hat sie **Aristoteles** beschrieben, und zugleich erkläret, was er durch das Lächerliche verstünde. Er sagt aber sehr wohl, daß es was ungestaltes oder ungereimtes sey, das doch demjenigen, der es an sich hat, keinen Schmerz verursachet: wobey er aus dem **Homer** das Gesicht des **Thersites** zum Exempel anführet. Es ist also wohl zu merken, daß weder das Lasterhafte, noch das Lächerliche für sich allein, in die Komödie gehöret; sondern beydes zusammen, wenn es in einer Handlung verbunden angetroffen wird. Vieles läuft wider die Tugend; ist aber mehr strafbar und widerlich, oder gar abscheulich, als lächerlich. Vieles ist auch lächerlich; wie zum Exempel die Harlekinspossen der Italiener: aber darum ist es doch nicht lasterhaft. Beydes gehört also nicht zum Wesen eines rechten Lustspiels: denn

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

Nun weis ich zwar, daß ein gelehrter Mann, in einer Einladungsschrift neulich auch die Möglichkeit einer ganz tugendhaften Komödie hat behaupten wollen, die doch lustig seyn sollte. Allein seine Einwürfe gegen diese meine Erklärung der Lustspiele, lassen sich gar wohl beantworten: wie ich im letzten Stücke des VII. Bandes, meiner kritischen Beyträge gewiesen habe. Noch andere wollen aus der beweglichen

und traurigen Komödie, die von den Franzosen Comedie larmoyante genennet wird, eine eigene neue Art machen. Allein wenn es ja eine solche Art von Schauspielen geben kann und soll: so muß man sie nur nicht Komödien nennen. Sie könnten viel eher bürgerliche, oder adeliche Trauerspiele heißen; oder gar Tragikomödien, als ein Mittelding zwischen beyden, genennet werden. **Destouches** hat verschiedene von der Art gemacht, z. E. den Verschwender, den Ruhmredigen, u. s. w. Ja auch die Cenie der Frau von **Graphigny**, gehört hieher, die wir neulich deutsch haben vorstellen gesehen.

14. §. Nach dieser Regel ist es leicht, alle Komödien zu beurtheilen: wo man denn finden wird; daß eine große Menge nicht nach den Regeln der Vernunft gemacht ist. Z. E. **Machiavell** hat die Mandragola gemacht: die zwar sonst ziemlich regelmäßig ist; aber weiter nichts, als einen durch viele Spitzfindigkeiten betrogenen Ehmann vorstellet. Der gute Kerl wird im höchsten Grade lächerlich gemacht; indem er seinen Nebenbuhler selbst zu seiner Frauen ins Bette führet, ihn nackend auszieht, hineinlegt, und in der Kammer verschließt: alles in der Absicht, daß selbiger das Gift von seiner Ehegattinn an sich ziehen möge, welches eine Wirkung der Arzeney bey ihr seyn sollte, die man derselben, ihrer Unfruchtbarkeit halber, eingegeben hatte. Allein, was fließt denn aus dieser lächerlichen Handlung für eine Lehre? Keine andere, als daß man keinen Galan zu seiner Frauen führen solle. Ich untersuche hier nicht einmal die Wahrscheinlichkeit der Fabel, die zwar auf der Schaubühne gut genug ausgekünstelt ist; aber gewiß im gemeinen Leben nicht angehen würde. Will man etliche molierische Komödien, z. E. L'Amour peintre, L'Amour medecin, George Dandin, u. d. m. auf diese Art untersuchen: so wird man eben diesen Fehler auch bey denenselben, sehr häufig und handgreiflich antreffen. Alles läuft entweder auf eine freywillige, oder dumme Hahnreyschaft, oder auf die Entführung einer Tochter wider des Vaters Willen hinaus: welches die Sitten der Welt mehr zu verderben, als zu bessern, geschickt ist.

15. §.

15. §. Zu einer komischen Handlung nun kann man eben so wenig, als zu tragischen, einen ganzen Character eines Menschen nehmen, der sich in unzähligen Thaten äußert; als z. E. einen Cartousche mit allen seinen Spitzbübereyen. Es muß eine einzige, recht wichtige That genommen werden, dazu viele Anstalten gehören, ehe sie ausgeführet werden kann; die aber, vieler Schwierigkeiten ungeachtet, gelinget, und also eine Handlung ausmacht. Diesen Erfolg derselben lächerlich zu machen, dazu gehöret, daß entweder Cartousche, oder der, so von ihm betrogen wird, auslachenswürdig werde. Dieses letztere zu versuchen, müßte man etwa dichten, es hätte sich jemand in Paris so klug dünken lassen: daß ihn Cartousche mit aller seiner List nicht sollte betrügen können. Dieses hätte er sich in einer Gesellschaft gerühmet, wo dieser Räuber selbst, doch unerkannt, zugegen gewesen; und dadurch demselben Lust gemacht, seine Kunst an ihm zu erweisen. Man könnte nun einen von den listigen Streichen dieses Spitzbuben wählen; und den so überklugen Mann, zum Ueberflusse, erst durch gewisse Leute warnen lassen, wohl auf seiner Hut zu stehen; endlich aber doch betrogen werden lassen. Hier würde nun freylich wohl die Komödie ein lustiges Ende nehmen: aber nicht die Spitzbüberey; sondern die eingebildete Klugheit des Betrogenen, würde dadurch zum Gelächter werden; und die Morale würde heißen: Man sollte sich nicht zu weise dünken lassen, wenn man mit verschmitzten Leuten zu thun hat; vielweniger mit seiner vorsichtigen Behutsamkeit pralen, weil dieses uns die Leute nur desto aufsätziger macht. Die Bestrafung der Spitzbuben nämlich, ist kein Werk der Poeten, sondern der Obrigkeit. Die Komödie will nicht grobe Laster, sondern lächerliche Fehler der Menschen verbessern.

16. §. Die Fabeln der Komödie werden also auf eben die Art gemacht, als die tragischen; und können eben sowohl in schlechte, einfache oder gemeine, dergleichen die obige ist; und in **verworrene**, die eine Entdeckung, oder doch einen Glückswechsel (**Peripetie**) haben, eingetheilt werden. Ein Exempel von dieser giebt des **Terenz Andria** ab, die für

eines athenienſiſchen Bürgers Tochter erkannt, und alſo durch eine gute Heirath auf einmal glücklich wird. In meiner Schaubühne, halten der politiſche Kanngießer, der deutſche Franzos, das Geſpenſt mit der Trummel, der poetiſche Dorfjunker, die Hausfranzöſinn, die ungleiche Heirath, ingleichen das Teſtament, ſolche Entdeckungen unbekannter Perſonen in ſich. Der Menſchenfeind aber, die Spielerinn, der Bramarbas, der Verſchwender, der Müſſiggänger, der Hypochondriſt, u. a. m. ſind Fabeln von der erſten Art. Dem ungeachtet haben doch alle ihren gewiſſen Knoten, der ſich im Anfange der Komödie einwickelt, und hernach geſchickt und wahrſcheinlich auflöſet. Dieſes iſt nun die ganze Kunſt. Die Italiener machen gemeiniglich gar zu viel unnatürliche Künſteleyen. Sie verkleiden ſich unzähligemal. Bald iſt der Liebhaber eine Säule, bald eine Uhr, bald eine Trödelfrau, bald ein Geſpenſt, bald gar eine Baßgeige; um nur zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Denn weiter iſt bey ihren Komödien ohnedieß, an nichts zu gedenken, als an Liebesſtreiche; da man entweder die Aeltern oder die Männer betrüget. Dieſe Materie aber iſt ſchon ſo abgedroſchen, daß ich nicht begreifen kann, wie man ſie nicht längſt überdrüßig geworden. Eben ſo kömmt es mir vor, wenn ſich alle Stücke mit dem Heirathen endigen. Iſt denn weiter nichts in der Welt, als das Hochzeitmachen, was einen fröhlichen Ausgang geben kann? Moliere ſelbſt hat ſich dieſes Kunſtgriffes zu oft bedienet: da er doch fähig geweſen wäre, hundert andere Verwickelungen und Auflöſungen ſeiner Fabeln zu erfinden. Wir haben itzo einen Tractat von dem Herrn Riccoboni, darinn er zu einer gänzlichen Verbeſſerung der Schaubühne, Vorſchläge thut, und Mittel an die Hand giebt, ſie mit der Vernunft, Politik und Religion in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen. In meiner Schaubühne haben wir ſchon ein Paar Stücke von meiner Freundinn, darinn theils eine Heirath zurück geht; theils gar an keine Liebe gedacht wird: wie die ungleiche Heirath, und die Hausfranzöſinn zeigen.

17. §.

17. §. Die Personen, die zur Komödie gehören, sind ordentliche Bürger, oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl zur Noth Baronen, Marquis und Grafen sind: nicht, als wenn die Großen dieser Welt keine Thorheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, sondern weil es wider die Ehrerbiethung läuft, die man ihnen schuldig ist, sie als auslachenswürdig vorzustellen. In Griechenland machte sich zwar **Aristophanes** nichts daraus, den **Xerxes** mit einer Armee von 40000 Mann auf einen ganz güldenen Berg marschieren, und ihn also in einer königlichen Pracht seine Nothdurft verrichten zu lassen. Allein, das war ein republikanischer Kopf, der wohl wußte, daß die Griechen am liebsten über die Könige lachten: zu geschweigen, daß er auch die Thorheit des **Xerxes** auf eine unnatürliche Weise vergrößert hat. **Plautus** hat seinen Amphitryon eine Tragikomödie genennt; weil er glaubte, daß königliche Personen allein für die Tragödie gehöreten. Allein eine Tragikomödie in diesem Verstande, giebt einen so ungereimten Begriff, als wenn ich sagte, ein lustiges Klagelied. Es ist ein Ungeheuer; und da der Ausgang seines Amphitryons lustig ist: so hätte ers nur immer schlechtweg eine Komödie nennen dörfen. Eben das ist von des **Boursault** Aesopus bey Hofe zu sagen, den derselbe aus gleicher Ursache Comedie Heroique betitteln wollen; aber auch eben darum, ohne alle Noth einen neuen Namen ersonnen hat.

18. §. Die ganze Fabel einer Komödie muß, ihrem Inhalte nach, die Einheit der Zeit und des Ortes, eben so wohl, als die Tragödie, beobachten. Ein Haus, oder ein Platz auf öffentlicher Straße muß die Schaubühne werden, wenn sie in der Stadt vorgeht: sonst könnte es auch wohl ein adelicher Pallast, oder ein Garten seyn. Aber wie sie einmal ist; so muß sie das ganze Stück durch bleiben, wie oben schon erwiesen worden. In diesem Stücke nun ist Herr Baron **Hollberg** in seinem Kannengießer, deutschen Franzosen, und Bramarbas nicht bey der Regel geblieben; indem einige Auftritte vor, andere aber in den Häusern vorgehen. Die Zeit darf

auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derselben muß eben sowohl, wie oben in Trauerspielen, in fünf Aufzüge geschehen; ungeachtet die Italiener nur dreye zu machen pflegen. Denn auf diese Art werden sie gemeiniglich gar zu lang, und bekommen so viel Austritte hinter einander, daß man sich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte einer Person. So bald eine kömmt, oder eine weggeht, so rechnet man einen neuen Austritt: und nachdem sie kurz oder lang gerathen, nachdem müssen ihrer auch viele, oder wenige zu einem Aufzuge seyn. Das merke ich hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus ist. Es läßt häßlich, wenn hier ein Paar Personen davon laufen, und dort ein Paar frische hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechseln haben: und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwischenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zusammen hängen. Wenn also jemand auftritt, so muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet: und wenn jemand weggeht, so muß er einen da lassen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte. Das heißt beym Boileau:

Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

19. §. Da ich von Austritten handele, so muß ich auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Person auftritt. Bey den Alten zwar hatten diese mehr Wahrscheinlichkeit, als bey uns; weil nämlich damals der Chor allezeit auf der Bühne stund, und mit für eine Person anzusehen war: folglich redete da die einzelne Person nicht mit sich selbst. Bey uns aber ist die Bühne leer; und die Zuschauer gehören nicht mit in die Komödie: folglich hat die Person niemanden, den sie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn sie allein sind; es wäre denn in besondern Affecten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meisten einzelnen Scenen sehr unnatürlich vor; und außer

der

der ersten im eingebildeten Kranken, wüßte ich fast keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Eben darum habe ich auch aus des Herrn von **Hollbergs Bramarbas** den ersten Auftritt, den **Schlaukopf** allein hatte, und der ziemlich lang war, ganz weggelassen; auch in dem Kannengießer an einigen Stellen solche kleine Fehler zu vermeiden gesucht. Man hüte sich also davor, so viel man kann; welches auch mehrentheils angeht: wenn man dem Redenden nur sonst jemand zugiebt, der als ein Vertrauter, oder Bedienter, das, was er sagt, ohne Gefahr wissen und hören darf. Eben so übel steht es, wenn jemand für sich auf der Schaubühne redet, doch so, daß der andere, der dabey steht, es nicht hören soll; gleichwohl aber so laut spricht, daß der ganze Schauplatz es verstehen kann. Was hierinn für eine Wahrscheinlichkeit stecke; das habe ich niemals ergründen können: es wäre denn, daß die anwesenden Personen auf eine so kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätten. Siehe von beyden Stücken des Abts **Hedelin von Aubignac** Buch, von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, nach des Herrn von **Steinwehr** Uebersetzung.

18. §. Von den Characteren in der Komödie ist weiter nichts besonders zu erinnern; als was bey der Tragödie schon vorgekommen ist. Man muß nämlich die Natur und Art der Menschen zu beobachten wissen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlechte, und jedem Volke solche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt sind. Kömmt ja einmal was außerordentliches vor; z. E. daß etwa ein Alter nicht geizig, ein Junger nicht verschwenderisch, ein Weib nicht weichherzig, ein Mann nicht beherzt ist: so muß der Zuschauer vorbereitet werden, solche ungewöhnliche Charactere für wahrscheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umstände geschieht, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber auch die lächerlichen Charactere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuschauer glauben kann, so gar thöricht würde wohl kein Mensch in der Welt seyn: so bald verliert der Character seinen Werth. Darinn verstoßen

es zuweilen auch die besten Poeten; wie oben von Molierens Geizhalse bemerket worden. Terenz ist hierinn überaus geschickt gewesen: denn alle seine Bilder leben. Boileau schreibt davon:

Contemplez, de quel air un Pere dans Terence,
Vient d'un Fils amoureux gourmander l'Imprudence.
De quel air cet amant écoute ses Leçons,
Et court chez sa Maitresse oublier ces Chansons.
Ce n'est pas un Portrait, une Image semblable,
C'est un Amant, un Fils, un Pere veritable.

Eben das Zeugniß hat ihm Fenelon in seinen Gedanken über die Komödie, vor dem I. B. meiner Schaubühne gegeben. Siehe auch in dem ersten Theile der eigenen Schriften der deutschen Gesellschaft, des Herrn von Brück Gedicht von der Dichtkunst, an verschiedenen Orten, sonderlich auf der 20. und folgenden Seite, wo von der Komödie gehandelt wird.

21. §. Von den Affecten ist hier ebenfalls nichts neues zu sagen; als daß man die tragischen, nämlich die Furcht, das Schrecken und Mitleiden zu vermeiden habe. Daher hat Destouches viel gewaget, da er in seinem Verschwender diesen Affect zu erregen gesucht; doch so, daß er sich endlich wieder in Freude verwandelt. Indessen haben Stücke dieser Art in Paris ziemlichen Beyfall gefunden; und fast eine neue Art von Komödien zu machen angefangen, die man die heulende, (larmoyante) nennet. So hat man denn des Boileau Regel ganz vergessen, wenn er in seiner Dichtkunst schreibt:

Le Comique, ennemi des Soupirs & des Pleurs,
N'admet point, dans ses Vers de tragiques Douleurs.

Allein, wenn man dergleichen Stücke, wie ich oben gedacht, bürgerliche Trauerspiele nennet; oder Tragikomödien taufet: so könnten sie schon bisweilen statt finden. Siehe der deutschen Schaubühne III. Theil. Alle übrige Leidenschaften

finden

finden in der Komödie auch statt. Ein zorniger Chremes, ein verliebter Pamphilus, ein stolzer Thraso, ein lustiger Davus, u. d. m. das sind solche Gemüthsbewegungen, die eben kein Schrecken, auch keine Verwunderung erwecken. Menedemus im Terenz ist zwar so beschaffen, daß er gleich ein Mitleiden bey uns erwecket: doch da solcher Affect nur gelinde bleibt; so ist es eben kein Fehler. Von der Liebe und Lustigkeit darf man wohl keine Regeln geben: denn darauf verfallen die gemeinsten Komödienmacher von sich selbst. Sie mögen sich nur in acht nehmen, daß sie in der ersten, nicht die Gesetze der Schamhaftigkeit und Zucht; in der andern den Wohlstand nicht aus den Augen setzen. Das will Boileau:

> Mais son emploi n'est pas d'aller dans une place,
> De mots sales & bas charmer la populace.
> Il faut que ses Acteurs badinent noblement.

Diese Regel ist um desto nöthiger zu wiederholen, und einzuschärfen; da auch Leute, die sich einer verbesserten Schaubühne rühmen, ja sich selbst für die Verbesserer derselben ausgeben, mit solchen Fratzen aufgezogen kommen; und durch das niedrigste Zeug ihre Zuhörer zu belustigen suchen. Ja sie mengen wohl in solche Stücke Zoten ein, die von ihren Verfassern aufs ehrbarste abgefasset worden: wie es in dem Gespenste mit der Trummel gegangen, welches im II. Theile der deutschen Schaubühne steht.

22. §. Und dieses führet mich endlich auf die Schreibart der Komödien. Sie besteht aus den Gedanken und Ausdrückungen derselben: und hierinn ist die Komödie von der Tragödie sehr unterschieden. Das macht, daß dort fast lauter vornehme Leute; hier aber Edelleute, Bürger und geringe Personen, Knechte und Mägde vorkommen: dort die heftigsten Gemüthsbewegungen herrschen, die sich durch einen pathetischen Ausdruck zu verstehen geben; hier aber nur lauter lächerliche und lustige Sachen vorkommen, wovon man in der gemeinen Sprache zu reden gewohnt ist.

Es

Es muß also eine Komödie eine ganz natürliche Schreibart haben, und wenn sie gleich in Versen gesetzt wird, doch die gemeinsten Redensarten beybehalten. Hierinn ist Terenz abermal unvergleichlich. Molieren hat Fenelon in seinen Reflex. sur la Rhetorique & la Poetique deswegen getadelt; wie ich oben aus ihm bereits angeführet habe. Siehe die deutsche Uebersetzung davon vor dem ersten Theile der deutschen Schaubühne. Diejenigen machen es also nicht gut, die sich in ihren Komödien, nach dem bösen Muster der heutigen Franzosen, einer gekünstelten, und durchgehends sinnreichen Schreibart bedienen. Ein so gedrechselter Ausdruck ist der täglichen Sprache des Umganges gar nicht ähnlich, und stellet also ein Stück aus einer andern Welt vor. Dabey entsteht nun die Frage: Ob man auch in Versen Komödien schreiben könne? Menander, Terenz und Moliere habens gethan; warum sollte es denn bey uns nicht angehen? Wir haben auch im Deutschen schon etliche Exempel davon erlebet, die nicht übel gerathen sind. Nur muß keine poetische Schreibart darinnen herrschen, und außer dem Sylbenmaaße sonst nichts gleißendes, oder gekünsteltes dabey vorkommen. Es schicken sich aber nach dem Muster der Alten, keine andere, als jambische Verse dazu, und zwar lange sechsfüßige, oder gar achtfüßige, mit ungetrennten Reimen; oder welches noch besser wäre, ohne alle Reime, wie auch die Italiener des XV. Jahrhunderts sie gemacht haben, und die Engländer sie noch diese Stunde machen. Man sehe, was davon im VI. und VII. Bande der kritischen Beyträge für Streitschriften gewechselt worden.

23. §. Von der Lustigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche in den Komödien muß mehr aus den Sachen, als Worten bestehen. Die seltsame Aufführung närrischer Leute, macht sie auslachenswürdig. Man sehe einen Bramarbas und Stiefelius, einen deutschen Franzosen und politischen Kannengießer in unserer Schaubühne an: so wird man sich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein

Wort an sich lächerlich ist. So macht auch der Bock im Processe und der Hypochondrist gewisse Fehler der Juristen und Aerzte höchstlächerlich: der ungleichen Heirath zu geschweigen, die den Stolz auf die Wapen und den alten Adel, imgleichen die ausschweifende Lust zum Jagen, auch ohne possirliche Worte, durch sich selbst, zum Gelächter macht. Dieses ist nun das wahre Belustigende in der Komödie. Allein kleine Geister, die keine Einsicht in die Morale besitzen, und das ungereimte Wesen in den menschlichen Handlungen weder wahrnehmen, noch satirisch vorstellen können, haben sich auf eine andere Art zu helfen gesucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, sondern in närrischen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramutz die Hauptpersonen ihrer Lustspiele werden müssen. Diese müssen durch bunte Wämser, wunderliche Posituren und garstige Fratzen, den Pöbel zum Gelächter reizen. Von diesen allen haben die Alten nichts gewußt: und es gehört mit unter die phantastischen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer französischen Komödie, Harlequin aux Champs Elisées, verspottet hat. Siehe des Pater Porec Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten seyn kann? so, wie der Herr Professor **May** dieselbe übersetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

24. §. **Terenz** hat seine Komödie, ohne eine lustige Person, lächerlich genug zu machen gewußt: das neue französische Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuschauer zu belustigen; obgleich **Moliere** darinn ein böses Exempel gegeben hatte. **Destouches**, und einige andere nämlich, haben sich gar wohl ohne diese phantastische Person behelfen können: und ein Poet setzet sich wirklich in Verdacht, als verstünde er sein Handwerk, das ist, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poßenreißers, nichts lustiges auf die Schaubühne bringen kann. **Boileau** hat diese schmutzigen Zoten seinen Schülern ernstlich untersagt; und den **Moliere** selbst nicht geschont,

der sich auch oft dem Pöbel in diesem Stücke bequemet hatte. Er schreibt:

> Etudiez la Cour, & connoissez la Ville:
> L'une & l'autre est toujours en Modéles fertile.
> C'est par là, que Moliere, illustrant ses ecrits,
> Peut-être de sont Art eût remporté le prix;
> Si moins Ami du Peuple, en ses doctes Peintures,
> Il n'eut point fait souvent grimacer les Figures;
> Quitté pour le bouffon, l'agreable & le fin,
> Et sans Honte à Terence allié Tabarin.

Hieraus ist nun leicht zu schliessen, was von dem Theatre Italien und Theatre de la Foire, wo lauter abgeschmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen sey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht, oder sich doch schämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutschen Narren zu halten sey, sie mögen nun von alter Erfindung seyn, wie Hans Wurst oder Pickelhering, dessen sich Weise noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der sogenannte Peter, oder Crispin, oder wie sie sonst heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene streiten, sind auch allen diesen Geschöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muster in der Natur haben.

25. §. Maschinen müssen in Komödien nicht vorkommen: weil die Götter sich in die thörichten Handlungen schlechter Leute nicht mischen. Eben darum ist Timon der Misanthrop nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutschen Gesellschaft übersetzt ist; weil hier der Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das ist auch nichts schönes; weil es nicht mehr wahrscheinlich ist: es wäre denn auf diese Art, wie es in dem Gespenste mit der Trummel geschehen ist. Gleichwohl haben die neuern Franzosen auch die Hexenmährchen auf die Bühne zu bringen angefangen: und es wäre gut, wenn unsere Leute

sie

sie nur nicht gleich nachgeäffet hätten. Die Kleidungen der Personen müssen nach ihrem Character und Stande eingerichtet seyn: nur **Harlekin** hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er soll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde sich nicht schämen, seinem Kerle eine so buntscheckigte Liberey zu geben? **Scapin** hat eine spanische Tracht; und das kann man in einem spanischen Stücke schon gelten lassen: allein bey uns schickt sichs nicht. Den **Scaramutz**, **Pantalon**, **Anselmo**, **Doctor** und **Capitain**, **Pierrot** und **Mezetin**, und wie die närrischen Personen der italienischen Komödien alle heißen, können wir auch entbehren. Denn warum soll man immer bey einerley Personen bleiben?

26. §. Die Namen dörfen auch in einer Komödie nicht aus der Historie genommen werden. So bald die Personen neue Charactere haben, müssen sie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die sonst bey dem Zuschauer vieler Lustspiele entstehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne stellen den Ort vor, wo die ganze Fabel gespielet wird. Gemeiniglich ist es ein Bürgerhaus, oder eine Gasse der Stadt, da man an beyden Seiten verschiedene Häuser sieht. Nur muß man keine Besuche auf der Gasse abstatten lassen, wie **Bramarbas** thut: es wäre denn, daß er sich mit der Sänfte bis in das Zimmer hätte tragen lassen. Die Musik anlangend, so wissen wir, daß in der neuen Komödie, und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indessen steht auch auf den terenzischen Komödien: Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris & sinistris. Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer untersuchen. Vermuthlich hat man zwischen den Handlungen, an statt der vormaligen Oden, eine kleine Musik damit gemacht: denn daß die ganze Komödie abgesungen, und mit einer Instrumentalmusik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringsten Spuren.

27. §.

27. §. Wir Deutschen haben uns so lange mit Uebersetzungen aus dem Französischen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die selbst was regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr auf die zwanzig und mehr Muster von der guten Art vorgeleget; wenn sie sich den Geschmack nach diesen bilden, so werden sie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es sind auch bereits mancherley Proben von guten Köpfen gemacht worden, die man an verschiedenen Orten mit Beyfall aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unsere großen Herren sich endlich einen Begriff von deutschen Schauspielen beybringen lassen: denn so lange sie nur in ausländische Sachen verliebt sind, so lange ist nicht viel zu hoffen. Etliche von unsern Komödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern, durch die ordentlichsten und auserlesensten Stücke, beliebt gemacht. Selbst in Wien hat man schon angefangen, einen Geschmack an regelmäßigen Stücken zu bekommen: und unsers Durchl. Kön. Churprinzen, und der Kön. Churprinzeßinn Hoheiten, haben sie verschiedene mal ihrer Gegenwart gewürdiget. Ich schweige, was in andern großen Städten, auf verschiedenen Gymnasien und Schulen in ganz Deutschland geschehen ist: und wenn sie fortfahren, so wird mit der Zeit auch in diesem Stücke Deutschland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.



Des I. Abschnitts XII. Hauptstück.
Von Elegien, das ist, Klagliedern und verliebten Gedichten.

1. §.

Die Elegie ist eins von den vornehmsten Gedichten der alten Griechen und Römer gewesen, und verdient also wohl eine besondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz so merkwürdig vor, daß er sich in seiner Dichtkunst gar sorgfältig um ihren Erfinder bemüht:

Quis tamen exiguos elegos emiserit auctor,
Grammatici certant, et adhuc sub judice lis est.

Er nennt sie in dieser Stelle exiguos, das ist so viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonst wird sie auch humilis, tristis, querula u. s. w. genennet, welches alles uns den innern Character derselben, sattsam zu verstehen giebt. Sie soll nämlich in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefasset werden, einen traurigen Inhalt haben, und fast aus lauter Klagen bestehen. Die Exempel der Alten bekräftigen diesen Begriff: und wir mögen entweder den **Kallimachus**, den **Ovid**, **Tibull** und **Propertz**, oder sonst jemanden vornehmen; so werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in sich fassen. Des andern Libri Tristium z. E. bestehen aus lauter Elegien, die er aus Scythien nach Rom, als Klageschreiben abgelassen: und der beyden letztern Gedichte, sind fast allezeit in einem traurigen oder verliebten Affecte abgefasset.

2. §. Doch hat Horaz angemerket, daß man allmählich von dieser alten Regel der Elegien in etwas abgewichen sey, und auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefasset habe.

Versibus impariter junctis querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos.

27. §. Wir Deutschen haben uns so lange mit Uebersetzungen aus dem Französischen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die selbst was regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr auf die zwanzig und mehr Muster von der guten Art vorgeleget; wenn sie sich den Geschmack nach diesen bilden, so werden sie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es sind auch bereits mancherley Proben von guten Köpfen gemacht worden, die man an verschiedenen Orten mit Beyfall aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unsere großen Herren sich endlich einen Begriff von deutschen Schauspielen beybringen lassen: denn so lange sie nur in ausländische Sachen verliebt sind, so lange ist nicht viel zu hoffen. Etliche von unsern Komödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern, durch die ordentlichsten und auserlesensten Stücke, beliebt gemacht. Selbst in Wien hat man schon angefangen, einen Geschmack an regelmäßigen Stücken zu bekommen: und unsers Durchl. Kön. Churprinzen, und der Kön. Churprinzessinn Hoheiten, haben sie verschiedene mal ihrer Gegenwart gewürdiget. Ich schweige, was in andern großen Städten, auf verschiedenen Gymnasien und Schulen in ganz Deutschland geschehen ist: und wenn sie fortfahren, so wird mit der Zeit auch in diesem Stücke Deutschland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

Des I. Abschnitts XII. Hauptstück.

Von Elegien, das ist, Klagliedern und verliebten Gedichten.

1. §.

Die Elegie ist eins von den vornehmsten Gedichten der alten Griechen und Römer gewesen, und verdient also wohl eine besondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz so merkwürdig vor, daß er sich in seiner Dichtkunst gar sorgfältig um ihren Erfinder bemüht:

> Quis tamen exiguos elegos emiserit auctor,
> Grammatici certant, et adhuc sub judice lis est.

Er nennt sie in dieser Stelle exiguos, das ist so viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonst wird sie auch humilis, tristis, querula u. s. w. genennet, welches alles uns den innern Character derselben, sattsam zu verstehen giebt. Sie soll nämlich in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefasset werden, einen traurigen Inhalt haben, und fast aus lauter Klagen bestehen. Die Exempel der Alten bekräftigen diesen Begriff: und wir mögen entweder den **Kallimachus**, den **Ovid**, **Tibull** und **Propertz**, oder sonst jemanden vornehmen; so werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in sich fassen. Des andern Libri Tristium z. E. bestehen aus lauter Elegien, die er aus Scythien nach Rom, als Klageschreiben abgelassen: und der beyden leztern Gedichte, sind fast allezeit in einem traurigen oder verliebten Affecte abgefasset.

2. §. Doch hat Horaz angemerket, daß man allmählich von dieser alten Regel der Elegien in etwas abgewichen sey, und auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefasset habe.

> Versibus impariter junctis querimonia primum,
> Post etiam inclusa est voti sententia compos.

auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derselben muß eben sowohl, wie oben in Trauerspielen, in fünf Aufzüge geschehen; ungeachtet die Italiener nur dreye zu machen pflegen. Denn auf diese Art werden sie gemeiniglich gar zu lang, und bekommen so viel Auftritte hinter einander, daß man sich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte einer Person. So bald eine kömmt, oder eine weggeht, so rechnet man einen neuen Auftritt: und nachdem sie kurz oder lang gerathen, nachdem müssen ihrer auch viele, oder wenige zu einem Aufzuge seyn. Das merke ich hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus ist. Es läßt häßlich, wenn hier ein Paar Personen davon laufen, und dort ein Paar frische hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechseln haben: und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwischenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zusammen hängen. Wenn also jemand auftritt, so muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet: und wenn jemand weggeht, so muß er einen da lassen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte. Das heißt beym Boileau:

Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

19. §. Da ich von Auftritten handele, so muß ich auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Person auftritt. Bey den Alten zwar hatten diese mehr Wahrscheinlichkeit, als bey uns; weil nämlich damals der Chor allezeit auf der Bühne stund, und mit für eine Person anzusehen war: folglich redete da die einzelne Person nicht mit sich selbst. Bey uns aber ist die Bühne leer; und die Zuschauer gehören nicht mit in die Komödie: folglich hat die Person niemanden, den sie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn sie allein sind; es wäre denn in besondern Affecten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meisten einzelnen Scenen sehr unnatürlich vor; und außer

der

der ersten im eingebildeten Kranken, wüßte ich fast keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Eben darum habe ich auch aus des Herrn von Hollbergs Bramarbas den ersten Auftritt, den Schlaukopf allein hatte, und der ziemlich lang war, ganz weggelassen; auch in dem Kannengießer an einigen Stellen solche kleine Fehler zu vermeiden gesucht. Man hüte sich also davor, so viel man kann; welches auch mehrentheils angeht: wenn man dem Redenden nur sonst jemand zugiebt, der als ein Vertrauter, oder Bedienter, das, was er sagt, ohne Gefahr wissen und hören darf. Eben so übel steht es, wenn jemand für sich auf der Schaubühne redet, doch so, daß der andere, der dabey steht, es nicht hören soll; gleichwohl aber so laut spricht, daß der ganze Schauplatz es verstehen kann. Was hierinn für eine Wahrscheinlichkeit stecke; das habe ich niemals ergründen können: es wäre denn, daß die anwesenden Personen auf eine so kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätten. Siehe von beyden Stücken des Abts Hedelin von Aubignac Buch, von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, nach des Herrn von Steinwehr Uebersetzung.

18. §. Von den Characteren in der Komödie ist weiter nichts besonders zu erinnern; als was bey der Tragödie schon vorgekommen ist. Man muß nämlich die Natur und Art der Menschen zu beobachten wissen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlechte, und jedem Volke solche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt sind. Kömmt ja einmal was außerordentliches vor; z. E. daß etwa ein Alter nicht geizig, ein Junger nicht verschwenderisch, ein Weib nicht weichherzig, ein Mann nicht beherzt ist: so muß der Zuschauer vorbereitet werden, solche ungewöhnliche Charactere für wahrscheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umstände geschieht, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber auch die lächerlichen Charactere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuschauer glauben kann, so gar thöricht würde wohl kein Mensch in der Welt seyn: so bald verliert der Character seinen Werth. Darinn verstoßen

haftigkeit, so verliebt gegen ihren Buhler erkläret, als man nimmermehr gedacht haben sollte. Im Schlusse wünscht sie noch, der Himmel solle in ihre Flammen blasen, und dessen Gunst solle ihnen Zibeth und Bisam zuwehen. Zuletzt aber, will sie ihm gleichfalls zeigen, daß sie auch mit einer spitzfündigen Antithesis ihr Schreiben endigen könne, indem sie setzt:

Mein Brieflein schließ ich zu, und meine Kammer auf.

8. §. Ich überlasse es einem jeden, die übrigen Heldenbriefe nach dieser Art auch durchzugehen; als die noch weit mehr solche verschwendete Scharfsinnigkeiten, an unrechten Stellen angebracht, zeigen werden. Sonderlich lese man die Schreiben Abälards und Heloisen, und erwäge, was selbige für unzüchtige Wortspiele und Zweydeutigkeiten in sich enthalten, die sich ein ehrbares Gemüth zu lesen schämet: so wird man gestehen: es schicke sich auf Hofmannswaldaus Elegien nichts besser, als was Kanitz von den verliebten Poeten überhaupt schreibt.

Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmerz mit hundert Gaukelpossen,
Daß man gesundern Witz bey jenem Tänzer spürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Jugend auf aus Büchern abgeschrieben,
Das wird mit Müh und Angst in einen Vers getrieben;
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit und wohlbelesen seyn.
Des Aetna Feuerkluft muß seiner Liebe gleichen.
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was sie fühlt, wenn sie dergleichen hört.
Ja, wenn ihr Korydon gebückt zu ihren Füssen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu versüssen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von sich haucht.
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabschrift richten.

Daß sich indessen durch Hofmannswaldaus Exempel viele andere Poeten haben verblenden lassen, das braucht

keines Beweises. Man darf nur Zieglers und Lehms biblische Heldenliebe nachschlagen, so wird man sehen, daß sie ihren Meister nicht nur erreichet, sondern oft übertroffen haben. Z. E. Wenn Adam an die Eva schreibt, so redet er von Mordtrompeten, von der Tugend Lorberreis; von der Sichel scharfer Sorgen; ja von Gift, Gicht, Pest, Fieber, Leichen, Tod und Hölle: die er gewiß im Stande der Unschuld nicht kannte. Und wie klingt folgendes?

Es darf kein harter Stahl viel tiefe Furchen ziehen,
Das segenreiche Feld trägt ungedüngte Frucht.
Es darf sich keine Hand bis auf den Schweiß bemühen,
So Feld als Baum und Thier steht in bestallter Zucht.
Das holde Paradies schafft tausend Lieblichkeiten,
Der Blumen Ambra schenkt den lieblichsten Geruch.
Der Tuberrosen Kraft will Tulp und Klee bestreiten,
Der Wiesen bunte Pracht, ist ein gesticktes Tuch.
Wo Ros und Lilien und Hiacynthen spielen,
Wo Nelken und Jasmin, Narzissen, Majoran,
Durch das beperlte Gras nach Aug und Sinnen zielen,
Da man den stolzen Fuß auf Rosen setzen kann.

Wo hat doch Adam alle solche neue Begriffe herbekommen? Wenn ja Fräulein Eva den stolzen Fuß bis auf die Höhe eines Rosenstockes hätte heben wollen; so würde es sich doch mit ihren zarten und bloßen Füßen, sehr unsanft auf die Dornen desselben getreten haben. Noch viel ärger aber hat es sein Fortsetzer **Lehms** gemacht, so daß ich nicht einmal etwas zur Probe anführen mag.

9. §. **Amthor** ist auch in dieser Art so glücklich nicht, als in andern Gedichten. Die prächtige Schreibart klebte ihm gar zu sehr an, so, daß er sich nicht herunter lassen, und einen zärtlichen Affect in einem niedrigen Ausdrucke vorstellen konnte. Wir dörfen nur die Elegie ansehen, die er auf den Tod seiner ersten Ehegattinn geschrieben, die gewiß das unnatürlichste Klagegedicht ist, so ich gelesen habe:

Ich Spiel! ich Ball des Glücks! was muß ich nicht erfahren?
Was giebt der Himmel nicht zu meinem Unglück an?
Ich lerne schon so viel bey vier und zwanzig Jahren,
Als ein Unglücklicher bey funfzig wissen kann.

Die Tugend heißt mich noch auf frischen Rosen gehen,
Da mir der Himmel schon Cypressenblätter streut:
Und mein verscheuchter Geist darf kaum gen Himmel sehen;
Weil jede Wolke mir mit neuem Wetter dreut.
Doch, tobt nur immerhin! Schlagt los, ihr Donnerkeile!
Brecht! brechet! spritzet Glut und Schwefelflammen aus!
Verdoppelt Bitz mit Blitz, und schießet Pfeil auf Pfeile,
Ja leget, soll es seyn, mich selbst in Staub und Graus.
Mein Scheitel bebt nicht mehr bey Stürmen und Gewittern,
Man kennet keine Noth, der ich nicht schon gewohnt;
Was den gesetzten Muth noch etwa kann erschüttern,
Ist, daß der letzte Stoß noch meines Herzens schont.
Ach! war es nicht genug, erboßte Sternenblicke!
Daß meiner Jugend Kraft schon an zu sterben fieng?
Daß meine Lebensuhr, getrieben vom Geschicke,
Schon bey der Morgenzeit zum Abend abwärts gieng?
Reißt eure Tyranney mir auch den Baum von hinnen,
Der meinem siechen Leib noch etwas Schatten gab?
Sag an, getheiltes Herz, was wirst du nun beginnen?
Befeucht dein halber Theil doch schon das finstre Grab. rc.

Sind das nicht ampullæ und sesquipedalia verba, so weis ich in der That keine zu finden. Der Poet hat sein Gedicht **Liebesthränen** genennet; aber mich dünkt, es sind solche, davon Kanitz geschrieben:

Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Und aus diesen Exempeln der Schreibart, die sich für die Elegie nicht schicken, wird man leicht urtheilen, was man für eine Behutsamkeit dabey zu gebrauchen habe.

10. §. Wegen des äußern habe ich nur noch zu erinnern, daß man sich bemühen müsse, so viel möglich, einer jeden Zeile einen vollkommenen Verstand zu geben; oder doch wenigstens in zwoen, denselben völlig vorzutragen. Sollte aber auch dieses zuweilen nicht angehen: so muß doch an der vierten Zeile ein Schlußpunct kommen, der dem ganzen Satze ein Ende macht. Denn es klingt überaus widrig, wenn sich die Rede erst in der fünften Zeile endiget: wie man

man aus folgendem Exempel **Johann Frankens**, wird abnehmen können. Es steht auf der 41. S. seiner Trauergedichte.

So hast du auch nunmehr, du Wonn und Zier der Deinen,
Du edle Jahninn, du, du Rahel unsrer Zeit,
Du, als um deren Tod viel fromme Herzen weinen,
So hast du auch nunmehr itzt dieser Eitelkeit
Jüngst gute Nacht gesagt.

Wie leicht hätte der Poet diesen Uebelstand vermeiden können, wenn er anstatt der vierten Zeile, diese

So eilst du auch nunmehr aus dieser Eitelkeit!

hätte setzen, und die fünfte Zeile mit einem neuen Satze anfangen wollen? Jedoch nein, auch damit wäre es noch nicht ausgerichtet gewesen. Es hätte sich auch der Verstand in der andern Zeile bereits einigermaßen schließen müssen. Die langweiligen Sätze schicken sich hier gar nicht her; und wenn es möglich wäre, jeder Zeile einen vollen Sinn zu geben, so wäre es in Elegien am besten.

11. §. Zum Beschlusse merke ich noch an, daß man die Elegien im Deutschen nicht nur mit weiblichen, sondern auch mit männlichen Zeilen anfangen könne. Man kann sie bey uns hauptsächlich zu Trauergedichten und zu verliebten Sachen; sodann aber bey Hochzeiten, wo gemeiniglich was verliebtes und zärtliches mit unterläuft, brauchen. Lobgedichte aber und Satiren, oder andere ernsthafte Briefe darinn zu schreiben, das ist ungereimt: obgleich zuweilen große Leute solches gethan haben. **Kanitzens** Harpax zum Exempel, würde noch einmal so schön klingen, wenn er in ungetrennten Reimen beschrieben wäre. Hergegen hat er ein Schreiben an einen guten Freund als eine Elegie gemacht, welches zum Muster einer schönen Elegie dienen kann:

Vergönne mir mein Freund, daß ich dir etwas stifte,
Das länger dauren soll, als Erzt und Marmelstein;
Mich freut dein Wohlergehn, drum fahr ich durch die Klüfte,
Die zwischen mir und dir nunmehr befestigt seyn.

Da

Du wirst des Fürsten Rath im allerhöchsten Orden,
Da dieser Namen sich bey mir im Schatten weist,
Und bist im rechten Ernst, zur Excellenz geworden,
Da mich mein Bauer kaum; gestrenger Junker! heißt.
Getrost! ein gleicher Blick wird auch auf diese Zeilen,
Und meine Niedrigkeit von deinem Gipfel gehn;
Als du dich nicht geschämt, den Briefen zu ertheilen,
Die dir, von Wort zu Wort, noch im Gedächtniß stehn.
Du hast dich nimmer nicht, noch andre, so vergessen,
Daß man Veränderung an dir befürchten kann;
Noch, nach der Aemter Maaß, die Freundschaft abgemessen
Du sahst die Redlichkeit, und nicht den Purpur, an.
So ist ein jeder froh, daß Friedrich dich erhoben,
Daß endlich dich das Glück erwischet bey der Hand,
Und, gleichsam mit Gewalt, auf einen Ort geschoben,
Den dir Verdienst und Wunsch schon lange zuerkannt. rc.

Ich setze wiederum zum Beschlusse des Boileau Regeln von dieser Materie hieher:

Mit einer etwas höhern Sprache, (schreibt er in seiner Dichtkunst,) die doch aber nicht verwegen ist, weis die klagende Elegie, in langen Trauerkleidern, mit zerstreueten Haaren, unter einem Sarge zu seufzen. Sie malet die Freude und Betrübniß der Liebenden; sie schmäuchelt, drohet, reizet und besänftiget eine Geliebte. Allein, um diesen glücklichen Eigensinn recht wohl auszudrücken, ist es nicht genug, daß man ein Dichter sey, man muß auch verliebt seyn.

Ich hasse die eiteln Dichter, deren gezwungene Muse mich mit einem allezeit kalten und erstorbenen Feuer ergetzen will; die sich aus Kunst betrüben, und sich mit gesättigten Sinnen, nur des Reimens wegen, zu erhitzten Liebhabern aufwerfen. Ihre schönsten Entzückungen sind nichts als leere Wortfügungen. Sie können gar nichts, als sich beständig mit Ketten schleppen, ihre Marter verehren, ihre Gefangenschaft segnen, und die Leidenschaften wider die Vernunft zu Felde liegen lassen. Es war ja vorzeiten ein solcher lächerlicher Ton nicht, in welchem die Liebe einem Tibullus die Verse vorsagte; oder mit welchem Ovidius die süßen Töne stimmte, und die reizenden Lehren seiner Kunst aufschrieb. Das Herz allein muß in der Elegie reden.

Des

Des I. Abschnitts XIII. Hauptstück.

Von poetischen Sendschreiben oder Briefen.

1. §.

So gut andere Leute in ungebundener Rede an einander schreiben können; so leicht kann ein Poet solches in gebundener Schreibart thun. Wie es aber dort eine besondere Kunst ist, ein schönes Schreiben abzufassen: so ist es auch nicht eines jeden Werk, einen guten poetischen Brief zu machen. Ja in gewisser Absicht ist dieses noch schwerer. In prosaischen Briefen macht man zuweilen lauter Complimenten und unnütze Umschweife in Worten, die durch die Höflichkeit eingeführet worden. Man schreibt auch oft von nöthigen Angelegenheiten und Hausgeschäfften, die sonst niemand wissen mag oder soll, als den sie angehen. In der Poesie aber würde es lächerlich seyn, solche Briefe zu schreiben. Sie müssen allezeit gewisse Materien betreffen, die allerley Lesern nützlich und angenehm seyn können. Sie complimentiren daher nicht viel; sondern gehen gerade zu: daher es denn auch kömmt, daß man in Versen alle Titel und Ehrenworte der vornehmsten Personen zu vermeiden pflegt. Die deutschen Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß sie, in den Anreden an die vornehmsten Leute, sich, nach alter Art, das edle **Du** vorbehalten haben, welches die prosaischen Scribenten gar nicht mehr brauchen dörfen.

2. §. Die alten Römer und Griechen haben uns sehr schöne Muster solcher Briefe hinterlassen. Einen guten Theil davon haben wir schon im vorigen Hauptstücke, unter den Elegien betrachtet: es ist aber noch eine andere Art übrig, die eine besondere Abhandlung verdient. Dort herrschte, nach dem Character der Elegie, ein zärtliches und trauriges

Wesen: hier ist der Inhalt geruhig und ernsthaft, zuweilen scherzhaft, auch wohl moralisch und satirisch. Wie nun in jener Art **Ovidius** sonderlich ein Meister gewesen, so haben wir in dieser Gattung den **Horaz** zum Muster. Dieser schrieb nun nicht nur an den Kaiser August, sondern auch an den Mäcenas, Claudius Nero, und Julius Florus; ja an den Poeten Albius Tibullus, an seinen Pachter, und endlich an sein eigen Buch. Hätte **Ovidius** nicht alle seine Briefe als Elegien abgefasset: so würde man eine Menge davon anzuführen haben. Denn nicht nur seine Heroides Epistolæ, oder Briefe der Heldinnen, sondern auch seine eigenen Ex Ponto, und die in den Libris Tristium stehen, würden hieher gehören. Eben so haben **Tibullus** und **Propertius** alle ihre Briefe in Gestalt der Elegien abgefasset: weil sie mehrentheils verliebtes und zärtliches Inhalts waren. **Juvenal** und **Persius**, machten, nach ihrer Neigung zur Satire, alle ihre Schreiben so stachlicht, und gesalzen, daß man sie für nichts anders, als für Satiren, oder Strafgedichte ansieht. **Statius** hat in seinen Silvis doch einige von anderer Art mit unterlaufen lassen: z. E. das im II. Buche, worinn er den Melior über den Tod seiner Glaucia tröstet, ferner das, welches er im III. B. an seine Gattinn Claudia abläßt; das an den Marcellus, im IV. B. imgleichen an den Jul. Menekrates, bey der Geburt seines dritten Sohnes ꝛc. Von neuern hat **Vida** auch ein paar von der Art, an **Giberten**, und den **Vegius** abgelassen. **Ulrich von Hutten** hat nur eins von der Art an Pabst Leo X. geschrieben; seine übrigen sind als Elegien abgefasset. Auch Joh. **Secundus** ist hier nicht zu vergessen, indem er uns ein halb Dutzend sehr nette poetische Schreiben hinterlassen, da er sonst in Elegien am stärksten ist. Vieler andern neuern vor itzo zu geschweigen.

3. §. Unter den Franzosen hat uns **Marot** ein ganzes Schock poetische Episteln hinterlassen, wie aus der neuesten Ausgabe seiner Werke erhellet. **Ronsard** hat eben sowohl an König Karl den IX. und viele andere Große und gerin-

gere seiner Zeit Sendschreiben abgelassen; ja gar von erwähntem Könige poetische Antworten bekommen. Selbst unter seinen so genannten Elegien sind eine Menge, die besser hieher gehören; weil die ungetrennten Reime derselben gar nicht elegienmäßig klingen. Eben das ist von des Desportes Elegien zu sagen: doch findet man auch einige andere, die hieher zu ziehen wären, z. E. die er Complaintes nennet, imgleichen die Discours, an seine Freunde. Unter den neuern ist Boileau durch verschiedene Epitres bekannt geworden, und so wohl Neukirch, als ich selbst, haben die Epitre au Roy, ins Deutsche gebracht. Rousseau hat auch viele Stücke dieser Art geschrieben; ob er gleich die eilfsylbigten Verse dazu gebrauchet. Was Herr von Voltaire u. a. m. in diesem Stücke geleistet, ist in aller Händen. Von Engländern hat Ottway es unter andern auch daran nicht fehlen lassen. Dryden und Congreve haben auch dergleichen gemacht: vor allen aber hat sich Pope dadurch gewiesen. Denn außer daß er den Abälard an die Heloise schreiben lassen, und Ovids Brief der Sapho an den Phaon übersetzet, hat er uns drey Bücher sogenannte Ethic Epistles hinterlassen, die voll der trefflichsten Gedanken sind; und davon das erste Buch das so genannte Essay on Men, als ein größeres Lehrgedicht, enthält.

4. §. Von unsern Deutschen hat gleich Opitz einen treuen Nachfolger der Alten, sonderlich des Horaz, abgegeben. Seine Schreiben an Nüßlern, Zinkgräfen, Seußiussen, und viele andere mehr, sind in dem besten Geschmacke abgefasset. Viele führen zwar andere Ueberschriften z. E. als Hochzeit oder Leichengedichte: sie sind aber doch im Grunde nichts anders, als solche Schreiben, darinn man entweder Glück wünschet, oder sein Beyleid bezeiget. Eben dergleichen findet man in Flemmingen, Tscherningen, Risten, Siebern, Franken u. a. m. in großer Zahl. Doch Kanitz ist vor andern in dergleichen Art nachzuahmen. Es herrscht eine so edle Art der Gedanken, und eine ungekünstelte vertrauliche Art des Ausdruckes bey ihm, daß er fast unnach-

ähnlich ist. Sein Einladungsschreiben vom Landleben, ist ein Meisterstück, und es wäre zu wünschen, daß wir mehrere von dieser Art von ihm hätten. Es ist auch Schade, daß er das eine, in der ungleich langen Art von Versen geschrieben; wiewohl es sonst gleichfalls sehr artig ist. **Neukirch** ist ihm ziemlich nahe gekommen, seit dem er in Berlin den vorigen schwülstigen Geist hatte fahren lassen. Sein Schreiben nach Breslau von 1700. ist schon schön: aber noch weit schöner das, in der Aurora Namen, an den König in Preußen, und andere mehr; die man in meiner Ausgabe seiner Gedichte beysammen finden wird, da sie sonst in den Hofmannswaldauischen Gedichten zerstreuet stehen. **Günther** ist in diese Fußtapfen öfters nicht unglücklich getreten; wiewohl es ihm an den artigen Sitten, und ihrem edlen Ausdrucke hin und wieder fehlt. Der lüderliche Student guckt an vielen Orten aus seinen Briefen hervor, und schildert seine Lebensart, auch wenn er nicht daran denket. **Pietsch** hat auch einige Stücke von dieser Art geschrieben; doch seine erhabene Art zu denken, gab ihm insgemein die epische Trompete in die Hand, so daß er unversehens in die heroische Schreibart verfiel.

5. §. **Horaz** hat in seinen Briefen durchgehends, die hexameder oder heroischen Verse gebraucht; niemals aber fünffüßige darunter gemischet. Die Ursache mag wohl diese gewesen seyn, weil man sich in Elegien gar zu sehr binden muß. Der Verstand muß sich daselbst allezeit bey der andern Zeile schließen, damit der Wohlklang nicht gehindert werde: **Horaz** aber liebte die Freyheit in seinen Briefen, wie auch ihr Character solches erforderte. Er nahm daher lieber die heroischen Verse dazu, wo man die Erlaubniß hat, den Verstand zuweilen in die dritte, vierte, ja fünfte Zeile hinauszuziehen. Wäre in den heutigen Sprachen dieses Sylbenmaaß auch eingeführet; so dörften wir dem Römer nur hierin nachfolgen: nun aber müssen wir uns nach unserer Art eine Gattung von Versen nehmen, da uns eben der Vortheil zu statten kömmt. Das sind nun die sogenannten alexan-

drinischen

drinischen Verse, nämlich die sechsfüßigen jambischen, mit ungetrennten Reimen. **Ronsard**, **Desportes** und **Boileau** haben sich derselben auch bedient, und unsere Poeten haben sie einhällig dazu angewandt. Z. E. **Opitz** schreibt an den Kaiser **Ferdinand**:

> Du Zier und Trost der Zeit, du edles Haupt der Erden,
> Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienste werden,
> O großer Ferdinand, nächst allem, was dich ehrt,
> Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
> Kömmt auch der Musen Schaar, die deutschen Pierinnen,
> Kniet fröhlich vor dir hin, und sagt mit freyen Sinnen:
> Daß sie, o Lust der Welt, hinfort bestehen kann,
> Der fremden Sprachen Trutz, das hast du auch gethan. etc.

4. §. Nach ihrem Inhalte kann man diese Briefe in ernsthafte, lustige und satirische abtheilen. Die erstern finden statt, wenn man an höhere, oder doch an solche Personen schreibt, denen man einige Ehrerbiethung schuldig ist. Imgleichen lassen sie sich bey Trauerfällen, als Leichengedichte, an die Leidtragenden richten; denen man gewiß in solchem Falle nichts Scherzhaftes sagen würde, wenn sie gleich unsere vertrautesten Freunde wären. Sie sind also hauptsächlich entweder Lob- oder Trauerschreiben; es wäre denn, daß sie ganz moralisch abgefaßt wären: da sie aber mehrentheils auf die Satire zu verfallen pflegen. Ein solcher lobender Brief ist der obige von **Opitzen**, nebst vielen andern von diesem Poeten. Einen traurigen will ich aus **Flemmings** IItem Buche der poetischen Wälder anführen, der an einen Witwer, nach dem Ableben seiner Ehegattinn abgelassen ist, und sich so anhebt:

> Wenn, Edler, unser Geist auch mit dem Leibe stürbe,
> Und wenn er sich verschleußt, die Seele mit verdürbe,
> So wär es zweymal recht, daß ihr, und wer euch ehrt,
> Als den es billig kränkt, was Leid euch widerfährt,
> Bey dieser bösen Post euch zweymal mehr betrübtet.
> Sie, ach! sie ist dahin, die ihr so innig liebtet,
> Das treue fromme Weib! Sie, ach! sie ist vorbey,
> Was ist es, das man hat, das mehr zu klagen sey?

Eben dergleichen wird man in Tscherninngs Frühlings auf der 85. S. antreffen. Ich will aber aus diesem Poeten eins von der dritten, moralischen Gattung, zur Probe geben: wiewohl dasjenige, was Flemming an den Olearius geschrieben, und auf der 93. Seite seines II. B. steht, ganz vortrefflich ist. Es steht auf der 345. S. und ist an Röteln, ein Breßlauisches Rathsglied, abgelassen:

Ich habe niemals recht des Phöbus Brunn gerühret,
Noch einen Traum dabey, dem Wunsche nach, gespühret;
Wie oft ich bis anher den Helikon bemüht,
Der Musen Vaterland, aus Eifer auf ein Lied,
Das lesenswürdig sey. Mein Sinn war, nach der Reihen,
Die Gaben, die ihr führt, Herr Rötel, auszuschreyen,
Als Herold mit der Faust. rc.

Wenn ich aber diese Exempel anführe: so thue ichs nicht deswegen, als ob sie so rar wären: sondern bloß zu zeigen, daß unsere ersten Poeten schon eben diese Begriffe davon gehabt haben. In Kanitzen und Günthern stehen sehr viele von eben der Gattung, die auch ohne dieß in jedermanns Händen sind.

5. §. Die andere Art solcher Briefe, das waren die lustigen oder scherzhaften, und davon giebt es eben so viel Exempel in unsern Poeten, als von den obigen. Sie werden sonderlich unter vertrauten Freunden, bey Hochzeiten, auch in andern Glückwünschen bey fröhlichen Zufällen, gar häufig gebraucht. Exempel mag ich nicht anführen, theils, weil sie überall vorkommen, theils weil dem einen oft etwas scherzhaft oder lustig zu seyn bedünket, welches dem andern ganz gleichgültig vorkömmt. Wie sich aber das Scherzen nur unter seines gleichen schicket; so sieht man wohl, daß diese Art von Briefen sich an Standespersonen und Leute, die uns an Jahren weit übertreffen, nicht wird brauchen lassen. Ja, weil auch Scherz und Scherz sehr unterschieden ist: so muß man sich auf lauter ehrbare und erlaubte Scherzreden befleißen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige muß hier verbannet werden. Gute Einfälle dörfen deswegen

gen

gen keine Unflätereyen seyn, die zwar dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abscheu und Ekel verursachen. Wie man nun dergleichen Einfälle bekomme, das können, meines Erachtens, keine Regeln lehren. Das Naturell, der eigene Witz und Geist des Poeten bringen sie von sich selbst hervor, nachdem die Materien und Umstände es veranlassen. Wer lustige Bücher liest, und aufgeweckter Leute Gesellschaften besucht, der wird auch bey einer mäßigen natürlichen Fähigkeit, bald geschickt werden, bey gegebener Gelegenheit, einen lustigen Einfall nach dem andern anzubringen. Davon schreibt Rachel in seiner oft angezogenen Satire, der Poet genannt:

Wahr ists, daß Phöbus Volk fast lustig ist von Herzen,
Und meistentheils gescheid, doch höflich auch im Scherzen:
Bevorab, wo sie nur in etwas sind getränkt,
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus schenkt.
Da wissen sie bald eins und andres vorzubringen,
Zur angenehmen Lust, jedoch von solchen Dingen,
Die nicht verdrüßlich sind. Ist da der rechte Mann,
Sie hängen ihm wohl eins, jedoch nur höflich an.
Ihr Stich, der blutet nicht. So hab ich wohl gelesen,
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann seyn gewesen:
So war auch Buchanan, Minervens liebstes Kind,
Dem weder Römer, Griech noch Deutscher abgewinnt;
So war der Venusin, den selbst Augustus ehrte,
Der nach des Pindars Kunst, die Römer spielen lehrte,
Zum Lachen, wie gebohrn, im Scherzen ausgeübt,
Wie sein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt. ꝛc.

6. §. Die dritte Gattung der Briefe war endlich die satirische. Diese recht abzuhandeln und zu erklären, das gehört in das eigentliche Hauptstück, das wir oben abgehandelt haben. In der That sind viele Satiren der alten und neuern Poeten nichts, als Briefe; und viele Briefe derselben nichts als Satiren. So sind einige Satiren im Juvenal und Persius, als Briefe an gute Freunde abgefasset: wir können hier zum voraus setzen, daß man schon von der satirischen Schreibart einen guten Begriff habe; wie sie denn leicht von den andern Gattungen zu un-

haftigkeit, so verliebt gegen ihren Buhler erkläret, als man nimmermehr gedacht haben sollte. Im Schlusse wünscht sie noch, der Himmel solle in ihre Flammen blasen, und dessen Gunst solle ihnen Zibeth und Bisam zuwehen. Zuletzt aber, will sie ihm gleichfalls zeigen, daß sie auch mit einer spitzfündigen Antithesis ihr Schreiben endigen könne, indem sie setzt:

Mein Brieflein schließ ich zu, und meine Kammer auf.

8. §. Ich überlasse es einem jeden, die übrigen Heldenbriefe nach dieser Art auch durchzugehen; als die noch weit mehr solche verschwendete Scharfsinnigkeiten, an unrechten Stellen angebracht, zeigen werden. Sonderlich lese man die Schreiben Abälards und Heloisen, und erwäge, was selbige für unzüchtige Wortspiele und Zweydeutigkeiten in sich enthalten, die sich ein ehrbares Gemüth zu lesen schämet: so wird man gestehen: es schicke sich auf Hofmannswaldaus Elegien nichts besser, als was Kanitz von den verliebten Poeten überhaupt schreibt.

Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmerz mit hundert Gaukelpossen,
Daß man gesundern Witz bey jenem Tänzer spürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Jugend auf aus Büchern abgeschrieben,
Das wird mit Müh und Angst in einen Vers getrieben;
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit und wohlbelesen seyn.
Des Aetna Feuerkluft muß seiner Liebe gleichen.
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was sie fühlt, wenn sie dergleichen hört.
Ja, wenn ihr Korydon gebückt zu ihren Füssen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu versüssen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von sich haucht.
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabschrift richten.

Daß sich indessen durch Hofmannswaldaus Exempel viele andere Poeten haben verblenden lassen, das braucht

keines

keines Beweises. Man darf nur Zieglers und Lehms biblische Heldenliebe nachschlagen, so wird man sehen, daß sie ihren Meister nicht nur erreichet, sondern oft übertroffen haben. Z. E. Wenn Adam an die Eva schreibt, so redet er von Mordtrompeten, von der Tugend Lorberreis; von der Sichel scharfer Sorgen; ja von Gift, Gicht, Pest, Fieber, Leichen, Tod und Hölle: die er gewiß im Stande der Unschuld nicht kannte. Und wie klingt folgendes?

Es darf kein harter Stahl viel tiefe Furchen ziehen,
Das segenreiche Feld trägt ungedüngte Frucht.
Es darf sich keine Hand bis auf den Schweiß bemühen,
So Feld als Baum und Thier steht in bestallter Zucht.
Das holde Paradies schafft tausend Lieblichkeiten,
Der Blumen Ambra schenkt den lieblichsten Geruch.
Der Tuberrosen Kraft will Tulp und Klee bestreiten,
Der Wiesen bunte Pracht, ist ein gesticktes Tuch.
Wo Ros und Lilien und Hiacynthen spielen,
Wo Nelken und Jasmin, Narzissen, Majoran,
Durch das beperlte Gras nach Aug und Sinnen zielen,
Da man den stolzen Fuß auf Rosen setzen kann.

Wo hat doch Adam alle solche neue Begriffe herbekommen? Wenn ja Fräulein Eva den stolzen Fuß bis auf die Höhe eines Rosenstockes hätte heben wollen; so würde es sich doch mit ihren zarten und bloßen Füßen, sehr unsanft auf die Dornen desselben getreten haben. Noch viel ärger aber hat es sein Fortsetzer **Lehms** gemacht, so daß ich nicht einmal etwas zur Probe anführen mag.

9. §. **Amthor** ist auch in dieser Art so glücklich nicht, als in andern Gedichten. Die prächtige Schreibart klebte ihm gar zu sehr an, so, daß er sich nicht herunter lassen, und einen zärtlichen Affect in einem niedrigen Ausdrucke vorstellen konnte. Wir dörfen nur die Elegie ansehen, die er auf den Tod seiner ersten Ehegattinn geschrieben, die gewiß das unnatürlichste Klagegedicht ist, so ich gelesen habe:

Ich Spiel! ich Ball des Glücks! was muß ich nicht erfahren?
Was giebt der Himmel nicht zu meinem Unglück an?
Ich lerne schon so viel bey vier und zwanzig Jahren,
Als ein Unglücklicher bey funfzig wissen kann.

mehr, als König: und durchlauchter Fürst und Herr, bedeutet nur eben so viel, als: mein Prinz, mein Herzog, oder schlecht weg. Herr. Doch wollte ich bey diesem letztern Worte wohl rathen, es nicht auf einen jeden Dorfedelmann zu verschwenden; geschweige denn, bey bürgerlichen Personen zu gebrauchen. Es steckt so was großes darinn, daß es billig nur regierenden Häuptern zukommen kann, die viel zu befehlen haben. Diese Anmerkung ist nöthig, da es allmählig einreißen will, einem jeden halbigten Patron, der oft keinen Diener zu beherrschen hat, ein so prächtiges Herr zuzuruffen. Am Schlusse der Briefe muß man gleichfalls nicht viel complimentiren, sondern nach Art der Alten lieber kurz abbrechen. Aber das Jahr und den Tag mit in die Verse hineinzukünsteln, das ist was kindisches, ohngeachtet es einige neuere haben aufbringen wollen. Seinen Namen in den Reim zu zwingen, ist noch abgeschmackter; es wäre denn, daß man scherzen wollte: denn das Muster dazu hat Hans Sachs gegeben, der kein Gedicht anders, als damit zu beschließen pflegt.

9. §. An eine besondere künstliche Disposition bindet sich ein Poet in seinen Briefen nicht; vielweniger wird er die weisischen Handgriffe per Antecedens und Consequens nöthig haben. Die Vernunft weis ihm schon, ohne solche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedanken an die Hand zu geben. Es muß ohnedem in Briefen was freyes und ungezwungenes seyn: und die Einfälle hängen gemeiniglich so am besten zusammen, wie sie hinter einander entstanden sind. Meynt man aber Schülern, durch Regeln, die Verfertigung solcher Briefe zu erleichtern, so kann man es zwar geschehen lassen: nur glaube man nicht, daß solche schwache Geister, die noch gegängelt werden müssen, etwas besonders hervorbringen werden. Wer noch nicht einen Vorrath von Gedanken und Einfällen hat, der muß sich lieber mit prosaischen Briefen behelfen. Verse, die nach einer künstlichen und gezwungenen Ordnung gemachet

chet werden, haben insgemein weder Art noch Geschick. Die altväterischen Regeln davon haben uns wohl magere Reimschmiede, aber keinen einzigen muntern Dichter gezogen; es wäre denn, daß dieser solches Joch bald wieder abgeschüttelt hätte. Was haben aber alsdann die Regeln dabey gethan?

10. §. Die Schreibart der Briefe ist nicht allemal gleich. In lobenden kann sie prächtig, scharfsinnig und pathetisch, aber doch nicht schwülstig seyn. Hierinn pflegt es **Amthor** leicht zu versehen; wie dieses sein Gedicht an Friedrich den III, König in Dänemark zeigen kann. Aber ein Muster von einer vernünftigen Hoheit der Schreibart giebt hier **Neukirch** in seinem Schreiben an den König, Friedrich den I. Hier herrschen lauter gesunde Gedanken, die durch keine Schminke des Ausdrucks übersirnißt worden. Auch **Heräus** hat diese Schreibart wohl erreicht: ob er sie gleich mehrentheils in andern Arten der Gedichte angebracht hat. Doch kann ich nicht umhin, bey dieser Gelegenheit dieses großen Mannes eigene Worte, von der erhabenen Schreibart hier anzupreisen, die ich lieber schon im I. Theile, wo ausdrücklich davon die Rede war, angebracht hätte. Sie stehen in der Vorrede zu seinen Werken, auf der 27. Seite, und können dienen, die neuen Kunstrichter, die uns die Hoheit in Worten lehren wollen, vollends zu beschämen. Auch **Pietsch** ist in dieser Schreibart vortrefflich gewesen. In lustigen Briefen ist sie natürlich und gemein, doch nicht niederträchtig. Hierinn habens viel neuere Poeten versehen, die aus Begierde, natürlich zu schreiben, gar die Sprache des Pöbels in ihren Briefen gebraucht haben: und selbst **Günther** ist hier oftmals zu tadeln, daß er sich bis in die tiefste Niedrigkeit herab gelassen hat. In satirischen Briefen muß sie feurig und scharfsinnig, größtentheils aber natürlich seyn. Denn das ist zu merken, daß selten nur einerley Schreibart in einem Gedichte allein herrschet. Die Veränderung der

Sachen und Gedanken fodert allezeit einen andern Ausdruck, wie man in den Exempeln der besten Poeten überall finden wird.

11. §. Schlüßlich erinnere ich noch, daß man nicht nur in eigenem, oder anderer lebendiger Leute Namen; sondern auch im Namen gewisser eingebildeter oder fabelhafter Personen, Briefe an jemanden schreiben könne. Dieses giebt nun einem Poeten viel schöne Erfindungen an die Hand, und ist eine Quelle vortrefflicher Gedanken. So hat z. E. **Ulrich von Hutten** im Namen Italiens an den Kaiser **Maximilian**, **Eobanus Hessus** aber im Namen des Kaisers die Antwort an Italien; imgleichen hat **Flemming** im Namen Deutschlandes an die Churfürsten und Stände geschrieben. Man lasse z. E. die Wahrheit an jemanden ein Schreiben abfassen, dergleichen im I. Stücke der Belustigungen des Verstandes und Witzes eins vorkömmt; oder man schreibe im Namen der Vernunft, der Weltweisheit, der Tugend, der Freyheit, oder anderer solcher allegorischen Personen: so wird man sehen, zu was für schönen Einfällen dieses Anleitung geben wird. Nur muß man freylich allemal die Wahrscheinlichkeit beobachten, und seine Personen nichts sagen lassen, als was sich für ihren Character schicket. So hat **Neukirch** die Aurora an den König in Preußen schreiben lassen, und ein rechtes Meisterstück daran gemacht, und Herr **M. Schwabe** einmal im Namen der Trägheit, an des Churprinzen Friedrichs Königl. Hoheit eins drucken lassen. Ja, man kann durch die Prosopopöie auch leblosen Dingen Briefe andichten, wenn es zu gewissen Absichten dienlich seyn könnte.



Des

****

Des I. Abschnitts XIV. Hauptstück.

Von Sinngedichten, Grab- und Ueberschriften.

1. §.

Ich bin mit allen größern Arten der alten Gedichte fertig, insoweit dieselben durch ihren innern Inhalt unterschieden sind. Nur fehlen mir noch die kleinern Arten, die unter verschiedenen Namen vorkommen, doch unter die allgemeine Benennung der Sinngedichte gezogen werden können. Wir geben ihnen im Deutschen diesen Namen, weil sie gemeiniglich etwas scharfsinniges, oder besser, etwas Sinnreiches in sich haben, das dem Leser ein angenehmes Nachsinnen erwecket. Im Griechischen, ja auch im Latein nennet man sie schlechtweg Epigrammata, d. i. Ueberschriften; darunter man denn auch Unterschriften, unter Bilder, Bildsäulen, und andere Gemälde, oder Sinnbilder zu rechnen pflegt. Imgleichen gehören Epitaphia, oder Grabschriften, und allerley kurze zufällige Gedanken der Dichter, über vorkommende merkwürdige Gegenstände hieher, die eben nirgends drüber oder drunter geschrieben werden sollen. Da nun so leicht kein großer oder kleiner Dichter in der Welt gewesen seyn wird, der nicht dergleichen Einfälle bisweilen gehabt, und in etliche Verse gekleidet haben sollte: so ist auch die Anzahl der epigrammatischen Dichter und Poesien ungleich größer, als aller obigen Arten geworden.

2. §. Was die griechischen Dichter anbetrifft: so haben wir theils vom Homer etliche, theils vom Kallimachus über ein Schock. Außer denen aber findet man in der großen Sammlung derselben eine unglaubliche Menge solcher Sinngedichte gesammlet, und in VII. Bücher abgetheilet. Nur die Namen der Verfasser herauszuziehen,

würde beynahe einen Bogen füllen; und wie groß ist nicht die Menge derer Stücke, deren Verfasser man nicht weis? Dabey ist es aber nicht geblieben. Es giebt noch neuere Sammlungen griechischer Ueberschriften, oder sogenannte **Anthologien**, d. i. Blumenlesen, die den Liebhabern des Alterthums bekannt sind, andern aber nichts nützen. Es ist wahr, daß verschiedene Stücke darunter sind, die uns auch itzo noch vergnügen können; weil sie wirklich sinnreich sind. Allein es giebt auch eine Menge, die man verachten würde, wenn sie deutsch wären; und die weiter nicht schätzbar sind, als weil sie alt, und zwar griechisch sind: welches bey gewissen Gelehrten schon genug ist, um sie zu bewundern: vieleicht, weil sie nicht ein jeder versteht, und man sich also sehr breit damit machen kann, daß man sie versteht; oder doch errathen kann, was sie sagen wollen, ungeachtet man unzählige male fehlschießt. Manches darunter ist auch wohl schmutzig, und manches giebt den Auslegern nur schöne Gelegenheit, ihre antiquarische Gelehrsamkeit auszukramen. Doch es ist noch eine Classe, die ich nicht vergessen muß. Die Griechen haben auch die Kunst erfunden, malerische Sinngedichte zu machen; ich meyne aus Versen Bilder zusammen zu setzen, **Theokritus** hat uns einen Altar, und ein paar Flügel; wie **Simmias** eine Axt, ein Ey, eine Hirtenpfeife mit sechs ungleichlangen Röhren, Syrinx genannt, hinterlassen: vermuthlich weil es Ueberschriften auf dergleichen Dinge haben seyn sollen. Allein das ist nun eben nicht das schätzbarste daran; und es hat Deutsche genug gegeben, die sie in solchen Tändeleyen nachgeahmet, ja übertroffen haben. S. **Schottels** deutsche Prosodie a. d. 215. u. f. S.

3. §. Was die lateinischen Dichter betrifft, so haben wir von denenselben lange nicht so viel poetische Aufschriften oder Sinngedichte zu lesen bekommen. **Catullus** scheint der erste zu seyn, der sich damit hervorgethan, obwohl sich schon **Plautus** eine poetische Grabschrift gemachet hatte, u. d. m. **Virgil** machte sich durch eins zuerst bekannt, welches er an

den kaiserlichen Pallast anschlug, als auf eine stürmische Nacht ein sehr schöner Tag folgte, welchen Augustus gewissen öffentlichen Schauspielen gewidmet hatte. Es hieß:

Nocte pluit tota, redeunt Spectacula mane,
Divisum imperium cum Jove Cæsar habet.

Ovid und Horaz haben nichts von dieser Art hinterlassen. Der jüngere Plinius ist ein Liebhaber davon gewesen; aber es sind uns kaum ein Paar davon in seinen Briefen übrig geblieben. Martial hergegen hat es so weit gebracht, daß er fast allein in dieser Art für einen Meister bekannt geworden: und man kann ihm in der That einen feinen Witz nicht absprechen. Wir haben XIV. Bücher Sinngedichte von ihm, deren Mannigfaltigkeit wunderswürdig ist. Sie sind nicht alle gleich kurz, und einige füllen ganze Seiten. Ein artiges zur Probe zu geben, mag das 69ste aus dem VIII. Buche dienen; das er an den Vacerra, einen großen Bewunderer der Alten, gerichtet:

Miraris Veteres, Vacerra, solos,
Nec laudas, nisi mortuos Poetas:
Ignoscas petimus, Vacerra; tanti
Non est, ut placeam Tibi, perire.

Du lobst, Vacerra, nur die Alten;
Die todten Dichter bloß sind würdig zu behalten.
Wohlan! verwirf nur mein Gedicht;
Dir zu gefallen, sterb ich nicht!

Imgleichen das 9te aus dem III. B.

Versiculos in me narratur scribere Cinna:
Non scribit, cujus carmina nemo legit.

Man spricht, daß wider mich Misander Verse schreibt:
Doch sagt mir: schreibt wohl der, der ungelesen bleibt?

Auch Ausonius und Prudentius haben sich endlich in dieser Art gewiesen: wiewohl des letztern seine mehrentheils von geistlichem Inhalte sind.

4. §. Unter den neuern Dichtern haben Ulrich von Hutten, Strozza, Johannes Secundus, Sabinus, Taubmann, Elias Corvinus, ja auch Stigelius, sich mit allerley Sinngedichten, oder doch kurzen Grabschriften hervorgethan. Selbst in August Buchnern wird man kurze Gedichte genug finden, die hieher gehören. Doch niemand hat sich mehr mit dergleichen hervor gethan, als Owenus, der so zu reden für den neuern Martial gehalten wird. Er kann diesen Namen, theils im Guten, theils im Bösen führen: denn er ist bisweilen eben so witzig und scharf, aber auch vielmals eben so schmutzig als jener. Ein Paar Exempel von der guten Art können nicht schaden. Im 1 B. beschreibt er Saturns drey Söhne:

Theologi ambigui; Juristæ lenti & iniqui,
  Immundi Medici: Mundus ab his regitur.

Doch ist er auch zuweilen ein Liebhaber von Wortspielen. Z. E.

Cuncta trahunt ad se magnates aurea: sicut
  Ad se magnetes ferrea cuncta trahunt.

Und folgendes:

Dicta fuit mulier, quasi mollior: est tamen Eva,
  Non de carne sui, sumta sed osse viri.

Imgleichen hat Andreuus sein Landsmann, eben dergleichen gemachet; aber auch eben so theils gespielet, theils Zoten gerissen. Unter den Franzosen hat Ronsard schon unter seinen sogenannten Mascaraden, Desportes aber theils unter den verliebten Gedichten, theils unter den Epitaphes, oder Grabschriften, viele gemachet. Theophile hat an Schmutzigkeit, Benserade an Artigkeit, und Boileau an Scharfsinnigkeit den Alten auch nichts nachgegeben. Rousseau endlich ist in allen dreyen ein ziemlicher Martial zu nennen. Unter den Holländern, sind Heinsius und Cats in diesem Stücke reich gewesen. In des ersten Gedichten, die 1618. zu Amst. in 4. ans Licht getreten, findet man nicht nur viel verliebte, sondern

auch

auch viel moralische Sinnbilder mit poetischen Ueberschriften; und in des letztern Spiegel der alten und neuern Zeit, imgleichen in seinen Sinnsprüchen und Beysprüchen kommen gleichfalls unzählige vor; der Todtenkiste für die Lebendigen voritzo zu geschweigen.

5. §. Was die Deutschen anlanget: so könnte ich erstlich aus alten Handschriften eine Menge solcher Sinngedichte bekannt machen, wenn dieses hier der Zweck wäre. Allein von gedruckten haben wir von **Opitzen** eine Menge, die er nicht allein aus dem Cato und Pibrac, und noch einem Franzosen von der Welt Eitelkeit übersetzet; sondern auch noch ein Florilegium verschiedener Sinngedichte. **Tscherning** hat eines persischen Weisen Sittensprüche in kurze Verse gesetzt: **Sieber** und **Rist** habens daran auch nicht fehlen lassen. **Hoffmannswaldau** aber, so wohl als **Lohenstein**, sehr viel eigene gemachet. In den sogenannten hofmannswaldauischen Gedichten, die **Neukirch** theils gesammlet, theils selbst gemachet, steht auch eine Menge solcher Stücke. Wir haben auch den ganzen **Owenus** 1661. von **Val. Löbern** zu Jena in 12. deutsch bekommen: und **Sal. von Golau**, oder vielmehr von **Logau**, hat uns eine starke Sammlung von solchen kleinen Dichterblumen ans Licht gestellet. Und wer kann sie alle namhaft machen, zumal, wenn man auch **Bessers** und **Kanitzens** Gedichte bey Wirthschaften und Verkleidungen; oder des letzten Gedanken auf die Kaiser hieher rechnen will? Noch in diesem Jahre ist ein Schubsack voll bäyerlscher Sinngedichte in 4. ans Licht getreten, die gewiß für einen bäyerischen Dichter nicht zu verachten sind.

6. §. Soll ich nun kürzlich auch die Natur und das Wesen dieser Sinngedichte erklären, so sieht man wohl, daß sie mit Lobgedichten und Satiren ganz nahe verwandt sind. Kurz zu sagen, eine Ueberschrift, ist der poetische kurzgefaßte Ausdruck eines guten scharfsinnigen Einfalles, der entweder jemanden zum Lobe, oder zum Tadel gereichet. So beschreibt sie **Boileau** im II. Gesange seiner Art. Poet.

L'Epigramme plus libre, en son tour plus borné,
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

Ich nehme das Wort scharfsinnig im ordentlichen Verstande, für die Wahrnehmung eines Umstandes an einer Sache, den nicht ein jeder würde gesehen haben. Zu dieser Scharfsinnigkeit kömmt vielmals auch der Witz, der zwischen einem solchen Umstande und etwas anderm, eine Aehnlichkeit findet, selbiges entweder zu erheben, oder zu verkleinern. Dieser Gedanken aber muß kurz gefasset werden, damit er in dem Verstande des Lesers eine plötzliche und unvermuthete Wirkung thue. Die Weitläuftigkeit des Ausdruckes würde nur machen, daß man durch die Umschweife schon von weitem zu rathen anfinge, was nachkommen würde: wodurch aber das Vergnügen über denselben um ein vieles gemindert werden, ja gar verschwinden würde. Indessen ist es gewiß, daß nicht alle Ueberschriften, oder Sinngedichte der Alten sogar kurz und scharfsinnig sind. Manche bestehen wohl aus zehn, zwölf, funfzehn, ja zwanzig Zeilen. Man nennt sie aber Epigrammata, weil man ihnen keinen andern Namen geben kann.

7. §. Die besten Exempel scharfsinniger Sinngedichte, werden bestätigen, was ich davon gesagt habe. Virgil hat an den Pallast des Kaisers Augusts, obige Zeilen angeschrieben, wodurch er zuerst bekannt geworden; die man deutsch so geben kann:

Es stürmt die ganze Nacht; der Morgen bringt uns Lust:
So herrscht zwar Jupiter, doch neben ihm August.

Woher entsteht hier das Sinnreiche? Erstlich daher, daß Virgil an einem Tage etwas wahrgenommen, darauf andere nicht Acht gegeben: daß nämlich auf eine regnichte Nacht, mancherley Lustbarkeiten in Rom angestellet worden. Zweytens darinn, daß er den August mit dem Jupiter vergleicht, und das Regiment der Welt unter sie eintheilet. Dieses war nun für den Kaiser sehr schmäuchelhaft, und

folglich angenehm. Die berühmte Grabschrift des Ausonius, auf die Dido, wird eben das zeigen:

Infelix Dido nulli bene nupta marito:
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Die Männer wirken dir, o Dido, lauter Noth;
Des einen Tod die Flucht; des andern Flucht den Tod.

Hier bemerkt der Poet abermal, daß Dido ohne ihre Ehemänner würde glücklich gewesen seyn, woran nicht gleich ein jeder denkt. Hernach vergleicht er die beyden Trübsalen mit einander, und findet selbst in dem Gegensatze der Flucht und des Todes, eine gewisse Aehnlichkeit, die noch keinem eingekommen war.

8. §. Außer diesen wahren Scharfsinnigkeiten, da der Witz mit den Sachen beschäfftiget ist, giebt es noch viel andere, die in bloßen Wortspielen bestehen. Z. E. Ein Schüler der Jesuiten in Frankreich, hat seinen Lehrern zu Ehren folgendes gemacht. Man muß aber wissen, daß ihre beyde berühmteste Schulen zu Dole und la Fleche sind, davon jene einen Bogen, und diese einen Pfeil im Wapen führt.

Arcum Dola dedit Patribus: dedit alma sagittam
Flexia. Quis funem, quem meruere, dabit?

Hier will man, dem Scheine nach, sagen: Bogen und Pfeile hätten die Jesuiten schon, an ihren zwo berühmten Schulen; nun fehle ihnen nichts mehr, als die Sehne zum Bogen, das ist die dritte Schule. Weil aber das Wort Funis zweydeutig ist: so kann es auch heißen, wer wird ihnen zu dem längstverdienten Stricke, das ist, an den Galgen verhelfen? Hier ist die Absicht boshaft genug, aber der ganze Witz kömmt nur auf die Worte, und nicht auf die Sache an. Dergleichen Wortspiele nun, wird man im Martial und Owenus unzählige antreffen, ja auch die Wälschen

und

und Franzosen haben sich mehr darauf zu gute gethan, als die Vernunft, und ein feiner Geschmack von rechtswegen erlauben sollten.

9. §. Ob nun wohl der gute Geschmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider ist: so hat mans doch in solchen Sinngedichten nicht eben so genau nehmen wollen. Sogar Boileau hat dieses verstattet, wenn er schreibt:

> La Raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
> La (*Pointe*) chaſſa pour jamais des diſcours ſerieux,
> Et dans tous les ecrits la declarant infame,
> Par grace lui laiſſa l' entrée en l' Epigramme:
> Pourvû que ſa fineſſe eclatant à propos,
> Roula ſur la penſée, & non pas ſur les mots.

Man sieht aber wohl, daß er auch die Spitzfindigkeiten in den Gedanken, nicht aber in den Worten allein gesucht haben will. Denn gleich darauf schimpft er auf die Pritschmeister, die noch bey Hofe geblieben, und nennt sie abgeschmackte Lustigmacher, unglückliche Stocknarren, verjährte Verfechter grober Wortspiele.

> Inſipides Plaiſans, Bouffons infortunez,
> D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannez.

Will man Exempel von solchem elenden Zeuge haben, so lese man das XL. Stück im II. Theile der vern. Tadlerinnen, wo etliche von dieser Gattung beurtheilet worden, die gewiß recht kindisch und lächerlich sind. Von solchen aber, die erträglich sind, fallen mir ein Paar ein, davon eins auf den Noſtradamus, das andere auf den Erasmus gemacht war. Jenes hub an: Noſtra damus, dum falſa damus &c. Das andre sagte: den Erasmus hätte der Tod uns zwar rauben können, und schloß: Sed Deſiderium tollere non potuit. Doch wenn die ganze Welt nach meinem Sinne urtheilete, so würde man auch diese Art für thöricht erklären.

10. §.

10. §. Man braucht diese Sinngedichte zu Unter- oder Ueberschriften bey Gemählden und Sinnbildern, zu Grabschriften, zu Erleuchtungen, Ehrenpforten, oder wo man sonst will. Gemeiniglich loben oder tadeln sie etwas, wie schon oben erinnert worden: zuweilen aber ist der Gedanken auch nur wegen seines Nachdruckes, oder der Neuigkeit halber angenehm. Ein lobendes, war jenes auf des Königs in Frankreich Residenzschloß:

Par urbi domus est, urbs orbi, neutra triumphis,
Et belli & pacis, par, Ludovice, tuis.

Dein Haus kann man der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Ein anderes auf Ludewigs Bildsäule in dem botanischen Garten, zu Paris, lautete so:

Vitales inter succos plantasque salubres,
Quam bene stat populi vita salusque sui!

Bey Säften voller Kraft, bey den gesunden Pflanzen,
Wie schön steht da das Heil und Leben seiner Franzen!

Besiehe davon der Belust. des V. und W. 1742. im Herbmonate a. d. 245. S. woselbst eine gelehrte Streitigkeit darüber vorkömmt.

Ein tadelndes mag folgendes abgeben:

In mare cornutos jaciendos, Pontius inquit.
Pontia respondet: disce natare prius.

Ersäuft, was Hörner trägt! schreyt Mops mit lauter Stimmen:
Ach Schatz! versetzt sein Weib; so lern bey Zeiten schwimmen.

Von der dritten Art darf man die Exempel nur in Catons moralischen Lehrversen suchen; davon Opitz viele sehr rein und glücklich ins Deutsche übersetzt hat. Ueberhaupt kann man auch Tscherning Frühling, Flemmings und Morhofs Gedichte, und insonderheit des von Golau gesammlete Sinngedichte nachsehen; wo viel artiges, theils neues, theils übersetztes vorkömmt.

11. §. Aus diesen wenigen angeführten Exempeln, da ich von lateinischen Sinngedichten lauter zweyzeilige Uebersetzungen gegeben habe, wird man leicht sehen, daß unsere Sprache nicht eben so ungeschickt zu einem kurzgefaßten und scharfsinnigen Ausdrucke sey, als wohl einige denken. Ja man könnte vielmehr einem Lateiner zu thun machen, eine jede ursprünglich deutsch abgefaßte Ueberschrift, in eben so vielen und gleichlangen Zeilen zu geben. Man hat aber in dieser Art hauptsächlich auf die Kürze zu sehen, in soweit dieselbe mit der Verständlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes bestehen kann. Denn die Weitläuftigkeit verderbet alles: es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in sich hielte, den man gar nicht vorher sehen, oder nur errathen können. Ich schließe indessen diese Abhandlung der Sinngedichte durch ein Exempel, welches die Natur derselben kurz in sich schließt; wie ich dieselbe schon von andern, wiewohl nur prosaisch beschrieben gefunden:

Machst du ein Sinngedicht; so laß es neu und klein,
Fein stachlicht, honigsüß; kurz, Bienen ähnlich seyn.

Ende des ersten Abschnitts.



Des



Des II Theiles II. Abschnitt.

Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

Das I. Hauptstück.

Von allerley kleinen Liedern, als Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux, oder Kling- und Ringelgedichten

1. §.

Wenn ich hier von den neuerfundenen Liedern und Gesängen der europäischen Völker handeln will: so ist es meine Meynung nicht, von allen Arten derselben zu reden, die entweder von den Provenzaldichtern, oder wälschen Poeten, in unsäglicher Menge ausgehecket worden, und die man im **Crescimbeni** und dem **Muratori** della perfetta Poesia, ingleichen in des **Anton Minturni** Arte Poetica, die 1725. zu Neapel in 4. herausgekommen ist, beschrieben lesen kann. Meine Absicht ist nur von denen wenigen Arten zu handeln, die auch bis nach Deutschland gekommen sind, und einigen Beyfall gefunden haben. Auch ist es meine Meynung nicht, alle Erfindungen unserer Meistersänger in ihren verschiedenen ja unzähligen Weisen, oder Tonen zu erzählen; wovon **Wagenseil** einen ziemlichen Theil, in seinem Buche von ihrer Kunst, namhaft gemachet und beschrieben hat. Ich könnte diese seine Nachrichten freylich um ein großes vermehren, wenn ich aus den 25. bis 30. Bänden alter geschriebener Meistersänger Lieder, die ich

11. §. Aus diesen wenigen angeführten Exempeln, da ich von lateinischen Sinngedichten lauter zweyzeilige Uebersetzungen gegeben habe, wird man leicht sehen, daß unsere Sprache nicht eben so ungeschickt zu einem kurzgefaßten und scharfsinnigen Ausdrucke sey, als wohl einige denken. Ja man könnte vielmehr einem Lateiner zu thun machen, eine jede ursprünglich deutsch abgefaßte Ueberschrift, in eben so vielen und gleichlangen Zeilen zu geben. Man hat aber in dieser Art hauptsächlich auf die Kürze zu sehen, in soweit dieselbe mit der Verständlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes bestehen kann. Denn die Weitläuftigkeit verderbet alles: es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in sich hielte, den man gar nicht vorher sehen, oder nur errathen können. Ich schließe indessen diese Abhandlung der Sinngedichte durch ein Exempel, welches die Natur derselben kurz in sich schließt; wie ich dieselbe schon von andern, wiewohl nur prosaisch beschrieben gefunden:

Machst du ein Sinngedicht: so laß es neu und klein,
Fein stachlicht, honigsüß; kurz, Bienen ähnlich seyn.

Ende des ersten Abschnitts.





Des II Theiles
II. Abschnitt.
Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

Das I. Hauptstück.
Von allerley kleinen Liedern,
als Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux, oder Kling- und Ringelgedichten

1. §.

Wenn ich hier von den neuerfundenen Liedern und Gesängen der europäischen Völker handeln will: so ist es meine Meynung nicht, von allen Arten derselben zu reden, die entweder von den Provenzaldichtern, oder wälschen Poeten, in unsäglicher Menge ausgehecket worden, und die man im **Crescimbeni** und dem **Muratori** della perfetta Poesia, imgleichen in des **Anton Minturni** Arte Poetica, die 1725. zu Neapel in 4. herausgekommen ist, beschrieben lesen kann. Meine Absicht ist nur von denen wenigen Arten zu handeln, die auch bis nach Deutschland gekommen sind, und einigen Beyfall gefunden haben. Auch ist es meine Meynung nicht, alle Erfindungen unserer Meistersänger in ihren verschiedenen ja unzähligen Weisen, oder Tonen zu erzählen; wovon **Wagenseil** einen ziemlichen Theil, in seinem Buche von ihrer Kunst, namhaft gemachet und beschrieben hat. Ich könnte diese seine Nachrichten freylich um ein großes vermehren, wenn ich aus den 25. bis 30. Bänden alter geschriebener Meistersänger Lieder, die ich

daß die kleinen Chansons der Franzosen, die nur Lieder von einer Strophe sind, und aus ungleich langen Zeilen bestehen, nichts anders als Madrigale sind, und billig so heißen sollten. Caspar Ziegler hat bey uns ein ganzes Büchlein von Madrigalen 1653 herausgegeben, welches auch 1685 wieder gedrucket worden. **Martin Kempe** und **Ernst Stockmann** haben auch gute Madrigale geschrieben: und auch bey andern unserer Dichter kommen derer eine Menge vor.

4. §. Will man die Natur und Regeln der Madrigale wissen: so merke man kürzlich folgendes. 1) Soll ein Madrigal, nach der ersten Erfindung, mehrentheils von schäfermäßigem, oder doch verliebtem Inhalte seyn. Käme es hoch, so könnte sonst ein galanter, oder doch lustiger und scharfsinniger Einfall darinn ausgedrücket werden. Denn mir kömmt es vor, ein Madrigal sey bey den Neuern das, was die anakreontischen Oden bey den Alten gewesen. 2) Mache man das Madrigal mehrentheils in jambischen Versen; wie alle unsere deutsche Vorgänger gethan haben. 3) Lasse man es nicht unter sechs, und nicht leicht, auch nicht viel über eilf Zeilen lang seyn; höchstens zu 13 bis 15 Zeilen hinauf steigen. Denn da es nur eine Singstrophe vorstellen soll: so möchte sonst die Weise zu lang und beschwerlich fürs Gedächtniß werden. 4) Mache man die Zeilen in der Länge nicht gar zu ungleich; das ist, keine unter sechs, und keine über eilf Sylben. Einige unserer Poeten haben dawider verstoßen, und bald viersylbige, bald wieder zwölf und dreyzehnsylbige Verse unter einander laufen lassen. Allein welch ein Uebelstand ist das nicht? 5) Lasse man die Reime zwar mit einander wechseln, aber auch nicht zu weit von einander ausschweifen: denn wenn drey, vier, oder mehr andere Zeilen darzwischen kommen, so hat man sie vergessen; und merket es nicht mehr, ob sie sich reimen, oder nicht. 6) Ist es erlaubt, zuweilen, eine, oder zwo Zeilen ungereimt mit unterlaufen zu lassen; als ob es aus Versehen geschehen wäre. Und 7) muß man den zehn und eilfsylbigten

Versen nach der vierten Sylbe einen Abschnitt machen.
ı Exempel aus Zieglern mag die Sache klar machen:

Ich frage nichts, nach allen Lästerkatzen,
Sie speyen auf mich los,
Und dichten was sie wollen:
Ich werde dennoch groß.
Ihr Geifer kann nicht haften,
Die Unschuld bleibt in ihren Eigenschaften,
Sie sollen mich in solcher Blüthe sehn,
Daß ihnen noch die Augen wässern sollen:
Und das soll bald geschehn!
Denn wenn mich erst die Lästerzungen stechen,
Fang ich erst an, mich recht hervorzubrechen.

;. §. Man wird wohl ohne mein Erinnern wahrnehmen, dergestalt in dieser Art von Liedern eine große Freyheit 'schet: und eben diese Freyheit ist einigen Dichtern so 2nd vorgekommen, daß sie sich der madrigalischen Verse) in viel längern Gedichten, und die gar nicht zum Sin- bestimmet waren, bedienet haben. So hat im Französ- en Herr von Fontenelle seine Schäfergedichte, und der Genest seine Philosophie in dieser ungebundenen Art)rieben. Die Engländer haben sich darein gleichfalls iebet, und theils große Oden oder Singgedichte in un- hen madrigalischen Strophen, theils andere kleinere cke, in dieser wilden Versart abgefasset. Bey uns hat schon im vorigen Jahrhunderte Wagner die Freyheit ımmen, sein Ter Tria, aus dem Englischen des Teate gellos zu verdeutschen; und endlich hat sich auch der sel.)ckes in dieselbe so sehr verliebet, daß er ganze Bände solcher Gedichte drucken lassen; ja wohl gar Werke der länder, die in richtigen gleichlangen Versen waren, als ımsons vier Jahreszeiten, und Popens Versuch vom ıschen, in diese Poesie der Faulen, die lang und kurz) einander laufen läßt, übersetzet hat. Wie indessen leicht eine Neuerung ohne Nachfolger bleibt, sie sey)lecht, als sie wolle: so hat es auch Brockes nicht ı gefehlet. Ich kann es aber nicht leugnen, daß

mir eine so libertinische Dichtungsart im geringsten nicht gefällt; weil sie weder dem Ohre noch dem Gemüthe dasjenige Vergnügen bringt, das ein wohlabgemessener ordentlicher Vers ihm bringt. Und was ist es wohl für eine Kunst, dergleichen Gemenge ungleicher Zeilen durch einander laufen zu lassen, wie ein Hirt großes und kleines Vieh zum Thore hinaus treibt?

6. §. Ich schreite zu den Sonnetten. Auch diese sind eine Erfindung der Provinzialdichter, und von diesen nach Wälschland, von da aber zu uns, und nach Frankreich gekommen. Auch dieses zähle ich zu den Singgedichten, wozu es eigentlich erfunden worden, ungeachtet unsere poetischen Anweisungen bisher kein Wort davon gewußt. Ich habe aber die Italiener auf meiner Seite; die es einhällig gestehen: und selbst der deutsche Namen eines **Klinggedichtes**, wie es die Unsrigen zu geben pflegen, hätte sie darauf bringen können; daß es zum Klingen und Singen gemachet worden. Aus diesem Begriffe folgen nun auch die Regeln, des Sonnets, welche sonst so willkührlich aussehen, und so schwer zu beobachten sind, daß **Boileau**, nicht ohne Wahrscheinlichkeit dichtet: Apollo habe dasselbe bloß den Poeten zur Plage ausgedacht:

On dit à ce propos, qu'un Jour ce Dieu bizarre,
Voulant pousser à bout tous les Rimeurs françois,
Inventa du Sonnet les rigoureuses Loix:
Voulut, qu'en deux Quatrains, de Mesure pareille,
La Rime avec deux sons frappat huitfois l'oreille;
Et qu'ensuite six vers artistement rangez,
Fussent en deux Tercets par le Sens partagez.
Sur tout de ce Poeme il bannit la Licence,
Lui même en mesura le Nombre & la Cadence;
Defendit, qu'un Vers foible y put jamais entrer,
Ni qu'un Mot deja mis, osoit s'y remontrer.
Du reste il l'enrichit d'une beauté supreme.

So wenig Licht nun diese Beschreibung einem, der es noch nicht kennet, vom Sonnette geben wird: so wenig ist es auch gegründet, wenn er hinzusetzet:

Un Sonnet sans defaut, vaut seul un long Poeme.

7. §. Crescimbeni hat in seiner Istoria, in ganzen sechs Capiteln bloß vom Sonnette gehandelt, und alle Kleinigkeiten und Veränderungen, die dasselbe betroffen haben, mit Sorgfalt angeführet. Es erhellet aber kürzlich so viel daraus, daß weder die Erfinder desselben in der Provence, noch die ältesten Italiener, als Dantes, anfänglich diese Art Lieder so gar genau in gewisse Regeln eingeschränket. Weder die Zahl noch Länge der Zeilen, noch die Abwechselung der Reime war dazumal recht bestimmet, bis Petrarch durch seine verliebten Lieder auf die Laura, die fast lauter Sonnette waren, dem Dinge seine rechte Ordnung gab. Vermuthlich hat er ein paar beliebte Melodien auf die ersten seiner Sonnette gehabt; denen zu Gefallen er hernach alle übrige gemachet. Ihm aber sind hernach alle übrige Dichter mehrentheils gefolget. Es ist also schon der Mühe werth, ein Muster von seiner Arbeit anzuführen; wozu ich gleich das erste nehmen will, das gleichsam eine Vorrede zu allen übrigen ist:

Voi, ch'ascoltate in Rime sparsa il Suono,
Di quei Sospiri, onde io nudriva il Cuore,
In sul mio primo giovenil Errore,
Quando era in parte altre'huom, da qual ch'io sono.
Del vario Stile in ch'io plango, & ragiono,
Fra le vane speranze, e'l van dolore,
Ove sia, chi per prova intenda Amore,
Spero trovar Pietà, non che Perdono.
Ma ben veggi'hor, si come al popol tutto,
Favola fui gran tempo; onde sovente,
Di me medesmo meco mi vergogno:

Et del mio vaneggiar vergogna e'l frutto,
E'l pentirsi, e'l conoscer chiaramente,
Che quanto piace al Mondo è breve sogno.

8. §. Aus diesem Exempel nun können wir die Regeln eines rechten Sonnettes abnehmen. Es besteht 1) aus vierzehn Zeilen, und darf weder mehr, noch weniger haben. 2) Diese Zeilen müssen alle gleich lang seyn; zumal im Wälschen, wo man lauter weibliche Reime machet. Im Deutschen hergegen, kann es seyn, daß die, mit männlichen Reimen, eine Sylbe weniger bekommen. 3) Müssen sonderlich die langen Verse dazu genommen werden: welches bey den Wälschen die eilfsylbigten, bey uns und den Franzosen aber die alexandrinischen sind. 4) Müssen dieselben vierzehn Zeilen, richtig in vier Abschnitte eingetheilet werden; davon die ersten beyden, jeder vier, die beyden letzten aber, jeder drey Zeilen bekommen. 5) Müssen die zwo ersten Abschnitte einander in den Reimen vollkommen ähnlich seyn, ja in acht Zeilen nicht mehr als zwey Reime haben: so daß sich einmal der erste, vierte, fünfte und achte, sodann aber der zweyte, dritte, sechste und siebente mit einander reimen. Endlich 6) müssen die drey und drey im Schlusse sich wieder zusammen reimen; doch so, daß man einige mehrere Freyheit dabey hat. Indessen lehret mich auch hier das Beyspiel des Petrarcha, daß auch diese beyden Dreylinge auf einerley Art ausfallen müssen, damit man sie auf einerley Melodie singen könne. Denn kurz und gut: die zwey ersten Vierlinge müssen nach der ersten Hälfte der Singweise, die, wie gewöhnlich, wiederholet wird; die zwey letzten Dreylinge aber nach der andern Hälfte der Melodie, die gleichfalls wiederholt wird, gesungen werden können. Dieß ist der Schlüssel, zu allen obigen Regeln.

9. §. Nach diesen Regeln nun haben sich unsere deutschen Dichter auch gerichtet; sonderlich die Alten, die eine große Menge von Sonnetten gemachet haben, ohne daß vielleicht ein einziges jemals gesungen worden. Opitz,

Flemming, Mühlpfort, Sieber, Gryph, Riene, u. a. m. haben ganze Bücher voll geschrieben; davon ich ein paar zu Mustern hersetzen muß. Denn da wir im Deutschen männliche und weibliche Reime zu vermischen pflegen; so entstehen auch zweyerley Arten bey uns, die sich bald mit einem weiblichen, bald mit einem männlichen Reime anfangen. Sie brauchen auch alle die sechsfüßigen Jamben, anstatt der eilfsylbigten der Italiener. Ich bleibe bey Flemmingen, und dieß erste ist dem petrarchischen vollkommen ähnlich:

Sonnet, an sich selbst:

Sey dennoch unverzagt! gib dennoch nicht verlohren!
  Weich keinem Glücke nicht! steh höher als der Neid!
  Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich, Glück, Zeit und Ort verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren;
  Nimm dein Verhängniß an, laß alles unbereut,
  Thu, was gethan muß seyn, und eh mans dir gebeut,
Was du noch bessern kannst, das wird noch stets gebohren.

Was klagt, was lobt man dich? Sein Unglück und sein Glücke,
  Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an,
  Dieß alles ist in dir: laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke.
  Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
  Dem ist die weite Welt, und alles unterthan.

Dieses Sonnet hat nur einen Fehler: daß nämlich, bey der dritten Zeile der zweyten Hälfte, der völlige Sinn nicht aus ist, sondern sich erst mit der folgenden endet. Dieses würde im Singen einen großen Uebelstand machen; weil beym Schlusse der Melodie, der Verstand noch nicht befriediget wäre; welches doch von rechtswegen seyn soll, wie Petrarcha es auch sehr wohl beobachtet hat.

10. §. So gern ich noch eins, das ohne Fehler ist, finden will, so schwer ist mirs. Denn bald schließt der Verstand nicht mit der vierten, bald nicht mit der achten, bald nicht mit der eilften Zeile. Bald sind die letzten zwey

Dreylinge, an Ordnung der Reime einander nicht gleich, u. s. w. Ich will also noch eins von eilfsylbigten Versen aus Flemmingen nehmen, ob es gleich auch von einer weiblichen Zeile anfängt. Es ist das XX. des andern Buches.

Auf eine Hochzeit.

Was thun wir denn, daß wir die süßen Jahre,
Der Jugend Lenz, so lassen Fuß für Fuß
Vorüber gehn? Soll uns denn der Verdruß
Der Einsamkeit noch bringen auf die Baare?

Sie kehrt nicht um, die Zeit, die theure Waare!
Bewegt uns nicht, das was man lieben muß,
Die Höflichkeit, der Muth, die Gunst, der Kuß?
Die Brust, der Hals, die goldgeschmiedten Haare?

Nein, wir sind Fels, und stählern noch als Stahl,
Bestürzt, verwirrt; wir lieben unsre Quaal,
Sind lebend todt, und wissen nicht was frommet.

Dieß einige steht uns noch gänzlich frey,
Daß wir verstehn, was für ein gut Ding sey,
Das uns stets fleucht, und das ihr stets bekommet.

Dieses wäre nun wohl so ziemlich zur Musik bequem: außer, daß der Sinn aus der zweyten Zeile, bis in die dritte geschleppet wird; welches im Singen übel klappen würde. Ueberhaupt kömmt es bloß daher, daß unter vielen hundert Sonnetten, kaum ein vollkommenes anzutreffen ist, daß die Poeten es nicht gewußt, daß ein Sonnett zum Singen gemachet werden müsse. Da wir sie aber bey uns niemals singen: so sehe ich gar nicht ab, warum ein Poet sich quälen soll, einem solchen Zwange ein Gnügen zu thun, da man viel leichtere Versarten hat, die eben so angenehm sind.

11. §. Ehe ich aufs **Rondeau**, oder das Ringelgedicht komme, muß ich noch anmerken, daß **Mühlpfort** auch in vierfüßigen Versen ein Sonnet gemachet. Es ist gleich das zweyte unter seinen Sonnetten; und würde selbst durch die Beyspiele der Wälschen, zu rechtfertigen seyn: wenn es nur durchgehends sich ähnlich, und in den letzten sechs Zeilen nicht fehlerhaft wäre. Die ersten acht Zeilen sind nämlich allen Regeln gemäß und lauten also:

Abend-

Abendgebeth.

Das Licht vergeht, die Nacht bricht an,
Verzeihe Gott! die schweren Sünden;
Die mich, als wie mit Stricken binden,
Daß ich nicht vor dich treten kann.

Ich habe leider deine Bahn
Der Heiligkeit nicht können finden:
Weil ich stets auf den Wollustsgründen,
Ain hangen blieben mit dem Kahn.

Allein nun kömmt das falsche:

Ein Irrlicht hat mich so verführt,
Das mir die Welt hat aufgestecket,
Ich habe nie die Lust gespürt,
Bis daß ich mich mit Koth beflecket.
Gedenke nicht, o Herr! der Sünden meiner Jugend,
Ich wende mich hinfort zur Frömmigkeit und Tugend.

Hier sieht ein jeder, daß sich drey und drey Zeilen unmöglich nach derselben zweyten Hälfte einer Melodie würden singen lassen. Noch viel fehlerhafter sind die sogenannten Sonnette, die **König** bey seiner Ausgabe von **Kanitzens** Gedichten hin und wieder eingeflicket: denn er hat weder alle diese Regeln, noch die allergemeinste und leichteste, daß ein Sonnet 14 Zeilen haben muß, beobachtet. Andere wunderliche Veränderungen der Sonnette, entweder durchgehends mit einerley, oder ohne alle Reime, deren **Omeis** in seiner Dichtkunst gedenket, übergehe ich mit Fleiß; weil sie billig in keine Betrachtung kommen.

12. §. Das **Rondeau** selbst anlangend, so ist dasselbe nicht von wälscher oder alter provenzalischer, sondern von französischer neuerer Erfindung. Außer dem, daß **Voiture** dergleichen eine gute Anzahl gemachet hat, wie man bey seinen Briefen angehenket finden wird: so hat man auch die Verwandlungen **Ovids**, in französischen und deutschen Rondeaux, oder Ringelgedichten erkläret, die zu Nürnberg 1698. in 8. mit Figuren herausgekommen sind. Auch diese sind eigentlich im Anfange zum Singen bestimmt

gewe-

gewesen. Wir wollen zum Muster eins aus der alten Welt vom Marot nehmen, und zwar dasjenige, so er an Kaiser Karl den V, auf seinen Abschied aus Paris gemachet, wo er König Franz den I, nach seiner Erledigung aus der Gefangenschaft besuchet.

L'Adieu de France à l'Empereur.

Adieu Cesar! Prince bien fortuné,
De vrai honneur par Vertu couronné.
Adieu le Chef de la noble Toison,
Au departir de la propre Maison,
Dont le bon Duc, ton grand Ayeul, fut né.
Quand je t'aurai cent fois à Dieu donné,
Et à grand Dueil des Yeux abandonné,
Le Coeur fera, pour Toi son oraison.
Adieu Cesar!
Le suppliant, qu'un jour ja ordonné,
Te voye ici des Tiens environné:
J'entend des Tiens, qui sont Miens par Raison,
Or j'attendrai cette heureuse saison,
En grand desir, que Tu sois retourné.
Adieu Cesar!

13. §. Aus diesem Exempel wollen wir nun die Regel des rechten Ringelgedichtes herleiten. Man sieht zuförderst, daß selbiges nicht mehr, als dreyzehn einsylbigte Zeilen hat, deren fünf im Anfange, und fünf am Ende, einen besondern Verstand ausmachen; drey aber in der Mitte abgesetzet werden, und wieder ihren eigenen Sinn haben. 2) bemerket man, daß in dem ganzen Gedichte nicht mehr, als zweyerley Reime sind; die aber in dem ersten und letzten fünfzeiligten Stücke auf einerley Art abwechseln; so daß dieselben nach einer Melodie gesungen werden können: das Mittelstück aber für sich den ersten Reim zweymal, und den andern, einmal haben muß. 3) Endlich sieht man, daß der Anfang, von vier Sylben, oder zwey Jamben, nach deut-

scher

scher Art zu reden; für sich einen Verstand haben, und so wohl nach dem dreyzeiligten Mittelstücke, als ganz am Ende wiederholet werden muß. Wer sieht nun nicht, daß auch dieses Gedicht der Musik zu gut erfunden worden? Die erste Hälfte der Melodie muß auf fünf Zeilen zulangen; und dabey muß sich der Verstand schließen. Die andere Hälfte langet auf drey Zeilen; und um anzuzeigen, daß man nun die erste Hälfte noch einmal wird singen müssen: so werden auch die Anfangsworte wiederholet. Sodann folget der Beschluß nach der Melodie der ersten Hälfte; und sodann wiederholet man die Anfangsworte noch einmal, dadurch es denn zu einem völligen Ringelgedichte wird. Nichts ist nunmehr begreiflicher, als alle diese Regeln, die bisher noch von keinem unserer Dichter gehörig eingesehen worden; und also ganz willkührlich und abgeschmackt ausgesehen haben. **Rotthe, Omeis,** und **Menantes,** wissen nichts davon zu sagen, als daß ein Rondeau aus dreyzehn Zeilen bestehen, und sowohl nach der achten, als letzten Zeile den Anfang wiederholen müsse: dadurch man auf den Wahn verfällt, daß es nur aus zwey Theilen, einem achtzeiligen Rumpfe und fünfzeiligen Schwanze bestehe; davon man aber wieder keinen Grund einsieht. Vielweniger kann man daraus die Ordnung der Reime begreifen, die sie einem vorschreiben, wenn es heißt, daß sich die 1. 2. 5. 6. 7. 9. 10 und 13 Zeile; und hernach wieder die 3. 4. 8. 11. und 12 Zeile reimen müsse.

14. §. Da ich nun den Grund der Erfindung, aus der Beobachtung der ältesten Muster, glücklich entdecket: so wird man daraus leicht sehen, daß viele Rondeaux, die man in unsern Dichtern antrifft, eben so fehlerhaft sind, als die Sonnette oben befunden wurden. Doch ist dasjenige, was **Omeis** anführet, wenn ich es nach der rechten Art schreibe, ganz richtig gerathen.

Es

Es ist vollbracht! der Schatten ist vergangen,
Es liegt zerknirscht, das Haupt der alten Schlangen,
Der Höllen Thor hat Simson umgekehrt,
Und Michael das feste Schloß zerstört,
Darinn der Mensch lag auf den Tod gefangen.

Es schäumt der Drach in Ketten und in Zangen,
O Siegeswort! davon wir Trost erlangen,
Das man am Kreuz von Christo hat gehört:
Es ist vollbracht!

Herr! steh mir bey, wenn endlich meine Wangen,
Vom Todtenhauch erblasset sollen hangen:
Wann meine Seel nun aus dem Kerker fährt;
So laß auch mich, im Glauben unversehrt,
Und freudenvoll, mit deinem Letzwort prangen:
Es ist vollbracht!

Eins ist hier nur zu bemerken, darinn dieß Ringelgedicht von dem französischen abgeht: nämlich daß dieses lauter männliche Reime hatte, das deutsche aber dieselben mit weiblichen abwechselt. Allein daß jenes im Französischen keine Regel sey, zeigen viele andere in eben dem Marot, und in andern Dichtern, die gleichfalls gewechselt haben. Und eben daraus erhellet auch, daß man eben sowohl mit einem männlichen Reime anfangen könne, wann nur das übrige hernach in eben der Ordnung beybehalten wird.



Des

Des II. Abschnitts II. Hauptstück.

Von allerley neuen Arten größerer Lieder, als Ringeloden, Sechstinnen und Gesängen.

1. §.

Nach dieser letzten Art hat man auch andere **Ringeloden** im Deutschen zu machen versuchet, und verschiedene Arten derselben auf die Bahn gebracht. Denn theils hat man am Ende jeder Strophe die erste Zeile derselben wiederholet. Ein Exempel mag mir **Philander von der Linde** geben. Es steht in seiner Unterredung von der Poesie a. d. 227. S.

1.

Lieben hab ich zwar verredt,
  Aber nicht verschworen.
Weil die Liebe Schmerzen bringet
Und nach Wunsche nicht gelinget,
  Mag ich nicht: jedoch ich muß
  Wenn zuletzt des Himels Schluß
  Mir was auserkohren.
Lieben hab ich zwar verredt,
  Aber nicht verschworen.

2.

Meine Freyheit steht mir an,
  Doch nur eine Weile:
Denn es komen doch die Stunden,
Da die Seele wird gebunden.
  Und voll süßer Fessel ist.
  Daß mit diesem was mich küßt,
  Ich mein Herze theile.
Meine Freyheit steht mir an,
  Doch nur eine Weile.

3.

Lieben hab ich zwar verredt,
  Aber nicht verschworen.
Soll mich endlich was vergnügen,
Mags der Himmel glücklich fügen.
  Spielt die Hoffnung wunderlich
  Ey! so ist sie doch für mich
  Auch nicht ganz verlohren.
Lieben hab ich zwar verredt,
  Aber nicht verschworen.

Die andere Art, wiederholt im Anfange jeder Strophe den Schluß der vorhergehenden; und dergestalt hängen die Stro-

 phen

phen gleichsam wie die Glieder einer Kette an einander; der Schluß der letzten Strophe aber schließt auf den Anfangsworten des ganzen Liedes. Ein Exempel giebt **Menantes** in seiner gal. Poesie a. d. 119. S.

> Erbarme dich, du Schönheit dieser Welt,
> Und nimm von mir die Fessel meiner Seelen!
> Wenn Stahl und Eis dein Herz umschlossen hält,
> Durch Sclaverey mich auf den Tod zu quälen,
> So denke nur, die Größe meiner Noth
> Ist schon der Tod!
> Ist schon der Tod ein Opfer deiner Lust, ꝛc.

Und die letzte Strophe schließt so:

> Mein Herz giebt nur den Seufzer noch von sich,
> Erbarme dich!

Eben dergleichen kömmt auch auf der 175. u. f. S. vor, und hebt an:

> Ergötze dich, befriedigtes Gemüthe,
> An allem was der Himmel fügt. ꝛc.

2. §. Fast zu eben dieser musikalischen Art gehören die Wiederhallslieder. Man versteht durch dieselben solche Lieder, die an Oertern gesungen werden können, wo das Echo die letzten Sylben jeder Strophe wiederholet; dieses aber dem Dichter Gelegenheit zu einem neuen Gedanken giebt, dem er in der folgenden Strophe weiter nachdenket. Denn ob wohl einige auch andere Arten von wiederhallenden Versen zu machen gelehret, die nicht gesungen werden können, und wo das Echo an keinen gewissen Stellen etwas wiederholet: so kommen mir doch dieselben viel unnatürlicher und abgeschmackter vor. Denn wer wird in einen Wald hintreten, um einen fertigen Vers so laut abzulesen, daß ihm das Echo antworten könne. Hergegen ein Lied, kann man schon so laut singen, daß der Wiederhall ertönen kann: und da Verliebte die Einsamkeit in Wäldern suchen; so ist es so ungereimt nicht, daß man ihnen auch solche Lieder mache, die zu guten Gedanken Anlaß geben. Das Muster will ich wieder

aus dem Menantes, oder vielmehr Hrn. Neumeister nehmen. Es steht a. d. 253. S.

Wozu entschließt sich mein Gemüthe?
Wo findt mein Herz die beste Ruh?
Welch Glücke zeigt mir seine Güte?
Und welch Vergnügen deckt mich zu?
Doch was mir längst ist vorgeschrieben,
Das ist der freye Weg im Lieben.
Echo. Im Lieben!
Wie? artge Nymphe, willst du scherzen?
Und stimmest dem Enschlusse bey:
Daß Lieben für galante Herzen
Das allerbeste Labsal sey?
So laß sich alles glücklich fügen,
Mich durch die Liebe zu vergnügen.
Echo. Vergnügen.
Vergnügen! doch nicht bloß durch Worte,
Die That muß selber Zeuge seyn ꝛc.

Obwohl ich nun diese Erfindung an sich nicht verwerfe: so kömmt mir doch dieses etwas zu gezwungen vor, wenn der Verfasser, alle diese Schlußwörter seiner Strophen, zusammen genommen, einen besondern Sinn ausmachen läßt; als ob ihm nämlich die Waldnymphe die Sittenlehre, hätte zuruffen wollen: Im Lieben Vergnügen suchen, betrüget Thoren; ich (scil. hab es) erfahren: als nämlich Echo in den Wiederhall verwandlet worden. Denn dieses erhellet, aus der gewaltsamen und unerlaubten Auslassung, in dem letzten Nachklange: zugeschweigen, daß ein Echo, das zwo Sylben nachruffet, allemal dabey bleibet, und schwerlich drey, aber gewiß nicht vier nachruffen kann.

3. §. Noch eine weit gezwungenere Art von Liedern, haben die Provenzalpoeten, und Wälschen an ihren Sechstinnen eingeführet: wobey es aber auf nichts anders, als aufs Reimen, und die Wiederholung und Verwechselung der Reime ankömmt. Das Muster, das uns Crescimbeni davon giebt (L. I. p. 25.) ist vom 1560sten Jahre, von dem friaulischen Dichter Amalteo, und die erste Strophe lautet so:

auf der 900sten u. f. S. eins, darinn er das Haar, die Augen, die Wangen, die Lippen, den Hals und die Brust des Frauenzimmers, um die Ehre des Vorzuges streiten läßt. Jedes von diesen Mitwerbern redet in sechs Zeilen, die sich alle reimen: und das folgende behält eben dieselben Reimwörter, so daß es von dem letzten der vorigen Strophe den Anfang machet; die übrigen aber in derselben Ordnung von oben herunter wiederholet. Ein paar Strophen machen die Sache klar: denn ganz mag ich das Papier damit nicht verderben:

Das Haar.

Wir fangen Geist und Seel und Leben, doch verschränket
Zu steter Dienstbarkeit; der Schmuck, so an uns henket,
Ist vieler Buhler Netz, wenn itzt die Locke tränket
Ein süßer Himmelsthau, und uns die Freyheit schenket,
Daß man sich Kerkerlos um beyde Brüste schwenket,
Und das erstarrend' Aug als wie ins Grab versenket.

Die Augen.

Hat jemals unsre Glut ein schwarzes Haar versenket,
Hat unsre Sonnen je der Locken Nacht verschränket,
Nein, wo der helle Stral von Diamanten henket,
Da quillt der Liebe Brunn, der tausend Herzen tränket,
Wir haben Sterbenden das Leben oft geschenket,
Wenn unser reizend Blitz die Siegesfahn geschwenket.

Die Wangen.

Hier ist der Rosen.Feld, wo sich Cupido schwenket. etc.

Doch ein jeder kann sichs nun schon selbst vorstellen, was das für eine ekelhafte Monotonie, und für ein kindisches Geklapper, einerley, zumal lauter weiblicher Reime giebt; die der majestätischen Art unsrer Sprache nicht im geringsten gemäß sind. Gleichwohl sind alle die Exempel und Regeln, in unsern vollständigsten Anweisungen der Dichtkunst, auf eben den Schlag eingerichtet. Man sehe des Menantes gal. Poes. a. d. 262. u. f. S.

6. §. Anstatt der großen Lobgesänge auf die Götter und Helden bey den Alten, die in heroischen Versen gemachet waren, und in einem fortgiengen; haben die neuern die

langen

langen Gesänge in eilfsylbigten, oder alexandrinischen Versen, von acht bis zehnzeiligten Strophen eingeführet. Die eilfsylbigten und achtzeiligten, mit wechselnden Reimen sind wohl zuerst von den Wälschen eingeführet, und werden Ottava Rima genennet. Sowohl Ariost hat seinen rasenden Roland, als Tasso seinen Gottfried, in solchen Strophen besungen; und beyde nannten daher, eine größere Abtheilung des ganzen Gedichtes, die bey den Alten ein Buch geheißen haben würde, nur einen Gesang: weil in der That, ein Gedicht von lauter gleichen Strophen, nach einer und derselben Melodie gesungen werden könnte. Aus dem Tasso habe ich schon im ersten Theile einige Strophen angeführet: itzo will ich aus dem Ariost eine Probe geben. In der venetianischen Ausgabe von 1577. in 4. der ich mich bediene, lautet die erste Strophe so:

Le donne, i Cavalier, l'arme gli amori,
Le Cortesie, l'audaci imprese io canto;
Che furo al tempo, che passaro i Mori
D'Africa il mare e in Francia nocquer tanto,
Sequendo l'ire, e i giovenil furori
D'Agramanto lor Re; che si die vante,
Di vendicar la morte di Trojano,
Sopra Re Carlo Imperator Romano.

Hier sieht man nun, daß diese Ottava rima, im Anfange der Strophe jeden Reim dreymal wiederholet, und also mit zween abwechselnden Tönen sechs Zeilen schließt; hernach aber mit einem Dritten, die beyden letzten paaret. Und eben so ist auch der ganze Tasso, nicht nur in gewöhnlichen Ausgaben, sondern auch in der neapolitanischen Mundart, in welche man ihn 1689. übersetzet, nebst dem Grundtexte in fol. zu Napoli herausgegeben. Weil dieß Stück seltsam ist, will ich auch die erste Strophe mittheilen:

Canto la Santa Mpresa e la piatate
C'happe chillo gran Hommo de valore
Che tanto fece ne la libbertate

De lo Sebburco de nostro Segnore.
Nò nce potte lo Nfierno, e tant armate
Canaglie nò le dettero terrore
Ca l'ajotaie lo Cielo, e de carrera
L'Ammice (e) spierte accouze a la bannera.

7. §. Wie nun unsere Deutschen zur Nachahmung gemacht und gebohren sind: also haben auch die Uebersetzer dieser zwey Heldengedichte es für ihre Pflicht gehalten, dieselbe Versart der Wälschen von achtzeiligten Strophen, beyzubehalten: nur so, daß sie die eilfsylbigten Verse der Wälschen in sechsfüßige Jamben verwandelten. Von diesem letzten will ich hier aus der 1651. herausgekommenen verbesserten Auflage Diederichs von dem Werder, die Uebersetzung beyfügen; da ich aus der ersten Ausgabe schon bey anderer Gelegenheit ein Muster gegeben.

Von Waffen sing ich hier, ich singe von dem Held,
Dem Held, der Christi Grab das werthe Grab erstritten,
Der mit Verstand und Hand, viel Sachen fortgestellt,
Der in dem großen Sieg auch trefflich viel erlitten;
Dem sich die Höll umsonst zuwider aufgeschwellt,
Auf den viel Heiden auch umsonst zusammen ritten;
Als er die Fürsten hat, aus GOttes Huld und Macht,
Bey ihr groß Kreuzpanier vereinigt erst gebracht.

Da nun dieser Zwang durch das ganze Gedicht hinaus, ohne Zweifel dem Uebersetzer viel Mühe gemacht; so ließ sich durch sein Exempel, das 1626. zuerst im Druck erschien, der Dollmetscher des rasenden Rolandes nicht verführen. Er behielt zwar die achtzeiligten Strophen bey, wie er sie im Ariost fand; allein die dreyfachen Reime und die Abwechselung derselben stund ihm nicht an: vielmehr wählte er die heroischen mit abgewechselten männlichen und weiblichen, aber ungetrennten Reimen. Eine Strophe wird zeigen wie sie geklungen, als sie 1632. allhier in Leipzig zuerst ans Licht traten:

Von Frauen, Rittern, Lieb und Waffen will ich singen,
Wie auch von Höflichkeit und vielen tapfern Dingen,
Geschehen zu der Zeit, als mit gar großem Heer,
Die Moren schifften ran, durchs Africaner Meer;

Und

Und thaten überall in Frankreich solchen Schaden.
Sie folgten Agramant dem König, der beladen
Von Zorn, noch rächen wollt, aus jungem stolzen Muth.
An Kaiser Karlen jetzt Trojani Tod und Blut.

8. §. Doch so geschickt und bequem diese Art von heroischen Gesängen war, so finde ich doch nicht, daß ihm ein einziger von unsern Dichtern des vorigen Jahrhunderts darinn gefolget wäre. Zwar Gesänge von sechszeiligten Strophen findet man hin und wieder: sonderlich in **Bessern**. Sein brandenburgischer Glückslöwe, den er 1684. auf **Friedrich Wilhelms** des Großen Geburtsfest gemachet, war von der Art: ich will aber lieber aus dem Gedichte auf die Krönung **Friedrichs** des Weisen, und ersten Königes, die Probe nehmen, wiewohl ihre Reime nicht in eben der Ordnung, als in der itztgedachten, folgen:

Nun, großes Königberg! nun wird an dir erfüllt,
Was du vor langer Zeit im Namen hast geführet,
Nun, Preußen! wird dir kund, was diese Krone gilt,
Mit welcher um den Hals dein Adler ist gezieret,
Da Friederich, dein Fürst, den Königsthron besteiget,
Und sein gesalbtes Haupt sich in der Krone zeiget.

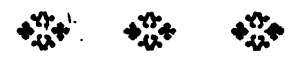
Ein jeder sieht wohl, daß man auf eben den Schlag auch mit weiblichem Reime hätte anfangen, und mit männlichen schließen können, wie selbst **Besser** bey andern Gelegenheiten gethan. Allein dieser hatte es auch vorher schon mit achtzeiligten Strophen versuchet; als er am Tage der brandenburgischen Erbhuldigung dieses III. **Friedrichs** 1688. seinen Gesang so anstimmete:

Will denn nun Brandenburg sich gar zu tode grämen?
Ist mit dem großen Pan, denn alle Hoffnung todt?
Nein! selbst der Himmel zeigt den Hafen unsrer Noth:
Der uns die Zuflucht heißt in Friedrichs Arme nehmen.
Ist Friedrich Wilhelm todt; lebt Friederich sein Sohn!
Das Bild von seinem Geist und seinem großen Herzen:
Und da er heut besteigt den väterlichen Thron;
Wie trösten wir uns nicht bey unsern langen Schmerzen!

derreime bey den Alten; und was für schlechtes Zeug ist nicht bey den Wälschen zu finden, wie man selbst im Muratori und Crescimbeni finden kann. Wer also Gesänge machen will, der muß die Strophen so gleich machen, daß sie nach einer Singweise gesungen werden können. Nicht aber wie das Stück auf der 284sten S. des III. Th. der Hof. W. Ged. Und gesetzt, daß manche gar nicht gesungen werden sollen: so ist doch ein harmonisches Lesen eines guten Gedichtes auch schon eine Art von Musik, und Gesange: und auch da ergetzet es das Ohr eines Zuhörers, wenn allemal dieselbe Zahl, und einerley Abwechselung der Reime, in allen Strophen beobachtet wird. Von jenen wunderlichen Misgeburten aber heißt es, aus dem Horaz:

> Ut gratas inter mensas symphonia discors,
> Et crassum unguentum, et sardo cum Melle papaver
> Offendunt; poterat duci quia cœna sine istis:
> Sic animis natum inventumque poema juvandis
> Si paullum a summo discessit, vergit ad imum.

11. §. Wenn ich hier von allen denen Gesängen hätte handeln wollen, welche die Italiener Canzoni nennen, deren Strophen bald aus langen, bald aus kurzen Zeilen bestehen: so hätte ich auch von den mannigfaltigen Liedern unserer alten Meistersänger handeln müssen, die sie Bar nennen, und deren jede Art der Strophe ihren besondern Ton hat. Allein diese beyden Arten gehören nicht in diese Classe: und theils hat Wagenseil schon von ihnen gehandelt, theils werde ich selbst an seinem Orte noch weit ausführlichere Nachricht davon geben. Von der obigen Art wird man ganze Abtheilungen solcher Gesänge in meinen Gedichten antreffen.



Des

Des II. Abschnitts III. Hauptstück.

Von Cantaten, Serenaten, und Kirchenstücken, oder Oratorien.

1. §.

Die Cantaten sind eine neue Erfindung der Italiener, davon die Alten nichts gewußt haben: es hat aber allem Ansehen nach die Musik Gelegenheit dazu gegeben, und sie sind an statt der Oden eingeführet worden. **Crescimbeni** sagt, sie wären erst im XVII. Jahrhunderte erfunden: er weis aber den ersten Erfinder nicht zu nennen. Doch meynt er **Chiabrera**, und **Tronsarella** wären mit unter den ersten gewesen, die sie gemachet; und er rühmet den **Stradella**, für einen der besten Tonkünstler im Setzen derselben. Ich stelle mir die Sache folgendergestalt vor. Weil in Liedern von einerley Strophen auch dieselbe Melodie beybehalten werden mußte: so ward man gewahr, daß sich dieselbe nicht zu allen Versen gleich gut schickte. Der erste Vers einer Ode war z. E. traurig, und gegen das Ende legte sich dieser Affect, ja veränderte sich wohl gar in eine Freude. Hatte sich nun die Gesangweise zum Anfange gut geschickt: so schickte sie sich zum Ausgange desto schlechter. Denn wie klingt es, wenn ein lustiger Text nach einer traurigen Melodie gesungen wird? War aber die Musik weder traurig noch lustig; so schickte sie sich weder zum Anfange noch zum Ende recht: weil sie keins von beyden in der gehörigen Schönheit vorstellete, und keine Gemüthsbewegung recht lebhaft ausdrückete. Nun hätten die Poeten diesem Fehler zwar abhelfen können, wenn sie in einem Liede nur einen Affect vom Anfange bis zum Ende hätten herrschen lassen, wie es auch billig seyn sollte. Allein, da sie es nicht thaten; so gerieth man auf die Gedanken, die Lieder nicht mehr so gar

ein-

die dazu gehörigen Noten durchgesehen haben; so wird man schon bemerken, was gut oder übel klingt: wiewohl man oftmals auch den schönen Affect der Texte bedauren muß, der unter den Händen schlechter Componisten, alle seine Kraft verliert; indessen, daß sie sich bey schlechtern Stellen, wer weis wie lange, aufhalten.

6. §. Allein, man wird es auch von seinem Componisten mit Grunde fodern, daß er nicht, durch eine verschwendete musikalische Kunst, das Werk der Poesie unsichtbar mache; oder so verstecke, daß man nichts davon vernehmen kann. Dieses geschieht hauptsächlich, wenn sie durch unzählige Wiederholungen einer Zeile, halbe Stunden lang zubringen; einzelne Wörter so zerren und ausdehnen, daß der Sänger zehnmal darüber Athem holen muß, und endlich von den Zuhörern, seiner unendlichen Triller wegen, gar nicht verstanden werden kann. Ich sage nicht zu viel: denn wirklich heißt heute zu Tage, eine Arie componiren, oder in die Musik bringen, nichts anders, als dieselbe unverständlich machen: d. i. dem Dichter seine Kunst und Arbeit verderben. Ferner kann ein Poet fodern, daß er eine gewisse Gleichheit in der Melodie einer Arie beybehalte, und nicht die erste Hälfte gar zu künstlich, die andere aber gar zu schlecht wegsetze; daß er endlich die Recitative nicht so gar schläfrig herbethen lasse, als ob sie gleichsam keines musikalischen Zierrathes, keiner Begleitung von Instrumenten werth wären: wie die meisten thun. Alle diese Regeln sind in der Natur so wohl gegründet; daß ich nicht wüßte, wie man ihrer hätte verfehlen können: wenn es den Italienern voriger Zeiten nicht mehrentheils schwer gefallen wäre, das natürlich Schöne vor dem gekünstelten zu empfinden, und in ihren Sachen nachzuahmen. Allein, es giebt unter unsern deutschen Componisten schon Leute, die durch ihren eigenen vernünftigen Geschmack wieder auf das wahre und natürlich Schöne in der Musik gerathen sind, welches man eine geraume Zeit her mehrentheils verlohren hatte.

7. §.

7. §. Ich kann hier den berühmten Herrn Capellmeister **Hurlebusch** nennen, der unserm Vaterlande gewiß Ehre machet. Dieser hat in sehr vielen Proben gewiesen, daß meine Foderungen in der Musik keine Chimären eines Menschen sind, der was unmögliches, oder ungereimtes begehret. Unter andern schönen Sachen, die mir von ihm vorgekommen, kann ich die Cantate, Tu parti, Idolo mio! da me tu parti &c. anführen, darinn selbiger in allen Stücken meinem Verlangen ein Gnügen gethan hat. Er hat sich darinn aller der Fehler enthalten, die bey andern Componisten so gemein sind. Die Wiederholungen sind sparsam, nämlich nicht über dreymal: die Recitative sind voller Melodie, und es ist kein einziges Wort darinn gezerret; sondern alles wird hintereinander verständlich weggesungen. Eben dahin rechne ich seine Cantate, Tu parti, amato Tirsi, o Dio! imgleichen eine andere: Mira quel augellin, come vezzoso, &c. ferner die: Con dolce aurate strale &c. Endlich die Deh! sen dolce tormento &c. Alle diese, und viele andere mehr, sind von eben der Art, und so beschaffen, wie ich sie oft gewünschet, aber nirgend gefunden hatte, ehe mir seine Sachen bekannt geworden. Doch muß ich noch zu desto mehrerer Gewißheit seines guten Geschmacks auch die Cantate rühmen, die er mit Instrumenten gesetzt, und eben auf die Art, als die obigen, eingerichtet hat. Sie hebt an: Filli, pieta tu nieghi &c.

8. §. Eben dergleichen kann ich auch von dem berühmten **Händel** rühmen. Seine Cantate, Sarei troppo felice, s'io potessi dar legge &c. ist eben sowohl nach den obigen Regeln gesetzet, als die vorigen: und in seiner **Lucretia** ist er gewiß in wenigen Stücken davon abgewichen. Auch Herr **Graun**, der itzo in der berlinischen Capelle die Ehre der deutschen Musik auf einen so hohen Gipfel bringt, daß wir allen Ausländern damit trotzen können; so, wie wir sie bisher mit unserm sächsischen Capellmeister **Hasse**, neidisch gemacht haben, hat an der Cantate, Bella, ti lascio, o Dio! &c. ein solches Meisterstück gemacht: wenn ich nur das einzige

Wort ritornera in der andern Arie ausnehme, als welches gar zu lang ausgedehnet worden. Von Liebhabern, die von der Musik nur ein Nebenwerk machen, muß ich hier nothwendig den Herrn Secret. Gräfen, dessen schon im Hauptstücke von Oden gedacht worden, seiner überaus angenehmen und natürlichen Composition halber, loben, die er in verschiedenen Cantaten, und auch an meinem Orpheus erwiesen hat. Bey dem allen bedaure ich nur, daß unsere deutschen Componisten, sich so gern an italienische Texte halten. Wie? Ist es denn ihre eigene Muttersprache nicht werth, daß sie in eine schöne Musik gesetzt wird? Und soll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverständliche Sylben von Sängern, die insgemein kein italienisch können, verstümmeln; als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verstehen, die völlige Stärke des Componisten, im Ausdrucke der Gedanken, kenntlich machen will? Denn in der That ist es gewiß, daß eine schöne Melodie doppelt schöner wird, wenn der Zuhörer auch den Text versteht, und seine Uebereinstimmung mit der Melodie wahrnimmt.

9. §. Nachdem ich nun das Gute gelobet habe: so wird mir auch frey stehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts ist mir lächerlicher, als wenn ich gewisse italienische Cantaten unter die Noten gesetzet sehe, oder singen höre. Sind sie etwa verliebt, so wird der Sänger gewiß vor Liebe sterben wollen: und der Componist wird das liebe morir dreyßig, vierzig Tacte durch, so zermartern und zerstümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Ja, saget man, das ist eben schön. Der Tonkünstler drückt dadurch aus: wie sehr sich das arme verliebte Herz quälen muß, ehe es stirbt. Gut! es zeiget aber auch an, daß es demselben noch kein Ernst mit dem Sterben sey; wenn es sich mit so viel künstlichen musikalischen Schnörkeln bemüht, seine Worte auf die Folterbank zu spannen. Wie es in diesem Affecte geht, so geht es mit allen andern. Ja, bey so vielen andern Wörtern macht man eben solche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran sich oft die beste Castratenkehle müde singt.

z. E. in einer gewissen Cantate, die Heinichen gesetzt hat, und so anfängt: La, dove in grembo al Colle &c. wo von dem Fliegen der Vögel durch die Luft, eine Arie vorkömmt, da sind die Wörter Augelletti, volate, volo, und aria, so künstlich mit steigenden und fallenden Tönen gesetzt, und so vielfältig verändert; daß der Sänger zum wenigsten sechsmal Athem holen muß, ehe er ein einziges Wort absingen kann. Das soll aber den Flug der Vögel in der Luft vorstellen, der nämlich auch bald steiget, bald fällt. Wie natürlich es aber herauskömmt, das lasse ich einen jeden selbst urtheilen, der es singen höret, und den Text versteht. Mir kömmt es immer vor, daß man vor aller Kunst in den meisten italienischen Musiken den Text gar verliert; weil das Ohr zwar ein ewiges ha, ha, ha, ho, ho, ho, hertrillern höret; der Verstand aber gar nichts zu denken bekömmt.

10. §. Ich will mit dem allen eine vernünftige Wiederholung gewisser nachdrücklicher Wörter, so wenig, als die Nachahmung ihrer Natur, durch die Töne verwerfen, dafern solches nur angeht. Beydes ist nicht nur erlaubt, sondern auch schön; wenn es nur so mäßig geschieht, daß auch ein lebhafter Redner dergleichen Zeilen, oder kurze Sätze wiederholen könnte, um sie dem Zuhörer desto besser einzuprägen. Wie aber dieser auch die nachdrücklichsten Worte über zwey, höchstens dreymal nicht wiederholen würde: also sollten auch die Sänger einen nicht mit öftern Wiederholungen plagen. Man wiederhole also nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelstand hätte wiederholen können. Das Singen ist doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Lesen eines Verses, welches also der Natur und dem Inhalte desselben gemäß seyn muß. Nun aber würde wohl kein Mensch, der mir einen Vers vorläse, gesetzt, daß der größte Affect darinn steckte, denselben mehr als zwey-, höchstens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er also auch nicht hinter einander gesungen werden, wenn er mich rühren, und also natürlich herauskommen soll. Ein guter Leser eines Gedichtes wird

Wort ritornera in der andern Arie ausnehme, als welches gar zu lang ausgedehnet worden. Von Liebhabern, die von der Musik nur ein Nebenwerk machen, muß ich hier nothwendig den Herrn Secret. Gräfen, dessen schon im Hauptstücke von Oden gedacht worden, seiner überaus angenehmen und natürlichen Composition halber, loben, die er in verschiedenen Cantaten, und auch an meinem Orpheus erwiesen hat. Bey dem allen bedaure ich nur, daß unsere deutschen Componisten, sich so gern an italienische Texte halten. Wie? Ist es denn ihre eigene Muttersprache nicht werth, daß sie in eine schöne Musik gesetzt wird? Und soll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverständliche Sylben von Sängern, die insgemein kein italienisch können, verstümmeln; als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verstehen, die völlige Stärke des Componisten, im Ausdrucke der Gedanken, kenntlich machen will? Denn in der That ist es gewiß, daß eine schöne Melodie doppelt schöner wird, wenn der Zuhörer auch den Text versteht, und seine Uebereinstimmung mit der Melodie wahrnimmt.

9. §. Nachdem ich nun das Gute gelobet habe: so wird mir auch frey stehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts ist mir lächerlicher, als wenn ich gewisse italienische Cantaten unter die Noten gesetzet sehe, oder singen höre. Sind sie etwa verliebt, so wird der Sänger gewiß vor Liebe sterben wollen: und der Componist wird das liebe morir dreyßig, vierzig Tacte durch, so zermartern und zerstümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Ja, saget man, das ist eben schön. Der Tonkünstler drückt dadurch aus: wie sehr sich das arme verliebte Herz quälen muß, ehe es stirbt. Gut! es zeiget aber auch an, daß es demselben noch kein Ernst mit dem Sterben sey; wenn es sich mit so viel künstlichen musikalischen Schnörkeln bemüht, seine Worte auf die Folterbank zu spannen. Wie es in diesem Affecte geht, so geht es mit allen andern. Ja, bey so vielen andern Wörtern macht man eben solche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran sich oft die beste Castratenkehle müde singt.

Z. E. in einer gewissen Cantate, die Heinichen gesetzt hat, und so anfängt: La, dove in grembo al Colle &c. wo von dem Fliegen der Vögel durch die Luft, eine Arie vorkömmt, da sind die Wörter Augelletti, volate, volo, und aria, so künstlich mit steigenden und fallenden Tönen gesetzt, und so vielfältig verändert; daß der Sänger zum wenigsten sechsmal Athem holen muß, ehe er ein einziges Wort absingen kann. Das soll aber den Flug der Vögel in der Luft vorstellen, der nämlich auch bald steiget, bald fällt. Wie natürlich es aber herauskömmt, das lasse ich einen jeden selbst urtheilen, der es singen höret, und den Text versteht. Mir kömmt es immer vor, daß man vor aller Kunst in den meisten italienischen Musiken den Text gar verliert; weil das Ohr zwar ein ewiges ha, ha, ha, ho, ho, ho, hertrillern höret; der Verstand aber gar nichts zu denken bekömmt.

10. §. Ich will mit dem allen eine vernünftige Wiederholung gewisser nachdrücklicher Wörter, so wenig, als die Nachahmung ihrer Natur, durch die Töne verwerfen, dafern solches nur angeht. Beydes ist nicht nur erlaubt, sondern auch schön; wenn es nur so mäßig geschieht, daß auch ein lebhafter Redner dergleichen Zeilen, oder kurze Sätze wiederholen könnte, um sie dem Zuhörer desto besser einzuprägen. Wie aber dieser auch die nachdrücklichsten Worte über zwey, höchstens dreymal nicht wiederholen würde: also sollten auch die Sänger einen nicht mit öftern Wiederholungen plagen. Man wiederhole also nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelstand hätte wiederholen können. Das Singen ist doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Lesen eines Verses, welches also der Natur und dem Inhalte desselben gemäß seyn muß. Nun aber würde wohl kein Mensch, der mir einen Vers vorläse, gesetzt, daß der größte Affect darinn steckte, denselben mehr als zwey-, höchstens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er also auch nicht hinter einander gesungen werden, wenn er mich rühren, und also natürlich herauskommen soll. Ein guter Leser eines Gedichtes wird

freylich das Weinen kläglich, das Lachen lustig, u. s. f. ein jedes Wort nach seiner Bedeutung, mit einer guten Stimme auszusprechen wissen; sich aber auch dabey vor allem lächerlichen Zwange in acht nehmen. So muß es ein Musikus auch machen, und sich vor allen Ausschweifungen hüten, die seinen Gesang dem natürlichen Ausdrucke der Gedanken, der unter vernünftigen Leuten gewöhnlich ist, unähnlich machen könnten. Wir leben aber itzo gewiß zu einer Zeit, da die Musikmeister außer ihren Noten und Künsteleyen wenig oder nichts verstehen, und also nach der Poesie nichts fragen; ob sie durch ihre Noten erhoben, oder verhunzet wird. Daher kömmt es, daß das Natürliche im Singen, gegen das vorige Jahrhundert zu rechnen, so sehr verlohren geht; da bloß das Ohr, durch unendlich viel gebrochene Töne gekützelt, das Herz aber gar nicht mehr gerühret wird. Daher sagt der berühmte Herr Prof. Richey von der gar zu künstlichen Dichtkunst einiger neuern Poetaster, mit Recht:

> Sie machts, wie ihre liebe Schwester,
> Die auf Natur fast wenig hält:
> Das schickt sich für kein wälsch Orchester,
> Was nicht ins Wunderbare fällt.
> Gesang und Rührung gehn verlohren,
> Vor Zauberey, mit Mund und Hand.
> Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren:
> Denn was man körnet, ist Verstand.

Man lese hier nach, was der kritische Musikus, in der neuen Ausgabe, für vernünftige Regeln davon vorgeschrieben hat.

11. §. Eine Cantate muß sich ordentlicher Weise mit einer Arie anheben und schließen; damit sie theils im Anfange mit einer guten Art ins Gehör falle, theils auch zuletzt noch einen guten Eindruck mache: doch findet man im Italienischen viele, die gleich von Anfange ein Recitativ haben. Die kürzesten darunter, haben nur ein einzig Recitativ in der Mitte; und bestehen also nur aus dreyen Theilen. Gemeiniglich aber hat eine Cantate drey Arien, und zwey Recitative, und die läng-

längsten sollen nicht mehr, als vier oder fünf Arien haben. Diese können nun jambisch, trochäisch, oder daktylisch seyn; nachdem es der Poet für gut befindet: das Recitativ aber anders als jambisch zu machen, das ist nicht gewöhnlich. Nur merke sich der Poet, daß er bey der Versart, womit er eine Arie anfängt, bis ans Ende bleibe; auch nicht kurze und lange Zeilen durch einander menge, wenn er dem Componisten gefallen will. Selbst die Zeilen im Recitative an Länge sehr ungleich, d. i. etliche von zwey, etliche von zwölf Sylben zu machen, das ist so wenig angenehm, als im Madrigale. Die Reime gar zu weit von einander zu werfen, das heißt eben so viel, als gar keine zu machen: und man thäte, nach dem Muster der Wälschen, besser, sie gar nicht zu reimen; aber desto besser zu scandiren, welches die Italiener fast gar nicht thun. Weibliche mit weiblichen, und männliche mit männlichen Reimen zu vermischen, das klingt auch nicht gut; ob es gleich viele nach dem Muster der Wälschen thun; es wäre denn, daß man was Deutsches auf die Composition wälscher Arien machen müßte. Die Länge eines Recitativs kann man zwar nicht bestimmen: aber je kürzer es fällt, und je kürzer die Perioden darinnen sind, desto besser ist es; weil es insgemein so schlecht gesetzt wird, daß man es bald überdrüßig werden muß.

12. §. Wenn eine Cantate des Abends, öffentlich oder in freyer Luft aufgeführet wird: so nennet man sie eine Serenata, von dem wälschen Worte Serena, welches einen schönen Abend bedeutet. Insgemein aber fällt sie dann etwas länger, und hat verschiedene Stimmen, die sie absingen. Redet ein Paar mit einander, so nennen es die Musici ein **Duetto**; kommen drey Personen in der Poesie, und folglich im Gesange drey Stimmen vor, so nennet man es ein **Trio**. Redeten aber noch mehrere mit einander, so, daß es auch desto länger würde, so müßte es ein **Drama** heißen, und könnte zu fürstlichen Tafel- und Abendmusiken, imgleichen bey großen musikalischen Concerten gebraucht werden. Denn auch hier muß man merken, daß es epische

und dramatische Cantaten, Serenaten, oder wie mans nennen will, geben könne. Wenn der Poet selbst darinn redet: so ist es episch verfasset, obgleich hier und da auch andere Personen redend eingeführet werden. Mein Orpheus kann hier zum Exempel dienen. Läßt aber der Poet durchgehends andere Personen reden und handeln, so, daß er selbst nichts darzwischen sagt, sondern so zu reden, unsichtbar ist: so entsteht ein kleines theatralisches Stück daraus, welches von dem griechischen δρᾷν, handeln, thun, ein Drama genennt wird, dergleichen man in meinen Gedichten verschiedene finden wird.

13. §. Die Kirchenstücke, welche man insgemein Oratorien, das ist Bethstücke nennet, pflegen auch den Cantaten darinn ähnlich zu seyn, daß sie Arien und Recitative enthalten. Sie führen auch insgemein verschiedene Personen redend ein, damit die Abwechselung verschiedener Singstimmen statt haben möge. Hier muß nun der Dichter, entweder biblische Personen, aus den Evangelien, oder andern Texten, ja Jesum, und Gott selbst; oder doch allegorische Personen, die sich auf die Religion gründen; als Glaube, Liebe, Hoffnung, die christliche Kirche, geistliche Braut, Sulamith, die Tochter Zion, oder die gläubige Seele, u. d. m. redend einführen: damit alles der Absicht und dem Orte gemäß herauskomme. Doch ist noch einerley dabey zu beobachten. Die Poeten haben sich dabey auch der biblischen Sprüche zuweilen, anstatt der Recitative, bedienet: und die Componisten pflegen sie auch wohl zuweilen Arioso zu setzen; wenn sie etwas rührendes in sich halten. Endlich ist es bey uns Evangelischen sehr erbaulich und beweglich, zuweilen einen oder etliche Verse aus unsern geistlichen Liedern, einzuschalten, die von der ganzen Gemeine mitgesungen, oder doch von allerley Instrumenten choralisch begleitet werden. Dadurch nun werden solche Oratorien viel erbaulicher, als bey den katholischen: wo ohnedieß alles entweder lateinisch, oder wälsch abgefasset ist, das der gemeine Mann nicht versteht. Wir haben viele gedruckte

Samm-

Sammlungen geistlicher Kirchenstücke, von **Neumeistern**, u. a. m. Auch an Passionsstücken, die hieher gehören, fehlet es nicht: worunter aber **Brockſens** und **Pietſchens** Ausarbeitungen viel zu schwülstig in der Schreibart sind, als daß sie sich recht zum Singen schicken sollten.

14. §. Als Exempel von Cantaten, hätte ich gern aus unsern alten Dichtern, welche hergesetzet. Allein, in dem vorigen Jahrhunderte, hat man von dieser Art beynahe nichts gewußt; weil Dichter und Sänger sich an Oden begnüget haben. In dem itzigen Jahrhunderte, hat man zwar Cantaten genug gemacht, und gedrucket; aber fast immer auf besondere Personen und Gelegenheiten, die unsern Componisten zu nichts gedienet haben. Wie es nun bey diesem Mangel an deutschen, moralischen und verliebten Cantaten zu wünschen ist: daß Dichter, die eine natürliche, fließende und bewegliche Schreibart in ihrer Gewalt haben, sich der Musik zu gut, auf diese Art der Gedichte mehr als bisher legen mögen: also sehe ich mich genöthiget, meine Leser zu der menantischen galanten Poesie zu verweisen, darinn verschiedene gute Stücke von dieser Art vorkommen; die es auch wohl werth wären, daß sie von guten Componisten gesetzt, und von guten Stimmen, in Concerten und andern Gesellschaften abgesungen würden. Dieses würde uns wenigstens von dem unverständigen Geheule, italienischer Texte befreyen: die von den meisten deutschen Sängern, eben weil sie kein Wälsch können, so zermartert werden, daß auch diejenigen Zuhörer, die Italienisch können, keine Sylbe davon verstehen. Es würde auch bey deutschen Texten eine affectuösere Art zu singen bey uns aufkommen, wenn der Sänger selbst wüßte, was er singet. Denn wie will er den Worten mit der gehörigen Art ihr Recht thun, wenn er wie ein Papagey, oder wie eine Schwalbe, lauter unverstandene Sylben hergurgelt, oder abzwitschert?

15. §. Von französischen Cantaten findet man nicht nur in **Fontenellens** Schriften, und im **Rousseau** verschiedene; sondern es hat auch **Clerambault**, ein großer Ton-

künstler dieses Jahrhunderts, dergleichen in Noten gesetzt herausgegeben; die sehr gut gerathen sind. Dieses versteht sich aber nach französischer Art, deren Geschmack in der Musik von dem Wälschen ganz unterschieden ist; und insgemein von den Liebhabern der italienischen Künste sehr verachtet wird. Von Wälschen ist mir Metastasio bekannt, der in seinen Werken viel geistliche und weltliche Cantaten gemachet hat. Die Engländer machen nicht eigentliche Cantaten in ihrer Sprache, sondern behelfen sich mit sogenannten Oden, die aber ganz dithyrambisch, in allerley kurzen und langen Versen, und in ungleichen Strophen, durch einander laufen: dergleichen ich von dem königl. Hofpoeten Cibber auf des Königes Geburthstag verschiedene gesehen habe. Wie sich nun ihre Tonkünstler bey der Composition verhalten mögen, weis ich nicht: vermuthlich aber, werden sie einige Stellen davon wie Arien, andere schlechtweg, wie Recitative setzen, und absingen lassen: wie es unsere Musikmeister machen, wenn sie bey akademischen Gelegenheiten lateinische Oden in Noten setzen. Wenn nun gleich Horaz sehr darüber lachen würde, wenn er dergleichen Gesinge, ohne Beobachtung der lateinischen Quantitäten, hören sollte: so denken wir doch Wunder, wie schön solches klingt. Doch habe ich auch einmal ein englisches Singstück in Arien und Recitativen von Händels Composition gesehen: welches aber für die Schaubühne, als ein possirliches Intermezzo gemacht war; und also zum folgenden Hauptstücke gehörte.



Des

Des II. Abschnitts IV. Hauptstück.

Von Opern oder Singspielen, Operetten und Zwischenspielen.

1. §.

Ich hätte mit dem vorigen Hauptstücke die singende Dichtkunst beschließen können; wenn nicht die neuern Zeiten eine besondere Art der Schauspiele erdacht hätten, die man eine Opera nennet. Ihr erster Erfinder, soll, nach einiger Meynung, ein italiänischer Musikus, Cesti, am savoyschen Hofe gewesen seyn; der des Guarini treuen Schäfer in die Musik gesetzt, und wo nicht ganz, doch zum wenigsten größtentheils singend aufgeführet. Allein ich habe bey weiterer Untersuchung dieser Sache befunden, daß diese Erfindung noch etwas älter seyn muß. Dryden, ein englischer Poet, der selbst etliche Opern gemacht hat, hält dafür, die Italiener müßten den ersten Anlaß zur Erfindung der Opern, in den barbarischen Zeiten, als die Mauren noch in Spanien waren, bekommen haben. Denn diese pflegten solche Feste mit Singen und Tanzen und andern Lustbarkeiten zu feyren. So verkleinerlich diese Meynung den Opern ist, so übel gefällt sie dem Verfasser eines englischen Buches, The Taste of the Town, or a Guide to all publick Diversions, der uns in der ersten Abtheilung seines Werkes auch von der Oper in London einen Begriff beybringen will. Er will uns nämlich bereden, die Oper habe aus dem Chore der alten griechischen und römischen Trauerspiele ihren Ursprung genommen. Denn so wie man darinn eine große Anzahl Sänger auf die Schaubühne stellte, die zwischen den Aufzügen der Tragödien gewisse Oden singen mußten, die sich zu dem Vorhergehenden schickten: also wäre dieses die Veranlassung gewesen, ganze Stücke absingen zu lassen.

Ja, dieser Scribent geht gar so weit, daß er uns bereden will, die Odea der Athenienser und Römer, darinn sich die Musikanten zu üben pflegten, wenn ein neues Schauspiel aufgeführt werden sollte, wären nicht viel was anders, als Opernbühnen gewesen: und also hätten schon Griechen und Lateiner Opern gehabt.

2. §. Allein diese Gedanken gehen wohl etwas zu weit, und der Verfolg wird lehren, daß diese Erfindung allerdings weit neuer sey. Niemand hat diese Untersuchung mit größerm Fleiße angestellet, als der berühmte **Muratori**, in der gelehrten Einleitung, zu dem von ihm zu Verona ans Licht gestellten Theatro Italiano, welches ohne Zweifel einem jeden ein Gnüge thun wird. Man kann auch den Verf. des kleinen Tractats dagegen halten, der ohne Benennung des Jahres, unter dem Titul, Le Glorie della Poesia et della Musica, nell esatta Notitia de Theatri della Citta di Venetia &c. ein Verzeichniß aller venet. Bühnen, Singspiele und ihrer Verfasser herausgegeben; oder auch den Auszug davon im VIII. B. des neuen Büchers. der schön. Wiss. auf der 236. u. f. S. nachsehen. **Mussato** berichtet in der Vorrede des IX. Buchs de gestis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürsten (cantilenarum modulatione) mit Liedern vorgetragen habe. So viel ich daraus sehen kann, wird man den Königen und Fürsten zu Ehren Lieder gesungen haben, wie schon die ältesten Völker gethan: aber daß man ganze dramatische Vorstellungen singend aufgeführet hätte, erhellet daraus noch im geringsten nicht. **Sulpizio**, der den **Vitruv** mit Noten herausgegeben, rühmet sich zwar, daß er in Rom 1480. zuerst gewiesen habe, wie man eine Tragödie singen solle. Ob dieses aber von einem eigentlichen Gesange, oder nur von einer natürlichen guten Aussprache zu verstehen sey? das ist abermal schwer auszumachen, wie Crescimbeni sehr wohl angemerket hat. Tristano Calchi erzählet in seiner Historie, daß man dem Herzoge zu Mayland Galeazzo, zu Tortona eine theatralische Vorstellung in Musik aufgeführet

habe.

habe. Allein so viel ist gewiß, daß man im sechzehnten Jahrhunderte bloß Chöre der Tragödien musikalisch abgesungen habe; doch so, daß die rechten Unterredungen der spielenden Personen nur gesprochen worden. Endlich ist allererst im 1597. Jahre von einem Modeneser, **Oratio Vecchi**, auf eine bis dahin unerhörte Art alles, was die Komödianten zu reden haben, musikalich aufgeführet worden: so daß weder Pantalon, noch der Doctor, noch der spanische Capitain, noch die lustige Person davon ausgenommen worden.

3. §. Dieses Stück nun ist eigentlich für die erste wälsche Oper zu halten, und ist noch itzo, unter die Noten gesetzt, in dem Vorrathe der Academia Filarmonica zu finden. In der Vorrede desselben bedienet sich der Verfasser der folgenden Worte: Non essendo questo accopiamento di Comedie & di Musica più stato fatto, ch'io mi sappia da altri, e forse non imaginato, sarà facile aggiungere molte cose per dargli perfezzione; ed io devrò essere, se non lodato, almeno non biasimato dell' invenzione. Darauf sind nun viele andere diesem Exempel haufenweise gefolget, darunter aber **Ottavio Rinuccini**, ein Florentiner, mit seiner **Euridice** der erste gewesen; worauf noch die **Daphne** und **Ariane** von demselben Poeten gefolget. Im Anfange ist das Singen dieser Opern noch nicht sehr von der ordentlichen Aussprache abgegangen. Es hat weder die Handlungen noch die Worte unterbrochen, so daß man noch die ganze Schönheit der Ausdrückungen und Gedanken einsehen können, und die Poesie dabey nichts verlohren. Allein wie alle Dinge durch das Künsteln verschlimmert werden, so ist es auch mit diesen Singspielen gegangen. Allmählich hat sich die Oper mehr und mehr verwandelt, und dadurch, nach und nach beyde Künste; Musik und Poesie, aufs seltsamste verderbet. So weit geht nun die Erzählung, aus der Abhandlung des Herrn **Muratori**; und wie dieselbe mit aller möglichen Wahrscheinlichkeit versehen ist: also sehe ich nicht, was man weiter dabey verlangen kann, als wie diese Kunst, Opern zu machen, aus Wälschland in die übrigen europäi-

schen

schen Länder ausgebreitet worden. Wer dieses von den Franzosen wissen will, der darf nur **St. Evremonds** Komödie, Les Opera genannt, nachschlagen, die auch in meiner deutschen Schaubühne wiewohl auf das Hamburgische Theater gedeutet, anzutreffen ist.

4. §. Nach vielem Forschen in unsern alten deutschen Dichtern habe ich gefunden, daß unsere Landsleute, auch in diesem Stücke die Ehre der ersten Erfindung behaupten können. Ich sage dieses nicht; als ob es etwas großes und vortreffliches wäre, die Singspiele erfunden zu haben. Nein, wer meine geringe Neigung gegen diese Art theatralischer Vorstellungen kennet, wird mirs nicht zutrauen, daß ich eine so gar große Ehre darinn suchete, daß eben unsere Nation sie erfunden hätte. Ich will dieses nur anführen, um den Stolz der Ausländer zu demüthigen, die sich mit ihrem Witze soviel wissen, daß sie auch in schlechten Erfindungen mit seiner Fruchtbarkeit pralen, und ihre Nachbarn als dumme Klötzer und Erdschwämme verachten. Es sey also einmal, daß es eine Ehre sey, zuerst Singspiele gemachet und aufgeführet zu haben: so will ich zeigen, daß diese Ehre unsern deutschen Dichtern gebühre. Schon um **Hans Sachsens** Zeiten sind zu Nürnberg singende Fastnachtspiele aufgeführet worden. Ich sehe dieses aus **Jacob Ayrern**, der ihn in seinen letzten Jahren noch gekannt, und schon 1585. **Frischlins Julius Cäsar** und **Cicero redivivus**, deutsch übersetzt herausgegeben. Dieser hat unter andern sehr vielen Schauspielen, auch beynahe ein Dutzend singende Spiele, wie er sie nennet, abgefasset und hinterlassen. Sie stehen am Ende seines so betitelten Operis Theatrici, welches nach seinem Tode 1610 (wie die Jahrzahl am Ende ausweist) in fol. herausgekommen. Da dieß Werk nicht in jedermanns Händen ist, so will ich die Ueberschriften davon aufs genaueste hersetzen, um mir Glauben zu erwerben.

5. §. Das erste steht a. d. 137. S. und heißt: **Ein schön singets Spiel, der verlarft Franciscus, mit der vene-**

dischen

dischen jungen Wittfrauen, mit vier Personen, in des Rolands Thon. **Ehrenfried** geht ein und singt:

> Heut früh da thät ich schauen
> Ein weil zum Fenster nauß,
> Da sah ich ein Wittfrauen
> Tretten aus ihrem Hauß,
> Die hat viel junger Knaben,
> Die all warten um sie,
> Und sie wil keinen haben,
> Stelt sich, ich weiß nicht wie. ꝛc.

Und auf eben die Art sind alle andere Strophen eingerichtet: ob gleich nicht jede Person sie ganz, sondern bisweilen nur eine, zwo oder drey Zeilen singet. Das folgende heißt gleichfalls 2) ein schönes neues singets Spil, von einem ungerechten Juristen, der ein Münch worden, mit sechs Pers. Im Thon: Lieb haben steht einem jeden frey. Anthoni der Metzler geht ein, und singt ꝛc. 3) Ein singets Spiel, von dreyen bösen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht können thun, mit sechs Pers. im Thon, wie man den englischen Roland singt. 4) Ein schön singets Spiel, der Forster im Schmaltzkübel, mit vier Pers. im Thon: Auß frischem freyem Muth, Tantz du mein edles Blut. 5) Ein schönes singets Spiel, von dem Knörren Cüntzlin, im Thon: Venus, du vnd dein Kind, seynd alle beyde blind. 6) Der Münch im Keßkorb, im Thon, wie man den engl. Roland singt. 7) Ein singets Spiel, der Wittenbergisch Magister in der Narrenkappen, mit siben Personen. Im Thon, wie man den Dillathey, oder Narr dummel dich, singt. 8) Von etlichen närrischen Reden des Claus Narrn, im Thon, last vns ein Weil beyeinander bleiben. 9) Von dem Eulenspigel, mit dem Kaufmann vnd Pfeifenmacher ꝛc. in des engl. Rolands Thon.

6. §. Nun schließe ich so: Hat **Ayrer** dergleichen singende Spiele gemachet, so hat er sonder Zweifel dergleichen schon gesehen; die von **Hans Sachsen**, oder andern Meister Sängern in Nürnberg vor ihm gemachet, und gespielet

worden. Denn er meldet mit keinem Worte, daß er zuerst auf diese Erfindung gekommen sey; welches er wohl gethan haben würde, wenn er der erste Erfinder gewesen wäre. Allein gesetzt, er wäre es gewesen; so kann er wenigstens die Kunst von den Wälschen nicht gelernet haben: da das obige erste wälsche Singspiel erst 1597. gemachet worden. Deutschland hat also die Ehre, daß in Nürnberg zuerst die Kunst erfunden und ausgeübet worden, ganze musikalische Vorstellungen auf der Bühne zu sehen. Und ob sie gleich durchgehends nach einer Melodie gesungen worden, wie andere Lieder: so thut dieß nichts zur Sache. Denn wer weis, wie die erste wälsche Oper ausgesehen hat? Alle Dinge sind im Anfange schlecht, und einfach: allmählich geht man weiter. So ist z. E. des Harlekins singender Hochzeitschmaus, den wir einzeln vielmal gedrucket haben, und den ich noch selbst habe singend aufführen gesehen, schon etwas künstlicher, weil er aus zweyerley Strophen besteht, und nach zweyerley Melodien gesungen wird. Endlich hat man nach dem Muster der Wälschen, auch durchgehends neue Noten zu den Versen gesetzet: und das ist, soviel mir bekannt, um **Opitzens** Zeit, bey seiner **Daphne** zuerst geschehen, welche **Heinr. Schütze** bey einem fürstlichen Beylager 1627. musikalisch auf den Schauplatz gebracht. Er gesteht es in der Vorrede selbst, daß er dieses Drama mehrentheils aus dem Italienischen genommen. Nächst diesem weis ich keine ältere gedruckte Oper, als **David Schirmers triumphirenden Amor**, in einem Singespiel zu **Dresden** vorgestellet 1652; den ich im II. Buche seiner Rautengepüsche finde. Nächst diesem habe ich **Amelinde oder dy triumphirende Seele, wy sy nach vielerley Anfechtungen überwindet** &c. dem Herz. August zu Braunschweig an seinem 79sten Geburtstage 1657. zu **Wulfen-Büttel** vorgestellet.

7. §. Ich würde ein großes Register machen müssen, wenn ich alle nachfolgende Operndichter in Deutschland erzählen wollte. In der ofterwähnten Geschichte der theatralischen

lischen Dichtkunst, wird dieses ausführlich vorkommen. Hier will ich nur anmerken, daß Dedekind um die Jahre 60 und 70 des vorigen Jahrhunderts, viel geistliche, **Postel**, aber **Feind**, **Hunold**, (sonst **Menantes**) und **König** viel weltliche Singspiele gemachet: unzählicher andern unbekannten Opernmacher zu geschweigen, die sich entweder gar nicht genennet, oder doch nicht so berühmt geworden. In Lübeck sind, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, jährlich geistliche Singspiele in der Hauptkirche abgesungen, aber nicht dramatisch vorgestellet worden, die ich fast alle besitze; und darunter verschiedene von den neuern, von sehr guten Federn sind: z. E. von Herrn M. Langen, dem gelehrten Conrector des dasigen Gymnasii. Sonderlich sind an dem Hofe des Magdeb. Postul. Administratoris Herz. Augusts zu Halle, imgleichen dem braunschweigischen, dresdnischen, weißenfelsischen, bareuthischen und andern kleinen Höfen im Reiche eine Menge solcher Opern, mit entsetzlichen Kosten aufgeführet worden. In Wien hat man unter Leopolden, Josephen, und Karl dem VI. jährlich eine sogenannte kaiserliche Oper mit erstaunlichem Aufwande gespielet: zu geschweigen, was in Leipzig auf den drey Messen, und in Hamburg für eine unglaubliche Menge derselben vorgestellet worden: so lange die Bezauberung gewähret, in welche diese Neuigkeit die Gemüther gesetzet hatte. Ich besitze von allen diesen gedruckten Stücken fast vollkommene Sammlungen, und könnte viel ungereimte Dinge daraus anführen, wenn es Zeit und Raum erlaubete. In Frankreich hat man im vorigen Jahrhunderte aus des **Quinauts** Opern sehr viel gemachet, doch haben auch **la Motte** und **Fontenelle** viel solche Stücke geliefert. Die Wälschen haben unter den Neuern niemanden zu nennen, der es dem Abte Metastasio, kaiserl. Hofpoeten zuvorthäte: zumal derselbe die alten Unordnungen seiner Vorgänger, so viel möglich, abzustellen suchet.

8. §. Die Verse der Opern werden nach Art der Cantaten gemacht, und bestehen also aus Recitativen und Arien.

Der Tonkünstler setzet dieselben nach seiner Phantasie; die Sänger lernen Text und Musik auswendig; die Schaubühne wird prächtig ausgezieret; und die ganze Vorstellung mit vielen Veränderungen und Maschinen abgewechselt. Der Vorhang öffnet sich mit einem Concerte der allerschönsten Instrumenten, die von den größten Meistern gespielet werden; und das ganze Singspiel wird mit einer beständigen Begleitung einiger schwächern Instrumenten erfüllet. Diese Kunst ist indessen in Frankreich noch unvollkommen gewesen, bis der berühmte Lulli die Musik auf einen ganz andern Fuß gesetzet hat. Dieser bemächtigte sich ihrer Opernbühne ganz und gar, und richtete alles nach seinem Kopfe ein. Die Poeten mußten nach seiner Pfeife tanzen, und solche Stücke ersinnen, darinnen fein viel buntes und seltsames ausgeführet werden konnte. Die Schaubühne mußte sich zum wenigsten in jeder Handlung ändern, bald einen güldenen Pallast, bald eine wilde See, bald Felsen und wüste Klippen, bald einen Garten, bald sonst eine bezauberte Gegend vorstellen. Es mußten viel Götter in allerhand Maschinen erscheinen: und sonderlich mußten die Arien dem Musikmeister viel Gelegenheit geben, seine Künste anzubringen. Dabey hub man fast alle Regeln der guten Trauer- und Lustspiele gänzlich auf. Es wurde nicht mehr auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens, auch nicht auf die Verlachung menschlicher Thorheiten gesehen: sondern die phantastische Romanliebe behielt fast allein Platz. Die Einigkeit der Zeit und des Ortes wurde aus den Augen gesetzet; die Schreibart wurde hochtrabend und ausschweifend; die Charactere waren theils übel formiret, theils immer einerley, nämlich lauter untreue Seelen, seufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber u. d. gl. Mit einem Worte, die Opera wurde ein ganz nagelneues Stück in der Poesie, davon sich bey den Alten wohl niemand hätte träumen lassen.

9. §. Ich habe bisher nur eine kurze Erzählung von der Oper gemachet; und meine Gedanken davon noch nicht ge-

saget. Allein aus dem obigen wird man leicht schließen können, was ich davon halte. Wenn nicht die Regeln der ganzen Poesie übern Haufen fallen sollen, so muß ich mit dem St. Evremond sagen: **Die Oper sey das ungereimteste Werk, das der menschliche Verstand jemals erfunden hat.** Ein jeder kann aus der Beschreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen. Ein Gedicht, oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menschlichen Handlung seyn, dadurch eine gewisse moralische Lehre bestätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich ist, tauget nichts: denn ihr ganzer Werth entsteht von der Aehnlichkeit. Aus dieser aber sind alle die Regeln geflossen, die wir oben von der Schaubühne, sowohl für die Tragödie, als Komödie, gegeben haben. Diese Regeln sind aus der Natur selbst genommen, durch den Beyfall der größten Meister und Kenner von Schauspielen bestärket, und bey den gescheidesten Völkern gut geheißen worden. Was also davon abweicht, das ist unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer sieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beschriebenen Schauspiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß sie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmste Anmuth verlieren würde, wenn man sie davon befreyen wollte?

10. §. Einmal ist es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und schlechten Romanen mehr Aehnlichkeit haben; als mit der Natur, so, wie wir sie vor Augen haben. Wenn wir eine Oper in ihrem Zusammenhange ansehen, so müssen wir uns einbilden, wir wären in einer andern Welt: so gar unnatürlich ist alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut: und man würde für närrisch angesehen werden, wenn man im geringsten Stücke so lebete, als es uns die Opern vorstellen. Sie sehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit; welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfodert. Wo sieht man im gemeinen Leben Leute, die

einander als Götter anbethen; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihren Gebietherinnen liegen, und sich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Gestalt der Sklaven in weitentlegene Länder ziehen, weil sie sich in den bloßen Ruf von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen, um eines schönen Weibes halber, verlassen, und was dergleichen Phantasien mehr sind? Wo höret man die gewöhnliche Opersprache, von Sternen und Sonnen, von Felsenbrüsten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsstunden, um eines scheelen Blickes wegen, und von grausamen Donnerkeilen des unerbittlichen Verhängnisses, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle diese Dinge sind uns so fremde, daß wir sie in keiner Reisebeschreibung von Liliput für erträglich halten würden: und gleichwohl sollen sie in der Oper schön seyn. Ich schweige noch der seltsamen Vereinbarung der Musik, mit allen Worten der Redenden. Sie sprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: sondern sie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Töne nach den Phantasien eines andern. Sie lachen und weinen, husten und schnupfen nach Noten. Sie schelten und klagen nach dem Tacte; und wenn sie sich aus Verzweifelung das Leben nehmen, so verschieben sie ihre heldenmäßige That so lange, bis sie ihre Triller ausgeschlagen haben. Wo ist doch das Vorbild dieser Nachahmungen? Wo ist doch die Natur, mit der diese Fabeln eine Aehnlichkeit haben?

11. §. Ich weis es wohl, daß es hier und da große Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, die sie für das Meisterstück der menschlichen Erfindungskraft; für einen Zusammenfluß aller poetischen und musikalischen Schönheiten; für einen Sammelplatz aller ersinnlichen Ergetzlichkeiten ansehen. Allein ich weis auch, daß alle diese Leute, die im übrigen gar vernünftige und rechtschaffene Männer seyn können,

nen, die wahren theatralischen Regeln sich niemals bekannt gemachet; oder dieselben doch nicht aus ihren Gründen hergeleitet gesehen. Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Lust ankommen, alles für willkührlich, und meynen, man müsse es damit nicht so genau nehmen. Was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre schon gut: und man müßte die Vernunft hier schweigen heißen, wenn sie uns dieses Vergnügens durch ihre kritische Anmerkungen berauben wollte. Alle diese Vorstellungen aber heben meine obige Gründe nicht auf: und ich kann mich nicht entschließen, die Oper für was natürliches, für eine geschickte Nachahmung menschlicher Handlungen, oder überhaupt für was schönes zu erklären. Die Musik an sich selbst ist zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, daß die Componisten viel Kunst in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl sie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt, die ganze Verbindung so verschiedener Sachen taugt gar nichts. Ich sehe überdas die Opera so an, wie sie ist; nämlich als eine Beförderung der Wollust, und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichsten Töne, die geilesten Poesien, und die unzüchtigsten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorsichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von sich selbst schon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen solchen Versuchungen, die sie auf einmal bestürmen, zugleich widerstehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet, und wir werden den weibischen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutsche seyn sollten. Eben dieser Meynung ist von Neuern der Abt **Gedoyn**, der im VI. B. der Gesch. der paris. Akad. der schön. Wiss. nach der deutsch. Ausg. im XV. Art. a. d. 188. u. f. S. also davon schreibt: Andern Theils, muß man gestehen, daß unsere Oper, sie sey so bezaubernd als sie wolle, ein Schauspiel ist, welches offenbar wider die Wahrscheinlichkeit verstößt, die doch unter allen Regeln gerade diejenige

ist, so am meisten in Ehren gehalten werden soll. Man läßt darinnen Sachen singen, die gerade am mindesten zum Singen gemacht sind; alles, was den Verdruß, den Zorn, die Wuth, die Verzweifelung einflößt, ja sogar die Empfindung eines nahen Todes: und dieß ist ein so plumper Misbrauch, daß nichts, als eine lange Gewohnheit uns denselben erträglich machen kann. Die Liebe, diese gefährliche und tyrannische Leidenschaft, die einzige Liebe ist die Seele der Oper, und ihr ewiger Gegenstand. Man trägt darinnen die verderbtesten Regeln ungestraft vor, die nicht nur der Religion, sondern auch der gesunden Staatskunst schnurstracks zuwider laufen. Nach der Absicht eines wahren Dichters, muß eine jede dramatische Poesie sich vorsetzen, die Menschen in irgend einem Stücke zu bessern, und den Unterricht mit allen Annehmlichkeiten des Vergnügens vorzutragen. In der Oper aber ist das Vergnügen der einzige Zweck, den man sich vorsetzet; sie bringt auch keine andere Wirkung zuwege, als daß sie die Sinne bezaubert, die Seele weichlich macht, die Sitten verderbt, und ein ganzes Volk auf nichtige Dinge lenket. Man könnte noch hinzusetzen, daß die lange Weile, bey diesem ewigen Singen und bey den beständigen Symphonien, unvermeidlich ist, die das Wesen unserer Opern ausmachen. Denn das Auge wird zwar nicht des Sehens überdrüßig: aber das Ohr wird wohl des Hörens satt, insonderheit wenn dieselben Töne oft wiederkommen.„

12. §. Es ist ohnedieß das Vorurtheil bey uns eingerissen, daß so gar die italienische Sprache in dem Halse eines Castraten viel besser klingt, als die deutsche. Daher machen die meisten Opern auch einen Mischmasch in der Mundart. Die Arien sind oft wälsch, und die Recitative bleiben deutsch. Eine und dieselbe Person singet zuweilen bald deutsch, bald italienisch; und ihre Zuschauer lassen sichs weis machen, das klinge überaus schön, was sie doch nicht verstehen. Das ist aber nichts neues. Auch den deutschen Text versteht man, vor so vielen Trillern und künstlichen Veränderungen der Töne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, schon nicht mehr; wo man nicht ein Buch hat, und sich durch das Lesen

einhilft. Wenn man aber ins Buch sehen muß, so verliert man ja das Vergnügen der Augen an der guten Vorstellung. So ist denn die Oper ein bloßes Sinnenwerk: der Verstand und das Herz bekommen nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet: die Vernunft aber muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht, damit sie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil, die ganze Lust unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine musikalische Tragödie oder Komödie nennen. Allein umsonst. Sie könnte vieleicht so heißen; wenn sie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre: aber man zeige mir doch solche Opern! Wollte aber ja jemand eine von der Art verfertigen: so würden auch die rechten Kenner derselben sie gewiß für ein schlechtes Stück in der Art erklären, und gegen alle andere verachten. Man sehe hier was der kritische Musikus hin und wieder, auf eine sehr gründliche Art von dieser Sache geschrieben hat.

13. §. Bisher habe ich meine Gedanken von Opern mit Gründen bestärket: nunmehr will ich mich wider diejenigen auch mit Zeugnissen verwahren, die sich dadurch mehr, als durch gute Beweisthümer einnehmen lassen. Denn ich bin zu allem Glücke weder der erste, noch der einzige, der dieser Meynung von Opern beypflichtet. Mein erster Wehrmann sey also **St. Evremond**, der einen eigenen Discurs über die Opern gemacht, und darinn seine Gedanken davon ausführlich entdeckt hat. Er setzt gleich anfangs diese Beschreibung der Oper zum Grunde: Sie sey ein ungereimter Mischmach von Poesie und Musik, wo der Dichter und Componist sich sehr viel Mühe machen, und einander die größte Gewalt anthun, ein sehr elendes Werk zu Stande zu bringen. Nun kann man sich leicht einbilden, was auf diesen Eingang für eine Abhandlung folgen werde. Es ist werth, daß ein jeder den ganzen Discurs lese, weil er das stärkste ist, was ich wider die Opern gefunden habe. Man kann ihn in den Schriften der deutschen Gesellschaft auch übersetzt antreffen. Er ist aber damit nicht zufrieden, daß er eine Kritik darüber geschrieben;

sondern hat sich gar die Mühe genommen, eine ganze Komödie zu machen, der er den Titel, les Opera, gegeben. Seine Absicht darinn ist, nach dem Muster des Cervantes im Don Quixote, das Lächerliche der Opern empfindlich zu machen: darum dichtet er, daß ein junges Frauenzimmer in einer gewissen Stadt, aus dem beständigen Lesen der Recueils des Opera, verrückt im Kopfe geworden, und, anstatt der gewöhnlichen Sprache, den Leuten lauter Operarien vorgesungen. Der Knoten in der Fabel ist dieser, daß sie einen alten Officier zum Freyer bekömmt; dem sie aber in lauter galanten Liederchen den Korb giebt, und ihren Aeltern selbst den Kopf mit ihrem Singen wüste macht: indessen aber mit einem andern jungen Stutzer, der sich ihrer Thorheit bequemete, und ihr auch lauter musikalische Liebeserklärungen that, ganze Operscenen von Kadmus und Hermionen spielete. Wer dieses alles deutsch lesen will, der schlage den II Band meiner Schaubühne nach. Ich bin versichert, daß der größte Opernfreund sich, bey der Vorstellung einer solchen Komödie, des Lachens nicht sollte enthalten können.

14. §. Mein andrer Zeuge soll Racine seyn, dessen Trauerspiele uns gewiß einen hohen Begriff von seiner Stärke in der Poesie beybringen müssen. Die Gräfin von Montespan und ihre Schwester waren der Opern des Quinaut überdrüßig geworden, und bathen den König, doch einmal durch den Racine dergleichen verfertigen zu lassen. Aus Uebereilung, oder vieleicht aus Ehrerbiethung, übernahm dieser die Arbeit; und dachte nicht daran, was er oft gegen den Boileau gesagt hatte: Es sey nicht möglich, eine gute Oper zu machen; weil die Musik zum Erzählen sich nicht schicket, und die Gemüthsbewegungen nicht in ihrer gehörigen Stärke abgeschildert werden können; ja weil endlich die wahrhaftig hohen und herzhaftesten Ausdrückungen, nicht in die Musik gesetzet werden können. Dieses stellte ihm Boileau vor, als er ihm sein Versprechen eröffnete; und ungeachtet er demselben Recht gab, so war es doch nicht mehr Zeit umzukehren. Er fieng also an, von

dem

dem Falle **Phaetons** eine Oper zu schmieden, und las dem Könige etliche Verse davon vor. Doch **Racine** arbeitete mit Verdruß daran, und verlangte, **Boileau** sollte ihm helfen, oder zum wenigsten den Vorredner machen. Dieser wehrte sich, so viel ihm möglich war; that aber doch insgeheim einen Versuch, davon wir hernach hören werden. Indessen fuhr jener fort an seinem Werke zu arbeiten, und **Boileau** stund ihm mit gutem Rathe bey; als zu allem Glücke etwas darzwischen kam, und sie von dieser Quaal befreyete. **Quinaut**, der vieleicht fürcheete, von diesen grossen Meistern übertroffen zu werden, that dem Könige mit Thränen einen Fußfall, und stellete ihm aufs beweglichste vor; was ihm das für ein Schimpf seyn würde, wenn er nicht mehr die Ehre hätte, für Seine Majestät zu arbeiten: worauf der König aus Mitleiden, obgedachten Damen zu verstehen gab; er könne dem armen Manne unmöglich den Verdruß wiederfahren lassen. Sic nos servavit Apollo! ruft Boileau aus, da er diese kleine Geschichte erzählet und der gute Racine legte seine Oper mit Freuden an die Seite: ja da man selbige auch nach seinem Tode nicht einmal gefunden hat; so ist zu vermuthen, es habe derselbe, aus Zärtlichkeit seines Gewissens, dieselbe gar unterdrücket.

15. §. Das dritte Zeugniß giebt **Boileau** selbst, der nicht nur in dieser Erzählung, die ich von ihm habe, seinen Abscheu vor den Opern genugsam entdecket; sondern auch in eben dem Vorredner, den er aufzusetzen angefangen, seine Meynung deutlich an den Tag gelegt hat. Er führt darinn die Poesie und Musik redend ein, davon ich einen kleinen Theil übersetzen will: **Die Poesie.** Was? glaubst du durch eitle Accorden und ohnmächtige Töne alles das auszudrücken, was ich sage? **Die Musik.** Ja, ich glaube, daß ich in die süßen Entzückungen, womit dich Apollo begeistert, die Süßigkeiten meiner Melodien einmischen könne. **Die Poesie.** Ja, ja, bey dem Rande eines Brunnens kannst du zwar, nebst mir, eine verliebte Marter beseufzen, den Thirsis klagen, und Climenen ächzen lassen. Allein

wenn ich Helden und Götter reden lasse; so kann dein verwegnes Singen mir nichts, als einen eitlen Tact geben: darum schlage dir diese stolze Bemühung nur aus dem Sinne! **Die Musik.** Ich verstehe aber die Kunst, deine seltsamsten Wunder noch schöner zu machen. **Die Poesie.** Man mag alsdann deine Stimme nicht hören! **Die Musik.** Vorzeiten haben ja Felsen und Wälder Ohren bekommen, meine Töne zu hören. **Die Poesie.** Ach Schwester! genug; wir müssen uns trennen. Ich will mich entfernen: und dann laß einmal sehen, was du ohne mich ausrichten wirst. rc. Hieraus ist nun leicht die Ursache zu errathen, warum dieser grosse Kriticus in seiner Art Poetique, wo er aller übrigen Gedichte gedenkt, an die Oper mit keiner Sylbe gedacht; wohl aber in seinen Satiren den damaligen größten Opernschreiber Quinault ausgelacht hat:

La raison dit, Virgile, et la rime, Quinault.

16. §. Mein viertes Zeugniß giebt mir la Bruyere, in seinen Charactern Tom. I. p. 90. „Ich weis nicht, sagt er, „wie es kömmt, daß die Opern, bey einer so vollkommenen Musik und recht königlichen Unkosten, nichts anders, als Ekel „und Verdruß bey mir gewirket haben. Es giebt Stellen in „Opern, die mir ein Verlangen nach andern dergleichen erwecken: oft aber entfährt mir der Wunsch; daß sie doch nur „bald zum Ende wäre! Bloß aus Schuld der Schaubühne, „der Vorstellung, und aus Mangel anziehender Sachen. „Bis auf diesen Tag ist die Oper kein Gedicht, sondern ein „Vers; ja nicht einmal ein Schauspiel, seitdem durch die „Sparsamkeit Amphions (Lulli) und seiner Nachkommen, „die Maschinen verschwunden sind: es ist ein Concert der „Sängerstimmen, die durch Instrumente unterhalten werden. Und auf der 93. Seite stellt er die Tragödie mit der Oper in eine Vergleichung: um zu zeigen, daß diese letzte keine musikalische Tragödie heißen könne. „Ein tragisches Gedicht „beklemmt einem gleich im Anfange das Herz, und läßt uns „im Fortgange kaum die Zeit, Athem zu holen und wieder

zu

„zu uns selbst zu kommen: oder, wenn es einen einigermaßen
„ruhig werden läßt, so stürzt es doch gleich darauf nur in
„neue Verwirrungen und Abgründe. Es führt uns durch
„das Mitleiden zum Schrecken, oder umgekehrt, durch das
„Schrecken zum Mitleiden; und leitet durch Thränen, durch
„Seufzer, durch Furcht, durch Hoffnung, durch Erstaunen
„und Entsetzen, bis zum Ausgange. Da ist also kein Gewebe
„artiger Empfindungen und Sprüchelchen, zärtlicher Erklä-
„rungen, verliebter Gespräche, anmuthiger Beschreibungen,
„süßlichter Zuckerworte; die zuweilen lustig genug sind, ein
„Gelächter zu erwecken: darauf sich denn unverhofft in dem letz-
„ten Auftritte die Aufrührischen, ohne alle vernünftige Ursache,
„empören, und dem Wohlstande gemäß, noch Blut vergießen;
„indem es etwa einen Unglückseligen das Leben kostet. u. s. w.

17. §. Mein fünftes Zeugniß nehme ich aus dem **Riviere du Freny** in seinen Amusemens serieux & comiques, auf der 22. Seite. Er führt daselbst einen Siameser in Paris herum, und da heißt es: Es ist 4 Uhr. Lasset uns in die Oper gehen. Wir brauchen wenigstens eine Stunde Zeit, ehe wir uns durch alle das Volk drängen, welches die Thüre belagert. Wie? sprach mein Siameser zu mir, was redet ihr von der Thüre? Nach der prächtigen Vorstellung, die ich mir von der Oper mache, müßte man nicht anders, als durch ein kostbares Thor hinein gehen. Hier seht ihr den Eingang; sprach ich, indem ich ihm einen sehr finstern Winkel zeigte. Wo denn? sagte er, ich sehe ja nichts, als ein kleines Loch in einer Mauer, allwo man etwas austheilet. Wir wollen hinzutreten; Was soll dieses? Welche Thorheit! Einen Louis d'or für ein kleines Kartenblättchen! Doch stille! Ich wundere mich nicht mehr, daß es so theuer ist; denn ich sehe einige Characteres darauf, welche unfehlbar eine geheime Wirkung haben werden. Ihr betrüget euch nicht gänzlich, sprach ich zu ihm: es ist ein Paß, damit man in das Land der Bezauberungen eingelassen wird. Kommt geschwinde hinein! wir wollen uns auf die Schaubühne setzen. Auf die Schaubühne? sagte

mein Siameser, ihr scherzt; Wir wollen ja nur zusehen; wir wollen nicht selber spielen. Das thut nichts, sprach ich, kommt nur mit. Man hört daselbst übel, man sieht nichts; aber es ist der theureste, und folglich der vornehmste Platz. Indessen, weil ihr der Opern noch nicht gewohnt seyd; so würdet ihr auf der Schaubühne auch das Vergnügen nicht haben, welches den Verlust des Schauspiels ersetzet. Kommt also mit mir in eine Loge. Indessen, daß man jene Leinwand aufziehet, will ich euch von den Ländern, die dahinter liegen, etwas erzählen. Die Oper ist, wie gesagt, eine bezauberte Gegend. Es ist das Land der Verwandlungen. Man sieht da die allerschleunigsten. In einem Augenblicke werden die Menschen zu Halbgöttern, und die Göttinnen zu Menschen. Der Reisende ist daselbst der Mühe überhoben, das Land durchzuziehen; denn die Länder selbst reisen da vor seinen Augen. Hier kann man, ohne von der Stelle zu weichen, von einem Ende der Erden bis zum andern; von der Hölle zu den elysischen Feldern kommen. Wird euch in einer abscheulichen Einöde die Zeit lang? Ihr dörft nur pfeifen, so befindet ihr euch im Göttersaale. Pfeift noch einmal, so seyd ihr in dem Lande der Hexen. Die Hexen in der Oper bezaubern so gut, wie die andern. Allein ihre Bezauberungen sind, bis auf die Schminke, ganz natürlich. Ungeachtet man seit vielen Jahren allerley Erzählungen von den Hexen der vergangenen Zeit gemacht hat; so macht man doch noch viel mehrere von den Hexen der Oper. Sie sind vieleicht nichts gewisser; aber sie sind viel wahrscheinlicher. Diese sind von Natur gutthätig: nur den Reichthum theilen sie unter ihre Freunde nicht aus; sie behalten ihn für sich selbst. Wir wollen noch ein Wort von den natürlichen Einwohnern der Opern sagen. Sie reden nicht anders, als singend; sie gehen tanzend, und thun oft beydes, wenn sie die wenigste Lust dazu haben. Sie gehorchen alle dem Meister des musikalischen Chors, einem sehr unumschränkten Prinzen: der, wenn er seinen Zepter, der aus einer Rolle Papier besteht, erhebt, oder sinken

läßt,

läßt, alle Bewegugen dieses wunderlichen Volkes regieret. Die Vernunft ist unter diesen Leuten sehr rar. Weil sie den Kopf ganz voller Musik haben; so denken sie lauter Lieder, und sprechen lauter Töne. Dem ohngeachtet haben sie die Tonkunst so hoch getrieben, daß sie aus Operbüchern vernünftig würden reden können, wenn nur die Vernunft in Noten könnte gebracht werden.„

18. §. Endlich und zum sechsten will ich mich auf den sinnreichen **Des Callieres** beruffen; der, wie bekannt ist, Verfasser der Histoire poetique de la Guerre entre les Anciens & les Modernes ist. Im eilften Buche beschreibt er das Entsetzen, welches **Orpheus**, **Amphion** und **Arion** über den fürchterlichen Namen des **Lulli**, in der prächtigen Beschreibung der Opern empfunden, die **Perrault** in seinem Gedichte, Le Siecle de Louis le grand, eingerücket hat. **Orpheus** will fast an seiner Kunst verzagen: aber ein italienischer Musikus, der kürzlich aus der Oberwelt gekommen, tröstet ihn wieder. Meynest du, sagt er, daß die meisten Menschen, die dem **Lulli** so begierig nachlaufen, sich besser auf die Musik verstehen, als die Bestien, die dich vormals begleiteten? Und müssen sie nicht recht dumm seyn, da sie unaufhörlich ihr Geld in die Oper tragen, um funfzigmal eben dasselbe zu hören? Ich verstehe das Handwerk, göttlicher **Orpheus**; drum sey getrost, ich werde dir zeigen: daß diese so berüchtigte Oper dasjenige gar nicht ist, wofür man sie ausgiebt. Hierauf fährt er fort, und gesteht zwar den französischen Symphonien eine große Schönheit zu: allein die poetischen Stücke, die man absinget, macht er desto ärger herunter. Er sagt, sie wären sehr übel ausgedacht, und schlecht eingerichtet, und würden von lauter schwachen Stimmen abgesungen; davon man aus zwanzigen nicht eine verstehen könnte, weil sie durch die Instrumente ganz erstickt würden. Das Geräusche davon wäre für den kleinen Ort, wo man sie spielete, so groß, daß man kaum ohne Kopfschmerzen und vielmaliges Gähnen, nach Hause käme, wenn man es drey Stunden lang gehöret hätte.

Indessen liefe alle Welt hinein, um der Mode gemäß, etliche Stunden übel zuzubringen. Es wäre nichts eckelhafters, als die kläglichen Recitative anzuhören, die den größten Theil dieser Singspiele einnähmen: und der Musikus sollte von rechtswegen die Zuschauer bezahlen, daß sie sich die Geduld nehmen wollten, sich so lange plagen zu lassen. Die Sänger und Sängerinnen erzählten auf eine ganz unnatürliche Art, nämlich singend, solche Abentheuer, die aller Vernunft und Wahrscheinlichkeit zuwider liefen, keine Leidenschaften erregen könnten, und so schlecht gesetzt wären; daß der elendeste Stümper aus dem Stegreife eben solche Melodien erdenken könnte, als **Lulli** selbst in Noten gesetzt hätte. Endlich merket er an, daß sich **Lulli** zum Meister der ganzen Schaubühne aufgeworfen, und sich so gar den Poeten unterwürfig gemacht hätte: anstatt daß sich die Musik billig nach den Gedanken des Dichters richten sollte.

19. §. Darauf erscheint **Lulli** selbst im Reiche der Todten, und redet den **Orpheus** dergestalt an: Ich habe längst von dir reden hören, als von einem Meister in unserer Kunst. Du sollst eine hübsche Leyer gespielet, und gar die Hölle damit bezaubert haben: allein nach reifer Ueberlegung dünkt es mich, du habest deinen Ruhm nur durch gewisse Künste erlanget. Was mich anlanget, so spiele ich eine Violine, und componire so ziemlich. Wir wollen mit einander zur Probe eine Oper spielen, die soll uns schon was einbringen. Die Griechen werden ja so neugierig seyn, als die Franzosen. An Poeten wird es uns nicht fehlen, die Verse zu machen. Apollo soll seinen Parnaß zum Theater hergeben; der Pegasus muß zur Maschine dienen, etwas durch die Luft fliegen zu lassen; die neun Musen sollen Sängerinnen abgeben! Apollo mag auf der Leyer spielend, mit seinem glänzenden Wagen vom Himmel herunter kommen, wie ich ihn sonst schon bey Hofe vorgestellet habe. Man hat mir von einem gewissen Pfeifer, der Königinn Klytemnestra etwas erzählt, der auch dabey seyn muß. Ich möchte wissen, ob er so gut spielt, als Des Coteaux. Er soll ja mit seiner Musik die

Keusch-

Keuschheit des Frauenzimmers befördert haben? Was mich anlangt, so gestehe ich es frey heraus, daß meine Sachen gerade das Gegentheil gewirket; und daß ich, als ein nützliches Werkzeug, an der Verderbung der Sitten meiner Zeiten gearbeitet habe. Nichts desto weniger verdienen sie eben den Ruhm, weil sie sich nach der Absicht ihres Urhebers gerichtet haben. Ueber eine so seltsame Rede erschrack **Orpheus**; sonderlich, daß er so verwegen von dem Apollo und den Musen gesprochen, und so gewinnsüchtig gewesen; da er selbst doch der bloßen Ehre halber gearbeitet hätte: worauf **Lulli** sie für Narren schimpft, und mit allerley närrischen Posituren davon läuft.

20. §. Ich habe nur einen gelinden Auszug von dem weit schärfern Urtheile dieses Kunstrichters gemacht; wie ein jeder, der es selbst nachlesen will, leicht sehen wird. Zu diesen Zeugnissen nun könnte ich noch ein siebentes hinzufügen, welches alle vorige an Wichtigkeit übertrifft. Es ist dieses des **Muratori** seines, der als ein Italiener, bey der Quelle aller schönen Opern, in Wälschland, zu Hause ist, und sie als ein Poet und Kunstrichter am besten kennen muß. In seiner Poesia perfetta italiana, hat er ein paar lange Capitel wider dieselben eingeschaltet: weil ich aber das eine davon bereits in den VI B. der Kritischen Beyträge eingerücket habe, so will ich mich bloß darauf beziehen, und meine Leser dahin verweisen. Ich enthalte mich nunmehr noch, die Zeugnisse unserer Landesleute, und darunter des berühmten **Neukirchs** anzuführen, der in seinen Satiren, die in den hankischen Gedichten stehen, oft auf eben den Schlag davon geurtheilet hat. Ich gedenke auch des englischen Zuschauers nicht, der sein Misfallen darüber in den ersten Theilen oft zu verstehen gegeben. S. d. 27. 65. 68. 87. und 135. S. der Deutsch. Uebers. des I Bandes. Ich erwähne auch des ungenannten Verfassers von dem englischen Buche The Gentlemens Recreation nicht, der in seinem poetischen Tractate a. d. 23. S. das lächerliche Wesen der Oper gleichfalls abgemalet: sondern ich überlasse nunmehr einem jeden die freye

Wahl, ob er sich für, oder wider die Opern erklären wolle. Ich meines Theils habe für alle die geschickten und gelehrten Männer, die sich in diesem Stücke bey uns geübt haben, eine gebührende Hochachtung: ich erfreue mich aber mit dem großen **Fenelon**, dessen Gedanken von der Tragödie vorm I Bande meiner Schaubühne stehen, wenn das Operwesen theils so unvollkommen bleibt, theils in Deutschland mehr und mehr in Abnahme geräth. Das leipziger Operntheater ist seit vielen Jahren eingegangen, und das hamburgische hat gleichfalls nur neulich aufgehöret. Das braunschweigische liegt in den letzten Zügen, und es steht dahin, ob es jemals recht wieder in Flor kömmt. Auch in Halle und Weißenfels hat es vormals Operbühnen gegeben, andrer kleinen fürstlichen Höfe zu geschweigen; die aber alle allmählich ein Ende genommen haben. Dieses zeiget mir den zunehmenden guten Geschmack unsrer Landesleute, wozu ich ihnen Glück wünsche. Denn wären Liebhaber genug vorhanden gewesen, die einer solchen Lustbarkeit hätten beywohnen wollen: so würde man das Ende dieser Schaubühnen noch nicht gesehen haben. Dagegen sieht man, daß die guten Komödien und Tragödien täglich mehr und mehr Beyfall finden, und mit der Zeit allenthalben die Oberhand bekommen werden: wenn man nur erst großen Herren die gar zu große Liebe ausländischer Sprachen aus dem Sinne bringen wird. Das wird aber bloß auf unsre Poeten und Komödianten ankommen: deren jene, schöne, regelmäßige Stücke zu verfertigen; diese aber dieselben gehörig aufzuführen beflissen seyn müssen.

21. §. Nun habe ich es zwar, seitdem die erste Auflage dieses Buches heraus ist, gesehen, daß zweene gelehrte und geschickte Männer, und sehr gute Poeten unsers Vaterlandes, wider die bisher von mir behauptete Meynung von Opern geschrieben, und dieses Hauptstück von Opern zu widerlegen gesuchet haben. Der erste war Herr **D. Hudemann**, der damals noch in Hamburg lebete. Dieser wackere Mann gab bey seinen Gedichten auch eine Oper, und vor derselben

noch

noch eine Vertheidigung der Singespiele, gegen meine Dichtkunst heraus. Ich hielt es für nöthig, einem so geschickten und bescheidenen Gegner zu antworten; und that es wirklich in den **Beyträgen zur kritischen Hist. der D. Spr. P. und Beredſ.** Was hätte mir aber angenehmers begegnen können, als daß diese meine Antwort so glücklich war, die Einwürfe meines gelehrten Widersachers gänzlich zu heben! Er that mir solches in einem höflichen Schreiben selbst zu wissen, und versicherte mich, daß er nunmehr völlig meiner Meynung wäre; ja, zum Zeichen seiner völligen Bekehrung von der Oper zum Trauerspiele, selbst, seine Poesie der tragischen Bühne zu gut brauchen wolle. Es hat auch derselbe wirklich Wort gehalten, und aus dem **Racine** die **Phädra** in deutsche Verse übersetzet, auch nunmehr nebst einem eigenen Stücke **Diocletian** ans Licht gestellet. Der freundschaftliche Briefwechsel, der seit der Zeit, zwischen diesem sinnreichen Dichter und mir, fortgedauret, ist mir desto angenehmer geworden, weil er aus einer Uneinigkeit in Meynungen seinen Ursprung gehabt.

19. §. Mein anderer Gegner ist der Herr von **Uffenbach**, gewesen, ein nicht minder scharfsinniger und lehrreicher Poet in Frankfurt am Mayn, woselbst er auch wichtige Aemter bekleidet. Auch dieser gelehrte Mann hatte seine Widerlegung meines Hauptstückes von Opern der Sammlung seiner Gedichte einverleibet; aber gleichfalls mit so vieler Höflichkeit und Bescheidenheit die Feder geführet, daß ich demselben die Antwort unmöglich schuldig bleiben konnte. Ich habe sie gleichfalls in den kritischen Beyträgen der Welt bekannt gemacht: und was wollte ich mehr wünschen, als daß ich auch mit dieser Vertheidigung meiner Meynung von Singespielen, eben so glücklich gewesen wäre, als mit der ersten. Nun habe ich zwar noch keine Nachricht davon: doch weil dieser gelehrte Mann weiter die Feder nicht angesetzet, und mir gleichwohl durch einen dritten Mann die Ehre gethan, mich begrüßen zu lassen: so glaube ich, daß der Unterscheid

Des II. Abschnitts V. Hauptstück.

Von Wirthschaften, Mummereyen, und Balletten.

1. §.

Eine große Verwandschaft mit den Opern haben die itzt benannten poetischen Erfindungen: nur mit dem Unterschiede, daß hier bey weitem nicht alles gesungen, sondern vieles nur geredet, vieles nur stumm vorgestellet, und vieles getanzet wird. Ich will von allem eine zulängliche Nachricht geben, und dadurch zeigen, daß große Herren auch in Ermangelung der Opern, bey ihren Höfen allerley Vergnügungen und poetische Lustbarkeiten anstellen können. Ich werde ihnen die Beyspiele ausländischer und einheimischer Fürsten vorhalten, die darinn ihre Vorgänger gewesen; ehe die Oper diese weit edlern Ergetzungen, daran die vornehmsten Leute selbst Theil nahmen, verdrungen. Denn sonder Zweifel vergnüget es fürstliche, gräfliche und adeliche Personen weit mehr, wenn sie Gelegenheit haben, selbst ihre Rollen, auf eine anständige Weise, mitzuspielen, und sich ihrem Character gemäß, mit ihrer Geschicklichkeit, vor einem ganzen Hofe zu zeigen; als wenn sie bloß müßige Zuschauer einer

* Ueber die Gelehrsamkeit versteht der Kaiser auch die Musik, und läßt oft in seiner Hofcapelle Stücke von seiner eigenen Composition aufführen. Das ist auch die Ursache, warum er verschiedene Musicos, sonderlich Italiener unterhält, die sich dann wegen dieser Zuneigung bey verschiedenen Gelegenheiten sehr ungebührlich aufführen. Es ist mehr als einmal geschehen, daß, wenn sie sind beysammen gewesen, ein Concert zu halten, sie sich im Angesichte des Kaisers und ganzen Hofes geweigert, indem sie vorgegeben, sie würden nicht richtig bezahlet. : : : Ich kann sagen, daß ich diese Fasten selbst ein Zeuge ihrer Ungezogenheit gewesen. Denn als ein solcher Halbmensch sich durch das Volk die Stiege hinauf dringen wollte, als eben ein musikalisches Oratorium gesungen ward, ungeachtet er keine Partie dabey zu singen hatte, wollte er einen fremden Cavalier, so ihm im Wege stund, fortstoßen, und wie ihm dieser nicht sogleich den verlangten Respect bezeigete, sagte er gleichsam dräuungsweise: Ego sum Antonius Manna, musicus Sacræ Cæsareæ Majestatis; gleich als wenn ihn diese

einer wälschen Castratenbande abgeben sollen; die durch den erhaltenen Beyfall, und die großen Kosten, so man auf sie wendet, so stolz wird, daß sie alle Hofleute hernach kaum über die Achsel ansieht. Ich kann mich hier zwar auf die tägliche Erfahrung beruffen; will aber doch aus vorigen Zeiten einen Beweis anführen. Im 1705ten Jahre gab ein Reisender von Adel, eine Relation vom Kaiserl. Hofe heraus, die sehr wohl geschrieben ist, und unter andern auch der damaligen Opernhelden in Wien, ihre Sitten und Lebensart abschildert. Weil das Buch nicht überall zu haben ist, will ich ein Stück daraus meinen Lesern mittheilen. *

2. §. Was also die Wirthschaften betrifft, so hat es diese Bewandniß damit. Große Herren wollen bisweilen zur Lust, auch die Süßigkeit des Privatstandes schmecken; und gleichsam, nach Art der Alten, Saturnalien feyren. Daher verkleidet sich insgemein der regierende Herr und seine Gemahlinn, in einen gemeinen bürgerlichen Wirth, und in eine Wirthinn, und die andern fürstlichen Personen, die man etwa beehren und bewirthen will, in Gäste; ihre Hofbedienten aber in Hausknechte, Köche, Kellner, Diener, Küchenmägde, Hausmägde, Gärtnerinnen, auch wohl Bauermädchen. Unter diesen angenommenen Gestalten, wird nun irgend entweder eine Hochzeit, oder nur sonst ein Gastmahl, welches die Alten eine Wirthschaft nenneten, vorgestellt: jede Person

 aber

kleine Qualität gegen die ganze Welt hätte schrecklich machen sollen. : : : Wenn man aufrichtig sagen soll, was man dabey gedenket, so ist man wahrhaftig nicht wenig gegen die Musikanten erbittert, und hat man zu Venedig und durch ganz Italien solche empfindliche Gedanken über ihre Unbescheidenheit geführet: denn da sie von dem gemeinsten Pöbel herstammen, von welchem man sie nimmt, und sie hernach von großen Herren, in Ansehung ihrer Stimme, gesuchet und geliebkoset werden: so entreißt sich ihr kleiner Verstand bey diesen Gnadenbezeugungen, seiner Gränzen :c. Weil sie sich Geld verdienen, daß sie als Leute von Stande leben können, und einige Protection bey großen Herren genießen, so unterstehen sie sich, alle Leute ungestrafet zu beleidigen; ob sie gleich sonst mit allen Lastern angefüllet sind, daraus sie sich noch eine Ehre machen, um für Leute, die etwas zu sagen haben, angesehen zu werden. So redet man von den Musicis vom ersten Orden, und von den Helden der Singe-Can - - die die Gnade der großen Herren misbrauchet.

Des II. Abschnitts V. Hauptstück.

Von Wirthschaften, Mummereyen, und Balletten.

1. §.

Eine große Verwandschaft mit den Opern haben die itzt benannten poetischen Erfindungen: nur mit dem Unterschiede, daß hier bey weitem nicht alles gesungen, sondern vieles nur geredet, vieles nur stumm vorgestellet, und vieles getanzet wird. Ich will von allem eine zulängliche Nachricht geben, und dadurch zeigen, daß große Herren auch in Ermangelung der Opern, bey ihren Höfen allerley Vergnügungen und poetische Lustbarkeiten anstellen können. Ich werde ihnen die Beyspiele ausländischer und einheimischer Fürsten vorhalten, die darinn ihre Vorgänger gewesen; ehe die Oper diese weit edlern Ergetzungen, daran die vornehmsten Leute selbst Theil nahmen, verdrungen. Denn sonder Zweifel vergnüget es fürstliche, gräfliche und adeliche Personen weit mehr, wenn sie Gelegenheit haben, selbst ihre Rollen, auf eine anständige Weise, mitzuspielen, und sich ihrem Character gemäß, mit ihrer Geschicklichkeit, vor einem ganzen Hofe zu zeigen; als wenn sie bloß müßige Zuschauer einer

* Ueber die Gelehrsamkeit versteht der Kaiser auch die Musik, und läßt oft in seiner Hofcapelle Stücke von seiner eigenen Composition aufführen. Das ist auch die Ursache, warum er verschiedene Musicos, sonderlich Italiener unterhält, die sich dann wegen dieser Zuneigung bey verschiedenen Gelegenheiten sehr ungebührlich aufführen. Es ist mehr als einmal geschehen, daß, wenn sie sind beysammen gewesen, ein Concert zu halten, sie sich im Angesichte des Kaisers und ganzen Hofes geweigert, indem sie vorgegeben, sie würden nicht richtig bezahlet. : : : Ich kann sagen, daß ich diese Fasten selbst ein Zeuge ihrer Ungezogenheit gewesen. Denn als ein solcher Halbmensch sich durch das Volk die Stiege hinauf dringen wollte, als eben ein musikalisches Oratorium gesungen ward, ungeachtet er keine Partie dabey zu singen hatte, wollte er einen fremden Cavalier, so ihm im Wege stund, fortstoßen, und wie ihm dieser nicht sogleich den verlangten Respect bezeigete, sagte er gleichsam dräuungsweise: Ego sum Antonius Manna, musicus Sacræ Cæsareæ Majestatis; gleich als wenn ihn diese

einer wälschen Castratenbande abgeben sollen; die durch den erhaltenen Beyfall, und die großen Kosten, so man auf sie wendet, so stolz wird, daß sie alle Hofleute hernach kaum über die Achsel ansieht. Ich kann mich hier zwar auf die tägliche Erfahrung beruffen; will aber doch aus vorigen Zeiten einen Beweis anführen. Im 1705ten Jahre gab ein Reisender von Adel, eine Relation vom Kaiserl. Hofe heraus, die sehr wohl geschrieben ist, und unter andern auch der damaligen Opernhelden in Wien, ihre Sitten und Lebensart abschildert. Weil das Buch nicht überall zu haben ist, will ich ein Stück daraus meinen Lesern mittheilen. *

2. §. Was also die Wirthschaften betrifft, so hat es diese Bewandniß damit. Große Herren wollen bisweilen zur Lust, auch die Süßigkeit des Privatstandes schmecken; und gleichsam, nach Art der Alten, Saturnalien feyren. Daher verkleidet sich insgemein der regierende Herr und seine Gemahlinn, in einen gemeinen bürgerlichen Wirth, und in eine Wirthinn, und die andern fürstlichen Personen, die man etwa beehren und bewirthen will, in Gäste; ihre Hofbedienten aber in Hausknechte, Köche, Kellner, Diener, Küchenmägde, Hausmägde, Gärtnerinnen, auch wohl Bauermädchen. Unter diesen angenommenen Gestalten, wird nun irgend entweder eine Hochzeit, oder nur sonst ein Gastmahl, welches die Alten eine Wirthschaft nenneten, vorgestellt: jede Person

kleine Qualität gegen die ganze Welt hätte schrecklich machen sollen. : : : Wenn man aufrichtig sagen soll, was man dabey gedenket, so ist man wahrhaftig nicht wenig gegen die Musikanten erbittert, und hat man zu Venedig und durch ganz Italien solche empfindliche Gedanken über ihre Unbescheidenheit geführet: denn da sie von dem gemeinsten Pöbel herstammen, von welchem man sie nimmt, und sie hernach von großen Herren, in Ansehung ihrer Stimme, gesuchet und geliebkoset werden: so entreißt sich ihr kleiner Verstand bey diesen Gnadenbezeugungen, seiner Gränzen rc. Weil sie sich Geld verdienen, daß sie als Leute von Stande leben können, und einige Protection bey großen Herren genießen, so unterstehen sie sich, alle Leute ungestrafet zu beleidigen; ob sie gleich sonst mit allen Lastern angefüllet sind, daraus sie sich noch eine Ehre machen, um für Leute, die etwas zu sagen haben, angesehen zu werden. So redet man von den Musicis vom ersten Orden, und von den Helden der Singe-Can - - die die Gnade der großen Herren misbrauchet.

aber pflegt irgend, auf des Poeten Angeben, gewisse Verse bey Gelegenheit herzusagen. So finden wir z. E. in Kanitzen dergleichen poetische Gedanken auf eine Wirthschaft, die 1682, bey einer Wirthschaft in Berlin, eine Diane, eine Sultaninn, der Sultan, der Schäfer, die Zigeunerinn, die Mohren, der Hausknecht, der Charlatan, ein Jude und zwo Jüdinnen, ein Pickelhering, eine Moscowiterinn, eine Gärtnerinn, hersagen sollen. Eben dergleichen findet man in Bessers Gedichten; wo bey dem Jahrmarkte und der Masquerade, die der Churfürst Friedrich 1700. auf den Geburthstag der Gemahlinn gefeyert, verschiedene vermummte Damen als Quacksalber, Zigeunerinnen und Taschenspieler vorgestellet, und redend eingeführet werden. Wollte man nun gleich sagen, der Dichter habe nur diese zufälligen Gedanken über die also verkleideten Personen ausgelassen: so sehe ich doch, daß sie alle ausdrücklich so aufgesetzt sind, daß jede Person sie nach ihrem Character hat reden können, um die Gesellschaft zu vergnügen. Z. E. Diana, die Zweifelsfrey von einer großen Prinzessinn, vieleicht der Churfürstinn selbst vorgestellet worden, spricht:

> Wo hab ich mich verirrt? wo bin ich eingekehret?
> Warum ist dieser Ort so herrlich ausgerüst?
> Es scheinet, wo ich bin, daß auch mein Tempel ist,
> Weil hier so manches Volk, als Göttinn, mich verehret.

3. §. Sollte es jemanden bedünken, daß dieses schon einigermaßen zu den Mummereyen, oder Maskeraden gehöre; so will ich nicht sehr zuwider seyn, und aus dem P. Menestrier, ein altes Muster einer schönen Verkleidung anführen, welches in Wälschland, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts von dem Bergonzo Botta, einem Lombardischen von Adel zu Tortona, dem Herzoge von Meyland, Joh. Galeazzo, zu Ehren, bey dessen Beylager mit der Prinzessinn Isabella von Arragonien, vorgestellet worden. Als alles bey der Tafel saß: so ward keine Schüssel aufgetragen, dabey nicht eine vermummte Person, mit einem Gedichte, Liede, oder einer Fabel aus dem Alterthume erschien.

z. E. Jason brachte das goldne Vließ aus Kolchis. Mercur erzählte, mit was für List er dem Apollo, der des Admetus Vieh weidete, ein Kalb gestohlen, um dieser Mahlzeit das Gebratene zu liefern. Diana brachte den in einen Hirsch verwandelten Actäon geführet, und nachdem sie die Ursache ihres Zornes erkläret, schloß sie für ein Wild, das aus einem Menschen entstanden wäre, sey kein würdiger Grab, als der Durchl. Braut Magen, zu ersinnen. Orpheus kam, und sagte, als er auf dem apenninischen Gebirge den Verlust seiner Euridice beweinet, und von diesem prächtigen Beylager gehöret, wären zu dem Klange seiner Leyer die leckersten Vögel herzu geflogen, die er hiermit zur Tafel liefern wollte. Atalanta brachte des kalydonischen Ebers Kopf, den sie so viel Jahrhunderte aufbewahret hätte, zu diesem Feste; und gestund, daß sie der Durchl. Braut an Schönheit gern weichen wollte. Als ein gekochter Pfau aufgetragen ward, kam Iris, der Juno Vorläuferinn, die einen Wagen führte, der von Pfauen gezogen ward; und Argus trug die Schüssel. Theseus brachte das übrige von dem Eber; Hebe, Jupiters Mundschenkinn, trug das Confect auf, und sagte, daß es Ambrosia von der Göttertafel wäre. Arkadische Schäfer brachten Käse und Milchspeisen, die Pan selbst zubereitet hätte. Vertumnus und Pomona brachten Früchte, und sagten, sie hätten mit Fleiß ihre Zeitigung beschleuniget. Die Najaden und Flußgötter, brachten Fische, Austern und Muscheln. Ulysses endlich brachte eine Sirene geführet, die er gefangen hätte, um sie der fürstlichen Braut zu schenken.

4. §. Als die Tafel aufgehoben war, kam Orpheus in griechischer Tracht, und foderte den Hymen singend auf. Dieser erschien, von einem Schwarme kleiner Liebesgötter begleitet, die wechselsweise ein Brautlied sungen! Die drey Gratien mit einem Gürtel umgeben, erschienen im Dreyecke, und dreheten sich geschicklich in die Runde, wobey die letzte artige Verse gegen die Braut hersagte. Die eheliche Treue folgte in einem schneeweißen Kleide, und trug ein weißes Häschen in der Rechten, und ein Halsband von

Jaspis in der Linken: womit sie sich der Braut zu eigen widmete. Hierauf kam Merkur vom Himmel geflogen, und brachte die Fama geführet. Diese ward vom Virgil an einer, und dem Livius an der andern Seite begleitet, und erklärte ihr Amt, in ewiger Ausbreitung alles Guten und Bösen. Virgil sagte darauf ein lateinisches Gedicht her. Nun erschien Semiramis, von einem Schwarme unzüchtiger Weiber, Helena, Medea, Kleopatra, begleitet; die aber, als sie ihre Schandthaten erzählen wollten, von der ehelichen Treue bestrafet, und auf ihren Befehl von den Liebesgöttern mit ihren brennenden Fackeln, womit sie ihre Kleider ansteckten, hinausgetrieben wurden. Nun erschien ein Chor ehrbarer Frauen; Penelope, Lucretia, Tomyris, Judith, Portia, Sulpitia, die alle mit Versen die Tugend priesen, und die Prinzessinn Isabella lobten. Zum Beschlusse kam noch ein betrunkener Silen auf seinem Esel ins Zimmer geritten, der so lange herumtaumelte, bis er vom Esel fiel, und der ganzen Vorstellung ein lustiges Ende machete. Nun urtheile man, ob wohl was sinnreichers und artigers ausgedacht werden kann, als dergleichen maskirte Vorstellung, darinn sich Erfindung, Witz und Pracht zugleich gezeiget, und so zu reden, die ganze Dichtkunst ihre Reichthümer erschöpfet hat, ein Beylager zu verehren.

5. §. Doch ich muß noch eins anführen, welches der engl. Aufseher im II. Bande, im 115. St. aus dem Strada genommen, und beschrieben hat. Dieses ist Pabst Leo dem X. zu Ehren aufgeführet worden: ich will es aber mit den eigenen Worten der Uebersetzerinn hier einrücken:

Man weis überall, daß Pabst Leo der Zehnte ein großer Gönner der Gelehrsamkeit gewesen, und bey den Ausführungen, Gesprächen und Disputationen der besten Schriftsteller seiner Zeit zugegen zu seyn pflegte. Auf diesen Grund erzählet Strada folgendes: Als dieser Pabst auf seinem Lusthause gewesen, welches auf einer Höhe an dem Ufer der Tiber gelegen, so hätten die Dichter folgendes Schauspiel zu seiner Ergetzung ausgesonnen. Sie haben einen hohen schwimmenden Berg gemacht, der gleich dem Parnaß, auf der Spitze gespalten gewesen. An diesem waren verschiedene Merkmaale, daß er

zur Wohnung der epischen Poeten bestimmt wäre. Von allen Musen erschien die einzige Calliope. Der Berg war von oben bis unten mit Lorberwäldern bedeckt. Pegasus erschien an der Seite des Berges, nebst einem Fluße, der aus seinem Hufe entsprang. Dieser schwimmende Parnaß floß unter dem Klange der Trompeten den Fluß hinunter, und zwar in einer Art von epischem Maaße; denn er ward mit sechs Schrauben, drey an jeder Seite, fortgezogen, die durch ihre beständige Bewegung diese Maschine bis vor den Pabst führeten.

Die Ebenbilder der alten Poeten waren auf solche Plätze gestellet, die eines jeglichen Charactere gemäß waren. Statius stund auf der höchsten von den zwo Spitzen, die als ein Abgrund gebildet war, und über den übrigen Theil des Berges auf eine schreckliche Art hing, so daß die Leute ihn mit eben dem Entsetzen, und mit derselben Begierde ansahen, als sie einem kühnen Seiltänzer zusehen, von dem sie alle Augenblicke fürchten, er werde fallen.

Claudian saß auf dem andern Hügel, der etwas niedriger, und zugleich etwas ebener und gleicher war, als der vorige. Man sah auch daß er fruchtbarer war, und an einigen Orten Gewächse hatte, die in Italien unbekannt und von der Art sind, die die Gärtner ausländisch nennen.

Lucretius war mit dem Fusse des Berges sehr beschäfftiget, indem er lediglich auf die Bewegung und Einrichtung dieser Maschine acht gab, welche unter seiner Aufsicht stund, und auch wirklich von ihm erfunden war. Er war zuweilen in das Schraubwerk so sehr vertieft, und mit Maschinen bedeckt, daß nicht viel über die Hälfte des Dichters den Zuschauern sichtbar blieb, ungeachtet zu anderer Zeit, wenn das Uhrwerk gieng, er mit erhoben und so sichtbar ward, als seine Mitbrüder.

Ovidius hielt sich an keinen festen Ort, sondern flatterte über den ganzen Parnaß mit großer Behendigkeit und Flüchtigkeit. Da er nun nicht viel nach der Arbeit und Mühe fragte, welche erfodert ward, um auf den obern Theil des Gipfels zu kommen, so schwärmete er beständig an dessen Boden herum.

Keiner aber stund auf einem höhern Orte, und hatte eine größere Aussicht vor sich, als Lucan. Er sprang auf den Pegasus gleich dem hitzigen und unerschrockensten Jünglinge, und schien begierig zu seyn, auf dessen Rücken bis in die Wolken zu dringen. Da aber die Hinterbeine des Thieres im Berge steckten, indem der übrige Leib sich in freyer Luft aufbäumte, so erhielt sich der Dichter mit genauer Noth, daß er nicht hinunter glitte: so daß das Volk ihn auch schon oftmals aufgab, und alle Augenblicke aufschrie, er fiele bereits.

Virgil, dessen Blicke sehr bescheiden waren, saß neben der Kalliope, mitten in dem Lorberwäldchen, welches dick um ihn herum wuchs, und ihn fast mit seinem Schatten verdeckte. Er wollte in dieser Einge-

zogenheit fast nicht einmal gesehen seyn: allein es war unmöglich, die Kalliope zu sehen, ohne zugleich auch den Virgil zu erblicken.

Kaum war diese poetische Mummerey vor des Pabstes Lusthause angekommen, als sie auf das Land gebethen ward, welches sie auch that. Der Saal, so zu ihrer Aufnahme zubereitet war, erfüllte eine Versammlung von den vornehmsten Personen an Stande und Artigkeit. Die Dichter saßten sich, und lasen jeglicher ein Gedicht in der Schreibart, und mit demselben Schwunge vor, als die unsterblichen Dichter würden gethan haben, deren Stelle sie vertraten.

6. §. Noch ein ausländisches muß ich aus dem Crescimbeni anführen. Als im vorigen Jahrhunderte der Herzog von Braunschweig, zu Venedig war, ward ihm zu Ehren folgendes vorgestellet. Auf dem großen Canale kam ein ungeheurer Wallfisch geschwommen, auf welchem Morpheus der Gott des Schlafes saß, und ein Lied absang. Hierauf eröffnete sich das Ungeheuer, und verwandelte sich in einen Hügel, der eine Art der elysischen Felder, oder die Gärten der Hesperiden vorstellete, darinn alle Bäume voller Lampen waren, dazwischen man die schönsten Früchte sah. Darunter sah man auf dem Hügel in theatralischen Kleidungen ein kleines Drama aufführen, und mit einer schönen Musik beschließen. Ich schweige vieler andern, die zu Parma, Rom und Florenz vorgestellet worden. Ja man hat von solchen Mummereyen ein ganzes Buch, unter dem Titel Canti Carnascialesci, welches Grazini 1559. herausgegeben. Allein auch unsre Deutschen haben es an dergleichen Erfindungen nicht fehlen lassen. In David Schirmers Rautengepüsche von 1657. finde ich ein Drama, oder Liebesspiel der Nymphen und Satyren, darinn Nymphen, Satyren, Amuretten, Diana, und Jäger vorkommen, und in etlichen Auftritten ihre Personen spielen. Eben dahin rechne ich Georg Neumarks Gesprächspiel vom Lobe und den Gemüthsgaben Herzog Wilhelms des IV. zu Sachsen Weimar, welches an dessen 61sten Geb. Tage 1659. in einem theatralischen Aufzuge vorgestellet worden. Imgleichen den lobwürdigen Kadmus der 1663. in Kopenhagen, dem König von Dännemark Friedrich dem III. und der Königinn zu Ehren, von Adam Fr. Wernern, im Deutschen aufgefüh-

geführet worden; und noch ein anders, das eben daselbst und in eben dem Jahre, dem Churfürsten zu Sachsen, seiner Gemahlinn und seinem Churprinzen zu Ehren, unter dem Titel Masquerada, die Waldlust, vorgestellet, und zu Kopenhagen gedruckt worden. In Morhofs Gedichten findet sich endlich auch eine Masquerade auf des Herzogs von Holstein Geburtstag 1669, den 3. Febr. die man a. d. 157. S. bey ihm nachlesen kann.

7. §. In etwas neuerer Zeit hat Besser zu Berlin bey großen Feyerlichkeiten, eben dergleichen versuchet. Er nennt das eine, das 1696. der verw. Churfürstinn zu Sachsen, Eleonoren, zu Ehren angestellet worden, Florens Frühlingsfest. Darinn hat die Churfürstinn selbst die Flora vorgestellet; Marggraf Albrecht hat selbst einen Schäfer, der Churprinz, Fr. Wilhelm, den Cupido; andere Vornehme haben den Vertumnus, die Diana, den Silvan, die Pales, die Gratien, den Merkur, die Venus, den Mars, Schäfer und Schäferinnen vorgestellet; und viele Tänze haben das Spiel abgewechselt. Eben dergleichen scheint mir der Triumph der Liebe zu seyn; der 1700. an dem Beylagersfeste des damaligen Hessencasselischen Erbprinzen, und nachmaligen Königes von Schweden, Friedrichs, mit einer brandenb. Prinzeßinn, zwar als eine Tafelmusik aufgeführet worden, aber sich weit besser zu einer Verkleidung fürstlicher Personen geschicket hätte. Denn es ist ein Gespräch zwischen Peleus und Thetis, und ein Chor von Flußgöttern und Najaden stimmen mit ein; und alle thun Wünsche an das neue Paar. Endlich finde ich auch im Heräus dergleichen Erfindung, da er 1702. auf den Geb. Tag der Fürstinn von Sondershausen eine solche Masquerade, durch etliche kleine Prinzen aufführen lassen, deren einer den Cupido, der andere den Apollo vorgestellet. Dieses sind die Muster, die ich vor Augen gehabt, als ich vor einem Jahre für die durchl. Kaiserl. junge Herrschaft in Wien, ein kurzes Götterdrama aufsetzete, um selbiges an Ihrer Kaiserl. Königl. Maj. Hohem Namenstage vorstellen zu lassen: wie man im II. B. meiner Gedichte finden wird.

8. §.

8. §. Es ist Zeit, auf die Ballete zu kommen, welches künstliche, aus vielen Personen bestehende, und mehrentheils dramatische, d. i. etwas vorstellende und bedeutende Tänze sind. Denn gesetzt nun, daß die obigen Wirthschaften und Verkleidungen, an manchen Höfen nicht Beyfall fänden; oder wegen der Mühe im Auswendiglernen und Vorstellen, die dabey auch vornehme Personen trifft, sich nicht gar zu oft brauchen ließen: so darf man deswegen doch noch nicht zu den Opern seine Zuflucht nehmen. Denn fraget man mich: Was sollen aber große Herren zu ihrer Ergetzung, bey großen Solennitäten, für Lustbarkeiten anstellen? Oder sollen sie denn an Pracht und Kostbarkeit vor gemeinen Bürgern nichts voraus haben? so antworte ich erstlich: ein gutes Trauerspiel kann mit eben solcher Pracht aufgeführet werden, als ein Singespiel, wenn man nur an Verzierung und Erleuchtung der Schaubühne, an den Kleidungen der Komödianten, an der Musik, und an Tänzen, die zwischen den Aufzügen eingeschaltet werden, nichts sparen will. So habe ich zu unsers hochseligen Königs Augusts Zeiten, die französischen Trauerspiele, auf dem dreßdenischen Opertheater im Zwinger, vielmals aufführen sehen: und so ist auch mein sterbender Cato, auf der braunschweigischen großen Schaubühne, vor des hochseligen Herzogs **Ludwigs Rudolphs** Durchl. mehrmals von der neuberischen Gesellschaft aufgeführt worden. Doch gesetzt, man wollte noch etwas anders auf der Schaubühne haben, dabey mehr Musik, und mehr Vorstellungen vorkämen: so kann schon Rath dazu werden, ohne zu den Opern seine Zuflucht zu nehmen. Man erfinde doch nur künstliche Ballete, nach der Art der alten Griechen, und neuern Franzosen. Diese werden zu der größten Pracht in Verkleidungen, zu neuen und seltenen Verzierungen der Schaubühne, zu vielen musikalischen Compositionen, und recht sinnreichen allegorischen Tänzen Gelegenheit an die Hand geben.

9. §. Der gelehrte **Menestrier** hat im Französischen einen sehr schönen Tractat, des Ballets Anciens et modernes,

nes, selon les Regles du Theatre, geschrieben. Diesen preise ich allen denen an, die etwas zur Vergnügung großer Herren erfinden wollen, das neu ist, und in die Augen fällt. Wir haben auch in Deutschland schon Proben davon gesehen. Vom 1661. Jahre habe ich ein gedrucktes Ballet von des **Orpheus** und der **Euridice** Trauergeschichte, ohne Ort und Verfasser. Am Bayreuthischen Hofe ist 1662. ein Ballet der Natur mit ihren vier Elementen, der Markgräfinn zu Ehren vorgestellet; und 1665. zu Dresden von Chyträus, auf eben diese Markgräfinn, ein Ballet der Elbe aufgeführet worden. Eben daselbst ist 1667. das Ballet der Glückseligkeit von **Schirmern** entworfen, und theils einzeln, theils in seinem Rautengepüsche gedrucket worden: und das Jahr darauf hat **Morhof** vor den Herzog von Holstein eins angegeben, wie in seinen Gedichten a. d. 135. u. f. S. zu lesen ist. Wer kann alle übrige erzählen, die ich auch selbst gedruckt besitze? Nur **Bessern** und den **Heräus** kann ich nicht vergessen, deren jener am Berlinischen, dieser am Sondershäusischen Hofe dergleichen angegeben. S. die 208. S. seiner Gedichte. Was **Moliere** hierinn für Erfindungen gehabt, wird einem jeden aus seinen Schriften bekannt seyn: wiewohl ich zweifle, ob alle die angeführten Stücke, nach **Menestriers** Regeln die Probe halten dörften.

10. §. Und von diesem schönen Werke einen kleinen Vorschmack, und denen, die zur Erfindung solcher Tänze Gelegenheit haben sollten, eine kleine Anleitung dazu zu geben; will ich einen kurzen Auszug aus demselben geben. Ich halte mich aber bey der Historie des Tanzens nicht auf. Ein jeder weis, daß es sehr alt ist. Die Schwester des Moses tanzte mit allen israelitischen Weibern nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und sang dazu. Die Töchter von Siloh hatten ein jährliches Fest, da sie tanzten. David tanzte vor der Bundeslade, und vorhin hatten alle jüdische Weiber getanzet, als derselbe den Philister Goliath geschlagen hatte. Dieses waren nun fast lauter andächtige und religiöse Tänze.

Eben

Eben so haben die heidnischen Völker bey ihrem Gottesdienste allerley Tänze eingeführt gehabt; ja sie sind auch in der ersten Kirche an vielen Orten gewöhnlich gewesen, wo man sie in dem Chore der Kirchen, der, wie man noch itzo in Deutschland sieht, als eine Schaubühne erhaben war, gehalten; bis sie vieler Misbräuche halber abgeschaffet worden. Die alten Kirchenväter haben wider die theatralischen Tänze der Heiden geeifert; nicht weil sie Tänze waren; sondern weil sie sehr freche und üppige Tänze waren, die ein großes Aergerniß gaben. Von solchen ungeistlichen Tänzen aber ist hier gar nicht die Rede, wenn wir von den Balleten handeln: und also darf man gar nicht besorgen, daß dadurch das Heidenthum mit seinen Schandbarkeiten wieder eingeführet werden würde.

11. §. Wir wollen uns auch bey denen Tänzen nicht aufhalten, die nach den besten alten Dichtern, den heidnischen Gottheiten beygelegt worden. Beym **Athenäus** tanzet einmal Jupiter selbst. **Pindarus** nennt den Apollo einen Tänzer: **Virgil** läßt Dianen mit ihren Nymphen an dem Flusse Eurotas tanzen. **Apulejus** sagt, Venus habe auf der Psyche Hochzeit getanzet; und **Horaz** meldet, sie habe es bey Mondenscheine, in Gesellschaft der Gratien, auch einandermal gethan. Bacchus soll in Indien getanzt haben. **Hesiodus** läßt die Musen um den Altar Apollons vor Sonnenaufgange tanzen. In einer Idylle des **Theokritus** tanzen die Nymphen der Brunnen; und im **Virgil** tanzen auch die aus den Schiffen verwandelten Seenymphen um den Aeneas her. Alles dieses führe ich an, um zu zeigen, daß man nach der Wahrscheinlichkeit der alten Fabeln, auch die Götter könne tanzen lassen: denn diese mythologischen Personen haben an unsern Ballets einen großen Antheil: und so sparsam sie in den Trauerspielen statt haben, so häufig können sie in diesen Tanzspielen vorkommen. Ja in Ermangelung bequemer Gottheiten, kann man sich allegorische Personen dichten, und sie tanzend aufführen. Z. E. Die Jahreszeiten, die Welttheile, die Schutzgeister der Länder und Völker,

die Monate, die vier Winde, die sieben Planeten, die Stunden des Tages und der Nacht, die himmlischen Zeichen, die Tugenden und Laster, die Wissenschaften und Künste; kurz, alles was ein Poet, durch eine Personendichtung redend einführen kann, das kann auch in einem solchen Tanzspiele, tanzend vorgestellet werden.

12. §. Wie nun ein jeder hieraus sieht, daß es bey diesen unsern Tänzen nicht nur auf die Figuren der Tänze allein, sondern auch auf die tanzenden Personen ankömmt: also muß ich auch gleich anfänglich erinnern, daß alle die Tanzspiele allegorische und bedeutende, d. i. wie man itzo spricht, pantomimische Tänze in sich halten müssen. Fragt man nun, was denn diese Tänze bedeuten können und sollen? So antworte ich; erstlich eine Verehrung vornehmer Personen, an deren Festtagen sie aufgeführet werden: denn die Alten glaubten, daß das Tanzen eine Art des Gottesdienstes wäre, welche den Göttern sehr gefällig seyn müßte. Man meynt, dieses habe seinen Ursprung, aus der Meynung des **Pythagoras**, der dafür gehalten, daß Gott eine Harmonie, (Numerus) oder ein Tact, das ist ein abgemessenes, sehr wohl übereinstimmendes Wesen sey. Dem sey nun wie ihm wolle: so haben doch fast alle Völker bey ihrem Gottesdienste Musiken und Tänze gehabt; diejenigen Gottheiten zu verehren, denen die Feste geweihet waren. Daher ward auch in allen wohlbestellten Republiken die Jugend zum Tanzen angeführet, theils daß sie geschickt, theils daß sie stark von Leibe werden möchte: denn es gab auch martialische Tänze, die mit voller Rüstung, oder doch mit einigen Waffen geschahen. Selbst die lacedämonische Jugend war davon nicht ausgenommen: und die größten Helden haben solche Tänze theils geliebet, theils mitgemachet, wie die Exempel Merions aus Creta, des Ulysses, des Antiochus, des Polysperchon, des Philippus, Alexanders Vater, des Epaminondas, des Scipio, u. a. m. zeigen.

13. §. Doch unsre Tanzspiele sollen nicht nur bloße Tänze, sondern Allegorien, und redende Bilder gewisser Dinge

seyn.

seyn. **Lucianus** will das erste Muster solcher Ballete in der Bewegung der Sterne und Planeten finden, die mit der schönsten Harmonie geschieht: und es wäre nicht unmöglich, solche planetische Tänze, welche die berühmten Weltordnungen vorstelleten, aufzuführen; wie **Postel** in seinem Wittekind schon gedichtet hat. Die **Aegyptier** sind die ersten Erfinder hieroglyphischer Tänze gewesen. **Plato** ist ihr Bewunderer und Schüler gewesen, und kann denjenigen nicht genug loben, der zuerst die Harmonie des ganzen Weltgebäudes in einem Tanze vorgestellet hat. Die Ausleger des **Sophokles**, des **Euripides** und **Aristophanes** haben uns die Geheimnisse, die **Plato** unerklärt gelassen, entdecket. Sie sagen, alle Tänze der Aegyptier hätten die Bewegungen der Gestirne nachgeahmet: weil sie allemal rings um ihre Altäre getanzet hätten, die gleichsam, wie die Sonne, in dem Mittelpuncte des Himmels, gestanden hätten. Daher wären nun in den Chören der Tragödien die Strophen, und Antistrophen entstanden. Denn erstlich hätten sie im Kreise von Morgen gegen Abend in die Runde getanzet, um dadurch die gemeine Bewegung des Himmels abzubilden: hernach aber hätten sie den Kreis von Abend gegen Morgen herum gedrehet, um dadurch die eigene Bewegung der Planeten, wider die Ordnung der himmlischen Zeichen im Thierkreise vorzustellen. Zuletzt aber hätten sie noch die Epode, oder den Beschluß, stillstehend abgesungen; um dadurch die Unbeweglichkeit der Erdkugel abzubilden. Die Griechen haben diese ägyptische Erklärung verworfen, und die Tänze von dem Ein- und Ausgange des Theseus in den Labyrinth erkläret; als welcher Held die griechische Jugend zu Delos zuerst darinnen unterrichtet hatte.

14. §. Dieses ist nun die erste Art solcher bedeutenden Tänze gewesen, die mit zu den Schauspielen gezogen worden; und die **Athenäus** philosophische Tänze nennet, weil alles darinn ordentlich und bedeutend war. Agamemnon hat seiner Gemahlinn Clytemnestra, als er nach Troja zog, einen so philosophischen Tanzmeister hinterlassen, der ihr durch allegorische

rische Tänze die Zeit verkürzen, und zugleich die Liebe zur Tugend beybringen sollte: und dieses ist mit so gutem Erfolge geschehen, daß sie nicht eher verführet werden können, als bis Aegysthus diesen Meister ermordet hatte. Die Alten spielten auch im Tanzen den Ball: und daher kömmt das heutige Wort **Ball**, **Ballet**, womit man die Tänze benennet, von βαλλειν werfen: σφαιρα βαλλομενη, eine Kugel zum werfen, wie Suidas den Ball erklärt. Darauf haben sich allerley Meister der Ballete gefunden: Bathyllus von Alexandrien hat lustige, Pylades aber ernsthafte und pathetische Tänze zu den Schauspielen erfunden. Solche Tänze nun waren geschickt, die Bewegungen des Leibes zu bessern, so wie die Tragödie die Regungen des Gemüths in Ordnung zu bringen dienen sollte. Aber überhaupt geben die Alten, die davon geschrieben haben, diese Erklärung eines solchen Tanzspiels: Es sey eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man saget und singt, durch abgemessene Gebärden und Bewegungen des Leibes. Und **Aristoteles** sagt gar, daß man die Sitten und Gemüthsbewegungen, durch die harmonischen tactmäßigen Stellungen und Tritte ausdrücken müsse.

26. §. Es ist also mit den Balletten oder Tanzspielen nicht anders bewandt, als mit den übrigen Künsten: sie sind alle Nachahmungen, nur mit dem Unterschiede, daß, da die Malerey z. E. nur die Figur, die Farben und die Ordnung der Dinge vorstellen kann; diese Tanzkunst auch die Bewegungen ausdrücket, und sogar die Natur vieler Dinge und die verborgene Beschaffenheit des Gemüthes abschildern kann. Diese Nachahmung nun geschieht durch die Bewegungen des Leibes, und zwar nach der Harmonie der Musik, welche gleichfalls die Gemüthsbewegungen ausdrücket. Es ist bekannt, wie vieles man mit Geberden und Bewegungen der Gliedmaßen des Leibes zu verstehen geben kann; und die Alten haben ihre Pantomimen gehabt, die sich alles, ohne ein Wort zu sprechen, auszudrücken getrauet. Man weis auch, daß jede Gemüthsbewegung ihre eigene Stellungen und Bewegungen hat, dadurch sie sich an den Tag legt. Solche Dinge nun müssen

in den Tanzspielen vorgestellet werden. Wir haben an der Folie d'Espagne, und vieleicht auch an dem so genannten Aimable Vainqueur, wenn dieser von zweyen getanzt wird; ein Paar Tänze, die solche Gemüthsbewegungen ausdrücken. Denn jener soll den spanischen Eigensinn, dieser aber die Gemüthsart zweyer Verliebten vorstellen; die bald sehr freundlich mit einander thun, bald kaltsinnig werden, bald sich erzürnen, sich aber dennoch wieder vertragen: und es fehlt nur ein Text dazu, der sich zu allen diesen Gebärden schicket, und sie zu erklären geschickt ist; so wird es ein jeder bemerken. Auch die englischen Tänze sind insgemein so allegorisch, wie z. E. der Jalousie-Tanz genugsam zeigen kann; der alten deutschen Schäfertänze zu geschweigen.

27. §. Doch ich vertiefe mich zu weit. Nun sollte ich weitläuftig lehren, wie ein Erfinder solcher Tanzspiele sich eine alte Geschicht, oder Fabel erwählen; oder auch eine neue ersinnen könne, die er in einem theatralischen Tanze vorstellen will. Ich sollte zeigen, wie diese Erfindung im Tanzen, gleichfalls eine Einheit in der Handlung, oder Absicht haben muß, darauf alle ihre Theile abzielen. Ich sollte auch an die Hand geben, was für Mittel man habe, die Personen, die man tanzend aufführt, zu characterisiren. Ich sollte endlich zeigen, was man bey dem allen für Fehler begehen könne, und dieses mit Exempeln alter und neuer, guter und schlechter Ballete erläutern. Allein theils ist dieses schon in den vorigen Hauptstücken von Schauspielen geschehen; theils muß es ein Erfinder dieser Spiele aus dem Alterthume und der Mythologie wissen; theils ist es mir hier zu weitläuftig ins Werk zu richten. Uebrigens gehören aber auch geschickte Musikmeister und Tanzmeister dazu, die das, was der Poet erfunden, geschicklich auszuführen wissen. Daß ein vermögender großer Herr dazu gehöre, der zu dergleichen Spielen die Kosten hergeben kann, das versteht sich von sich selbst. Es wäre denn, daß in einer großen Residenz, z. E. wie Wien ist, die Menge der Zuschauer so viel eintrüge. Denn hier habe ich 1749. auf der deutschen Schaubühne am Kärnther-Thore die artigsten

pantomimischen Ballette vorstellen gesehen, die alle sehr redend waren, ungeachtet kein Wort dabey gesprochen wurde. Aber hier sah man auch eine prächtige Schaubühne, mit vielen Verzierungen, ja auch fast bey jedem neuen Ballette, neue Maschinen, Kleidungen und Zierrathe in großer Menge. Was kostet nicht die große Anzahl Tänzer zu unterhalten, die sich oft bis auf 30 und mehr Personen und drüber erstrecken könnten?

28. §. Ich habe es noch vergessen zu erwähnen, daß aller Schönheit der Vorstellungen ungeachtet, dennoch oftmals diese allegorischen Tänze dem meisten Theile der Zuschauer wahrhafte hieroglyphische Figuren seyn würden, davon sie nichts verstünden; wenn nicht der Poet zuweilen den vornehmsten Personen solcher Tanzspiele auch gewisse Worte zu reden und zu singen in den Mund legte. Diese werden nun in lauter Versen, doch kurz und gut gemacht: weil die Absicht nicht ist, durch Worte, sondern durch Bewegungen des Leibes etwas anzuzeigen. Doch wer davon mehrere Anleitung verlanget, der muß den oben gerühmten Menestrier nachlesen, wo er zugleich einen großen Vorrath von Erfindungen zu Balletten antreffen wird. Man kann auch die gelehrten Abhandlungen nachlesen, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres & des Inscriptions, in verschiedenen Bänden dieses Buches vorkommen. Endlich lese man auch das oberwähnte Buch The Taste of the Town, wo gleichfalls in der III. Abtheilung von den Tänzern, und in der IV. von Chören gehandelt wird, die beyde zu dieser Absicht gehören. Vieleicht kommen einmal in Deutschland die Zeiten, da man durch dergleichen sinnreiche Erfindungen, die das vorige Jahrhundert schon gekannt, und geliebet, die Schaubühne wieder emporheben, und den bisherigen Wust der unnatürlichen Opern, in solche allegorische Tanzspiele; die abgeschmackten Haupt- und Staatsactionen, in herzrührende Trauerspiele; und die närrischen Burlesken der italienischen und anderer gemeinen Komödianten, in lehrreiche und scherzhafte Lustspiele verwandelt sehen wird.

Des II. Abschnitts VI. Hauptstück.

Von Schäferspielen, Vorspielen und Nachspielen.

1. §.

Ich habe zwar oben im ersten Abschnitte von Idyllen, oder Schäfergedichten gehandelt; auch beyläufig erinnert, daß dieselben zum Theil auch dramatisch, das ist gesprächsweise, eingerichtet würden. Und so viel lehrten mich die Exempel und Meisterstücke der Alten. Allein von ganzen theatralischen Schäferstücken weis das ganze Alterthum nichts: ungeachtet nichts natürlicher gewesen wäre, als darauf zu gerathen. Denn ahmet das Trauerspiel die vornehmste Classe der Menschen, ich meyne das Leben der Könige und Fürsten nach; so schildert das Lustspiel den Mittelstand der Welt, an Adel und Bürgern ab. Nun ist noch die dritte Lebensart, nämlich der Landleute übrig: davon wir bey den alten dramatischen Dichtern keine Nachahmungen finden. Dieses ist nun destomehr zu bewundern, da die ganze theatralische Dichtkunst auf den Dörfern und Flecken zuerst entstanden. Soll ich meine Gedanken von der Ursache entdecken, so werden es diese seyn: Landleute, welche die Beschwerlichkeiten ihrer Lebensart zur Gnüge kannten, konnten unmöglich begierig seyn, den Abriß derselben auf der Bühne zu sehen. Hergegen konnten sie, nach der natürlichen Neubegierde der Einfältigen, gar wohl begierig seyn, das Leben der Könige und Fürsten, kennen zu lernen; oder auch das Stadtleben des Bürgerstandes vorgestellet zu sehen. Nach beydem konnte das unwissende Landvolk lüstern seyn: so wie wir im Gegentheile finden, daß die Großen dieser Welt sich gern an den Thorheiten des Mittelstandes, und wohl gar an den Bauerpossen eines Hanswursts, oder andern groben Lümmels, er sey nun wälsch oder deutsch,

belustigen; ernsthafte Trauerspiele aber, von Königen und Fürsten gar nicht sehen mögen; es wäre denn, daß sie nach Art der Opern ganz ins verliebte Fach gehöreten, und durch Musik und Tänze in Stücke aus Schlaraffenland verwandelt worden.

2. §. Ich weis wohl, was die Bewunderer des Alterthums hier sagen werden. Um zu behaupten, daß es ihm auch an Schäferstücken nicht gefehlet habe, werden sie sich auf die satirischen Schauspiele der Griechen berufen; davon **Casaubonus** ein ganzes Buch geschrieben. Ich kenne es, und habe es mit Bedacht gelesen, wie es 1605. unter dem Titel Isaaci Casauboni de Satirica Græcorum Poesi, & Romanorum Satira, zu Paris in 8. herausgekommen. Hier darf zuförderst niemand denken, daß die griechische Satire von eben der Art gewesen, wie die lateinische, eines **Lucils**, **Horaz**, oder **Juvenals**, nachmals gewesen. Nein, sie war kein Gedicht zum Lesen, wie etwa **Homers** Margites; sondern ein dramatisches Stück, welches man auf einer Bühne mit lebendigen Personen vorstellete. Sie hatte den Namen von des Bacchus Gefährten, den Silenen und Satiren; weil nämlich diese dem Bacchus zu Ehren, an seinen Festtagen, von dem betrunkenen Landvolke vorgestellet wurden. **Horaz** beschreibt uns diesen Zustand, in dem Schreiben an den Kaiser August:

> Agricolæ prisci, fortes, parvoque beati,
> Condita post frumenta, levantes tempore festo
> Corpus, & ipsum animum, spe finis, dura ferentem,
> Cum sociis operum & pueris & conjuge fida,
> Tellurem porco, Silvanum lacte piabant;
> Floribus & vino, Genium, memorem brevis ævi.
> Fescennina per hunc inventa licentia morem,
> Versibus alternis opprobria rustica fudit.

Von diesem Ursprunge nun, will **Casaubonus** die satirische Poesie der Griechen herleiten: und ich bin ihm in soweit nicht zuwider, als die ganze theatralische Dichtkunst ihren

Ursprung daher genommen. Diese theilte sich nun bald nach dem Thespis und Pratinas in tragische und komische Stücke ab: davon jene ernsthaft und traurig, diese aber beißend und lustig waren; weil sie dem Bacchus zu Ehren gespielet wurden. Allein dabey sehe ich nicht die geringste Spur unserer Schäferspiele.

3. §. Soviel gelehrte Sachen vom Ursprunge der Schauspiele Casaubonus auch anführet, und so richtig dieselben auch sind, so beweist er doch nichts mehr, als daß es alte Dorfstücke, die sehr beißend und spöttisch gewesen, gegeben; und darinn man Faunen und Satyren aufgeführet, ja sie von diesen mit leichtfertigem Hüpfen und Springen, und lüderlichen Worten, spielen lassen. Dieß ist also der Ursprung der Komödie, wie er selbst gesteht; daß σατυρικα δραματα, oder schlechtweg Σατυροι, nur den Tragödien entgegengesetzet worden; weil ihre Chöre aus Silenen und Satyren bestanden. Eben das bezeigt Horaz, wenn er schreibt:

> Mox etiam agrestes Satyros nudavit, & asper
> Incolumi gravitate (scil. tragœdiarum) jocum tentavit.

Er nennt auch einen komischen Dichter Satyrorum Scriptorem; und die Natur dieser Spiele drückt er durch risores & dicaces Satyros aus:

> Verum ita risores, ita commendare dicaces
> Conveniet Satyros.

Was zeigt das anders, als daß eine griechische Satyre kein unschuldvolles, ruhiges und verliebtes Schäferspiel; sondern höchstens eine etwas gröbere und unflätigere Bauerkomödie gewesen sey. Eben dieses beweiset das einzig übriggebliebene Stück von dieser Art, des Euripides Cyklops, auf den er sich beruft. Denn man lese denselben durch, so oft man will, so wird man nichts ähnliches mit einem neuern Schäfergedichte darinn finden. Der Riese Polyphem, Ulysses, seine Gefährten, und alle übrige Personen desselben, sind diejenigen Schäfer nicht, die wir auf unsere Pastoral-

bühne

bühne stellen könnten; um das unschuldige Weltalter unter Saturns Regierung, die tugendhaften Zeiten der Patriarchen, oder die Sitten des glückseligen alten Arkadiens vorzustellen: wie ich dieses im I. Abschnitte und V. Hauptstücke abgeschildert habe.

4. §. Bleibt also die Pastoralpoesie eine neuere Erfindung: so fragt sichs, wem wir dieselbe eigentlich zu danken haben? Schlage ich den **Minturno**, als einen Lehrer der wälschen Dichtkunst nach, der sein Buch, als Bischof zu Uguento 1563. geschrieben hat: so finde ich noch gar keine Spur von den Pastoralstücken darinnen; als die zu seiner Zeit noch nicht erfunden, oder doch nicht bekannt gewesen. **Crescimbeni** hergegen bemerket im IX. Cap. des IV. B. vom I. Bande seiner Istoria della volg. Poes. daß dieselbe in der Hälfte des XV. Jahrhunderts allererst ins Geschick gekommen. Denn nach einigen unförmlichen Versuchen älterer Dichter, die etwas schäfer- oder bauermäßiges in Verse gebracht, die sie bald Favola, bald Rapresentatione della Favola, bald Ecloga, bald Comedia rusticale genannt, habe Angelus Politianus das Stück **Orpheus** gemacht; welches 1518. zu Venedig gedrucket worden. Nach diesem habe ein Ferrareser, Cinthio genannt, nach dem Muster der Alten 1545. eine sogenannte Satire, mit allerhand Faunen und Satiren vermischet, aufführen lassen, die den Namen Aegle geführet. Zehn Jahre hernach sey denn endlich das erste eigentliche Schäferstück, von einem andern Ferrareser, **Beccari**, unter dem Namen Il Sagrifizio, Favola Pastorale, erschienen, und das Jahr vorher gespielet worden. Im 1561 Jahre hat **Cieco** seine Calisto, vorstellen lassen, ob sie wohl erst 1582. gedrucket worden. Darauf hat 1563. Albert **Lollio**, dem Herzoge Alfonsus von Ferrara zu Liebe, nach jenem Muster, die **Aretusa** gemacht, die er Comedia Pastorale genannt. Bis endlich im 1573. Jahre der **Amintas** des **Torquato Tasso**, als eine Favola Boscareccia, zu Venedig ans Licht getreten; worauf denn endlich des **Guarino** sein Pastor Fido, und des **Buonarelli** Filli de

Sciro gefolget sind, die diese Art von dramatischen Vorstellungen völlig berühmt gemachet haben.

5. §. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht der große Beyfall, den diese Stücke gefunden, und wodurch sie auch bis über die Alpen gedrungen, auch bey uns zuerst die Schäferstücke bekannt und beliebt gemacht. Zwar wenn wir bloße Bauerstücke machen wollten: so würden wir in Hans Sachsen und Ayrern eine gute Anzahl derselben antreffen. Z. E. Des erstern schwangerer Bauer, von 1544. und der Bauer mit dem Kuhdiebe, von 1550. der Baurenknecht will zwo Frauen haben, von 1551. u. s. w. Ja schon vor beyden würde Martin **Rinckard** uns in seinem münzerischen Baurenkriege 1520. eine Probe davon gegeben haben. Allein dieses ist unserer obigen Erklärung zuwider. Der erste aber, der, meines Wissens, des Guarini Pastor Fido ins Deutsche gebracht, ist **Eilger Manlich** gewesen, der ihn in Reime gebracht, und 1619. in 12. zu Mühlhausen drucken lassen. Diese Verdeutschung führte den Titel: Pastor Fido, ein sehr schön, lustige und nützliche Tragico Comœdia &c. Das war nicht genug. Denn 1636. kam zu Schleusingen, unter eben dem Titel, einer Tragico Comœdia eine andere Dolmetschung zum Vorscheine. Indem aber diese Uebersetzungen im Schwange giengen, fand sich auch 1638. **Herm. Heinr. Scheren** von Jewer, der uns eine neuerbaute Schäferey von der Liebe Daphnis und Chrysilla, nebst einem anmuthigen Aufzuge vom Schafdiebe, lieferte, und zu Hamb. in 8. drucken ließ: welches Stück ich auch besitze. Ja 1642. folgte auch des **Torquati Tassi**, Amyntas, von M. Mich. **Schneidern**, Prof. zu Wittenberg verd. und zu Hamb. gedr. Und zwey Jahre darauf gab **Augspurger** zu Dresden 1644. einen ganzen Band Schäfereyen ans Licht, darinn vier Schäferspiele in ungebundener Rede, nach den vier Jahrszeiten eingerichtet sind.

6. §. Ich würde noch ein großes Verzeichniß hersetzen müssen, wenn ich nun alle Nachfolger dieser Versuche nennen wollte. Ich will nur melden, daß sowohl der **Pastor**

Fido,

Fido, als der **Amyntas** noch mehr als einmal übersetzet erschienen. Der erste nämlich kam 1663. zu Weimar oder Erfurth in ungebundener Rede heraus, wiewohl hin und wieder einige Verse mit unterlaufen. Er hat die Ueberschrift auch Pastor Fido, oder die allerschönste Tragi-Comœdia, der getreue Hirte genannt, so jemals auf dem großen Theatro der Welt gesehen worden rc. Es scheint, daß der Uebersetzer **Statius Ackermann** geheißen; denn dieser eignet dieselbe einem sächsischen Herzoge, Joh. George, zu, und wünschet, daß sie auf einer rechten pastoralischen Scena agiret werden möchte. Hierauf folgten **Hofmannswaldau**, und **Abschatz**, die ihn in Versen, aber in ungleich langen madrigalischen Zeilen verdeutschten, und sehr viel Beyfall damit erhielten. Der zweyte aber ist, der ältern Uebersetzungen nicht zu gedenken, noch vor wenig Jahren, von neuem poetisch ins Deutsche gebracht worden. **Andreas Gryphius** aber, der uns des **Corneille** schwärmenden Schäfer, als ein **satyrisches Lustspiel** betitelt, 1663. verdeutschet, um die überhandnehmende Schäfersucht lächerlich zu machen; hat uns auch die verliebte **Dornrose**, als ein kleines Bauerspiel selbst verfertiget. Unter den Originalen des vorigen Jahrhunderts aber, ist **Hallmanns** Urania, ein Schäferspiel, zu merken; und noch vor derselben hat er die sinnreiche Liebe, oder den glückseligen **Adonis**, und die vergnügte **Rosibella**, als ein Pastorell, auf die Vermählung Kaiser Leopolds 1673. verfertiget. Vor etwa zwanzig Jahren habe ich meine Atalanta, als ein Schäferspiel, verfertiget; und nachdem sie vielmal gespielet und in meiner Schaubühne bekannt worden, hat man sie an verschiedenen Orten nachgedrucket; ja es sind dadurch die Schäferspiele von neuem beliebt, und von vielen nachgeahmet worden. Ich könnte ein ganzes Verzeichniß neuerer Schäferstücke, die theils länger, theils kürzer ausgefallen, hersetzen, die seit zehn Jahren ans Licht getreten; wenn dieses die Absicht wäre. In der Historie der deutschen Schaubühne wird dieses ausführlicher geschehen.

7. §. Was nun die Einrichtung solcher Schäferstücke betrifft, so kann sie dem nicht schwer fallen, der die obigen Hauptstücke von Idyllen, von Trauer- und Lustspielen wohl verstanden hat. In dem ersten sieht er die ganze Art des Schäferlebens, welches in einer gewissen Einfalt und Unschuld vorgestellet werden muß, wie man sichs in dem güldenen Weltalter einbildet. Man muß nämlich dadurch den Zuschauern eine Abschilderung der alten Tugend geben; um ihnen dieselbe als liebenswürdig zu entwerfen. Die Liebe kann darinn zwar herrschen, aber ohne Laster, und Unart: und wenn gleich zuweilen auch Personen von höherm Stande, oder aus Städten mit unterlaufen; so müssen dieselben doch dieser herrschenden Tugend des Landlebens keinen Eintrag thun: wie man an der Elisie in meiner Schaubühne sehen kann. Eine solche Liebesfabel nun muß ebenfalls ihre Verwickelung, ihren Knoten, und ihre Auflösung haben, wie ein Lust- und Trauerspiel. Es können unerkannte Personen darinn vorkommen, die allmählich entdeckt werden, und dadurch eine Peripetie, oder einen Glückswechsel verursachen; der aber insgemein ein vergnügtes Ende nehmen muß. Denn weil im Stande einer solchen Unschuld, keine Laster herrschen, so muß auch Schmerz und Unglück weit davon verbannet seyn; außer was die kleinen Bekümmernisse unglücklicher Liebenden etwa nach sich ziehen. Ein vernünftiger Poet schildert auch die Liebe der Schäfer zwar zärtlich, aber allemal keusch, und ehrbar, treu und beständig: damit niemanden ein böses Exempel, zum Schaden der Tugend, gegeben werde.

8. §. Ein Schäferspiel soll auch eigentlich fünf Aufzüge haben: doch haben einige auch wohl nur drey gemachet; wenn es ihnen an Materie gefehlet, fünfe damit anzufüllen. Diejenigen ganz kurzen Stücke, die gleichsam nur aus einem Aufzuge, von sechs, acht oder zehn Auftritten bestehen, werden als Nachspiele bey größern Trauer- und Lustspielen gebrauchet. In allen aber muß die Fabel ganz, in ihrem völligen Zusammenhange vorgestellet werden, so daß sie An-

fang,

fang, Mittel und Ende habe, ohne die Dauer eines halben oder ganzen Tages zu überschreiten. Der Ort der Scene muß auch im ganzen Stücke derselbe, etwa ein Platz vor einer Schäferhütte, oder an einem Gehölze, oder in einer Wiese zwischen etlichen Gebüschen seyn, und durch das ganze Stück bleiben. Die Schreibart muß niedrig, aber nicht pöbelhaft, vielweniger schmutzig und unflätig seyn. Wenn gleich die Lustspiele die ungebundene Rede sehr wohl vertragen können: so sind doch in Schäferspielen die Verse sehr angenehm: wenn sie nur natürlich und leicht fließen. Denn gezwungene und hochtrabende Ausdrücke schicken sich für diesen Stand nicht. Spitzfindige Einfälle gehören hieher auch nicht: wie denn Schäfer von allen Erfindungen und Künsten der Städte nichts wissen sollen. Wenn man glaubet, daß solche Schreibart leicht ist, so betrügt man sich sehr: so spielend sie auch aussieht, wenn man sie gut beobachtet findet. Viele fallen ins pöbelhafte oder in die Zoten, ehe sie es meynen: wie **Dünnehaupt** in seinem gedrückten und erquickten Jacob, davon man den Auszug in den krit. Beyträgen sehen kann; oder ein neuerer Dichter, in seiner Liebe in Schäferhütten, welches mehr ein Bauerstück als Schäferspiel heißen kann. Andere neuere Dichter aber haben ihre Stücke bisweilen zu künstlich im Ausdrucke gemacht: und ihre Schäfer mit fontenellischer Spitzfindigkeit reden lassen. Die Mittelstraße ist nirgends nöthiger, als hier; von welcher aber auch **Tasso** und **Guarini** bisweilen abgewichen sind, wie oben im Hauptst. von Idyllen bemercket worden.

9. §. Es haben viele auch musikalische Schäferspiele, als Opern gemachet, und aufgeführet. Von diesen ist der innern Einrichtung nach, nichts anders zu sagen, als von den andern. Eins von dieser Art ist der **fontenellische Endymion**, den ich deutsch übersetzet habe, ohne ihm die Gestalt einer Oper zu geben. Doch habe ich den ersten Aufzug in den Schriften der deutschen Gesellschaft auch auf diese Art eingekleidet, als ich einmal für den Hochsel. Herzog von Weißenfels eine Oper machen sollte: die aber durch eine

Landestrauer unterbrochen ward. Man hat zwar viel solche einzelne Stücke gedruckt; daran doch manches auszusetzen wäre, wenn man sie prüfen wollte. Die Kleidungen der Schäfer müssen sehr einfältig und nicht kostbar, aber doch reinlich seyn. Weißes Leinen, und grüne wollene Kleider zieren sie am besten. Seide, Gold und Silber kennen sie nicht. Ihre Strohhüte und Stäbe zieren sie mit etlichen bunten Bändern. Nichts ist angenehmer, als wenn man Kinder in dergleichen kleinen Schäferspielen übet, und sie mit den gehörigen Kleidungen vor Gästen, die man vergnügen will, etwas vorstellen läßt. Denn dadurch werden sie herzhaft, üben ihr Gedächtniß, lernen ihre Person wohl spielen, deutlich reden, auf alle ihre Gebärden und Stellungen wohl acht geben, u. s. w. Ich kenne hier eine Familie, da die Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren sehr geschickt in diesem Stücke sind. Und geschickte Schulmänner haben bisweilen mit größern Schulknaben auch meine Atalanta u. d. m. zu vielem Vergnügen ihrer Zuschauer, sehr wohl aufgeführet.

10. §. Nun muß ich noch etwas weniges von Vorspielen und Nachspielen gedenken. Diese beyden Arten theatralischer Vorstellungen sind auch einestheils ganz neu: theils haben wir doch aus dem Alterthume kein Muster übrig behalten, darnach sich unsere Dichter hätten richten können. Das erste gilt von den Vorspielen. Denn diese pflegt man bey gewissen feyerlichen Tagen, an großer Herren Geburts- und Namenstagen, bey Beylagern, oder bey der Geburt hoher Prinzen, bey Jubelfesten von Akademien und Schulen, u. d. m. aufzuführen. Sie sollen also, dieser Absicht nach, die allgemeine Freude des Landes, der Städte, gewisser Gesellschaften und Stände, an den Tag legen, auch wohl gute Wünsche mit anbringen. Man muß also zu allegorischen oder mythologischen Personen seine Zuflucht nehmen, die sonst in andern Schauspielen billig keine statt finden. Man läßt das ganze Land z. E. Germania, Saxonia, Lusatia

satia u. d. gl. als ein Frauenzimmer mit einer Städtekrone; man läßt Städte, die Religion, die Wissenschaften, die freyen Künste, den Handel, u. d. m. auftreten. Zu diesen letzten brauchet man insgemein den Apollo, die Minerva, die Musen, den Merkur u. s. w. Bisweilen kann man auch wohl die Venus, den Cupido, die Gratien, die Diana, den Vertumnus, die Flora, die Pomona u. a. m. brauchen, um die Schönheit, Liebe, Anmuth, Jagd, den Frühling, Herbst, u. s. w. vorzustellen. Alle solche Personen müssen nach der Mythologie mit den gehörigen Kleidungen und Kennzeichen versehen und unterschieden werden: und man muß sich wohl vorsehen, daß unter solche allegorische oder mythologische Personen, keine wirkliche oder historische gemenget werden. In diesem Stücke ist **Simon Dachs** Schauspiel von der Sorbuise, auf das erste Jubelfest der Königsb. Universität, fehlerhaft: weil er beyderley untereinander menget. Auf das zweyte Jubelfest dieser hohen Schule steht ein Prologus oder Vorspiel in meiner Schaubühne VI. Bande.

11. §. Die Nachspiele betreffend, so sind dieselben freylich bey den Griechen unter dem Namen der **Satiren**, und bey den Lateinern unter dem Namen der **atellanischen** Fabeln gewöhnlich gewesen. Allein jene bestehen, wie ordentliche Stücke, aus fünf Aufzügen; da unsere Nachspiele viel kürzer sind, und nur aus einem Aufzuge bestehen: von diesen aber weis man nichts rechtes, als daß sie kleine bürgerliche Fabeln des Stadtvolkes in Rom, vorgestellet. Man hat auch Fabulas tabernarias gehabt, die noch gemeinere Leute aufgeführet: und allem Ansehen nach alle lustig und possenhaft gewesen. Vermuthlich haben auch die Schauspieler solche Stücke nach einem bloßen Entwurfe, und aus dem Kopfe vorgestellet: daher es denn kömmt, daß wir nichts davon übrig behalten haben. Unsere Komödianten haben es auch eine lange Zeit her so gemachet, und nach dem Exempel der wälschen Bühne aus dem Stegreife ihre

Fratzen hergespielet. Allein da sich viel schlechtes Zeug darunter gemenget, welches artigen Stadt- und Hofleuten einen Abscheu gemachet: so hat man endlich, nach dem Exempel der Franzosen, kleine Stücke von der Art mit Fleiß ausgearbeitet, und sie wohl gar in Versen gemacht, damit die Komödianten sie auch auswendig lernen müßten. Doch hat man sie auch bisweilen in ungebundener Rede verfertiget; von welcher Art in meiner Schaubühne auch ein paar Stücke vorkommen. Der Inhalt solcher Stücke kann aus dem gemeinen bürgerlichen Leben hergenommen seyn; doch so, daß der kleine Adel auch nicht ganz ausgeschlossen wird. Man hat aber auch kleine Schäferspiele schon in guter Anzahl, und diese thun eine gute Wirkung, zumal in Versen. Endlich haben die Franzosen auch schon Hexenmährchen auf die Bühne gebracht: die als was neues, welches den Parisern immer gefällt, großen Beyfall gefunden haben. Auch bey uns ist das Orakel, und ein paar andere von der Art, schon im Deutschen aufgeführet worden.

12. §. Soll ich meine Gedancken davon sagen, so sind die beyden ersten Arten, als Nachahmungen der Natur, theils wie sie gut und unschuldig, theils verderbt und lasterhaft ist, sehr gut: wenn sie sonst den Regeln der Wahrscheinlichkeit folgen, und die Einigkeit der Zeit und des Ortes beobachten. Allein, was die letztern betrifft, so sind dieselben aus dem Lande der Hirngespinste, der arabischen Mährlein, oder aus dem Reiche der Hexen genommen: und haben folglich kein Vorbild in der Natur. Die Sittenlehren die darinn herrschen, sind auch gemeiniglich sehr unsichtbar, oder gehen bloß auf die schlüpfrige Liebe; ein glattes Eis, darauf, auch ohne solche Anreizungen, schon Zuschauer genug zu straucheln pflegen. Ist dieser Zweck aber der Mühe werth, durch solche gezwungene Mittel befördert zu werden? Es haben sich ohne dieß schon komische Dicher genug gefunden, die auf den ordentlichen Wegen, dieser Leidenschaft mehr Vorschub gethan haben, als zu

wünschen

wünschen wäre. Und was werden wir für eine Nachkommenschaft bekommen, wenn wir so eifrig an Verderbung der Sitten der Jugend arbeiten wollen? In diesem einen Stücke scheint mir der Verfasser der Abhandlung recht zu haben, der im vorigen Jahre den Preis der Akad. zu Dijon erhalten hat. Nur die üppigen Poeten, und andere ihnen gleichgesinnte Schriftsteller, befördern die Verderbniß der Zeiten, und thun der Welt dadurch einen schlechten Dienst: da sie dieselben eben so leicht bessern könnten; wenn sie einhällig ihre Federn dem Dienste der Tugend widmen wollten. Man lese hierbey des Riccoboni Tractat von der Verbesserung der Schaubühne, de la Reformation du Theatre.



Des

Des II. Abschnitts VI. Hauptstück.

Von Schäferspielen, Vorspielen und Nachspielen.

1. §.

Ich habe zwar oben im ersten Abschnitte von Idyllen, oder Schäfergedichten gehandelt; auch beyläufig erinnert, daß dieselben zum Theil auch dramatisch, das ist gesprächsweise, eingerichtet würden. Und so viel lehrten mich die Exempel und Meisterstücke der Alten. Allein von ganzen theatralischen Schäferstücken weis das ganze Alterthum nichts: ungeachtet nichts natürlicher gewesen wäre, als darauf zu gerathen. Denn ahmet das Trauerspiel die vornehmste Classe der Menschen, ich meyne das Leben der Könige und Fürsten nach; so schildert das Lustspiel den Mittelstand der Welt, an Adel und Bürgern ab. Nun ist noch die dritte Lebensart, nämlich der Landleute übrig: davon wir bey den alten dramatischen Dichtern keine Nachahmungen finden. Dieses ist nun destomehr zu bewundern, da die ganze theatralische Dichtkunst auf den Dörfern und Flecken zuerst entstanden. Soll ich meine Gedanken von der Ursache entdecken, so werden es diese seyn: Landleute, welche die Beschwerlichkeiten ihrer Lebensart zur Gnüge kannten, konnten unmöglich begierig seyn, den Abriß derselben auf der Bühne zu sehen. Hergegen konnten sie, nach der natürlichen Neubegierde der Einfältigen, gar wohl begierig seyn, das Leben der Könige und Fürsten, kennen zu lernen; oder auch das Stadtleben des Bürgerstandes vorgestellet zu sehen. Nach beydem konnte das unwissende Landvolk lüstern seyn: so wie wir im Gegentheile finden, daß die Großen dieser Welt sich gern an den Thorheiten des Mittelstandes, und wohl gar an den Bauerpossen eines Hanswursts, oder andern groben Lümmels, er sey nun wälsch oder deutsch,

be-

belustigen; ernsthafte Trauerspiele aber, von Königen und Fürsten gar nicht sehen mögen; es wäre denn, daß sie nach Art der Opern ganz ins verliebte Fach gehöreten, und durch Musik und Tänze in Stücke aus Schlaraffenland verwandelt worden.

2. §. Ich weis wohl, was die Bewunderer des Alterthums hier sagen werden. Um zu behaupten, daß es ihm auch an Schäferstücken nicht gefehlet habe, werden sie sich auf die satirischen Schauspiele der Griechen berufen; davon **Casaubonus** ein ganzes Buch geschrieben. Ich kenne es, und habe es mit Bedacht gelesen, wie es 1605. unter dem Titel Isaaci Casauboni de Satirica Græcorum Poesi, & Romanorum Satira, zu Paris in 8. herausgekommen. Hier darf zuförderst niemand denken, daß die griechische Satire von eben der Art gewesen, wie die lateinische, eines **Lucils**, **Horaz**, oder **Juvenals**, nachmals gewesen. Nein, sie war kein Gedicht zum Lesen, wie etwa **Homers** Margites; sondern ein dramatisches Stück, welches man auf einer Bühne mit lebendigen Personen vorstellete. Sie hatte den Namen von des Bacchus Gefährten, den Silenen und Satiren; weil nämlich diese dem Bacchus zu Ehren, an seinen Festtagen, von dem betrunkenen Landvolke vorgestellet wurden. **Horaz** beschreibt uns diesen Zustand, in dem Schreiben an den Kaiser August:

Agricolæ prisci, fortes, parvoque beati,
Condita post frumenta, levantes tempore festo
Corpus, & ipsum animum, spe finis, dura ferentem,
Cum sociis operum & pueris & conjuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant;
Floribus & vino, Genium, memorem brevis ævi.
Fescennina per hunc inventa licentia morem,
Versibus alternis opprobria rustica fudit.

Von diesem Ursprunge nun, will **Casaubonus** die satirische Poesie der Griechen herleiten: und ich bin ihm in soweit nicht zuwider, als die ganze theatralische Dichtkunst ihren

Ursprung daher genommen. Diese theilte sich nun bald nach dem Thespis und Pratinas in tragische und komische Stücke ab: davon jene ernsthaft und traurig, diese aber beißend und lustig waren; weil sie dem Bacchus zu Ehren gespielet wurden. Allein dabey sehe ich nicht die geringste Spur unserer Schäferspiele.

3. §. Soviel gelehrte Sachen vom Ursprunge der Schauspiele Casaubonus auch anführet, und so richtig dieselben auch sind, so beweist er doch nichts mehr, als daß es alte Dorfstücke, die sehr beißend und spöttisch gewesen, gegeben; und darinn man Faunen und Satyren aufgeführet, ja sie von diesen mit leichtfertigem Hüpfen und Springen, und lüderlichen Worten, spielen lassen. Dieß ist also der Ursprung der Komödie, wie er selbst gesteht; daß σατυρικα δραματα, oder schlechtweg Σατυροι, nur den Tragödien entgegengesetzet worden; weil ihre Chöre aus Silenen und Satyren bestanden. Eben das bezeigt Horaz, wenn er schreibt:

> Mox etiam agrestes Satyros nudavit, & asper
> Incolumi gravitate (scil. tragœdiarum) jocum tentavit.

Er nennt auch einen komischen Dichter Satyrorum Scriptorem; und die Natur dieser Spiele drückt er durch risores & dicaces Satyros aus:

> Verum ita risores, ita commendare dicaces
> Conveniet Satyros.

Was zeigt das anders, als daß eine griechische Satyre kein unschuldvolles, ruhiges und verliebtes Schäferspiel; sondern höchstens eine etwas gröbere und unflätigere Bauerkomödie gewesen sey. Eben dieses beweiset das einzig übriggebliebene Stück von dieser Art, des Euripides Cyklops, auf den er sich beruft. Denn man lese denselben durch, so oft man will, so wird man nichts ähnliches mit einem neuern Schäfergedichte darinn finden. Der Riese Polyphem, Ulysses, seine Gefährten, und alle übrige Personen desselben, sind diejenigen Schäfer nicht, die wir auf unsere Pastoralbühne

bühne stellen könnten; um das unschuldige Weltalter unter Saturns Regierung, die tugendhaften Zeiten der Patriarchen, oder die Sitten des glückseligen alten Arkadiens vorzustellen: wie ich dieses im I. Abschnitte und V. Hauptstücke abgeschildert habe.

4. §. Bleibt also die Pastoralpoesie eine neuere Erfindung: so fragt sichs, wem wir dieselbe eigentlich zu danken haben? Schlage ich den **Minturno**, als einen Lehrer der wälschen Dichtkunst nach, der sein Buch, als Bischof zu Uguento 1563. geschrieben hat: so finde ich noch gar keine Spur von den Pastoralstücken darinnen; als die zu seiner Zeit noch nicht erfunden, oder doch nicht bekannt gewesen. **Crescimbeni** hergegen bemerket im IX. Cap. des IV. B. vom I. Bande seiner Istoria della volg. Poes. daß dieselbe in der Hälfte des XV. Jahrhunderts allererst ins Geschick gekommen. Denn nach einigen unförmlichen Versuchen älterer Dichter, die etwas schäfer- oder bauermäßiges in Verse gebracht, die sie bald Favola, bald Rapresentatione della Favola, bald Ecloga, bald Comedia rusticale genannt, habe Angelus Politianus das Stück **Orpheus** gemacht; welches 1518. zu Venedig gedrucket worden. Nach diesem habe ein Ferrareser, Cinthio genannt, nach dem Muster der Alten 1545. eine sogenannte Satire, mit allerhand Faunen und Satiren vermischet, aufführen lassen, die den Namen **Aegle** geführet. Zehn Jahre hernach sey denn endlich das erste eigentliche Schäferstück, von einem andern Ferrareser, **Beccari**, unter dem Namen Il Sagrifizio, Favola Pastorale, erschienen, und das Jahr vorher gespielet worden. Im 1561 Jahre hat **Cieco** seine Calisto, vorstellen lassen, ob sie wohl erst 1582. gedrucket worden. Darauf hat 1563. **Albert Lollio**, dem Herzoge Alfonsus von Ferrara zu Liebe, nach jenem Muster, die **Aretusa** gemacht, die er Comedia Pastorale genannt. Bis endlich im 1573. Jahre der **Amintas** des **Torquato Tasso**, als eine Favola Boscareccia, zu Venedig ans Licht getreten; worauf denn endlich des **Guarino** sein Pastor Fido, und des **Buonarelli** Filli de

Sciro gefolget sind, die diese Art von dramatischen Vorstellungen völlig berühmt gemachet haben.

5. §. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht der große Beyfall, den diese Stücke gefunden, und wodurch sie auch bis über die Alpen gedrungen, auch bey uns zuerst die Schäferstücke bekannt und beliebt gemacht. Zwar wenn wir bloße Bauerstücke machen wollten: so würden wir in Hans Sachsen und Ayrern eine gute Anzahl derselben antreffen. Z. E. Des erstern schwangerer Bauer, von 1544. und der Bauer mit dem Kuhdiebe, von 1550. der Baurenknecht will zwo Frauen haben, von 1551. u. s. w. Ja schon vor beyden würde Martin **Rinckard** uns in seinem münzerischen Baurenkriege 1520. eine Probe davon gegeben haben. Allein dieses ist unserer obigen Erklärung zuwider. Der erste aber, der, meines Wissens, des Guarini Pastor Fido ins Deutsche gebracht, ist **Eilger Manlich** gewesen, der ihn in Reime gebracht, und 1619. in 12. zu Mühlhausen drucken lassen. Diese Verdeutschung führte den Titel: Pastor Fido, ein sehr schön, lustige und nützliche Tragico Comœdia &c. Das war nicht genug. Denn 1636. kam zu Schleusingen, unter eben dem Titel, einer Tragico Comœdia eine andere Dolmetschung zum Vorscheine. Indem aber diese Uebersetzungen im Schwange giengen, fand sich auch 1638. **Herm. Heinr. Scheren** von Jewer, der uns eine neuerbaute Schäferey von der Liebe Daphnis und Chrysilla, nebst einem anmuthigen Aufzuge vom Schafdiebe, lieferte, und zu Hamb. in 8. drucken ließ: welches Stück ich auch besitze. Ja 1642. folgte auch des **Torquati Tassi**, Amyntas, von M. Mich. **Schneidern**, Prof. zu Wittenberg verd. und zu Hamb. gedr. Und zwey Jahre darauf gab **Augspurger** zu Dresden 1644. einen ganzen Band Schäfereyen ans Licht, darinn vier Schäferspiele in ungebundener Rede, nach den vier Jahrszeiten eingerichtet sind.

6. §. Ich würde noch ein großes Verzeichniß hersetzen müssen, wenn ich nun alle Nachfolger dieser Versuche nennen wollte. Ich will nur melden, daß sowohl der **Pastor**

Fido, als der **Amyntas** noch mehr als einmal übersetzet erschienen. Der erste nämlich kam 1663. zu Weimar oder Erfurth in ungebundener Rede heraus, wiewohl hin und wieder einige Verse mit unterlaufen. Er hat die Ueberschrift auch Pastor Fido, oder die allerschönste Tragi-Comœdia, der getreue Hirte genannt, so jemals auf dem großen Theatro der Welt gesehen worden ꝛc. Es scheint, daß der Uebersetzer **Statius Ackermann** geheißen; denn dieser eignet dieselbe einem sächsischen Herzoge, Joh. George, zu, und wünschet, daß sie auf einer rechten pastoralischen Scena agiret werden möchte. Hierauf folgten **Hofmannswaldau**, und **Abschatz**, die ihn in Versen, aber in ungleich langen madrigalischen Zeilen verdeutschten, und sehr viel Beyfall damit erhielten. Der zweyte aber ist, der ältern Uebersetzungen nicht zu gedenken, noch vor wenig Jahren, von neuem poetisch ins Deutsche gebracht worden. **Andreas Gryphius** aber, der uns des **Corneille** schwärmenden Schäfer, als **ein satyrisches Lustspiel** betitelt, 1663. verdeutschet, um die überhandnehmende Schäfersucht lächerlich zu machen; hat uns auch die verliebte **Dornrose**, als ein kleines Bauerspiel selbst verfertiget. Unter den Originalen des vorigen Jahrhunderts aber, ist **Hallmanns** Urania, ein Schäferspiel, zu merken; und noch vor derselben hat er die sinnreiche Liebe, oder den glückseligen **Adonis**, und die vergnügte **Rosibella**, als ein Pastorell, auf die Vermählung Kaiser Leopolds 1673. verfertiget. Vor etwa zwanzig Jahren habe ich meine Atalanta, als ein Schäferspiel, verfertiget; und nachdem sie vielmal gespielet und in meiner Schaubühne bekannt worden, hat man sie an verschiedenen Orten nachgedrucket; ja es sind dadurch die Schäferspiele von neuem beliebt, und von vielen nachgeahmet worden. Ich könnte ein ganzes Verzeichniß neuerer Schäferstücke, die theils länger, theils kürzer ausgefallen, hersetzen, die seit zehn Jahren ans Licht getreten; wenn dieses die Absicht wäre. In der Historie der deutschen Schaubühne wird dieses ausführlicher geschehen.

7. §. Was nun die Einrichtung solcher Schäferstücke betrifft, so kann sie dem nicht schwer fallen, der die obigen Hauptstücke von Idyllen, von Trauer- und Lustspielen wohl verstanden hat. In dem ersten sieht er die ganze Art des Schäferlebens, welches in einer gewissen Einfalt und Unschuld vorgestellet werden muß, wie man sichs in dem güldenen Weltalter einbildet. Man muß nämlich dadurch den Zuschauern eine Abschilderung der alten Tugend geben; um ihnen dieselbe als liebenswürdig zu entwerfen. Die Liebe kann darinn zwar herrschen, aber ohne Laster, und Unart: und wenn gleich zuweilen auch Personen von höherm Stande, oder aus Städten mit unterlaufen; so müssen dieselben doch dieser herrschenden Tugend des Landlebens keinen Eintrag thun: wie man an der **Elisie** in meiner Schaubühne sehen kann. Eine solche Liebesfabel nun muß ebenfalls ihre Verwickelung, ihren Knoten, und ihre Auflösung haben, wie ein Lust- und Trauerspiel. Es können unerkannte Personen darinn vorkommen, die allmählich entdeckt werden, und dadurch eine Peripetie, oder einen Glückswechsel verursachen; der aber insgemein ein vergnügtes Ende nehmen muß. Denn weil im Stande einer solchen Unschuld, keine Laster herrschen, so muß auch Schmerz und Unglück weit davon verbannet seyn; außer was die kleinen Bekümmernisse unglücklicher Liebenden etwa nach sich ziehen. Ein vernünftiger Poet schildert auch die Liebe der Schäfer zwar zärtlich, aber allemal keusch, und ehrbar, treu und beständig: damit niemanden ein böses Exempel, zum Schaden der Tugend, gegeben werde.

8. §. Ein Schäferspiel soll auch eigentlich fünf Aufzüge haben: doch haben einige auch wohl nur drey gemachet; wenn es ihnen an Materie gefehlet, fünfe damit anzufüllen. Diejenigen ganz kurzen Stücke, die gleichsam nur aus einem Aufzuge, von sechs, acht oder zehn Auftritten bestehen, werden als Nachspiele bey größern Trauer- und Lustspielen gebrauchet. In allen aber muß die Fabel ganz, in ihrem völligen Zusammenhange vorgestellet werden, so daß sie Anfang,

fang, Mittel und Ende habe, ohne die Dauer eines halben oder ganzen Tages zu überschreiten. Der Ort der Scene muß auch im ganzen Stücke derselbe, etwa ein Platz vor einer Schäferhütte, oder an einem Gehölze, oder in einer Wiese zwischen etlichen Gebüschen seyn, und durch das ganze Stück bleiben. Die Schreibart muß niedrig, aber nicht pöbelhaft, vielweniger schmutzig und unflätig seyn. Wenn gleich die Lustspiele die ungebundene Rede sehr wohl vertragen können: so sind doch in Schäferspielen die Verse sehr angenehm: wenn sie nur natürlich und leicht fließen. Denn gezwungene und hochtrabende Ausdrücke schicken sich für diesen Stand nicht. Spitzfindige Einfälle gehören hieher auch nicht: wie denn Schäfer von allen Erfindungen und Künsten der Städte nichts wissen sollen. Wenn man glaubet, daß solche Schreibart leicht ist, so betrügt man sich sehr: so spielend sie auch aussieht, wenn man sie gut beobachtet findet. Viele fallen ins pöbelhafte oder in die Zoten, ehe sie es meynen: wie **Dünnehaupt** in seinem gedrückten und erquickten Jacob, davon man den Auszug in den krit. Beyträgen sehen kann; oder ein neuerer Dichter, in seiner Liebe in Schäferhütten, welches mehr ein Bauerstück als Schäferspiel heißen kann. Andere neuere Dichter aber haben ihre Stücke bisweilen zu künstlich im Ausdrucke gemacht: und ihre Schäfer mit fontenellischer Spitzfindigkeit reden lassen. Die Mittelstraße ist nirgends nöthiger, als hier; von welcher aber auch **Tasso** und **Guarini** bisweilen abgewichen sind, wie oben im Hauptst. von Idyllen bemercket worden.

9. §. Es haben viele auch musikalische Schäferspiele, als Opern gemachet, und aufgeführet. Von diesen ist der innern Einrichtung nach, nichts anders zu sagen, als von den andern. Eins von dieser Art ist der fontenellische **Endymion**, den ich deutsch übersetzet habe, ohne ihm die Gestalt einer Oper zu geben. Doch habe ich den ersten Aufzug in den Schriften der deutschen Gesellschaft auch auf diese Art eingekleidet, als ich einmal für den Hochsel. Herzog von Weißenfels eine Oper machen sollte: die aber durch eine

Landestrauer unterbrochen ward. Man hat zwar viel solche einzelne Stücke gedruckt; daran doch manches auszusetzen wäre, wenn man sie prüfen wollte. Die Kleidungen der Schäfer müssen sehr einfältig und nicht kostbar, aber doch reinlich seyn. Weißes Leinen, und grüne wollene Kleider zieren sie am besten. Seide, Gold und Silber kennen sie nicht. Ihre Strohhüte und Stäbe zieren sie mit etlichen bunten Bändern. Nichts ist angenehmer, als wenn man Kinder in dergleichen kleinen Schäferspielen übet, und sie mit den gehörigen Kleidungen vor Gästen, die man vergnügen will, etwas vorstellen läßt. Denn dadurch werden sie herzhaft, üben ihr Gedächtniß, lernen ihre Person wohl spielen, deutlich reden, auf alle ihre Gebärden und Stellungen wohl acht geben, u. s. w. Ich kenne hier eine Familie, da die Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren sehr geschickt in diesem Stücke sind. Und geschickte Schulmänner haben bisweilen mit größern Schulknaben auch meine Atalanta u. d. m. zu vielem Vergnügen ihrer Zuschauer, sehr wohl aufgeführet.

10. §. Nun muß ich noch etwas weniges von Vorspielen und Nachspielen gedenken. Diese beyden Arten theatralischer Vorstellungen sind auch einestheils ganz neu: theils haben wir doch aus dem Alterthume kein Muster übrig behalten, darnach sich unsere Dichter hätten richten können. Das erste gilt von den Vorspielen. Denn diese pflegt man bey gewissen feyerlichen Tagen, an großer Herren Geburts- und Namenstagen, bey Beylagern, oder bey der Geburt hoher Prinzen, bey Jubelfesten von Akademien und Schulen, u. d. m. aufzuführen. Sie sollen also, dieser Absicht nach, die allgemeine Freude des Landes, der Städte, gewisser Gesellschaften und Stände, an den Tag legen, auch wohl gute Wünsche mit anbringen. Man muß also zu allegorischen oder mythologischen Personen seine Zuflucht nehmen, die sonst in andern Schauspielen billig keine statt finden. Man läßt das ganze Land z. E. Germania, Saxonia, Lusatia

satia u. d. gl. als ein Frauenzimmer mit einer Städtekrone; man läßt Städte, die Religion, die Wissenschaften, die freyen Künste, den Handel, u. d. m. auftreten. Zu diesen letzten brauchet man insgemein den Apollo, die Minerva, die Musen, den Merkur u. s. w. Bisweilen kann man auch wohl die Venus, den Cupido, die Gratien, die Diana, den Vertumnus, die Flora, die Pomona u. a. m. brauchen, um die Schönheit, Liebe, Anmuth, Jagd, den Frühling, Herbst, u. s. w. vorzustellen. Alle solche Personen müssen nach der Mythologie mit den gehörigen Kleidungen und Kennzeichen versehen und unterschieden werden: und man muß sich wohl vorsehen, daß unter solche allegorische oder mythologische Personen, keine wirkliche oder historische gemenget werden. In diesem Stücke ist **Simon Dachs** Schauspiel von der Sorbuise, auf das erste Jubelfest der Königsb. Universität, fehlerhaft: weil er beyderley untereinander menget. Auf das zweyte Jubelfest dieser hohen Schule steht ein Prologus oder Vorspiel in meiner Schaubühne VI. Bande.

11. §. Die Nachspiele betreffend, so sind dieselben freylich bey den Griechen unter dem Namen der **Satiren**, und bey den Lateinern unter dem Namen der **atellanischen** Fabeln gewöhnlich gewesen. Allein jene bestehen, wie ordentliche Stücke, aus fünf Aufzügen; da unsere Nachspiele viel kürzer sind, und nur aus einem Aufzuge bestehen: von diesen aber weis man nichts rechtes, als daß sie kleine bürgerliche Fabeln des Stadtvolkes in Rom, vorgestellet. Man hat auch Fabulas tabernarias gehabt, die noch gemeinere Leute aufgeführet: und allem Ansehen nach alle lustig und possenhaft gewesen. Vermuthlich haben auch die Schauspieler solche Stücke nach einem bloßen Entwurfe, und aus dem Kopfe vorgestellet: daher es denn kömmt, daß wir nichts davon übrig behalten haben. Unsere Komödianten haben es auch eine lange Zeit her so gemachet, und nach dem Exempel der wälschen Bühne aus dem Stegreife ihre

Fratzen hergespielet. Allein da sich viel schlechtes Zeug darunter gemenget, welches artigen Stadt- und Hofleuten einen Abscheu gemachet: so hat man endlich, nach dem Exempel der Franzosen, kleine Stücke von der Art mit Fleiß ausgearbeitet, und sie wohl gar in Versen gemacht, damit die Komödianten sie auch auswendig lernen müßten. Doch hat man sie auch bisweilen in ungebundener Rede verfertiget; von welcher Art in meiner Schaubühne auch ein paar Stücke vorkommen. Der Inhalt solcher Stücke kann aus dem gemeinen bürgerlichen Leben hergenommen seyn; doch so, daß der kleine Adel auch nicht ganz ausgeschlossen wird. Man hat aber auch kleine Schäferspiele schon in guter Anzahl, und diese thun eine gute Wirkung, zumal in Versen. Endlich haben die Franzosen auch schon Hexenmährchen auf die Bühne gebracht: die als was neues, welches den Parisern immer gefällt, großen Beyfall gefunden haben. Auch bey uns ist das Orakel, und ein paar andere von der Art, schon im Deutschen aufgeführet worden.

12. §. Soll ich meine Gedancken davon sagen, so sind die beyden ersten Arten, als Nachahmungen der Natur, theils wie sie gut und unschuldig, theils verderbt und lasterhaft ist, sehr gut: wenn sie sonst den Regeln der Wahrscheinlichkeit folgen, und die Einigkeit der Zeit und des Ortes beobachten. Allein, was die letztern betrifft, so sind dieselben aus dem Lande der Hirngespinste, der arabischen Mährlein, oder aus dem Reiche der Hexen genommen: und haben folglich kein Vorbild in der Natur. Die Sittenlehren die darinn herrschen, sind auch gemeiniglich sehr unsichtbar, oder gehen bloß auf die schlüpfrige Liebe; ein glattes Eis, darauf, auch ohne solche Anreizungen, schon Zuschauer genug zu straucheln pflegen. Ist dieser Zweck aber der Mühe werth, durch solche gezwungene Mittel befördert zu werden? Es haben sich ohne dieß schon komische Dicher genug gefunden, die auf den ordentlichen Wegen, dieser Leidenschaft mehr Vorschub gethan haben, als zu wünschen

wünschen wäre. Und was werden wir für eine Nachkommenschaft bekommen, wenn wir so eifrig an Verderbung der Sitten der Jugend arbeiten wollen? In diesem einen Stücke scheint mir der Verfasser der Abhandlung recht zu haben, der im vorigen Jahre den Preis der Akad. zu Dijon erhalten hat. Nur die üppigen Poeten, und andere ihnen gleichgesinnte Schriftsteller, befördern die Verderbniß der Zeiten, und thun der Welt dadurch einen schlechten Dienst: da sie dieselben eben so leicht bessern könnten; wenn sie einhällig ihre Federn dem Dienste der Tugend widmen wollten. Man lese hierbey des Riccoboni Tractat von der Verbesserung der Schaubühne, de la Reformation du Theatre.



Des

Des II. Abschnitts VII. Hauptstück.

Von politischen Fabeln, und andern dergleichen Erdichtungen.

1. §.

Der Schluß des vorigen Hauptstückes giebt mir den Anlaß, auch von dieser weit nützlichern Art von dichtenden Schriftstellern zu handeln. Es ist wahr, daß mancher sie kaum unter die Poeten wird rechnen wollen. Allein, nach der aristotelischen Erklärung der Dichtkunst, kann und muß ich sie mit eben dem Rechte hieher rechnen, womit Huetius die Romane zur Dichtkunst gezogen. Das Alterthum hat uns nur ein einziges Muster von dieser Art hinterlassen, und dieß ist Xenophons Cyropädie. Dieser große Weltweise und Geschichtschreiber wollte der Welt einen guten Begriff, von der Auferziehung eines königlichen Prinzen geben; der zu einem großen Monarchen vorbereitet werden sollte. Um seine Zeit hatte man keinen größern Helden in den Geschichten, als den Stifter der persischen Monarchie Cyrus. Von dessen ersten Jugendjahren hatte man in Griechenland, wenig oder keine Nachrichten. Xenophon bemächtigt sich also dieses Helden, und macht eine Erdichtung, von seiner vermuthlichen Auferziehung; die er aber der Wahrscheinlichkeit nach, so umständlich erzählet, als ob sie wirklich geschehen wäre. Dieß ist nun ein politisches Gedicht, weil es in die Staatskunst einschlägt, und jungen Prinzen die vortrefflichsten Regeln geben kann. Es läßt sich aber, wie ein jeder sieht, in die engen Regeln eines Heldengedichts nicht einschränken: sondern erstrecket sich auf viele Jahre. Kein anderer von den Alten hat diesen Weg, so viel mir wissend ist, betreten.

2. §.

2. §. Von den Neuern hingegen haben wir fast unzählige solche Werke. Der erste, der in politischen Absichten dergleichen unternommen hat, ist **Thomas Morus** gewesen. Sein Gedicht heißt **Utopia**; und enthält eine Beschreibung eines unbekannten Landes, darinn die bürgerlichen Verfassungen der Städte und des Landvolkes, mit besonderer Geschicklichkeit beschrieben werden. Nächst ihm kann **Thomas Campanella**, der unter dem Titel Civitas Solis poetica, einen Begriff von einer philosophischen Republik gab. Es ist sehr sinnreich geschrieben, und verdient allerdings gelesen zu werden. Ihm folgte **Franz Baco**, Baron von **Verulam**, mit seiner neuen **Atlantis**. Auch diese zeiget die Gedanken eines großen Mannes, der überall viele Einsicht in Staatssachen verräth, und allerdings viel Aufmerksamkeit verdienet. Auf eben dieser Spur folgte ein Deutscher, der sich aber unter dem Namen Mercurii Britannici versteckete; und sein Buch Mundus alter & idem nennete, darinn ein unbekanntes Südland beschrieben wird, unter dessen Bilde er bloß unsere Welt satirisch abschildert. Ich habe in dem Biedermann vor mehr als zwanzig Jahren einen Auszug daraus gegeben. Ich weis nicht, ob ich noch Melchior Inchofers, eines gewesenen Jesuiten Monarchiam Solipsorum hieher rechnen soll; die gleichfalls das Regiment des Jesuiterordens auf eine satirische Art beschreibt. Man hat dieß Werk auch französisch unter dem Titel La Monarchie des Solipses, in groß 12. gedruckt; und es ist allerdings werth, daß man es liest. Den **Barclajus** muß ich endlich nicht vergessen, der uns in seiner **Argenis** einen wirklich politischen Roman beschrieben hat, dazu bey einigen Ausgaben auch der Schlüssel zu finden ist.

3. §. Ehe ich auf die deutschen Werke dieser Art komme, muß ich einiger französischen erwähnen. Das erste, so mir bekannt ist, heißt **Sethos**, und enthält eine ägyptische Geschichte eines alten Königes, oder Prinzen, der von seiner Stiefmutter verfolget, und in einer Schlacht gefangen und weggeführet wird; hernach einen Zug zur See um ganz

Africa thut, verschiedener wilden Völker Gesetzgeber, ein Erretter der karthaginensischen Fürsten wird; endlich nach Aegypten kömmt, seinen Vater gegen den Aufstand gewisser Rebellen schützet, endlich erkannt wird, seinen Brüdern aber Braut und Reich abtritt, und sich, als ein Eingeweiheter, zu den Priestern begiebt. Dieß ist eine treffliche Fabel, voll edler Bilder der Tugend, und Großmuth; die ungemein viel politische Wahrheiten enthält. Der Abt Plüche, soll der Verfasser davon seyn. Die zweyte ist Ramseys Reise des Cyrus. Ist gleich derselbe ein Engländer, so hat er doch französisch geschrieben, ob er sie gleich hernach auch englisch herausgegeben. Er dichtet auf eine andere Art, wie Cyrus seine Jugend angewandt, daß er ein so großer Held geworden; und läßt ihn alle berühmte Männer seiner Zeiten, in Asien, Aegypten und Griechenland sprechen. Auch dieses ist ein treffliches Buch, das wir auch im Deutschen lesen können. Das dritte ist die Ruhe des Cyrus, eines Ungenannten: der noch eine dritte Art ersonnen hat, wie Cyrus hätte erzogen werden können, um ein großer Mann zu werden. Und ob es gleich sehr wohl geschrieben ist: so ist es doch den obigen beyden nicht gleich zu schätzen. Herr Prof. Bärmann in Wittenberg hat es sehr schön ins Deutsche übersetzet. Ich würde noch den Neoptolemus und Memnon hieher zählen, wenn sie nicht Heldengedichten weit ähnlicher wären, und also besser zum Telemach gehöreten: der aber auch reich an politischen Materien und Lehren ist. Den ersten hat Herr M. Pantke sehr schön in deutsche Verse gekleidet. Die Geschichte der Severamben aber, die Reisen des Masse, und den englischen Philosoph, Cleveland kann man mit besserm Rechte hieher rechnen.

4. §. Hätte ich nicht oben schon Reineken den Fuchs billig unter die scherzhaften Heldengedichte zählen müssen: so würde er diesen Namen einer politischen Fabel vollkommen verdienen. Eben das könnte gewisser maßen vom Froschmäuseler gelten. Allein es fehlt uns an andern solchen Büchern nicht. Im 1585sten Jahre kam zu Dresden ein

solches

solches Stück heraus, von den losen Füchsen dieser Welt in 4. Bald darauf, nämlich 1592. kam heraus Reichstag, oder Versammlung der Bauren, gehalten zu Friedberg im Rychthal, darinnen die gemeine Klage itziger Welt gehöret wird rc. in 8. der Verfasser davon wird **Vtz Eckstein** genannt, und hatte 65 Jahre früher gelebet. In ungebundener Rede haben wir vom 1625sten Jahre den Eselkönig, eine wunderseltzame Erzehlung, wie nemlich die Monarchei vnnd Gubernement vber die vierfüßige Thier, geändert, das Königreich vmbgefallen, vnd die Krone auff einen Esel gerathen; welchergestalt derselbe regieret, vnd wunderbarer weyse, mit gefahr leibs vnd lebens bald wider vmb das Königreich kommen rc. durch Adolph Rosen von Creutzheim, in 4. Auf eben die Art kam 1638. heraus **Legation**, oder Abschickung der Esel in Parnassum, durch Randolphum von Dießburg. Unter den Eseln werden hier die Unterthanen, sonderlich die Landleute verstanden, die sich über die Härtigkeit der Fürsten beklagen. Dahin gehöret auch **Relation** von den Liebesneigungen der allerschönsten Princessin Europa; sodann von den wunderbaren Begegnissen Ihrer mit weyland Keyser Carl dem Großen erzeugten fürstl. jungen Herrn rc. abgelegt in dem Parnasso von Mercurio Platonissante, in 12. Endlich würde auch der politische Lauf der Welt und Spiel des Glücks, zum Spiegel menschliches Lebens, in der wunderwürdigen Lebensbeschreibung Tychanders hieher gehören, der von Hieron. Dürern 1685. ans Licht gestellet worden.

5. §. Von neuern noch eins und das andere zu erwähnen: so muß ich zuförderst **Swifts** Reise nach Caklogallinien, sowohl als **Gullivers** Reisen, nach Liliput und Brobdingnac, hieher rechnen: Erdichtungen, die gewiß voll politischer Gedanken und Anmerkungen sind. Hernach hat bey uns Amadäus **von Creutzberg** das Land der Zufriedenheit, oder die Insel der Glückseligkeit beschrieben; und darinn seinen Begriff von einer platonischen Republik gegeben. In Dännemark hat Herr von **Holberg** seines Klimms unterirdische

Reisen auf diese Art beschrieben, daß er viel politische Betrachtungen über die Fehler der Staaten, unter verdeckten Bildern zu verstehen gegeben. Und wo bleibt **Menoza**, der asiatische Prinz, der auf seinen Reisen durch ganz Europa gute Christen suchet; aber überall die Gebrechen und guten Eigenschaften der Regierungen anmerket. Der Verfasser dieses überaus nützlichen Buches soll der sel. Rath **Gramm**, gewesen seyn: welches auch seinem vernünftigen Inhalte nach, gar wohl möglich ist. Noch ein französisches Gedicht von dieser Art fällt mir ein, welches der große Leibnitz gemacht hat. Es steht in Herrn Kortholts kleiner Sammlung französischer Briefe dieses Sterns erster Größe: und handelt von einer politischen Wahrheit, die man vor dem Successionskriege, im Anfange dieses Jahrhunderts den Holländern begreiflich machen wollen: indem man ihnen die vormalige schädliche Sicherheit, der in dem Harlemersee überschwemmten Städte und Dörfer poetisch abgeschildert.

6. §. Wer auch nur etliche von allen diesen Fabeln gelesen hat, der wird wohl sehen, daß sie gar nicht nach einerley Regeln gemachet worden. Die Dichtungskraft ihrer Urheber hat sich alle mögliche Freyheiten genommen, bald so, bald anders zu wirken. Bald hat sie sich an die glaublichen Fabeln gehalten, und lauter menschliche Personen gebraucht: bald hat sie sich in das äsopische Feld gewaget, und allerley Thiere aufgeführet; bald gar neue Geschöpfe hervorgebracht, wie **Klimm** und **Gulliver**. Die Wichtigkeit der Absichten ist auch nicht allemal gleich; weil sie bisweilen auf ganze Reiche und Länder, bisweilen auf kleinere Provinzen und Städte, bisweilen auch nur auf besondere Gesellschaften der Menschen abzielen. Von diesen letzten fallen mir noch ein Paar ein, die beyde von spanischem Ursprunge sind. Jenes ist des **Gracians** Criticon; dieses aber des **Saavedra** Republik der Gelehrten, die uns neulich ein hiesiger berühmter Gelehrter deutsch ans Licht gestellet. Wie das erste etwas allgemeiner ist, und sehr viele Stände des Lebens betrifft: also geht dieses letztere nur die einzigen Gelehrten

an;

an; indem es uns die Fehler der gelehrten Welt in einer artigen Erdichtung vor Augen malet. Man beobachtet endlich auch weder in Ansehung der Zeit, noch der Handlung eine Einheit: so daß diese Art von Fabeln, billig die allerungebundenste heißen kann.

7. §. So wenig also diese Erdichtungen den Regeln unterworfen zu seyn scheinen: so gewiß ist es doch, daß eine darunter schöner ist, als die andere. Ohne Zweifel aber kömmt die vorzügliche Schönheit der einen, von der Beobachtung gewisser Regeln her, die in der andern übertreten worden. Die I.) davon ist überhaupt, die Wahrscheinlichkeit in der Erdichtung. Bey derselben nun kömmt alles auf die Beobachtung der Charactere der Personen, der Zeiten, und der Oerter an. Das will Horaz, wenn er schreibt:

Ficta voluptatis caussa, sint proxima veris,
Nec quodcunque volet poscat sibi fabula credi.

In diesem Stücke ziehe ich die Reisen des Cyrus, der Ruhe des Cyrus ungemein vor. Denn jene beobachten die Sitten und andere Umstände der Zeiten dieses Helden viel genauer, als diese: wenn sie z. E. den Cyrus eine Maler- und Bildhauerakademie, eine Societät der Wissenschaften und freyen Künste, stiften, ja Schauspiele von tragischer und komischer Art emporbringen läßt. Wie schicket sich das auf jene alte Zeiten? da alle solche Dinge noch nicht gebohren, oder doch in der Wiege waren. Eben das tadle ich an Gullivers Pferdelande, die er Houyhms nennet. Denn er legt diesen Thieren solche Dinge bey, die sie mit ihren Hufen unmöglich bewerkstelligen können. Klimms Baummenschen sind hierinn ungleich wahrscheinlicher. Man glaubt aber nicht, wie schwer es hier sey, die Regel des Horaz

- - Servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit, & sibi constet
Fabula.

zu beobachten.

8. §. Die II. Hauptregel, die man noch geben kann, ist diese, daß man durch alle seine Fabeln Wahrheit und Tugend zu befördern suchen, Lastern und Thorheiten aber zu steuern bemühet seyn muß. Ein Dichter muß ein Weltweiser seyn, der die Glückseligkeit der Menschen zu bauen trachtet, soviel er kann. Alle seine Erdichtungen muß er also zu Mitteln zu dieser edlen Absicht brauchen; nicht aber aus Leichtsinnigkeit oder Unverstand das Gegentheil bemerken. Der berufene **Mandeville** hätte also mit seiner Fabel von den Bienen, die doch auch politisch ist, wohl zu Hause bleiben können: weil sie bloß die Verderbniß der Sitten zu befördern suchet. Und wieviel böse Brüder hat er nicht hierinn gehabt? Die Partey einer erleuchteten Religion nehmen, der Unschuld und Tugend das Wort reden, die Erkenntniß, sonderlich der sittlichen Wahrheiten befördern; und die Ruhe des gemeinen Wesens zu erhalten suchen; das sind Merkmaale, welche schätzbare Fabeln von thörichten unterscheiden. Man prüfe hiernach die obigen: so wird man selbst sehen, was verwerflich und löblich ist. Es ist erstaunlich, daß ein heidnischer **Xenophon**, es hierinn vielen heutigen Scribenten zuvorgethan; die sich doch für viel erleuchteter halten, und es nach dem größern Lichte, das itzo herrschet, auch leicht hätten seyn können. Daß endlich III. auch die Schreibart dieser Fabeln gut seyn müsse, brauche ich wohl nicht zu erinnern; weil es sich von sich selbst versteht. Doch darf sie deswegen so gefirnißt nicht seyn, als des **Barclajus** seine in der Argenis: die, wenn sie natürlicher wäre, weit mehr Leser finden würde.



Des II. Abschnitts VIII. Hauptstück.

Von allerhand Arten von Scherzgedichten.

1. §.

Damit es meiner Dichtkunst, soviel möglich ist, an nichts fehle, was zur Poesie gerechnet zu werden pflegt: so muß ich hier noch allerhand Stücke nachholen, die zwar mehrentheils läppisch sind; doch eine Zeitlang ihre Liebhaber gefunden haben. Ich werde sie aber großentheils nur nennen, und nothdürftig beschreiben: weil sich die Mühe nicht verlohnet, sie durch Regeln zu lehren. Ich hebe also von den kürzesten an, und das sind I. die **Leberreime**. Ich begreife es nicht, wie die Lebern der Hechte zu der Ehre gekommen sind, daß sie bereimet werden müssen, ehe man sie verzehret. Indessen ist es eine alte Sitte, auf diese Art einen Spaß über der Tafel zu machen: und da heißt es zum Exempel: **Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem** andern Thiere, welches man will; darauf sich aber in der andern Zeile ein gewisser Gedanken reimen muß, der sich zu den gegenwärtigen Umständen schicket. Mehr brauche ich nicht zu sagen: denn es giebt ganze gedruckte Sammlungen davon. II. Kommen die **Gesundheiten in Reimen**. Auch diese sind in Deutschland, zumal in Sachsen, sehr gewöhnlich, und in großer Menge im Schwange. Sie bestimmen insgemein in zwey, drey, vier oder sechs Zeilen, wem man Gutes wünschet, oder wer da leben soll. Es wäre nur zu wünschen, daß nicht viel Unfläterenen mit unterliefen, die nur entweder von verderbten Sitten zeugeten, oder dieselben noch zu verderben geschickt wären. Auch davon haben wir gedruckte Sammlungen.

2. §. Die folgenden beyden Arten sind etwas künstlicher, Man nennet sie **Eteosticha**, oder **Chronosticha** und Akro-

Akrosticha. Die ersten halten Jahrzahlen in sich, wenn man alle die römischen Zahlbuchstaben, die darinn vorkommen, zusammen rechnet. Jochim Döbler hat 1685. eine ganze Chronologie der Weltgeschichte in solchen Versen, sowohl lateinisch als deutsch drucken lassen, darinn alle Begebenheiten ihre Zahlen bey sich führen. Z. E. in das Jahr der Geburt Christi bringt er lauter Wörter, die weder ein M. noch D. noch L. noch X. noch V. noch I. haben, und also o bedeuten.

Ohn Zepter Gottes Heer hat Gottes Erstgebohrnen.

Und so fährt er fort, ein I. zwey II. drey III. und so weiter in die folgenden Zeilen zu bringen. Z. E. auf König Ottokars völlige Besiegung der heydnischen Preußen, die 1255. geschehen, heißt die Zeile so:

GeſChlagen PreVßen ſteht ganz, hat es BöhMer StärCk.

Ein jeder sieht, was das für ein Zwang ist. Nicht besser ist die andre Art, da man Namen vor die Zeilen eines Gedichtes brämet; so, daß vor jedem Verse ein Buchstab zu stehen kömmt. Günther spottet mit Recht darüber, wenn er schreibt:

Ich flocht auch, wie noch viel, die Namen vor die Lieder,
Und gieng oft um ein A, drey Stunden auf und nieder.

Man sehe auch, wie in den vernünftigen Tadlerinnen diese Kinderey verlachet worden: indem ein poetischer Buhler seine Cynthia durch ein Stoßgebethlein verehret, darinn vorn herab, und ins Kreuz überall CYNTHIA mit lateinischen Buchstaben zu lesen ist. Man hat aber auch andere Erfindungen, davon jede Strophe mit einem besondern Worte anfängt, das zu einem ganzen Spruche gehöret. So ist z. E. das Lied, Befiehl du deine Wege, gemachet; denn die Anfangsworte aller Strophen heißen: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. Man wird aber auch in der letzten Strophe, an dem Mach End, o Herr ꝛc. wohl gewahr werden, wie groß der Zwang dabey zu seyn pflegt.

3. §. Ein neues Paar solcher Künste sollen die **Endreime**, und **Irreime**, abgeben. Die erste Art scheint eine Erfindung der Franzosen zu seyn; indem man in ihren besten Dichtern dergleichen Stücke, sonderlich Sonnette findet, die auf vorgeschriebene Reime gemachet werden. Und je seltsamer diese Wörter zusammen gesuchet worden, desto künstlicher ist es, wenn der Dichter ihnen hernach durch seine Einfälle einen ungezwungenen Zusammenhang geben kann. Auch unsere deutschen Dichter haben dergleichen zuweilen, aber weit seltener gemacht; und noch seltener drucken lassen: so daß ich itzo, da ich eins brauche, nicht einmal im Stande bin, eins zu finden. Es ist aber auch nichts daran gelegen: denn es ist eine elende Beschäfftigung, wenn man seine Gedanken auf die Folter spannen muß, um die eigensinnigen Schlußtöne mit anzubringen. Die andere Art ist nicht viel besser. Denn da soll man Verse machen, welche zweyerley Verstand haben können, nachdem man sie liest. **Menantes** giebt folgendes Exempel:

1. Treu und Liebe soll mich krönen,
   3. Doris lebenslang bey dir.
2. Aber nur bey Lisimenen,
   4. Geb ich falsches Schmäucheln für.

1. Meine Seele wird entzücket,
   3. Wenn ich täglich bey dir bin:
2. So sie jenes Bild erblicket,
   4. Sterb ich bald vor Grauen hin.

Hier geben die Strophen einen ganz andern Sinn, wenn man sie nach der Ordnung der Zahlen liest, als wie sie gedruckt stehen. Aber auch ohne mein Erinnern sieht man, was dergleichen Labyrinthe werth sind.

4. §. Es giebt aber auch **Wiedertritte**, wie ich beym **Morhof** und **Omeis** finde. Man möchte sie besser **Krebsreime** nennen: weil sie erst vor, dann hinter sich gehen; wie folgendes zeigen wird. **Morhof** im Unterr. von der deutsch. Spr. a. d. 801. S. setzt:

Der Wassergott sah einst den Paris eilen,
Durch seine Fluth, sich mit der Beut zu heilen:
Sprach bey sich selbst: Der meynet sich zu heilen,
Und schlägt sich wund mit seinem Raub und Eilen.

Omeis aber in s. Reim- und Dichtk. a. d. 122. S. schreibt so:

Ich lob ein Buch, und einen Kiel,
Die sind mein Wünschen und mein Ziel.
Ich achte kein Karthaunen Spiel.
Was suchet das Karthaunen-Spiel?
Des Menschen Blut ist nur sein Ziel.
Es tilgt was bauet Buch und Kiel.

Mich dünkt, nach diesen Beyspielen wird sich niemand darein verlieben: und es ist ein Wunder, daß gelehrte Männer sich zu solchen Kinderspielen haben herunter lassen wollen. Zum Gefährten will ich diesen **Wiedertritten**, den **Wiederhall** geben; ungeachtet ich schon bey den Liedern davon geredet. Denn man ist damit nicht zufrieden gewesen, daß das Echo am Ende der Strophen antwortete; sondern hat es fast bey allen Reimen haben wollen. Z. E. Omeis spielet so:

Nennest du mich noch den Deinen?
Und begehrest sonsten keinen?
Echo: keinen.
Nun so komm und laß uns scherzen!
Was beliebet deinem Herzen?
Echo: Herzen.
Schau, hier hast du zehen Küsse.
Sind sie sauer oder süße?
Echo: Süße.

herrlich! Aber es kömmt zuweilen noch schöner; z. E. aus dem Zesen:

Wirst du mich trösten, und sonst keine?
Echo: Eine.
Läßt mich in Angst und Ablaß gehn.
Echo: laß gehn.
Wem soll ichs danken mit der Zeit?
Echo: der Zeit.

5. §.

5. §. Nun kommen die **Räthsel** und **Logogryphen**: ein sehr ähnliches Schwesternpaar: womit sich gleichfalls die Franzosen mehr, als die Deutschen die Köpfe zerbrochen haben: welches uns zu keiner Schande gereichet. Zwar Räthsel findet man noch zuweilen: ja es giebt ganze Sammlungen solcher Tändeleyen; darunter zuweilen eins und das andre noch sinnreich genug ist. Z. E. **Menantes** macht eins, davon die vier ersten und letzten Zeilen diese sind:

> Es lebet Mann und Weib, die unzertrennlich sind,
> Doch gleichwohl so, daß man, keins bey dem andern findt.
> Sie sind einander feind, und können einig leben,
> Wenn einem etwas feh[illegible]s will das andre geben. ꝛc.
> So bald der Mann e[illegible], muß jene schlafen gehn,
> Und gehet er zur Ruh, so pflegt sie aufzustehn.
> Man siehet sie sich nie vermischen oder küssen,
> Und gleichwohl kann die Welt manch Kind von ihnen wissen.

Dieses bedeutet **Tag und Nacht**. Man macht auch auf die Buchstaben dergleichen: wie Menantes eins vom **R** giebt:

> Es ist ein Wunderding, das auch GOtt selbst nicht hat ꝛc.

Noch seltsamer ist der **Logogryph**. Man würde in Deutschland fast kein Exempel davon finden, wenn nicht im 8ten Bande der kritisch. Beyträge auf der 97. S. eine solche Seltenheit zur Beurtheilung wäre eingeschicket worden. Der Herr Verf. hat es ein **Worträthsel** genennet, und es hebt so an:

> Eilf Littern machen mich geehrter Leser aus.
> Du könntest ohne mich hier keine Sylbe lesen,
> Wo ich dir nicht vorhin in meinem eignen Haus
> Was du itzt deutlich siehst mit Fleiß so auserlesen.
> Ich bin in dieser Welt noch nicht gar lang bekannt,
> Mein Stammherr wird mit Recht von deutschem Blut genannt ꝛc.

Doch es ist mir zu lang. Man mag es am angef. Orte nachsehen. Der Schlüssel dazu ist, **Buchdrucker**.

6. §. **Kettenreime** von allerley Art kann man beym **Menantes** nachsehen; der sie selber nach seiner Art zu spa-

gen,

ßen, werth hält, vom Prevost des Parnasses in Ketten und Banden geschlossen, und in ein Loch geworfen zu werden, daraus sie nimmer wieder ans Tagelicht kämen. Ich will sie also auch darinnen stecken lassen: weil sich noch kein gescheider Dichter damit was zu schaffen gemacht hat. Ich schreite also vielmehr zu dem **Quodlibet**, als einer größern Art. Und deren giebt es zweyerley; davon eine Art ganz verwerflich; die andere aber noch wohl zu dulden ist, wenn sie recht gemachet wird. In der ersten heißt die Regel: je **toller und unsinniger, je besser**. Man kann leicht dencken, was das für ein Empfehlungsschreiben abgiebt. Gleichwohl hat es Leute gegeben, di[illegible] Vergnügen gefunden haben, ihre Vernunft so zu ver[illegible]en; daß sie dergleichen Zeug gemacht; und andere, die nicht viel klüger gewesen, um sie mit Vergnügen zu lesen. Z. E. ein solch Blümchen ist dieß:

> Der Esel hat Pantoffel an,
> Kömmt übers Meer geflogen.

Das soll nun spashaft seyn! Risum teneatis amici! Die andere Art der Quodlibete ist eine vermischt Satire in Dithyrambischen, d. i. ungebundenen, ungleich langen, bald jambischen, bald trochäischen, bald daktylischen Versen; ohne Ordnung und Verbindung. **Menantes** giebt ein Paar Exempel von der Art, die nicht schlimm sind, und allerley gute Gedanken in sich halten. Hierinn können zuweilen mit Lachen allerley gute Wahrheiten gesaget werden: wenn der Dichter das Utile dulci recht zu vermischen weis. Bey Hochzeiten lassen sich dergleichen Scherzgedichte schon anbringen; wenn sie nur nicht unflätig werden. Denn Zweydeutigkeiten, zumal von schlüpfrigen Dingen, sind eine verächtliche Art des Scherzes, die sich nur für Pritschmeister schicket, die bey Schnepperschießen ihre Zoten auskramen: wie **König** vormals zu thun pflegte.

7. §. Die Knittelverse sind noch eine andere Gattung der Scherzgedichte: darinn man die einfältige Versart der

Alten

Alten vor **Opitzens** Zeiten; z. E. des **Hans Sachs**, des **Burkards Waldis**, **Ringwalts**, in der deutschen Wahrheit, des Froschmäuselers, u. d. m. nachahmet. Dieses nun nach der rechten Art zu thun, ist gewiß eine Kunst: so wie es in Frankreich eine Kunst ist, den **Marot**, und in England den **Hudibras** nachzuahmen. Wer diese alten Dichter nicht fleißig gelesen hat, und eine natürliche Geschicklichkeit dazu mitbringet, der wird schwerlich damit zurecht kommen. **Geander** von der Oberelbe; oder Herr Hofr. **Müldener** ist ein besonderer Meister in dieser spaßhaften Art, wie man in seinen poetischen Kleinigkeiten sehen kann. Es hat auch vor kurzem ein Ungenannter, eine Handvoll Knittelgedichte herausgegeben, darinn manches ganz hübsch gerathen ist; aber an den ersten Meister langet es nicht. Eine andere, fast ähnliche Art ist, wenn man im Plattdeutschen den **Reinecke Fuchs**, oder **Laurenbergen** nachzuahmen sucht: wie in der Poesie der Niedersachsen dergleichen Stücke vorkommen. Nur hat es damit seine Schwierigkeit, wegen der verschiedenen Mundarten des Plattdeutschen; das sich fast alle zehn Meilen merklich ändert; wenigstens in allen großen Städten anders gesprochen wird. Der Pommer spricht anders, als der Mecklenburger, dieser ist vom Hollsteiner, und der vom Bremer und Oldenburger, so wie diese vom Braunschweiger und Westphalen ganz unterschieden. Indessen kann ein jeder an seinem Orte in seiner Mundart spaßen, und bey seinen Landesleuten Beyfall finden.

8. §. Die Wälschen haben eine Art von Versen erfunden, die sie die **Macaronische** nennen; welche **Crescimbeni** weitläuftig beschreibet, und in ihre Classen theilet. Einmal vermischet man das Latein mit dem Wälschen, und zweytens die alte Provinzialsprache, mit demselben: entweder so, daß Zeile und Zeile aus einer andern Sprache ist: oder daß wälsche Wörter ins Latein, oder lateinische Wörter ins Wälsche gemenget werden. Weil dieser berühmte und gelehrte Mann sich nicht geschämet, von dergleichen und al-

len obigen Arten des poetischen Kehrichts zu handeln: so will ich doch zeigen, daß die Deutschen auch in Thorheiten fast eben so groß und sinnreich gewesen, als die Italiäner. Was nun erst die lateinischen Mixturen anlanget; so hat schon vor viertehalb hundert Jahren Petrus Dresdensis dergleichen versuchet, als er das Lied: In dulci Jubilo, nun singet und seyd froh ꝛc. gemachet. S. Thomasens Dissert. von demselben. Er hatte aber schon Vorgänger in Grabschriften gehabt. Z. E. diese ist von 1380:

Hye lyt ein Fürste löbelich,
  Quem vulgus flebile plangit.
Von Misne Marcgraf Friderich
  Cujus insignia pangit.
Clerus, Claustralis, laicus,
  Den Fürsten leidlich klagen,
Dives inops, altus, infimus
  Fürstlich Werk von ihm sagen ꝛc.

Noch eine andere Art machte man mit halben Zeilen:

Heer Peter Wiese tumba requiescit in ista,
God geev em Spise, cœlestem, quique legis sta.

Und jener machte eine Beschreibung von Westphalen, in folgenden Zeilen:

Hospicium vile, grof Brod, dün Beer, lange Myle,
Sunt in Westphalia, si non vis credere, loop da.

9. §. Unter Neuern hat dergleichen Verse Jakob Balde, der bayerische Jesuit gemacht. Sein Agathyrsus zum Lobe der Magerkeit, hebt so an:

Wolan, so will ich dann,
Links, rechts, Latein u. Teutsch zugleich
Eins singen wie ich kann.
Exsulta felix macies,
Lætare torva facies,
Du stehst wohl an eim Mann
Wans Menschen Leib nit wär
Imago fœdi carceris:
So wär feist seyn ein Ehr.
Sed vere capti vivimus,
Omnes enim peccavimus,
Von Adams Zeiten her. u. s. w.

Andere haben nur ins Lateinische deutsche Brocken gemenget, und sie nach römischer Art eingerichtet. z. E.

Hem

Hem vos *Studentes*, omnes nunc *rufite*: *Juchhey!*
*Lustigeos*que simul multos *anstimmite Liedros*,
Schmausite et in *tiefam* sub *Schmausis sausite Nachtam*:
Non etenim vobis unquam bona *Bieria fehlunt*.

Ein anderer versuchte die daktylischen Verse, in einer mehr deutschen Mischung:

Quicunque kein jocum noch Lustigkeit übet,
Is ipse mag semper seyn heftig betrübet:
Vos fratres ja! lasset Cornelium fahren,
Nam hicce kömmt tamen bey künftigen Jahren ꝛc.

Und noch ein anderer sang so auf eine Hochzeit:

Herr Baltzer Koch ist guter Art, Patricius, Senator,
Humanus ehrbar wohlgelahrt, virtutis et amator.
Er hält gar nichts von bibere, das man itzt treibet sehre,
Sed non vult versus scribere, das bringt ihm größre Ehre.

Doch, wie gedacht, das sind Lappereyen, die keinen Platz hier verdienen würden: wenn ich nicht gesehen hätte, daß Crescimbeni dergleichen, in seine große Geschichte der Wälschen Dichtkunst Vol. I. L. VI. c. 5. 6. u. 7. eingerücket hätte. Z. E.

Suspiria in hac nocte recesserunt.
E andaro a ritrovar la mia Reina.
In gremium suum salutaverunt,
Dio vi mantenga donna pellegrina &c.

imgleichen von dieser Art:

Surgite Socii, che del Sonno sorgere,
Iam venit hora, ch'el terren rinverde,
Hirundo canit, et per qui si perde,
Optata dies senza piu vi accorgere.

Endlich auch solche:

Squassabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de *salata* carne *pienus* erat &c.

10. §. Zum Beschlusse kann man hier auch noch die in lateinischer Sprache gereimten Gedichte herrechnen, deren es in den mittlern Zeiten eine unglaubliche Menge gegeben hat. Leyser in der Historia Poetarum medii ævi hat sehr viele davon aufbehalten, und man findet sie auch in andern alten

Bü-

Büchern häufig. Ulrich von Hutten hat sie in den Epistolis obscurorum virorum, nebst andern solchen Leckerbissen unwissender Mönche ausgelachet: z. E.

> Amice bone, qui non es Nebulone,
> Facis pergratum, quod puerorum natum,
> Jam habes curam, et ad horum usuram,
> Nunc obscurorum in lucem das virorum,
> Venusta scripta, quæ docent ex Baralipta,
> Ut est scribendum jam ad laudem merendum.

Es ist nur zu verwundern, daß auch ernsthafte Leute in neuern Zeiten sich mit dieser wunderlichen Versart, ohne Beobachtung lateinischer Quantitäten haben vermengen wollen; die uns wohl geistliche Gesangbücher in dieselbe übersetzet; oder gar wie Hübner neue Lieder darinn gemachet haben. Was man an den alten Mönchen mit Lachen kaufen läßt, die vieleicht nichts bessers machen konnten: das schickt sich für unsere Zeiten nicht: es wäre dann, daß man es auch bloß zum Scherze brauchen wollte: wie Balde gethan. Doch nein, er hat sie auch im Ernste gebraucht; als er ein Trauerlied, tragödienweiß bey nächtlichen Windlichtern zu singen, aufsetzte:

> Eheu quid homines sumus
> Vanescimus sicuti fumus,
> Vana, vana, terrigenum sors
> Cuncta dissipat improba mors.
> Exstincta est Leopoldina
> Frustra clamat: o Lucina!
> Lacrymosa Puerperæ mors,
> Miseranda mulierum sors! &c.



Des

Des II. Abschnitts IX. Hauptstück.

Von Wahlsprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberschriften.

1. §.

Anstatt der bloßen Sinngedichte der Alten, haben die Neuern die Malerkunst zu Hülfe genommen, und vermittelst derselben in gewissen Figuren, mit etlichen darüber gesetzten Worten, oft die artigsten und nützlichsten Gedanken ausgedrücket. Man theilet sie in zwo Classen, nämlich Wahlsprüche oder Devisen; und in Sinnbilder oder **Emblemata**. Was die bloßen Bilder anlanget, darinn man auf eine räthselhafte Art etwas zu verstehen geben wollen: so sind dieselben schon sehr alt. Es ist bekannt, daß die Aegyptier viel auf ihre hieroglyphischen Figuren gehalten haben. Auch die Jüden hatten in ihrem Gottesdienste viel solche symbolische Vorstellungen, die viel bedeuteten. Selbst die Griechen hatten in den ältesten Zeiten solche redende Gemälde gehabt. **Joseph**, der jüdische Geschichtschreiber erzählet, daß **Arrhius**, König in Sparta, ein Petschaft geführet, darinn ein Adler, der eine Schlange in der Klaue hielt, gestanden. Und **Plutarch** meldet, daß in Athen **Alcibiades** einen Liebesgott, der Donnerkeile in der Hand trug, in seinem Schilde geführet; wodurch er seine eigene Gemüthsart abzuschildern gesucht. Endlich haben unter den Römern, **Pompejus** einen Löwen, der ein bloßes Schwert in der Tatze hatte; **Augustus** aber einen Sphinx, in ihren Siegeln geführet.

2. §. Allein von solchen Bildern der Alten, ohne alle Ueberschrift, reden wir hier nicht. Diese sind gar zu räthselhaft, und so zu reden, nur für todte Körper, ohne Seelen anzusehen: dahingegen ein bloßes Sinngedicht, davon wir oben

gehandelt haben, oder ein Wahlspruch, gleichsam ein Geist ohne Leib zu nennen ist. Ein Sinnbild aber muß nicht nur eins, sondern beydes haben. Wir verstehen nämlich dadurch ein ansehnliches Gemäld, dessen Bedeutung mit einer sehr kurzgefaßten Ueberschrift zu verstehen gegeben wird. Es sind aber dieselben zweyerley, theils sogenannte **Devisen**, theils die bekannten **Emblemata**. Wann die Kunst erfunden worden, solche **Devisen** und **Emblemata** zu machen, das ist eben so ungewiß, als wer ihr erster Urheber gewesen. Die Italiäner streiten mit den Franzosen um die Ehre der Erfindung: ja einige wollen gar die Ritter von der runden Tafel in England für die Erfinder ausgeben. Doch so viel ist gewiß, daß die barbarischen Zeiten der Unwissenheit, zu dieser an sich schönen Sache, Gelegenheit gegeben haben. Die Turniere sind ohne Zweifel zu Kais. **Heinrichs** des I. Zeiten in Deutschland aufgekommen, und diejenigen sind also unrecht berichtet, die solche Ehre den Franzosen einräumen wollen. Selbst **Crescimbeni** in seiner Historia della volgar Poesia Vol. I. L. V. p. 319. tritt hier auf die gute Seite der Wahrheit, wenn er zeiget: daß das erste Turnier 934, das zweyte unter Otten dem Großen 938 zu Magdeburg u. s. w. gehalten worden; von welcher Zeit an bis 1487. sechs und dreyßig solche Ritterspiele von den Kaisern angestellet worden. Hergegen berichtet **du Cange** im Gloss. aus einer alten Chronik, daß in Frankreich **Gottfried** II. **von Previlly**, welcher 1066 gestorben: das erste Turnier gehalten habe, (Gaufridus de Pruliaco) in Wälschland aber gesteht **Crescimbeni**, habe man erst 1147 zu Bologna das erste gehalten, und selbige Art der Ritterübungen aus Deutschland bekommen. Die Ritter nun, so darinnen ihre Tapferkeit zeigen wollten, suchten ihre Unternehmungen und edle Gemüthsneigungen, auf ihren Schildern, durch solche Bilder mit Ueberschriften, an den Tag zu legen. Dieses zeiget auch der italienische Namen der Devisen, imprese; der aus dem alten französischen emprise oder entreprise, seinen Ursprung genommen hat: wie der berühmte Pater le Moine

in

in seinem ausführlichen Werke, von der Kunst, Devisen zu machen, darthut. Folglich wird man wohl Deutschland für das Vaterland der Sinnbilder halten müssen, und aus dieser ersten Erfindung, wird man leicht die wahre Natur derselben abnehmen können.

3. §. Es ist also ein Sinnbild eine metaphorische Vorstellung dessen, was jemand für eine Neigung, Absicht oder Meynung bey seinem Vornehmen hat; die theils durch ein Bild, theils durch eine kurze Ueberschrift geschieht. Daß dieses so sey, lehret uns die alte Redensart, da man spricht, **etwas im Schilde führen**: denn das heißt so viel, als eine gewisse Absicht, ein Vorhaben oder eine Neigung haben. Man hat nämlich so wohl in Deutschland, als auch in Frankreich die Sinnbilder in die Schilde der Helden oder Ritter gemalt. So findet man im alten Heldenbuche, daß der eine Held eine Geige, der andere einen Löwen u. s. w. im Schilde geführet. Hieraus entstehen folgende Regeln der Sinnbilder: 1) Muß das Bild eine Sache vorstellen, die sich leicht malen, und auch von weitem gut erkennen läßt. 2) Muß ein solches Bild mit derjenigen Absicht, die es vorstellen soll, eine gewisse Aehnlichkeit haben; so, daß man sagen kann: Gleichwie dieses sich so und so verhält; also ist es auch mit der Absicht, Neigung oder Unternehmung dessen, der das Sinnbild hat, beschaffen. Z. E. Ein Liebhaber erwählet sich den Vogel Phönix, der sich verbrennet, mit der Ueberschrift: Sine pari. Da heißt die Erklärung: Gleichwie der Phönix seines gleichen nicht hat: so hat auch die Person, die ich liebe, ihres gleichen nicht. 3) Muß die Ueberschrift das so genannte Tertium comparationis in sich halten, oder die Aehnlichkeit des Bildes mit der Absicht dessen, der es führet, anzeigen. Und daher kömmt es, daß ein und dasselbe Bild zu verschiedenen Absichten gebraucht werden kann: wie dieses unter vielen andern der gelehrte Herr **Wachter** in seinen Sinnbildern über die berlinische Aloe erwiesen hat.

4. §. Aus diesen Hauptregeln kann man nun leicht schließen, daß es noch besondere Nebenregeln giebt, die zur Schönheit eines guten Sinnbildes etwas beytragen. Denn 1) muß das

nützliche Wahrheiten vorstellen, und auf eine sinnreiche Art abbilden sollten. Dieses ist nämlich die Beschreibung dieser zweyten Gattung, davon ich noch mit kurzem handeln muß. Dieß Emblema nun ist freylich so kützlich nicht. Es kann sich aller Arten der Bilder bedienen, und so wohl die Gestalt eingebildeter, als natürlicher Dinge, so wohl die ungereimten, als die ordentlichen leiden. Es kann auch viele auf einmal, oder gar nur halbe und verstümmelte brauchen, ja selbige gar auf unerhörte Art zusammen setzen. Es darf auch nicht eben gewissen Personen eigen seyn, sondern stellt allgemeine Lehrsätze vor: nur soll es allezeit eine gute Lebensregel in sich halten; die, wenn sie in einem Bilde vorgestellet wird, eine bessere Wirkung thut, als wenn man sie mit Beweisen und Vernunftschlüssen begleitet hätte. Hiermit hat nun die Devise nichts zu thun: als welche nur Ausdrückungen der Tapferkeit, der Rache, der Hochachtung und Liebe, kurze Lobsprüche und kurze Klagen in sich fasset. Hernach braucht auch ein Emblema eben kein Gleichniß in sich zu halten: und wenn es ja geschieht, so ist es nur ein Ueberfluß.

7. §. Doch wird auch ein jeder sehen, daß selbst unter diesem Titel die wenigsten Bilder mit Ueberschriften stehen können: zumal diejenigen nicht, wo man allemal ganze weitläuftige Erklärungen hinzusetzen muß, ehe man sichs getraut, daß der Leser das Bild und die Ueberschrift recht verstehen werde. Wenn ein solch Bild nicht selbst redet, und wenigstens von einem etwas witzigen Kopfe, der es betrachtet, verstanden werden kann: so taugt es nicht. Denn für die Einfältigen muß es ein Räthsel seyn und bleiben, bis es ihnen von einem Klügern erkläret wird. So ein Gemälde ist die Tafel des Cebes bey den Alten gewesen: solche Bilder sind auch bey des berühmten Grafen Shaftsbury gesammleten Werken in Menge zu finden. Ja überhaupt sollen alle Titelkupfer bey unsern Büchern, die keine Bilder ihrer Urheber sind, solche emblematische Gemälde vorstellen. Dergleichen ist das Kupfer vor dieser Dichtkunst und das vor dem Heldengedichte Hermann, welche sich ohne eine weitläuftige Erklä-

rung verstehen lassen. Doch will ich damit nicht behaupten, als ob man nicht auch Devisen vor Bücher setzen könnte. Nein, viele haben dieses mit gutem Bedachte gethan, unter andern Herr **Bar. Wolf**, vor seinen philosophischen Schriften; die auch mehrentheils sehr wohl gerathen sind. Wer ausführlichere Nachricht von allem haben will, der muß das vollständige Werk des Pater le Moine, de l'Art des Devises, davon nachlesen, der alles, was Paul Jovius, l'Arezzi, Cortile und le Ferro, imgleichen Hercules **Tasso** davon geschrieben, in einen Zusammenhang und ins Reine gebracht hat.

8. §. Den Franzosen zu Ehren muß ich noch eine seltsame Art von redenden Bildern erwähnen, die sie erfunden haben, und darinn sie keine geringe Art der Scharfsinnigkeit zu zeigen meynen. Sie malen Bilder, die theils ohne alle Wörter, theils mit einer Sylbe, oder einem Worte zusammen genommen, etwas bedeuten. Z. E. Ein altes Weib hat ein Buch auf dem Schooße liegen, als ob sie darinn läse; darauf steht aber Tul, Tul, Tul. Was heißt nun das? Es heißt Tertullianus. Denn Ter heißt (dreymal) Tul, (welches auf dem Buche steht.) lit (liest) anus, (das alte Weib). Diese vortreffliche Erfindung nun, heißt ein Rebus. Noch ein schöneres Beyspiel giebt mir der in solchen Einfällen berühmte Des Accords, dessen auch **Bayle** in seinem Wörterbuche gedenkt. Er malet einen todten Abt auf einer Wiese liegend, und stecket ihm, auf eine, ich weis nicht welcher Höflichkeit der Sitten gemäße Art, eine Lilge in den entblößten Hintern. Was soll nun dieses sinnreiche Gemälde sagen? Es bedeutet die vortreffliche Sittenlehre! Habe den Tod allezeit vor Augen. Will man begreifen, wie das heraus kömmt: so muß man fürs erste die Regel lateinisch machen: Habe mortem prae oculis; und hernach dieses Latein auf gut Französisch aussprechen, so wird heraus kommen: Abbé mort en pré, au cul lis! Ist das nicht ein vortrefflicher, wunderwürdiger Witz, womit sich der französische Esprit createur, allen heutigen und vormaligen Völkern so überlegen erweist? Risum teneatis amici! Solche ungereimte Dinge hat doch noch kein deutscher Kopf ausgehecket!

9. §. Weil wir einmal beym Malen sind, so muß ich doch eine andere vermeynte sinnreiche Art halb hieroglyphisch und ägyptisch zu schreiben, nicht vergessen, die von den Wälschen erfunden, und auch bis zu uns ausgebreitet worden. Man ersinnt sich Zeilen von Versen, darinn viele Wörter, oder auch nur Sylben vorkommen, die sich malen lassen; es sey nun eigentlich, oder nur Anspielungsweise. Da schreibt man nun die übrigen Worte, die nicht gemalet werden können, nur mit Buchstaben, die Bilder aber schaltet man an gehörigen Orten ein; so daß ein witziger Leser nach vielem Kopfbrechen endlich den Sinn zusammen buchstabiren kann. Z. E. Crescimbeni giebt folgende Erfindung zur Probe.



Wer das nicht lesen kann, der muß sich nicht für scharfsinnig halten; es wäre denn, daß er kein Italienisch verstünde. Es heißt aber diese Zeile soviel:

Dove son gl'occhi e la serena forma?

Heißt das nicht getändelt, so weis ich nicht was gespielet, ja ich möchte sagen, gekindert heißen soll! Indessen hat man bey uns solche Spruchbücher, unter dem Namen der Bilderbibeln gemacht; ja wohl gar Hochzeitverse, und andere dergleichen Sachen dergestalt ausgekünstelt. Schade um den Witz, den man bey solchen Possen verschwendet, der gewiß viel gescheider könnte angewandt worden seyn. Doch, worauf verfallen müssige Köpfe nicht, wenn sie einmal keine richtige Art zu denken besitzen, und keine Kräfte haben, sich auf eine wirklich sinnreiche Art hervor zu thun? Verständige Leute denken dabey:

Turpe est difficiles habere nugas,
Et stultus labor est ineptiarum.

Ende des neunten Abschnitts, und zweyten Theils.

Erstes

Erstes Register
derer angeführten Bücher und vornehmsten Schriftsteller.

Luci-

Roll

Stollens

Zweytes Register
über die vornehmsten Sachen.

A.

B.

andere

Syl-

